

Lothar Baus

Wahrheit in der Dichtung Goethes

Eine psychoanalytische Spurenlese mit
vielen anonymen Werken Goethes

I. Halbband

Das vorliegende Sachbuch ist eine aufgrund
von weiteren Goethe-Entdeckungen umgearbeitete
und stark erweiterte Fassung des Buches
>Der Illuminat und Stoiker Goethe<
Der Verfasser

Asclepios Edition

ISBN 3-925101-99-3

Goethe, von der etwas frommen Julie von Egloffstein gefragt, ob er denn auch zuweilen in der Bibel lese, antwortete lächelnd: „*O ja, meine Tochter, aber in einer anderen als Ihre!*“

aus F. Wehl: >Zeit und Menschen<

Die Existenz-Bedingung der „Guten“ ist die Lüge – anders ausgedrückt, das Nicht-Sehen-Wollen um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist ... „gute“ Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die „Guten“; in Lügen der „Guten“ wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die „Guten“.

aus F. Nietzsche: >Warum ich ein Schicksal bin<

Man kann auch mit der Wahrheit lügen.

Volksmund

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus
D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2001

Das vorliegende Sachbuch ist eine aufgrund
von weiteren Goethe-Entdeckungen umgearbeitete
und stark erweiterte Fassung des Buches
>Der Illuminat und Stoiker Goethe<
Der Verfasser

Asclepios Edition
ISBN 3-925101-99-3



Der Illuminat und Stoiker
Johann Wolfgang Goethe
[28. Januar 1745*¹ – 22. März 1832]

Inhalt

I. Halbband

Vorwort	Seite	9
Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen	Seite	10
Gründe für die systematische Verfälschung Goethes	Seite	14
Goethe ein sogenannter „genialer“ Syphilitiker?	Seite	18
Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung	Seite	24
I. Kapitel: Goethes wirkliche Abkunft und Jugend		
Kapitel I.1: Der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.	Seite	48
Kapitel I.2: Kurze Geschichte der Freimaurerei	Seite	57
Kapitel I.3: Interessante literarische Ereignisse in Frankfurt	Seite	63
Kapitel I.4: Wolfgang Goethes Kindheit und Jugend	Seite	69
Kapitel I.5: Eine Überlieferung in F. H. Jacobis >Allwill<	Seite	73
Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe - das schöne Gretchen	Seite	75
II. Kapitel: Goethes Studentenjahre		
Kapitel II.1: Der Leipziger Student (1765 - 1768)	Seite	86
Kapitel II.2: Zwischen Leipzig und Straßburg (1768 - 1770)	Seite	89
Kapitel II.3: Der Straßburger Student (1770 - 1771)	Seite	90
Beinhaltet die Stoa eine atheistische Philosophie?	Seite	91
Einführung in die stoische Philosophie	Seite	96
J. W. Goethe: >Zum Schäkesspears-Tag<	Seite	100
III. Kapitel: Goethes Musengöttin Urania - Die zweite Liebestragödie des jungen Goethe		
Kapitel III. 1: Der Traum der Liebe	Seite	102
Kapitel III. 2: F. H. Jacobis >Woldemar<	Seite	109
Kapitel III. 3: Ein „düsterer Zwischenraum“	Seite	124
Kapitel III. 4: Die Versöhnung	Seite	129
Kapitel III. 5: Ein Werk für die Geliebte	Seite	138
Kapitel III. 6: Das Organ der deutschen Religionsfeinde - Die Frankfurter Gelehrten - Anzeigen	Seite	141
Kapitel III. 7: Eine wahre Liebestragödie	Seite	146
Kapitel III. 8: Die wirkliche Entstehungszeit des >Werther<	Seite	153
Kapitel III. 9: Textstellen im >Werther<, die sich eindeutig nicht auf Lotte Buff beziehen	Seite	156
Kapitel III.10: Goethes Selbstbekenntnisse in >D.u.W.<, die „zwischen den Zeilen“ stehen	Seite	161
Kapitel III.11: Goethes >Clavigo< - Ein weiteres literarisches Denkmal für Urania	Seite	163
Kapitel III.12: Wer ist der Verfasser des Dramas >Das leidende Weib<?	Seite	167
IV. Kapitel: Wer ist der Verfasser: Lenz oder Goethe?		
Kapitel IV.1: Chronologie der wichtigsten Ereignisse	Seite	185
Kapitel IV.2: Zur Biographie von J. M. R. Lenz	Seite	186
Kapitel IV.3: >Zerbin oder die neuere Philosophie	Seite	189
V. Kapitel: F. H. Jacobis >Allwill<, alias Goethe		
Kapitel V.1: Goethes wechselhafte Beziehung zu F. H. Jacobi	Seite	200
Kapitel V.2: F. H. Jacobis >Allwill<	Seite	210
VI. Kapitel: Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein		
Kapitel VI.1: Kurze Einführung	Seite	218
Kapitel VI.2: Lenzens „Eselei“	Seite	219
Kapitel VI.3: Zwei Affairen gleichzeitig	Seite	238
Kapitel VI.4: Lottes erste Schwangerschaft - durch Goethe	Seite	243
Kapitel VI.5: Goethes Harzreise im Winter	Seite	249
Kapitel VI.6: Goethes natürliche Tochter	Seite	251
Kapitel VI.7: Reise in die Schweiz 1779	Seite	253

VII. Kapitel: Goethe und der Illuminatenorden	
Kapitel VII.1: Der Illuminatenorden – ein Philosophenorden	Seite 260
Kapitel VII.2: >Anrede an die neu aufzunehmenden Ill. dir.<	Seite 264
Kapitel VII.3: Die Illuminaten und Goethe – Richtigstellungen	Seite 274

VIII. Kapitel: Goethes Geheimwissenschaft – Die Psychologie	
Kapitel VIII.1: Goethe und Karl Philipp Moritz	Seite 288
Kapitel VIII.2: Wer ist der Verfasser der >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<?	Seite 289
Kapitel VIII.3: Interessante Briefe Goethes an Charlotte von Stein aus Italien	Seite 292
Kapitel VIII.4: Anonyme Goethesche Aufsätze in Moritzens >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<	Seite 306
Kapitel VIII.5: Möbius: >Über das Pathologische bei Goethe	Seite 334

Vorwort

Man kann als Goethe-Biograph und als Literaturforscher keinen größeren Fehler begehen, als Johann Wolfgang Goethe mit den Augen eines Staatsministers zu sehen und zu beurteilen. Wir dürfen Goethe, um ihn richtig zu interpretieren, nur aus der Perspektive betrachten, aus der er selber auf sein Leben blicken würde: Aus der eines reichen Bürgers und Künstlers, der es nicht nötig hat, um Geld, d. h. um seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Goethe war Zeit seines Leben frei von jeglicher materieller Sorge um die Erhaltung seiner Existenz.

Goethes persönliches Interesse galt seit seiner Leipziger Studentenzeit, ab dem Jahre 1765, demnach seit seinem zwanzigsten Lebensjahr², überwiegend der Kunst; und darunter hauptsächlich der Dichtkunst, der Literatur. Dies war sozusagen sein Lebensinhalt. Er begab sich nur deswegen in den Dienst des Herzogs von Sachsen-Weimar, um sein Leben dadurch interessanter und abenteuerlicher zu gestalten. Während seines ganzen langen Lebens war er – trotz seines Weimarerischen Ministergehaltes - von dem Vermögen seiner Mutter abhängig. Nach ihrem Tode fiel ihm noch eine beträchtliche Erbschaft zu, so daß er seinen unehelichen Söhnen Ludwig Tieck und August Klingemann bedeutende Summen auszahlen konnte. Ludwig Tieck lebte wiederum Zeit seines Lebens auf Kosten seines Vaters und August Klingemann erbaute sich von dem Geld seines Erzeugers eine prächtige Villa in Braunschweig am Wendentorwall.

Johann Wolfgang Goethe, der natürliche Sohn Kaiser Karls VII., verachtete die Bourgeoisie. Seine Liebestragödie mit der adeligen Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, steigerte seinen Abscheu sowohl vor der bürgerlichen als auch vor der korrupten adeligen Gesellschaft in einem derartigen Ausmaß, daß er beschloß, diese Gesellschaft zu bekämpfen. Er setzte sich insgeheim das ehrgeizige Ziel, ein deutscher Voltaire zu werden. Er schrieb nicht, um Geld zu verdienen, sondern einzig und allein um seine Mitmenschen aufzuklären. Goethe setzte sich, im wahrsten Sinne des Wortes, bis zum Wahnsinn für die Aufklärung ein.

Wir glaubten bis heute, fast alles über Goethe zu wissen, weil er uns umfangreiche Tagebücher, Briefe und autobiographische Werke hinterlassen hat. Tatsächlich wissen wir aber fast gar nichts über den wirklichen Goethe. Denn das, was ihn persönlich am meisten interessierte und bewegte, das hat er systematisch vor der Öffentlichkeit geheim gehalten, bzw. im Alter zu verbergen und die Spuren zu verwischen versucht.

Bereits vor der großen Italienreise (1786 – 1788) wurden erste Anzeichen einer psychischen Erkrankung bei Goethe erkennbar. Spuren einer Psychopathie finden sich in vielen seiner Werke, am stärksten natürlich in den anonym veröffentlichten, wie in dem halbphilosophischen Werk >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<, in dem Illuminatenroman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, im >William Lovell<, in den >Nachtwachen< und in der Novelle >Die Reisenden<. Als Gründe einer psychischen Erkrankung ist zum einen eine jahrzehntelange exzessive dichterische Produktivität und zum anderen jahrzehntelanger übermäßiger Alkoholkonsum in Betracht zu ziehen. Aber dies ist noch nicht alles. Die Liebestragödie mit dem „schönen Gretchen“ beutelte den jungen Wolfgang Goethe derartig in seiner Psyche, daß man für sein Leben fürchtete. Er benahm sich wie ein Toller, wie ein Wahnsinniger. Und nicht zum letzten Mal in seinem jungen Leben. Die eigentliche Ursache hierfür lag jedoch in einer Neurasthenie, in Folge einer syphilitischen Infektion Wolfgang Goethes durch das „schöne Gretchen“. Lesen Sie dazu weiter unten das Kapitel >Goethe - ein sogenannter „genialer“ Syphilitiker<.

Die zweite Liebestragödie Goethes mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, beutelte ihn ein weiteres Mal schwer. Er stand nach Uranias Tod tatsächlich nahe, sehr nahe am Suizid.

Nach vielen sensationellen Entdeckungen zu Goethes Biographie regte sich in mir natürlicherweise der schlimme Verdacht, daß es mit Goethes psychischer Verfassung noch schlimmer gestanden haben muß, als alle früheren Goethe – Biographen jemals auch nur im entferntesten geahnt haben. Ich versuchte alles zu lesen, was jemals von sachkundigen Autoren über Goethes Psychopathie veröffentlicht wurde. Zwei erfahrene Psychologen und Psychotherapeuten, P. J. Möbius, >Über das Pathologische bei Goethe<, und K. R. Eissler, >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, haben sich den Kopf über das Phänomen Goethe

Goethes wirklicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe mein Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<.

zerbrochen und trotz des wenigen Materials sehr Erstaunliches herausgefunden. Diese Entdeckungen verdankten sie überwiegend ihren langjährigen beruflichen Erfahrungen. Jedoch mußten sie sich leider mit unvollständigem, zensiertem, ja teilweise gefälschtem Material über Goethe begnügen. Sie konnten keine eigenen Forschungen zu Goethes Biographie und Werkschatz betreiben. Ich hoffe, daß es mir gelingt, einen erfahrenen Psychoanalytiker zu finden, der sich, gewiß auch aus persönlichem Interesse, dieser neuen Fakten annimmt, um eine verbesserte Psychodiagnose und eine vollständigere Psychographie über Goethe erstellen zu können. Goethe und die Germanistik hätten es wirklich verdient.

Wie oben bereits gesagt sind neue Fakten in Bezug auf Goethes Biographie und Werkschatz von mir gefunden worden. Ich habe nicht einige von Eisslers Thesen widerlegt, sondern seine Thesen wurden durch die neuen Fakten widerlegt. Möbius und Eissler sind Opfer der Fälschungen der späteren sogenannten Weimarer Goethe-Philologen, die vom Herzogshaus beauftragt waren, Goethe im Sinne einer reaktionären, geist- und menschenverachtenden Weltanschauung zu interpretieren und systematisch zu verfälschen.

Verlauf meiner Goethe - Entdeckungen

Eigentlich wollte ich im Jahr 1983 einen historischen Roman über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt (1776 - 1786) und sein Verhältnis zu Charlotte von Stein schreiben. >Die wilden Weimarer Jahre< ist mir noch als Arbeitstitel erinnerlich. Da es natürlich ein historischer Roman sein sollte, wie mein Jugendroman >Olaf Tryggvissón - Der König der Wikinger<, mußte ich ein intensives Quellenstudium betreiben.

Die Stadtbücherei Homburg/Saar war meine erste Anlaufstelle. Da hier nur wenig und nur Allgemeinliteratur über Goethe zu finden war, gab ich die ersten Suchaufträge per Fernleihe auf. Später fuhr ich auch drei Jahre lang fast jeden Monat einmal nach Frankfurt ins Goethehaus, um mir aus der dortigen Bibliothek Bücher auszuleihen.

Die Arbeit an dem Goethe - Roman kam jedoch aus familiären Gründen bald ins Stocken, nicht jedoch das Quellenstudium, das dauerte weiter an. Mittlerweile habe ich eine gewiß beachtliche private Goethe - Bibliothek zusammengestellt.

Erst Anfang des Jahres 1987 nahm ich die Arbeit an dem Roman - Projekt wieder auf. Im März kaufte ich mir zufällig das Buch >Der Glaube der Dichter und Denker<, herausgegeben von Georg Hahn. Darin befindet sich ein kleiner Auszug aus dem Werk >Nachtwachen< von [des] Bonaventura. Die Verfasserangabe „Bonaventura“ ist jedoch ein Pseudonym. Ein paar Wochen später erwarb ich eine Faksimile - Ausgabe der >Nachtwachen<. Als ich das Büchlein zu Ende gelesen hatte, war ich überzeugt, daß kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe der Verfasser dieses satirischen und deswegen auch pseudonym veröffentlichten Werkchens war. Was darin steht, kann nur Goethe gewußt und gedacht haben.

Es genügt jedoch nicht, von irgendetwas innerlich überzeugt zu sein, sondern es müssen Beweise gefunden werden. Ich habe daher alles zu lesen versucht, was jemals über die Frage der Verfasserschaft an den >Nachtwachen< gerätselt und geschrieben wurde. Ich begann Indizienbeweise für Goethes Verfasserschaft zu sammeln und so entstand das Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe - Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<.

Im Herbst des Jahres 1987 begannen die Goethe - Entdeckungen sich im wahrsten Sinne des Wortes zu überschlagen, eine folgte auf die andere. Die Entdeckungen wollten gar nicht mehr abreißen.

Mein Gefühl, meine anfängliche Hypothese, daß Goethe in den >Nachtwachen< sein eigenes Leben beschrieben haben könnte, daß das Werk >Nachtwachen< sozusagen eine selbstkritische, satirische, ja sehr depressive Autobiographie Goethes sei, diese Hypothese stellte sich als richtig heraus und verhalf mir logischerweise und folgerichtig zu weiteren Entdeckungen.

Den ersten Hinweis, daß Charlotte von Stein ein männliches Kind mit Goethe zeugte, den späteren braunschweigischen Dichter und Theaterdirektor August Klingemann, erhielt ich aus den >Nachtwachen<. Siehe mein Buch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, II. Teil: >Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<, III. Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers Goethe - August Klingemann.

Am 29. Dezember 1987 fand ich in Bad Pyrmont im Taufbuch der evangelischen Kirchengemeinde Ösdorf

die erste Taufurkunde August Klingemanns. Die Ehebrecherin Charlotte von Stein kam am 14. Juli 1777 während eines angeblichen Kuraufenthalts mit einem männlichen Kind nieder, dessen Vater Goethe war. Durch einen glücklichen Umstand können wir die Zeugung dieses Kindes sogar auf ca 48 Stunden festlegen. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bei diesem Stand meiner Goethe - Forschung war mir klar, daß die sogenannte Goethe - Gesellschaft, die „unter dem Protectorate seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar stand“, alles nur denkbar Mögliche getan hat, um die „Lebensgeheimnisse“ Goethes systematisch zu unterdrücken, ja alle schriftliche Beweise zu vernichten. Ich bin heute der Überzeugung, daß das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar ein vollständig zensiertes Archiv ist, in dem fast nichts mehr über den wahren Goethe zu eruieren ist. Alles was ins Archiv kam, mußte zuerst einer schonungs- und pietätlosen Zensur unterworfen werden. Viele Goethebriefe sind z. B. nur noch in Abschriften vorhanden. Was den Machthabern des Zweiklassensystems nicht gefiel oder suspekt war, wurde vernichtet.

Als ich das Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< beendet hatte, da ahnte oder wußte ich, daß noch vor Goethes Ankunft in Weimar eine entscheidende, weichenstellende Begebenheit in seinem Leben stattgefunden haben mußte. Die schönste und zugleich furchtbarste Entdeckung war die Liebestragödie des jungen Goethe mit der adeligen Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon. Goethe liebte das Hoffräulein Urania wirklich bis zum Wahnsinn und diese Liebe war für Goethe abwechselnd Himmel und Hölle auf Erden.

Im Jahre 1988 schrieb und forschte ich also an Goethes „Musengöttin“ Urania. Meine wichtigste Entdeckung war die Auffindung von Uranias Geburtsurkunde. Hiermit konnte ich beweisen, daß Goethes Geliebte keine alte Dame von annähernd fünfzig Jahren war, wie man bisher in der Goethe - Philologie glaubte, sondern Urania ist gleichaltrig mit Goethe. Beide sind im Januar 1745 geboren.

An Ostern 1989 lag mein erstes selbstverlegtes Goethe - Buch gedruckt vor: >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<.

Bis zur Buchmesse im Oktober des selben Jahres (1989) hatte ich außerdem vier weitere Bücher als klebegebundene Broschüren lieferbar:

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe -
Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<

>Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<

>„Woldemar“ und „Allwill“ alias Wolfgang Goethe<

>„Petrarchische Oden“ und „Elegien - An meine Urania“ -
Liebeslieder Goethes für Henriette Alexandrine von Roussillon<

Wie ich das in der kurzen Zeit geschafft habe, trotz Familie und Beruf, ist mir heute selber ein Rätsel.

Von Ende 1989 bis Sommer 1990 schrieb ich das Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<. Im Verlaufe dieses überaus schwierigen Quellenstudiums, denn auch bei Ludwig Tieck wütete eine furchtbare staatliche Zensur, bekam ich Bettina Brentanos Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< in die Hände. Wiederum von der Hypothese ausgehend, daß Bettina von Goethes wirklicher Abkunft wußte, daß er tatsächlich der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, begann mein Quellenstudium und meine Kirchenbuchforschung, suchte ich Beweise zu finden. Die Tatsache, daß Goethes angebliche Geburtsurkunde vom 29. August 1749 aus dem Kirchenbuch herausgerissen wurde, werte ich als ein Indiz, daß Goethe tatsächlich der Sohn Kaiser Karls VII. war. Möglicherweise stimmte irgendetwas nicht an diesem Eintrag, irgendetwas hätte die Andeutungen Bettinas bestätigen können, darum wurde der Kirchenbucheintrag entfernt, offizielle Version: angeblich von einem Souvenirjäger gestohlen. Der Frankfurter Goethe - Preis wird meiner Überzeugung nach nicht an Goethes Geburtstag verliehen, sondern am Geburts- und Todestag von Goethes (Halb-) Bruder, der auf den gleichen Namen getauft wurde, wodurch nach dessen Tode (das Kind lebte wohl nur ein paar Stunden) unser Dichter Wolfgang Goethe eine hieb- und stichfeste bürgerliche Legitimation erhielt.

Der zehnteilige Artikel von Joseph Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< bestätigt meine Thesen. Dieser Artikel ist der absolute Beweis für Goethes wirkliche Abkunft und beweist auch, daß Bettina Brentano von dem über 60-jährigen Goethe ein Kind bekam. Der Artikel bestätigt sogar viele meiner früheren Entdeckungen. Meine sechste Goethe - Sensation mit Titel >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< schrieb ich im Winter des Jahres 89 / 90.

Ab Sommer des Jahres 1990 tippte ich dann die siebte Goethe - Sensation >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< in meinen Computer. Das Buch war ab Herbst 1990 lieferbar, aus finanziellen Gründen wiederum nur als klebegebundene Broschüre.

Dies ist in wenigen Sätzen die Geschichte meiner sieben Goethe - Sachbücher.

Sozusagen die Grundvoraussetzung um Goethe als Verfasser der >Nachtwachen< erkennen zu können, war das eingehende Quellenstudium über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt. Damit kam die Lawine der Goethe - Entdeckungen ins Rollen, die bis heute noch nicht stehen geblieben ist.

Manche Leser werden sich fragen, wie es überhaupt möglich ist, nach einer über 160-jährigen Goethe - Philologie, noch solche sensationelle und auf den ersten Blick wohl schier ungläubliche Entdeckungen über Goethes Leben und Werkschatz machen zu können?

Die Zensurgesetze verhinderten, daß Goethes persönliche Lebensgeheimnisse von den Zeitgenossen veröffentlicht wurden. Jedoch bei bereits gedruckten Werken, die vor den verschärften Zensurgesetzen, vor den Restaurationsgesetzen Metternichs, erschienen, war dies nicht mehr möglich. Meine Hauptquellen über den wirklichen Goethe sind nicht zuletzt Werke von Zeitgenossen Goethes, die uns in ihren belletristischen Werken die Augen über den wirklichen Menschen Goethe öffnen wollten. Und zwar setzt diese sozusagen „Goethe verfolgende Literatur“ nach Erscheinen der >Stella< ein, ein Schauspiel Goethes, das als ganz und gar sittenwidrig und moralverderblich verschrien war.

F. H. Jacobi machte den Anfang. Von Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, machte er unzweifelhaft in seinen Romanen >Woldemar< und >Allwill< dichterischen Gebrauch.

Jacobi war über diese Liebestragödie empört. So schrieb er im >Allwill< (ab Seite 87): „... *verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges, himmlaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja - aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an Dich* [Allwill, alias Goethe ist gemeint] *zu legen wagt.*“

Goethe schrieb wohl daraufhin an Christian Kestner (Brief vom Juni 1773): „... *Von mir sagen die Leute* [die Jacobis?], *der Fluch Cains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen. Und ich denke, die Leute sind Narren ...*“

F. H. Jacobi gab Goethe die Schuld an Uranias Kindbettod.

Auf die Zeit nach Uranias Tod bezieht sich F. H. Jacobis Briefroman >Allwill<. Darin schrieb Jacobi einen Satz, der den jungen Goethe (den Stürmer und Dränger) meiner Überzeugung nach treffender charakterisiert als eine 160-jährige Goethe - Philologie auch nur annähernd vermochte (siehe mein Buch >„Woldemar“ und „Allwill“, alias Wolfgang Goethe<):

„... *Clemenz* [F. H. Jacobi meint sich selber oder seinen Bruder] *nennt ihn* [Allwill, alias Goethe] *einen Besessenen, dem es fast in keinem Fall gestattet sei, willkürlich zu handeln...*“

Der nächste Schriftsteller, der einen Briefroman schrieb, um Goethe darin darzustellen, bzw. bloßzustellen, war Jakob Michael Reinhold Lenz. Er versuchte der Weimarer Hofgesellschaft mit dem Briefroman >Der Waldbruder< die Augen über den Epikureer Goethe zu öffnen. Deswegen wurde Lenz von Herzog Carl August, auf Betreiben Goethes, des weimarischen Landes verwiesen. Lesen Sie dazu mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bettina Brentano, verh. von Arnim, wollte uns in ihrem Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< versteckt mitteilen, daß Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. sei. Joseph Görres verstärkte diese Hinweise in seinem zehnteiligen Artikel über Goethe im >Morgenblatt für gebildete Stände<.

Nicht zuletzt war Goethe selber ein Autographomane, der den Stoff zu vielen seiner Werke aus seinem eigenen Leben nahm. Im >Werther<, im >Clavigo<, im Singspiel >Erwin und Elmire< und in dem Werk >Nachtwachen<, das Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura“ veröffentlichen ließ, hat er sich selber dargestellt. Dies brachte ja erst F. H. Jacobi auf die Idee, Goethes „Selbstdarstellungen“ zu berichtigen. Andere Menschen urteilen über die gleichen Begebenheiten eben mit anderen Augen. Das ist das Hauptproblem eines jeden Biographen und die Unzulänglichkeit einer jeden Biographie. Daher gibt es so viele Widersprüche, so viele abweichenden Meinungen in der Literaturforschung.

Das satirische Büchlein >Nachtwachen< ist geradezu eine Autobiographie Goethes; und zwar eine hundertmal interessantere und vor allem aufrichtigere als >Dichtung und Wahrheit<.

Eine weitere Hauptstütze für meine Thesen und Entdeckungen, das ist Goethes außergewöhnliche Technik der schriftstellerischen Produktion. Goethe *diktierte* Schreibern seine Dichtwerke in die Feder. Auch bei der englischen Schriftstellerin Barbara Cartland finden wir diese ungemein effektive Art und Weise der dichterischen Produktion. Sie hat bereits über fünfhundert Romane auf diese Art „produziert“. Es ist daher keine Unmöglichkeit, wenn ich zu der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken noch das angebliche Oeuvre Ludwig Tiecks (Goethes und Uranias Sohn) hinzurechne, außerdem hat Goethe gewiß noch weitere Werke pseudonym oder völlig anonym veröffentlicht, von denen ich bisher mindestens zehn eindeutig als Werke Goethes identifiziert habe.

Das erste ist die satirische Erzählung >Nachtwachen<.

Das zweite ist ein Lyrik-Band mit Liebesgedichten Goethes für Urania mit Titel
>Petrarchische Oden< und >Elegien an meine Minna (alias Urania)<

Das dritte Werk ist ein wunderschöner Altersroman Goethes, zum fünfzigsten Todesjahr Uranias erschienen, mit Titel

>Diana von Montesclaros<

Dieser Roman erschien ebenfalls unter dem Pseudonym Bonaventura.

Das vierte Goethe-Werk, das ich entdeckt habe, ist der Illuminaten-Roman
>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers
der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<.

Er erschien ohne Verfasserangabe zum zwanzigsten Todesjahr Uranias und ist im wahrsten Sinne des Wortes Goethes Rechtfertigung, warum er ein Illuminat und ein deutscher Voltaire wurde.

Weitere sensationelle Entdeckungen machten eine Überarbeitung des Buches >Der Illuminat und Stoiker Goethe< dringend erforderlich, wobei ich mich auch schweren Herzens zu einer Änderung des Buchtitels (jetziger Titel: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<) entschlossen habe.

Die drei bedeutendsten Werke, die Goethe seinem Sohn Ludwig Tieck sozusagen schenkte, sind:
die Erzählung

>Peter Lebrecht<

der umfangreiche Briefroman

>William Lovell<

und die Erzählung

>Die Reisenden<.

Lesen Sie dazu Auszüge in Kapitel X: >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck. Die Erzählung >Die Reisenden< ist in Kapitel XIII vollständig wiedergegeben.

Ausschlaggebend für meine Umarbeitung war jedoch die Entdeckung der beiden folgenden Werke. Das halbphilosophische Werk

>Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

und das halbwissenschaftliche Werk

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen<.

Außerdem veröffentlichte Goethe mehrere halbwissenschaftliche Aufsätze und die kuriose Erzählung >Fragmente aus dem Tagebuche Weilers< in Karl Philipp Moritz' >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<.

Gründe für die systematische Verfälschung Goethes

Nachdem Goethes Enkel gestorben waren, fiel meine die offiziellen und legitimierten³, fiel der literarische Nachlaß Goethes in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an das weimarische Herzogshaus.

Unter dem „Protectorate“ seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen - Weimar wurde eine Goethe-Gesellschaft gegründet. Diese ersten Goethe - Philologen hatten den Auftrag vom Herzog von Weimar, den Freigeist und deutschen Voltaire Goethe (nach Friedrich Schlegel) in einen biedereren und konservativen Staatsbeamten mit künstlerischen Neigungen „umzuarbeiten“.

Aus rein kommerziellem Interesse, um Weimar zu einer deutschen Literaturstadt zu machen und dadurch Touristen ins Land zu ziehen, wurde alles ins Harmlose umgedeutet. Goethe, Schiller, Wieland, Jean Paul u. a. sind alle „steriele“ Figuren geworden, die nur noch wenig mit den einst lebenden Menschen gemein haben. Sie sollten das Volk eben nicht geistig anstecken. Mit dem ansteckenden Bazillus namens Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durften die Untertanen des Zweiklassensystems möglichst wenig oder gar nicht infiziert werden.

Man kann Goethe wohl auf drei verschiedenen Arten begegnen: Die erste und häufigste ist die des Konsumenten seiner Werke, also die des gewöhnlichen Lesers.

Die zweithäufigste Art ist die Begegnung des Wissenschaftlers, des Germanisten, mit Goethe. Hier besteht allerdings das „handicap“, daß der Glaube an die Wissenschaft zu groß ist. Das bestehende, althergebrachte und ultrakonservative Klischee über Goethe darf nicht angezweifelt werden.

Die dritte Art der Begegnung mit Goethe ist die des Dichters mit dem Dichter Goethe. Das ist mein Fall gewesen. Ein Dichter sieht manches aus einer anderen Perspektive als ein Professor der Germanistik.

Von den alten Weimarer Goethe - Philologen wurde „seine Excellenz der Herr Staatsminister von Goethe“ herausgestellt und betont. Aber war Goethe mehr eine Beamten - Natur oder mehr ein Künstler - Natur? Für mich steht ohne Zweifel fest, daß Goethe durch und durch eine Künstler - Natur war und Zeit seines Lebens geblieben ist. Der Titel eines Staatsministers diente bereits Goethe selber zum Schutz, ja zur Abwehr jeglicher persönlicher Angriffe wegen seines skandalösen Privatlebens. Die späteren konservativen Goethe-Philologen stellten allemal den Staatsminister von Goethe in den Vordergrund. Siehe z. B. seine Affaire mit Bettina Brentano. Goethe blieb einzig und allein deswegen Zeit seines Lebens in dem kleinen „Provinznest“ Weimar, weil er hier unter dem Schutz des Herzogs, eines absolutistischen Monarchen, stand.

Der absolute Beweis für diese These ist Goethes Affaire mit Oken: Wir erinnern uns, Caroline Schelling nannte Professor Oken als einen der Teilnehmer an der geheimen Geburtstagsfeier Goethes am 28. Januar des Jahres 1809. Oken gehörte offensichtlich (anfangs) zu den Bewunderern und Verehrern Goethes. Dessen Farbtheorien und Knochenstudien schienen Goethe anfänglich gefallen zu haben. Später gerieten sie (nach H. H. Houben) „über die Priorität einer osteologischen Entdeckung - die Wirbeltheorie des Schädels - in Zwist“. Die Bewunderung Professor Okens nahm ab und schlug möglicherweise ins Gegenteil um.

Das Herzogtum Sachsen - Weimar war bekanntlich der erste Feudalstaat, der es wagte, die Press(e)freiheit einzuführen. Offensichtlich war dies über Goethes Kopf hinweggeschehen. So gab es ein böses Erwachen, als Professor Oken in seiner Encyclopädischen Zeitschrift >Isis< ankündigte, er wolle einmal ausprobieren „ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werde“.

H. H. Houben berichtet weiter (ab Seite 112 seines Buches >Der polizeiwidrige Goethe<): „Und dann begann er (Prof. Oken) mit einer geharnischten Kritik der neuen Verfassung Sachsen - Weimars. Ein Aufsatz über dieses brenzliche Thema im 9. bis 11. Stück (der >Isis<) machte „die Regierung, vorzüglich das Ministerium, ja sogar den Adel in Weimar völlig wütend“, wie Oken am 22. Oktober an Brockhaus schrieb, und auch dem tapfern Großherzog wurde unbehaglich zumute. Er wies zwar jeden „Gewaltstreich“ von der

Siehe am Ende des Buches >Goethes Frauen und Nachkommen<.

Hand, beauftragte aber doch die Polizei mit einem Bericht, um „dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe zu gehen“ und weiteren Ausschreitungen durch ein zu schaffendes Gesetz vorzubeugen. Sogar ein Ministerrat fand eigens der >Isis< wegen statt, denn Oken hatte zwar den „reinen Entschluß“ des Großherzogs, seinem Lande freiwillig eine Verfassung zu geben, anerkannt, aber das ganze Grundgesetz doch „völlig verfehlt“ genannt, da es außer der Preßfreiheit keine sonstigen Volksrechte, deren er dreiundzwanzig aufführte, gewähre. Da aber der Präsident des Staatsrats gerade verreist war, verzögerte sich die Sache. Karl August legte derweilen die Akten seinem Freund und (früheren) Minister von Goethe vor und bat um dessen Urteil ...“

Goethe schrieb daraufhin folgenden Brief an den Herzog (Quelle: WA IV.27, Brief Nr. 7.513):

Weimar, den 6. October 1816

... Manchem dürfte, bey Betrachtung der Acten, wünschenswerth däuchten, daß man sogleich bey'm Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt (die >Isis<) verboten hätte, wie denn dieser Behörde (der Polizei) ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht ... Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte (gemeint ist: der >Isis<) schon mehrere Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit (Verwegenheit) täglich wächst und ihre gränzenlose Natur offenbart.

Beyliegende Acten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern (gemeint sind: die zuständigen Polizeibeamten) nothwenig als ein Gräuel erscheinen müssen ... Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

- 1.) dem Herausgeber (also Prof. Oken) seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn
- 2.) bedrohen, daß bey erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt sogleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie (die „Geschäftsmänner“)

- 3.) den Vorschlag (hinzu), daß man den Fiscal (gemeint ist: das Finanzamt) gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu tun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Citiert man den Herausgeber zu einem Vorhalt (gemeint ist: zu einer Anhörung) (vor die Regierung) und er (Prof. Oken) bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde eben so kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt - (und ihm fehlt es nicht an Redegabe) - will man ihn dann auf die Hauptwache setzen, oder ihn triumphierend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüg sich bescheiden, registrierte aber sogleich den ganzen Vorfall (gemeint ist: schrieb ihn nieder) und ließ ihn im nächsten Stück (der >Isis<) abdrucken, mit direkter und indirekter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot (der Zeitschrift) vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

... Der Herausgeber (Prof. Oken) ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bey allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bey Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältnis, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und gibt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit (Verwegenheit)? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht

zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maaßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fort dauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil desselben ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach der Bedrohung (des Herausgebers) können mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Rätseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen?⁴ ...

Was soll denn nun aber geschehen? - *Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.*

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.

(...)

Des Herausgebers Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente [im Sinne von: erntete], daß er die Stadt [Rom] rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. - Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmähdichster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Szenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Gräuel vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktiert und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgeteilt über die künftige Censur - Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie⁵ sich ein Preß-Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weiteren Berathung ...“

An dieser Stelle muß ich, leider, den orthodoxen Goethianern eine weitere herbe Enttäuschung bereiten: Goethe stimmte nicht aus irgendwelchen konservativen gesellschaftspolitischen Gründen zum „Preßdespotismus“, d. h. für das sofortige Verbot von Okens Zeitschrift >Isis<, sondern einzig und allein aus persönlichem Egoismus. Er fürchtete, Prof. Oken könnte in seiner Encyclopädischen Zeitschrift irgendwelche „Indiskretionen“ über seine, Goethes, und seiner Söhne (Ludwig Tieck und August Klingemann) tatsächliche Abkunft begehen. Wie Houben treffend ausdrückte: vor dem alten Goethe stand - die Ewigkeit. Er wollte als der größte und bedeutendste deutsche Dichter in die Ewigkeit eingehen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, sogar eine Presse - Zensur - Diktatur! Und nur eine diktatorische Presse - Zensur konnte das schier unmögliche Kunststück fertigbringen, die Skandale und Lebensgeheimnisse Goethes zu unterdrücken.

Die Germanistik ist es mittlerweile gewohnt, in einem literarischen „Bergwerk“ zu graben und zu forschen,

⁴ Nicht die „Familienverhältnisse“ des Herzogs, d. h. die Sexskandale, sondern die eigenen, fürchtete Goethe, könnten von Oken und anderen aufgedeckt werden, falls die Pressefreiheit tatsächlich eingeführt werden würde.

⁵ Goethe hatte sich in jungen Jahren, ja noch bis zum Erscheinen der >Nachtwachen< im Jahre 1804, selber dieser „Preß- und Druck-Anarchie“ weidlich bedient, um gesellschaftskritische und philosophisch-atheistische Werke anonym zu veröffentlichen. Nun, da er private Enthüllungen befürchteten mußte, plädierte er sogar für einen Preß-Despotismus!

das bereits von vielen anderen Literatur - Forschern mehrmals um und um gegraben wurde. So kommt es, daß heutige Goethe - Forscher nur noch selten eine paar kleine literarische Goldkörnchen finden, das heißt, manchmal gelingt noch eine kleine literarische Entdeckung.

Und nun kommt ein unbedeutender Zunftgenosse Goethes, noch dazu einer, der nicht einmal ein Germanistikstudium aufzuweisen hat, und behauptet, er hätte bei Goethe faustdicke literarische Goldbrocken gefunden, d. h. mehrere pseudonyme Werke Goethes, wie auch noch drei uneheliche Kinder Goethes entdeckt, sein Verhältnis zu Charlotte von Stein richtig gedeutet, ja sozusagen seine Lebensrätsel entschlüsselt: Die Liebestragödie mit Urania und seine uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII.

Da muß ein Germanistikprofessor ja zuerst einmal ungläubig den Kopf schütteln. In seinem gesunden Akademikerstolz kann er nur mit äußerster Skepsis und nur widerwillig an meine Schriften herangehen. Wie stehen denn die Herren Goethe - Philologen von der Weimarer Goethe - Gesellschaft da? Es ist ein wahres Desaster, ein wahrer Scherbenhaufen vor dem die Goethe - Gesellschaft und vor allem auch die Germanistik steht. Und daran ist niemand anderes als das weimarische Herzogshaus schuld. Das ist wohl der Hauptgrund, warum von Ostern 1989 bis heute noch keine Reaktion von der Goethe - Gesellschaft auf meine Bücher erfolgt ist. Zumindest ist mir bisher noch nichts bekannt geworden. Das >Freie Deutsche Hochstift< (das Goethehaus in Frankfurt/Main) hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Sie haben sich damit entschuldigt, daß Goethe nicht ihr Gebiet sei, da sie ja „nur“ die Romantik erforschen.

Im vorliegenden Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes< werde ich beweisen, daß Goethe ein deutscher Voltaire genannt zu werden verdient. Die Vermutung von Daniel W. Wilson in dessen Buch >Geheimräte gegen Geheimbünde<, Goethe wäre dem Illuminaten-Orden nur beigetreten, um alle aufklärerischen Bestrebungen im Herzogtum Weimar ausspionieren und anschließend hintertreiben zu können, ist absurd. Dies war das Bestreben des Freiherrn von Knigge, aber nicht das Goethes. Verständlicherweise konnte sich Goethe nach dem Verbot des Illuminaten-Ordens aus Rücksicht auf seine Existenz nur noch mit äußerster Vorsicht für die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einsetzen. Nach den napoleonischen Kriegen und mit dem Wiedererstarken der Restauration wurde die gesellschaftspolitische Lage noch schwieriger für die deutsche Aufklärung. Immer seltener und immer vorsichtiger durfte sich Goethe zu seiner wahren politischen und philosophischen Überzeugung bekennen. Niemals hat er seinen Standpunkt gewechselt. Von seiner Studentenzeit an bis zu seinem Tode blieb er - ein Stoiker und ein Existentialist. Goethes Werkschatz mußte nach seinem Tode eine fast unglaubliche staatlich gelenkte Falschinterpretation erfahren, die von absichtlicher Unterdrückung von pseudonym veröffentlichten Werken, die vielen Zeitgenossen und den preußischen Zensoren durchaus bekannt waren, bis zum Vernichten von schriftlichen Zeugnissen, Briefen Goethes und seiner Zeitgenossen, reichte. Der Versuch der Falschinterpretation Goethes wird von konservativen Germanisten aus ideologischen Gründen bis heute fortgesetzt.

Die überwiegend sehr konservativen Damen und Herren der Goethe-Gesellschaft erscheinen mir wie Teufelsanbeter: Sie beten mit Goethe das genaue Gegenteil von dem an, was sie verehren und an was sie glauben. Dafür können sie sich bei der Aristokratie bedanken, beim Weimarer Herzogshaus und bei den Hohenzollern, die haben die Fälschungen über Goethe ins Werk setzen lassen. Diese „Teufelsanbeterei“ ist gleichzeitig die einzig plausible Erklärung für die Tatsache, daß die Herren der Goethe-Gesellschaft meine sensationellen Goethe-Entdeckungen völlig ignorieren und so tun, als wenn nichts geschehen wäre. Was sollten sie auch dazu sagen?

Goethe - ein sogenannter „genialer“ Syphilitiker⁶

Der Verlauf einer Syphilis-Erkrankung

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner derber Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich, Mund oder Anus. Er besteht aus wuchernden Bindegewebszellen. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Das zweite Stadium beginnt etwa neun Wochen nach der Infektion. Es ist gekennzeichnet durch grippeähnliche Symptome. Der Betroffene fühlt sich krank, hat Fieber, klagt über Gelenkschmerzen. Es bildet sich ein Ausschlag überall am Körper, muß aber nicht vorkommen. Viele Lymphknoten sind vergrößert und lassen sich ertasten. Gleichzeitig treten Papeln im Mund-, am Genital- oder Analbereich auf. Die Ausschläge gehen auch unbehandelt nach ca. vier bis fünf Monaten zurück. Manchmal hinterlassen sie fleckartige Hautstellen. Diese Flecken fallen vor allem am Nacken auf, das sogenannte „Halsband der Venus“.

Das letzte Stadium der Syphilis tritt meist erst nach Jahrzehnten auf. Dieses Stadium wird Metalues oder progressive Paralyse genannt. Bei ihr sind die Hirnhäute und die Nervenstränge befallen. Dieses Stadium ist gekennzeichnet durch Lähmungen, Schmerzanfällen, Empfindungsstörungen und Reflexausfällen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer Syphilis ist die progressive Paralyse.

Die Syphilis, auch Lues genannt, läßt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauern.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, läßt sie aus oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher und Wortverwechslungen vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift. Manche Paralyseform äußert sich in Euphorie. Im psychischen Befund können Enthemmungserscheinungen mit Neigung zum Witzeln und ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. verwundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obscön in seinen Gesprächen. Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerung entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, daß der Syphilitiker zu Größenwahn neigt.

Das Gemüt des Syphilitikers schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke läßt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird leicht beruhigt und aufgeheitert.

Vor Ausbruch der Paralyse kommt es schon lange vorher zu neurasthenischen Auffälligkeiten, zur sogenannten Präparalyse. Das heißt, die Paralyse beginnt schleichend und kann sich über Jahrzehnte hinziehen. Neben der Präparalyse gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozeß, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflußt. Die Krankheit kommt zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Umfang wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

Die Paralyse und bereits ihr Vorstadium, die Präparalyse, verursacht eine Abstumpfung der sogenannten höheren ethischen und sozialen Normen. Bereits während der Präparalyse entsteht Größenwahn, der zur Realisierung drängt. Paralytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulans der

⁶ Auszug aus >Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker<, von L. Baus.

Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreierte, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit und Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen. Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.
2. Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewußte Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, daß die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt: „Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das Bewußtsein des Talents, eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.“

Hans von Hentig, >Zur Psychologie der Einzeldelikte<, Tübingen 1957, charakterisiert den Betrüger wie folgt: „Von den Wesenszügen des Betrügers steht die Kunst der Verstellung obenan. Er selbst ist ein Teil der Welt, die er irreführt. Man könnte sagen, daß er zuerst sich täuschen muß, um andere täuschen zu können. [...] Was ihn auszeichnet, ist instinktive Menschenkenntnis und tierhaftes Gefühl für jede leichte Schwingung menschlicher Beziehung. [...] An seine Suggestivkraft, die sich gegen eine Einzelperson und nicht die unbestimmte Masse richtet, werden härtere Ansprüche gestellt. Dazu gehört in erster Linie hohes Selbstbewußtsein und zweitens der Drang zum Handeln, das den Täter tief innerlich befriedigt, einem bewußten oder unbewußten Vakuum der Gefühle abhilft. [...] In der Hauptsache sind es Gedächtnisleistungen und hypomanisches Temperament, die den Schwindler intelligent erscheinen lassen.“

Lombroso charakterisiert den Betrüger folgendermaßen: „Die Betrüger sind - wie die Spieler - sehr abergläubisch und ausschweifend; übrigens mehr als die anderen Verbrecher einer sehr guten, aber auch sehr schlechten Handlung fähig; dazu bigott und heuchlerisch, süßlich, von wohlwollendem Äußeren, eitel und verschwenderisch mit ihrem unredlich erworbenen Reichtum, sehr oft Simulanten, oft wirklich irr, oft auch beides zugleich.“

Der Autor und Herausgeber ist nach einem über zwanzigjährigen umfangreichen Studium von Goethes Persönlichkeit und seines künstlerischen Oeuvres zu der Überzeugung gelangt, daß sein inkonsequentes, ja widersprüchliches Denken und Handeln die Zeichen einer syphilitischen Erkrankung offenbaren. Dies mindert keineswegs das Verdienst Goethes um die deutsche Literatur und Aufklärung. Goethe war in seiner Jugend und im ersten kraftvollen Mannesalter ein überzeugter Voltairianer und ein Existentialist. Nach dem Jahre 1805 versank er langsam in pantheistischen Phantastereien und Illusionen, ausgelöst durch eine leichte Präparalyse. Goethes Enthusiasmus könnte man ebenfalls eine „Euphorie des Paralytischen“ bezeichnen, wie der Leipziger Nervenarzt Paul Möbius bei Friedrich Nietzsche diagnostiziert hat.

Bei Goethe ist als Folge einer leichten Präparalyse der klare Tatbestand des notorischen Literatur-Schwindels zu erkennen. Er veröffentlichte mehr oder weniger gesellschaftskritische, satirische und halbphilosophische Werke, die von der ultrakonservativen Zensur verboten waren, entweder völlig anonym oder pseudonym. In seiner Jugendzeit schenkte er diese Werke seinen mittellosen Dichtergenossen, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, Leopold Wagner, Maximilian Klinger, Karl Philipp Moritz, u. a.; mit zunehmendem Alter veröffentlichte er zuerst anonym und „schenkte“ dann später diese Werke seinem Sohn Ludwig Tieck, der sich als Verfasser dieser Werke ausgab. Wohlgemerkt, der Tatbestand der schriftstellerischen Schwindelei liegt nicht darin, daß er gesellschaftskritische Werke anonym veröffentlichte, sondern daß er nachhaltig – während seines ganzen Lebens – versucht hat (zuerst Freunden und später seinem Sohn Ludwig Tieck) die Verfasserschaft zuzuschieben.

Außerdem stellt Goethe einen „leichten aber deutlichen Fall von ästhetisch-wissenschaftlicher Kriminalität“ dar. Lombroso schreibt: „Der Kaiser von Rußland - so berichtet Lewes in seiner >Vita di Goethe< - hatte dem großen Chemiker Döbereiner eine Platin-Barre geschenkt, die von diesem an Goethe

zur Untersuchung und zum beliebigen Experimentieren verliehen wurde. Goethe, dessen Leidenschaft für Mineralien bekannt ist und der einen außerordentlichen Sammeleifer besaß, legte die Barre zu seinen besonderen Prachtstücken und schwelgte dergestalt bei ihrem Anblicke, daß er sich ihrer nicht wieder entäußern konnte. Wie oft sich Döbereiner an ihn wandte, es ging ihm nicht anders, als dem Prof. Büttner, der Goethe Prismen und andere optische Instrumente geliehen hatte und immer wieder vergeblich nach ihnen schrieb, bis er endlich seinen Diener schicken mußte mit dem Auftrag, sie mit Gewalt fortzuholen! Goethe gab die Platin-Barre nie wieder her. Es ist auch zur Kenntnis gekommen, daß Goethe aus der Sammlung Knebels ungefähr 100 Stiche Dürers des bequemeren Studiums halber mit nach Hause nahm, und daß Knebel diese Stiche nie mehr wieder sah.“⁷

Was wußten die Ärzte zu Goethes Zeit von der Syphilis? ⁸

In dem Büchlein >Die Syphilis< von Dr. med. Wolfgang Bohn habe ich höchst aufschlußreiche Informationen über den Verlauf und die Heilung der Syphilis gefunden, die bereits zu Goethes Lebzeiten den Ärzten bekannt waren.

Im Kapitel >Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten< lesen wir: Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, daß die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene Schleimhautstellen, sogenannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonders Kennzeichen, daß die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, so daß Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen in den Ohren als Zeichen, daß die Eustachische Ohrtrumpete an der Schwellung teil hat.

Unter Kapitel >Die fortschreitende Gehirnerweichung< lesen wir: Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozeß mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergeßlichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...] Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides, der seine Zubereitungen aus Zinnober kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten

Quelle: Lange-Eichbaum, W. / Kurth, W.: >Genie, Irrsinn und Ruhm – Genie-Mythus und Pathologie des Genies<, 6. vollst. umgearbeitete und vermehrte Auflage, München-Basel, Reinhardt 1967.

Entnommen aus: >Der Selbstarzt in der Syphilis oder deutliche Anweisung sich durch die einfachsten und in der kürzesten Zeit von allen Formen der Syphilis radical zu heilen. Sammt Rathschlägen, das verlorene Zeugungsvermögen wieder zu erlangen<, von Dr. Julis Vogel, Wien 1849; und >Die Syphilis<, von Dr. med Wolfgang Bohn, Leipzig o. J.; und >Teufel und Beelzebub – Syphilis und Quecksilber<, von Dr. med. E. Hartmann, Stuttgart, ca 1900.

verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, daß Speichelfluß auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber, hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluß zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohltätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, daß diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkurialisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...] Die Arbeiter in Quecksilberwerken und Spiegelfabriken sind der Quecksilbervergiftung im höchsten Grade ausgesetzt. Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, daß das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisiphilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigen Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, daß auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch siphilitischen Ursprungs sein können.

Homöopathische Quecksilberanwendung

[...] Die Wirksamkeit des Quecksilbers beschränkt sich also auf die Tatsache, daß es das Eiweiß der Gewebe vor weiterem Zerfall schützt. Wirklich heilen kann es nicht. Es liegen keine Beweise vor, daß es das Gift zerstört oder aus dem Körper austreibt.

Die Fähigkeit, Eisweiß zu binden, kommt übrigens dem Quecksilber nicht allein zu, in geringerem Maße besitzen sie auch das ihm an Giftigkeit wenig nachstehende Blei und wahrscheinlich die meisten Schwermetalle. Es ist also zu erklären, daß auch andere Metalle, besonders die Goldsalze in die Behandlung der Syphilis Eingang gefunden haben. Sie sind bald wieder von der Bildfläche verschwunden, das Quecksilber ist geblieben. Die beiden Forderungen: das Syphilisgift zu zerstören und auszuschleiden, können sie sämtlich nicht erfüllen, das vermögen nur die Entziehungskuren und die Schwitzkuren oder Ausscheidungskuren im weiteren Sinne. Die reine Syphilis aber ist keine gefährliche Krankheit und kann, wenn es sich nicht gerade um elende, schwächliche Personen handelt, dauernd und ohne Nachteile geheilt werden. Schwere Schäden bis zum tödlichen Ausgange entstehen durch den Mißbrauch des Quecksilbers.

Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht möglich ist, sich des Quecksilbers zu bedienen, ohne sich seinen Nachteilen auszusetzen. Dies könnte geschehen durch beträchtliche Verminderung der Arzneimenge bei Erhöhung der Wirksamkeit. Die Homöopathen haben diesen Weg betreten, mit niederen Potenzen (3-6) des Quecksilbers vorzügliche, durch keine Nachteile getrübe Erfolge erzielt, besonders bei den Spätformen der angeborenen Syphilis, aber auch in ganz frischen Fällen. Die Form der Anwendung empfiehlt sich besonders, wenn es gilt, dem Gewebszerfall, der edle Teile zu zerstören droht, rasch Einhalt zu tun, oder bei Personen, deren Reaktionskraft darniederliegt und eines Anstoßes bedarf. Hätte man die Gewißheit, daß andere Mittel immer rasch genug wirken, so könnte man auch auf das stark verdünnte Quecksilber verzichten; so lange dies aber nicht der Fall ist, ist es besser, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, als aus Prinzipienreiterei einen Menschen lebenslänglicher Entstellung auszusetzen.

Die Bewegung gegen das Quecksilber

Schon in der ersten Zeit der Syphilis gab es Ärzte, die das Quecksilber nicht anwandten, sondern verwarfen. Eine Reihe hervorragender Ärzte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nannten es unzuverlässig und fürchteten seine Giftwirkung. Die bald einsetzende Guajakbehandlung vermehrte die Zahl seiner Gegner. Die trotzdem bald einsetzende Quecksilbermode wurde als eine unheilvolle Kur während dreier Jahrhunderte empfunden und trotzdem man sie milder gestaltete, und anstelle des Dampf- und

Einatmungsverfahrens und der rohen Schmiervverfahren innerlich nur geringe Dosen anwandte, begann ein einfaches diätetisches Verfahren immer mehr Anhänger zu bekommen. Englische Militärärzte hatten in Portugal und Spanien, wo ein wärmeres Klima den Schweißausbruch begünstigte, gelernt, daß Syphilis auch ohne Quecksilberanwendung wohl heilbar sei. Zwei berühmte englische Ärzte, die ihre Kranken – Soldaten – lange beobachten konnten, hatten bei hundert so geheilten Kranken nur 6 Rückfälle, von denen 5 ohne Quecksilber noch geheilt wurden, der sechste bei Gebrauch von Quecksilber schließlich auch genaß. Syphilis aller Formen wurde ohne Merkur gründlich geheilt und die Berichte darüber stammten aus den verschiedensten Krankenhäusern Europas. Am meisten Gewicht legte man damals auf Bettruhe und eine strenge Diät. Nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Formen fanden Heilung. Ein Dr. Wilhelm in München machte 1830 seine günstigen Erfahrungen bekannt. Er heilte durch Steigerung aller Ab- und Aussonderungen, Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur jede syphilitische Krankheitsform schön und vollkommen. Die Kranken wurden schneller gesund, bekamen ein gutes Aussehen und blieben frei von Rückfällen. Aus den Militärkrankenhäusern Frankreichs war der Merkur [das Quecksilber] ganz verbannt. [...] Die berühmten Untersuchungen Desruelles erstreckten sich über mehr als 1.000 Kranke. Innerhalb von etwa 40 Jahren erbrachten die Ärzte der europäischen Krankenhäuser den unzweifelhaften Beweis, daß venerische Erkrankungen ohne Merkur heilbar sind, daß eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jeder Kur zu bilden habe, daß die einfache Behandlung am wenigsten Rückfälle zu verzeichnen hätte. Schwedische Ärzte berichteten über annähernd 50.000 Fälle und rühmten den bedeutend schnelleren und besseren Heilungsverlauf der nicht mit Quecksilber Behandelten. Die Diätkur ist am wirksamsten, wenn vorher noch kein Versuch mit Quecksilber gemacht worden war.

Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, daß sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, daß der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzweckmäßiger Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüenschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen. Es scheint, daß der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung.

[...] Zur Trinkkur verwendet man alkalische Bitterwässer und Kochsalzbrunnen, weil diese starke Ausscheidungen durch den Darm und die Nieren begünstigen.

Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und daß man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte.

Dr. Desruelles' einfache Behandlung der Syphilis

Die einfache Behandlung wurde angegeben in dem Buche des französischen Forschers Desruelles, der seine ausführlichen Beobachtungen über die quecksilberfreie Behandlung zu einer Zeit veröffentlichte, als durch die schweren Gefahren der Quecksilberkur veranlaßt, zahlreiche Ärzte sie aufgegeben hatten, und in mehr als 600.000 Beobachtungen günstige Erfolge niedergelegt worden waren.

Die Hauptregel in der Behandlung der venerischen Krankheiten, die man damals nicht besonders voneinander unterschied, besteht in der Beobachtung der strengen Regeln der Gesundheitslehre und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten mit vernünftiger Anwendung von Heilmitteln. Die Diät oder der Gebrauch einer leichten, der Ruhe des Körpers und des Geistes angemessenen Nahrung, der Genuß blutreinigender Tränke, die Gleichheit der Temperatur, dies alles bewirkt die Reinigung der Säfte, denn die Aussonderungen nehmen alles Unreine mit, und es werden nur solche Substanzen in den Körper geführt, welche überall die Reizbarkeit vermindern, sowie die zu schnelle Aufnahme der flüssigen Stoffe verzögert. Je mehr ihr unreinen Körpern Nahrung gebt, sagt Hippokrates, desto mehr Übel verursacht ihr in ihnen. Dieser Lehrsatz findet hier die richtige Anwendung.

Die Behandlung der venerischen Krankheit kann in drei Stufen geteilt werden: die Vorbereitung, die Umänderung, die Heilung.

Die Vorbereitung: [...] Eine alte gute Regel und Sitte ist es, den Geschlechtskranken aus seinem oft recht lebhaften Lebenskreise auszuschalten, ihn zuerst als einen akuten Schwerkranken anzusehen und ihm Bettruhe zu verordnen. Die körperliche und seelische Ruhe und gleichmäßige Erwärmung befördert die Heilung sehr. Sind die akuten Erscheinungen vorüber, so kann der Kranke wieder seine Berufsarbeiten aufnehmen, falls er nicht längere Zeit sich einer Anstaltskur unterwerfen will. [...] Schon Desruelles empfiehlt als wichtigste entzündungswidrige Vornahmen den Gebrauch von Bädern; er läßt dieselben allerdings möglichst lange ausdehnen, in der Ansicht, daß kurze Bäder keinen großen Nutzen bringen. Man verlängert, sagt er, die Bäder auf mehrere Stunden, halte das Wasser immer in gleichmäßiger Temperatur und man erzielt damit besonders bei Entzündungen der Harnröhre, der Hoden, der Drüsen gute Erfolge. [...]

Die Pflanzenbehandlung der Syphilis

Die Zahl der Heilpflanzen, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Syphilis empfohlen wurden, und die immer dem einen oder dem anderen Beobachter als wahre Spezifika imponierten, beträgt etwa 150. Alle Weltteile und wilde, wie kultivierte Völker haben in diese Liste Pflanzennamen eingetragen, Indianer und Inder, Russen und Ungarn, die Neue wie die Alte Welt, Abendland wie Morgenland. Trotzdem ist die Zahl der wirklich hilfreichen Pflanzenmittel recht beschränkt geblieben. Es ist ja leicht zu verstehen, daß bei einer Krankheit, die die Neigung hat, besonders im warmen Klima und bei entsprechender Pflege und Ernährung in einiger Zeit leicht und dauernd zu heilen, auch jedes Mittel, das gebraucht wird, von einer Heilung gefolgt sein kann, ohne doch selbst die Heilung irgendwie verschuldet zu haben. So galt ja eine Zeit lang sogar das Opium als Heilmittel.

Sehen wir näher hin, so sind als wirksam gerade die Pflanzen empfohlen worden, die zur Klasse der scharfen, schweiß- und urintreibenden Mittel gehören, vom Guajaholz Amerikas bis zu den Fruchtschalen des Walnußbaumes und zu dem Gnadekraut unserer Flur. Selbst den Quecksilbergebrauch verbanden die alten Merkurialisten mit dem Gebrauche von Holz- und Wurzeltränken, und das durch ein Jahrhundert gefeierte Zittmannsche Dekokt enthielt nur noch Spuren oder meist gar kein Quecksilber und stellte einen stark konzentrierten Holztrank dar. Mit dem Zittmannschen Pflanzentrunk haben Hunderte von Ärzten Tausende von Syphiliskranken geheilt. Es grenzt, sagt ein Arzt des anfangenden 19. Jahrhunderts, ans Unglaubliche, was der methodische Gebrauch in vielen eingewurzelten und hartnäckigen Fällen sekundärer Syphilis leistet. Es war lange Zeit Geheimmittel, wie die Pflanzensirupe, mit denen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wahre Glanzkuren geleistet wurden.

Unter den Pflanzenmitteln standen lange an erster Stelle das Dreigestirn: Guajakholz, Sarsaparillwurzel, Sassafrasholz. Sie stammten aus Amerika und waren recht teuer. Deshalb setzten heimische Ärzte, die in alter Zeit ja auch das Fach der Botanik zu beackern pflegten, an ihre Stelle bald drei heimische Wurzeln: Sandsegge, Klette und Seifenkraut. Hufeland war es, der für gewisse Fälle den abendländischen Lebensbaum und die Rinde des Seidelbastes empfahl.

Auf derselben Linie der schweiß-, urin- und stuhlfördernden Wirkung liegen nun fast alle geheimen und nichtgeheimen Pflanzenmittel gegen Syphilis, von denen einige noch besonderer Erwähnung verdienen, allerdings unter Wahrung der Tatsache, daß sie weder Spezifika darstellen sollen, noch daß sie etwas anderes als die Ausscheidung des Syphilisgiftstoffes ebenso wie des Quecksilbers fördernde Hilfsmittel neben der Kur mit äußeren Naturheilmitteln, Schwitzbädern und Packungen sein können.

Daphne Mezereum – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachsen der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal, wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann totbringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist, ganz besonders von dem großen Hufeland empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenerkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm

Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Eßlöffel zu nehmen ist.

Die Wasserbehandlung des weichen Schankers

Die Grundlage der naturgemäßen Behandlung bildet die Absicht, die Reinlichkeit, die Basis aller Gesundheit, innerlich und äußerlich, auf der Haut wie im Blute wieder herzustellen. [...]

Meistens wird der Kranke seinem Berufe nachgehen können, aber stärkere körperliche Anstrengungen, Turnen, Reiten, Tanzen wird er vermeiden müssen. Die Kleidung werde so eingerichtet, daß die Haut dauernd dünstet, lieber schwitzt als friert. In der Stube halte man auf ziemliche Wärme bis heran an 20 Grad R. = 25 Grad Celsius von 20 bis 25 Grad R. wöchentlich zweimal und einem oder zwei Vollbädern von 26 bis 28 Grad R.

Die wichtigste Heilanwendung ist das Sitzbad. Man läßt den Kranken im Hause und gut gewärmten Zimmern täglich 2 Sitzbäder nehmen, die eine laue Temperatur von etwa 22 bis 24 Grad R. haben sollen, und in denen der Kranke je nach seiner Konstitution 5 bis 10 Minuten bleibt. Durch sie wird das Geschwür dauernd rein gehalten und Stauung und Weiterleitung des Eiters zu den Lymphdrüsen verhindert.

Der erkrankte Teil bedarf natürlich eines Verbandes, der in Form eines feuchten Wickels ausgeführt wird. Es sollen nicht einfach kalte Umschläge sein, sondern feuchte Wärme erzeugen, die das Krankheitsgift aus dem Körper herauslocken. [...]

Die Diätetik des Gemütes als Kurmittel

Die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit setzt voraus, daß der Betroffene entweder selbst außerhalb der Ehe Verkehr mit einer angesteckten Person gehabt hat, oder daß er oder sie in der Ehe vom anderen Ehepartei, der sich seiner Erkrankung meistens nicht bewußt ist, angesteckt wurde. Im ersten Falle liegt vom streng sittlichen, besonders auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus eine Schuld vor, im zweiten Teil ein Unglück. Über beides soll man nicht in Verzeiflung stürzen. Die Zahl der Selbstmorde aus dem Glauben heraus, nie mehr gesund werden zu können und am Ende der Gehirnerweichung [progressiven Paralyse] verfallen zu müssen, ist wahrlich groß genug. Und fast jeder derartige Selbstmord war im Grunde unnötig, beruhte lediglich auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse, oder war ein Opfer, das einer falschen Behandlung gebracht wurde. Überreich ist das Schrifttum über giftfreie, vor allem quecksilberfreie Behandlung der Syphilis. [...]

Wer also das Unglück gehabt hat, sich anzustecken, der lasse die Hoffnung nicht sinken. Er befreie sich von dem Gedanken der Unheilbarkeit und benutze die Zeit, in der ihm sittliche und gesundheitliche Rücksichten aufs strengste jede weitere geschlechtliche Betätigung verbieten, um überhaupt einmal über Fragen nachzudenken, die er bisher seinem Leichtsinne, seinem Durst nach Lebensgenuß oder der Gleichgültigkeit und Gewohnheit untergeordnet hat. Denn auch seine Seele ist krank geworden und bedarf einer gründlichen Kur. In einem Buche (Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung) werde ich versuchen, einen Weg zu zeigen, der uns von Seelennot und Verzweiflung, von sittlichen Schwächen und vom Lebensleide heilen kann. Die Zeit der Muße, die eine Erkrankung gewährt, ist die rechte Zeit auch zu dieser Kur und das Bewußtsein einer Schuld für viele ein starker Hebel zu weiterer Entscheidung und seelischem Fortschritt.

Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung⁹

Vor der Kaiserkrönung im April 1764 liegt die Liebesaffäre des neunzehnjährigen¹⁰ Wolfgang Goethe mit dem „schönen Gretchen“. Goethe infizierte sich an dieser zweiten Manon Lescaut.¹¹ Das Verbot des Stiefvaters, den Umgang mit dem schönen Gretchen zu beenden, kam zu spät. Goethe gebärdete sich deswegen wie toll. Möglicherweise beschleunigte der psychische Schmerz den Ausbruch der Krankheit. Goethes Studienbeginn verschob sich aus diesem Grund. Er mußte sich zuerst von der Syphilis heilen. Dies erklärt die Tatsache, warum der junge Goethe noch über ein Jahr, genau 19 Monate (vom 3. April 1764 bis 3. Oktober 1765) warten mußte, bis er sein Studium in Leipzig aufnehmen konnte. Ungewiß ist, ob bei ihm

Teilweise aus Möbius: >Goethe<, II. Theil, II. Kapitel >Ausführungen und Belege< entnommen.

⁹ Goethes tatsächlicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe L. Baus, >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

¹¹ Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe – das schöne Gretchen. Manon Lescaut ist die Titelfigur eines Romans von Prévost. Die Eventualität, daß sich Wolfgang Goethe bei dem „schönen Gretchen“ durch einen unschuldigen Kuss infiziert haben könnte, möchte ich ausdrücklich *nicht* ausgeschlossen haben. In diesem Falle wäre der junge Goethe zu den „unschuldigen Opfern“ der venerischen Krankheit zu zählen.

eine Quecksilberschmierkur oder eine Hunger-Liegekur, meist ebenfalls mit Verabreichung von geringen Mengen Quecksilber, zur Anwendung kam. Ich vermute, durch eine Andeutung Goethes in dem Brief an Katharina Schönkopf vom 31.01.1769 (siehe weiter unten), daß Goethe auf Anraten seines Stiefvaters, der ebenfalls Syphilitiker war, eine sogenannte Boerhaaven'sche Abmagerungskur erhielt. Boerhaave ging davon aus, daß das „venerische Gift“ im Fettgewebe sitzen würde. Er glaubte, die Krankheit mit schweren Hunger-, Schwitz- und Abführkuren aus dem Körper her austreiben zu können. Zur weiteren Unterstützung dürfte dem jungen Goethe auch ein >Liquor mercurialis Swieteniae< verabreicht worden sein. Gerard van Swieten, ein Schüler Boerhaavens erfand den nach ihm benannten >Likör< jedoch nicht selber, sondern sein Studienkollege Nunez Ribeiro Sanchez hatte das Rezept aus Russland erhalten. Dieses „Medikament“ enthielt neben 0,03 Gramm Quecksilbersublimat noch ca 40 Gramm Branntwein. Auch Quecksilberpillen, wie das sogenannte Calomel, das ebenfalls geringe Mengen von Quecksilber enthielt, wurden immer wieder gegen die Syphilis eingenommen. Wann diese erste Heilmaßnahme erfolgte, ist ungewiß. Sie könnte spätestens im Juni 1765 erfolgt sein, währenddessen sich Wolfgang Goethe mit einem Hofmeister für mehrere Wochen zur Kur in Wiesbaden aufhielt. Das erste Indiz für eine Präparalyse Goethes – Wortverwechslungen, Versetzen von Buchstaben und Silben und Silbenstolpern - finden wir in einem Brief an seine Schwester Cornelia:

Liebe Schwester.

Damit du nicht glaubest ich habe dich unter den schwärmenden Freuden eines starck besuchten Bades gantz vergessen; so will ich dir, einige absonderliche Schicksaale die mir begegnet, in diesem Briefgen, zu wissen thun. Dencke nur wir haben allhier Schlangen, das hässliche Ungeziefer macht den Garten, hinter unserm Hause, gantz unsicher. Seit meinem Hierseyn, sind schon 4. erlegt worden. Und heute, lass es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse, siehe da kommt ein solches Thier mit vielen gewölbten Gängen durch das Graß daher, schaut uns mit hellen funckelnden Augen an spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgehabenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die ersten besten Steine warfen auf sie loß und traffen sie etliche mahl, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. er traf und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden sie aufgehängeten und zwey Ellen lang befanden. Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwäntze, (die aber unsere kurtzsichtige Augen für Strohwise ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.

Dein Briefgen vom 19 Juni war mir sehr angenehm. Inliegenden Brief laß Augenblicklich dem Pap zustellen. Lebe wohl. Küsse If. M. von meinerwegen die Hand.

Wisb[aden]. Jun. 1765.

G.

Dieser Brief weist starke Konzentrationsstörungen Wolfgang Goethes auf: z. B. „gewölbten“ [richtig: gewundenen] Gängen, „aufgehabenem“ Haupte und „verwirrten“ anstatt richtig „verirrten“ wir uns.

Das Pathologische der folgenden Briefstelle ist unverkennbar:

„Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwäntze, (die aber unsere kurtzsichtige Augen für Strohwise ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.“

Verwechselte Wolfgang Goethe die Realität mit einem erotischen Traum? Siehe Eissler, >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, Band I, Seite 74. Glaubte der zwanzigjährige Goethe an „wohlthätige Feen“ im Walde?

Die katastrophale Orthographie und Grammatik Goethes ist ebenfalls ein sehr deutliches und schwerwiegendes Indiz für eine syphilitische Erkrankung und für eine Präparalyse Goethes. Lesen Sie dazu ausführlich L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Goethes syphilitische Erkrankung im Jahre 1764 ist ein briefliches Zeugnis von einem Zeitgenossen - Ysenburg von Buri - in welchem Goethe der „Ausschweifung“ beschuldigt wird. Damit ist nichts weniger als außerehelicher Geschlechtsverkehr bezeichnet, bzw.

Wolfgang Goethe unterstellt.

Am 23. Mai 1764, nach der Affaire mit dem schönen Gretchen, bewarb sich Wolfgang Goethe um die Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft zu Phylandria“, einer Vereinigung von Literaten. Ysenburg von Buri schrieb über diesen Vorgang an André (in: >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen<, von W. Bode):

Neuhof, den 16. Juli 1764

Ich erfuhr, daß er [Goethe] der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzhählen mag, sehr ergeben sei.

Mit „der [sexuellen] Ausschweifung ergeben“ ist offensichtlich Goethes Verhältnis mit dem „schönen Gretchen“ gemeint. Höchstwahrscheinlich kursierte in der freien Reichsstadt Frankfurt der Klatsch, daß der Großbürger Goethe eine Liebesbeziehung mit einem Mädchen niederen Standes unterhalten habe. Auch seine Syphilisinfektion könnte sehr schnell in Frankfurt bekanntgeworden sein.

Mit den „vielen andern mir unangenehmen Fehlern“ könnte Goethes uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII. gemeint sein. Dem Adelsstolz des Ysenburg von Buri behagte es nicht, mit einem unehelich Gezeugten zu verkehren, selbst wenn der Vater der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war.

Bemerkenswert ist auch, daß von Goethes rhetorischen Fähigkeiten in o. g. Briefwechsel mit Bewunderung gesprochen wird:

3. Brief: Schweizer an Ysenburg von Buri:

„er [Goethe] habe ihn [André] mit seinen hochtrabenden Reden so sehr eingenommen, daß es zum Erstaunen ist.“

4. Brief: Ysenburg von Buri an André:

„ ... im übrigen hat er [Goethe] mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit.“

Diese außerordentliche rhetorische Begabung Wolfgang Goethes, nämlich andere mit „hochtrabenden Reden“ einzunehmen und zu beeindrucken, war für sein späteres Berühmtwerden mindestens ebenso wichtig wie seine künstlerische Kreativität. Goethe wurde deswegen der (angeblich) größte deutsche Dichter, weil er zum einen sehr lange lebte, viele andere Schriftsteller überlebte, und weil er es verstand, mit vielen Menschen persönlich bekannt zu werden. Die Zeitgenossen verbreiteten Goethes Ruhm in ganz Deutschland. Dahinter steckte Absicht und Systematik Goethes.

Möglicherweise infizierte sich Goethe ein zweites Mal an Syphilis während seines Studiums in Leipzig. Folgende briefliche Zeugnisse geben uns Grund zu dieser Annahme:

1767

Brief Goethes an Schwester Cornelia (11.5.): „Denke dir einen Menschen, der von einer verdrüsslichen Krankheit, und von seinen Arbeiten, zu eben der Zeit befreyt wird, da die Sonne den späten Frühling zu uns [nach Leipzig] brachte. Du kannst die Freude nur halb fühlen die ich empfand, da ich die Natur mit mir vom Krankenbette aufstehen sah, ich vergass alles um mich herum, biss mich eine rauhe Luft und ein dicker Backen zu Hause zu bleiben nöthigten.“

Franckfurt am 31. Jan. 1769

Brief Goethes an Anna Katharina Schönkopf in Leipzig: *Heute oder Morgen, es ist einerley wann ich schreibe, wenn Sie nur erfahren wie's mit mir ist. Es muss besser in Leipzig seyn als hier. Es schreibt weder Horn noch Sie, noch ein andrer; vielleicht habt ihr Bälle und Fassnachts Schmäusse, zu der Zeit da ich im Elend sitze. Traurig Carnaval. Seit vierzehn Tagen, sitz ich wieder fest. Im Anfange dieses Jahrs, war ich auf Parole losgelassen, das bissgen Freyheit ist auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weis wenn's alle wird, ich binn aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch seyn. Den dritten März binn ich schon ein Halbjahr hier, und auch schon ein Halbjahr krank; ich habe in dem Halbenjahr viel gelernt. Ich dencke Horn soll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiedersehen. Gewiß Horn hat nicht halb so viel Lust mich zu sehn als ich ihn. Der gute Mensch soll aus Leipzig, und hat kein Blut gespien. Das mag, schwer seyn. Sie sind so lustig, sagte ein sächsischer Officier zu mir, mit dem ich den 28. Aug. in Naumburg zu Nacht ass, so lustig und haben heute Leipzig verlassen. Ich sagte ihm, unser Herz wisse offft nichts von der Munterkeit unsers Bluts. Sie scheinen unpässlich, fing er nach einer Weile an. Ich binn's*

würklich, versetzt ich ihm, und sehr, ich habe Blut gespien. Blut gespien, rief er, ia, da ist mir alles deutlich, da haben sie schon einen grosen Schritt aus der Welt getahn, und Leipzig musste ihnen gleichgültig werden, weil sie es nicht mehr geniessen konnten. Getroffen, sagt ich, die Furcht vor dem Verlust des Lebens, hat allen andern Schmerz erstickt. Ganz natürlich, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das erste, ohne Leben ist kein Genuss. Aber fuhr er fort, hat man ihnen nicht auch den Ausgang leicht gemacht.

Gemacht? fragt' ich, wie so. Da ist ia deutlich, sagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie haben die Mine, nicht unbekannt unter dem schönen Geschlecht zu seyn. - Ich bückte mich für's Compliment - Ich rede wie ich's meyne, fuhr er fort, sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber sie sind kranck, und da wette ich zehen gegen nichts, kein Mädgen hat sie beym Ermel gehalten. Ich schwieg, und er lachte. Nun sagte er und reichte mir die Hand über'n Tisch, ich habe zehen Thaler an sie verlohren, wenn sie auf ihr Gewissen sagen: Es hat mich eine gehalten! Top sagt ich Hr. Captain und schlug ihm in die Hand, Sie behalten ihre Zehen Thaler. Sie sind ein Kenner, und werfen ihr Geld nicht weg. Bravo, sagt er, daran seh ich dass sie auch Kenner sind. Gott bewahre sie darinn, und wenn sie wieder gesund werden, so werden sie Nutzen von dieser Erfahrung haben. Ich - und nun ging die Erzählung, seiner Geschichte los die ich verschweige, ich sass und hörte mit Betrübniß zu, und sagte am Ende, ich sey confundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras¹², hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmans überzeugt. Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet, jetzt werden sie ihm zum Unglück reichen. Lasst ihn nur lebendig weg. Satt sehen könnt ihr euch noch an ihm, denn er ist der letzte Franckfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt ihr warten biss ihr wieder einen zu sehen kriegt. Doch tröstet euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt binn ich wieder lustig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so munter wäre wie wollt ich's aushalten? fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt. [...]¹³

Ihr Freund Goethe

Kommentar: Der Satz „fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt“ bezieht sich höchstwahrscheinlich auf eine Hunger-Liegekur zur Heilung von der Syphilis.

Frankfurt, August 1769

Brief Goethes an J. G. I. Breitkopf in Leipzig: Daß du ein rechtschaffner Mensch bist, und brav und dich herausmachst, das sagen mir alle Leute die von Leipzig kommen, und das freut mich höchlich, daß du dich nicht außer zu deiner Avantage änderst, du warst von iehere ein guter Junge, und hattest Menschenverstand, und Gedancken wie ein Mensch der eine Sache begreift, und Einfälle nicht wie ieder; besuche uns doch einmal, die Mädgen sind hier sehr auf deiner Seite, ich hab ihnen so allerley von dir erzählt, und es sind einige muntre Köpfgn unter ihnen, die meynen es wäre was mit dir anzufangen; schreibe mir doch einmal lieber Bruder, in was für Umständen du ietzo bist.

Ich lebe erträglich. Vergnügt und still. Ich habe ein halb dutzend englische Mädgen die ich oft sehe, und binn in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! das ist starcker Toback. Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie ein schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Fuchslein, wird nach und nach sich erholen.

Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfte, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun.

Adieu lieber Bruder. Habe mich lieb, und vergiss mich nicht. Auf's Frühjahr geh ich nach Strasburg. Wer weiß wann wir da wieder was von einander hören. Schreibe mir doch die Zeit einmal, und wenn Bruder Bernhard nicht schreiben will, so lass dir sagen, ob er mir was zu melden hat und setze es mit in deinen Brief. Grüsse Stocken und seine Dame, und sag ihm er machte recht artige Sachen.

Goethe.

1771

Ein telepathisches Erlebnis Goethes?

Im 11. Buch von >Dichtung und Wahrheit< berichtet Goethe von einem telepathischen Erlebnis. Als er von Friedrike Brion Abschied genommen hatte und mit schwerem Herzen von Sesenheim nach Drusenheim ritt:

¹² Das Sassafras-Holz aus Amerika galt zu Goethes Zeit als ein wahres Wundermittel gegen die Syphilis. Der >Don Sassafras< ist eine Bühnenfigur, ein adeliger Syphilitiker.

¹³ Starkes Indiz für eine (zweite) Boerhaavesche Hunger-Liegekur.

„ ... da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen; und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen [hatte]: es war hechtgrau mit etwas Gold.“

Als Goethe acht Jahre später, während seiner zweiten Schweizerreise, wieder nach Sesenheim ritt, um Friederike zu besuchen, trug er angeblich ein genau gleiches Kleidungsstück, das er bereits im Jahre 1771 im Geiste gesehen hatte.

Wohlgemerkt, Goethe schrieb >Dichtung und Wahrheit< in den Jahren von 1809 bis 1810. Dieses angebliche telepathische Erlebnis könnte vielmehr das psychopathische Produkt einer leichten Präparalyse gewesen sein.

1773

In dieses Jahr fällt die Liebesgeschichte Wolfgang Goethes mit der adeligen Urania. Siehe dazu >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, III. Kapitel: >Goethes Musengöttin Urania<. Hierzu möchte ich noch etwas zur Ansteckungsgefahr der Syphilis sagen. Mit der Zeitdauer des Bestehens der Syphilis im Körper eines Infizierten nimmt die Gefährlichkeit der Infektiosität ab. Nach dem 5. Jahre (Goethe infizierte sich zum ersten Mal im Jahre 1764) ist sie meist gegen andere erloschen, während die Krankheit gegen den Träger weiter wüten kann.

1774

In dieses Jahr fällt die zweite Liebestragödie Wolfgang Goethes. Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, stirbt an den Folgen des Kindbettfiebers, hervorgerufen durch mangelnde Hygiene der Hebammen und Ärzte zu damaliger Zeit. Mit absoluter Sicherheit ist die Syphilis als Todesursache auszuschließen.

1775

Goethe an Johanna Fahlmer (03.): „Ich binn ganz unerträglich. Und darum fleissig in sinnlicher Arbeit [Zeichnen] ... mit mir nimmts kein gut Ende.“

1776

Goethe an Charlotte von Stein (19.3.): „ich bin heute Nacht krank geworden und zwar toll, habe mich wieder zusammen genommen.“

Kommentar: Ist Goethe „toll geworden“? Der Nachsatz „habe mich wieder zusammen genommen“ läßt es vermuten. Dies wäre die erste Erwähnung einer psychischen Erkrankung Goethes.

Goethe an Charlotte von Stein (6.): „Ich aber hatte mich über dem Zeichnen erhitzt, dass ich einen wunderbaaren [im Sinne von: wunderlichen] Krampf am Herzen bekam wie ich ging.“

An Charlotte von Stein (19.11.): „Die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren.“

Kommentar: Viele Indizien über Goethes Syphiliserkrankung finden wir in Goethes Briefen an Charlotte von Stein. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß auch diese Briefe zensiert sind. Und zwar zuerst durch Charlotte von Stein und deren Söhnen Karl und Friedrich von Stein, z. B. wegen der drei unehelichen Schwangerschaften ihrer Mutter durch ihren Liebhaber Goethe, und selbstverständlich sind die Briefe durch die allgewaltige Weimarer Goethesgesellschaft zensiert. Siehe dazu auch mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

1777

Goethe an Charlotte von Stein (3.1.): „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm geworden. Ich hab's Hufelanden gemeldet, und was [Medizin] eingenommen. Werde zu Haus bleiben.“

Tagebuch (1.2.): „Phantasie! Herzklopfen.“

Goethe an Ch. v. Stein (15.3.): „Dancke herzlich dass Sie sich meiner Augen annehmen wollen, sie sind immer in Einem wie gestern.“

An dieselbe (17.3.): „Die Augen sind leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal.“

An dieselbe (6.9.): „Alles ist wohl, nur ich habe ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dünnen Constitution geholt.“

An dieselbe (14.9.) „vierundzwanzig Stunden [Backen-] Geschwulst¹⁴ und grosse Schmerzen.“¹⁵

¹⁴ Die häufigen Backen- und auch Augengeschwulste (im Jahr 1767, 1777, 1783, 1785 (Frühjahr und Sommer), 1786, 1788, 1791, 1795, 1801, 1809, 1817 und 1818) könnten eine chronische Quecksilber-Entzündung gewesen sein.

An dieselbe (30.10.): „ich habe heut [Medizin] eingenommen um die Teufel die am leichtsten zu packen sind auszutreiben.“

An die Mutter (16.11.): „Meine Zahn und Bakenwirthschaft will nichts bedeuten, es hat sich ein Knötgen in der Kinnlade gesezt gehabt das aber nicht schmerzte und ietzt vergeht.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Was die Unruhe ist die in mir stickt mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben.“

Kommentar: Fürchtete sich Goethe vor einer genaueren Untersuchung seines Übels? Ich glaube vielmehr, Goethe wußte um seine Krankheit: Syphilis. Bei Goethe liegt eindeutig eine sogenannte >Syphilis der Mundhöhle< vor. Im Alter tritt noch eine >Syphilis der Harnorgane< und eine >Syphilis der Gelenke< dazu.

1778

Tagebuch (14.7.): „körperlich gelitten. Eingenommen [Medizin eingenommen].“

Tagebuch (December): „War zugefroren gegen alle Menschen. Diese letzte Zeit meist sehr still in mir.“

1779

An Ch. v. Stein (13.6.): „Ich habe wieder die Medizin zu Hülfe gerufen, so lange sie als Schlotfeger zu wirken hat hab ich immer Vertrauen auf sie.“

Tagebuch (2.9.): „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstage [28.8.] in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch dass es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluss auf meinen Humor.“

Kommentar: Psychischer Umschwung ins Euphorische. Möbius schreibt: „Die asketisch gefärbte Stimmung hält an. Nun beachte man den Umschlag im August. Goethe selbst betrachtet es wie ein Wunder und schildert mit Worten, die kein Arzt besser wählen könnte, die neue lustvolle Stimmung. Am 12.9. beginnt die Reise nach der Schweiz, und während dieser ist der innere Himmel immer hell.“

1780

An Ch. v. Stein (Januar): „der Kopf ist mir sehr eingenommen ich darf nicht einmal Bilder sehen.“

An Lavater (7.2.): „Ich habe vierzehn Tage [lang] eine Art von Catharrfieber gehabt und muss noch ietzt mit meiner Arbeit ganz sachte zugehen.“

Tagebuch (25.3.): „Wurd mir auf einmal nicht wohl, und sehr schläffrig, einige Tage her hab ich den Schmerz beim Schlingen.“

An Ch. v. Stein (26.3.): „Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr, es stickt aber wieder etwas irgendwo das ich nicht kenne.“

Tagebuch (26.3.): „Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken ... Erfindung, Ausführung, Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmässigen Kreis. Heiterkeit, Trübe [Betrübnis], Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso ... ich muss noch herauskriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.“

(30.3.): „Abends wenig Momente sinckender Krafft, darauf acht zu geben. Woher.“

(31.3.): Kampf gegen Ruhebedürfniss.

(1.4.): „Wenn ich den Wein abschaffen könnte wäre ich sehr glücklich.“

(13.5.): „Das Beste ist die tiefe Stille in mir.“

An Ch. v. Stein (30.6.): „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast.“

An Lavater (20.9.): „Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte.“

An Ch. v. Stein (21.11.): „Mir hat er [der Arzt Hufeland] ein Regim vorgeschrieben dem ich folge und soll auch etwas [Medizin] einnehmen.“

An dieselbe (23.11.): „Hufeland hat mir ein böses Frühstück geschickt.“

Kommentar von Möbius: Auffallend sind die Todesgedanken Goethes in der zweiten Hälfte des Jahres. Am 6.9. wurde das Gickelhahn-Gedicht „warte nur, balde ruhest du auch“ geschrieben. Es bezieht sich also auf den eigenen Tod. Seit der Ansteckung an der Syphilis 1764 bis jetzt sind bereits 16 Jahre vergangen. Ein kritischer Zeitraum für einen möglichen Ausbruch des letzten Stadiums der Lues: der progressiven Paralyse.

1781

An Ch. v. Stein (28.1.): „Mein Hals ist nicht besser geworden, ich habe mir etwas von Hufeländen holen

⁵ Goethe hat, wie sich im Verlauf der weiteren Jahre herausstellen wird, nach Dr. E. Hartmann, eine sogenannte Syphilis des Nervensystems und eine Syphilis der Mundhöhle. Im Alter kommt außerdem noch eine Syphilis der Harnorgane und der Gelenke hinzu.

lassen, und will heut zu Hause bleiben.“

An dieselbe (29.1.): „Gestern Abend kriegte ich noch Ziehen im Kopf [schwere Kopfschmerzen] darum ich mich bald niederlegen musste ... Ich darf nicht wagen zu zeichnen, weil es immer anstrengt und mich wenn ich so bin erhitzt.“

An dieselbe (30.1.): „ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer.“

An dieselbe (4.2.): „Ich bin recht leidlich ausser dem Hals.“

An dieselbe (10.2.): „Wie stehen Sie mit ihrem hypochondrischen Freund?“

An dieselbe (11.2.): „Mein Hals ist fast wieder gut, und die unregelmässige Bewegung des Bluts legt sich auch.“

An dieselbe (19.2.): „Ich bin recht wohl, und schreibe es dem Queckensaft [Extractum Graminis] zu den mir der Hofrath eingeschüttet hat.“

An die Mutter (11.8.): „Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuthen und hoffen konnte.“

An Merck (14.11.): „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl und kann dir mit Vergnügen sagen, dass diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbegezogen sind.“

An Ch. v. Stein (19.11.) „Wir haben, meine Beste, einerley Gedanken gehabt, diesen Morgen aus Hufelands [medizinischer] Küche uns versorgen zu lassen.“

Kommentar von Möbius: „Nach der kranken Zeit im Anfange des Jahres tritt Erregung ein. Insbesondere bekommen mit einem Male, man weiss nicht warum, die Briefe an die Stein einen anderen, leidenschaftlichen Charakter. Goethe gebraucht nur noch das „du“ und das Erotische ist ganz unverkennbar. Damit wächst die Poesie, und das Beste am >Tasso< entsteht.“

Kommentar: Wiederum eindeutige Indizien für die Syphilis: fortschreitende moralische Enthemmung und euphorische Steigerung.

1782

An Charlotte von Stein (13.11.): „Gestern Abend ward mirs auf einmal gar wehe, dass ich weg musste. Der Schlaf hat alles fortgenommen. Nun brauch ich deine Liebe täglich mehr um den bösen Geistern zu widerstehen die mich anfallen.“

An dieselbe (17.11.): „Was es auch sey, so fühl ich ein unendliches Bedürfnis einsam zu seyn.“

An dieselbe (24.12.): [von Leipzig aus] „Den ersten Reise Tag hatte ich Zahnweh.“

An dieselbe (28.12.): „ich war zuletzt [von der Reise] unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort.“

Kommentar: Goethe wird in diesem Jahr geadelt. Sein Wappen ist die Venus und das Motto lautet: Alles um Liebe. Die Syphilis wird auch die „Krankheit der Venus“ genannt.

1783

An Ch. v. Stein (30.3.): „Mein Hals hat sich diese Nacht nicht verbessert.“

An dieselbe (23.11.): „Mein Hals ist noch nicht ganz gut mein übriges Wesen [die Psyche] aber durch den Schlaf wieder in's Gleichgewicht gebracht.“

An dieselbe (11.12.): „Mein gestriger Ausgang hat mir einen Zahnfluss und dicken Backen zuwege gebracht, man sieht dass allerley im Körper stickt das nicht weis wohin es sich resolviren soll.“

An dieselbe (14.12.): „Die schöne Sonne hat mich hergestellt, denn heute früh war es mir nicht sonderlich.“

An dieselbe (19.12.): „Ich bin munter und frohen Gemüths. Was ist der Mensch dass ein bisgen Salz gewaltiger ist als alle seine Vernunft.“

1784

An Ch. v. Stein (13.3.): „Ich habe heute wieder angefangen Quecken zu trincken.“

1785

An Ch. v. Stein (20.3.): „Mein Uebel vermehrt sich.“

An Knebel (21.3.): „Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben.“

An Ch. v. Stein (7.4.): „Eben steh ich erst auf und fürchte der Tag wird nicht der besste seyn. Das Zahnweh ist nur ein Zeichen und nicht das Uebel selbst. Der Kof ist mir eingenommen und ich fürchte ein Art Flussfieber wie ich es manchmal in dieser Jahrszeit gehabt habe.“

An Ch. v. Stein (27.6.) [Erkrankung in Neustadt a. d. Orla] „Es war ein Uebel ienem im Winter ähnlich, nur nicht so starck noch so schmerzhaft. Jetzt ist es meist vorbei; der Backen nur noch geschwollen. NB. es ist die Gegenseite, die Rechte ... Diese Tage sind fast ganz für mich verlohren.“

An den Herzog (15.8.): [in Carlsbad] „Die Wasser bekommen mir sehr wohl.“

An Knebel (11.9.): „Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Wirkung des Bades sehr heilsam, mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun.“

An Kestner (4.12.): „Das Bad [Carlsbad] hat gute Wirkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Ich habe nur preservative [Medizin] eingenommen.“

An Knebel (30.12.): „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden. In Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig.“

Kommentar: 1785 brechen die körperlichen Beschwerden der Lues (Backengeschwulst) sogar im Sommer mit aller Macht auf Goethe ein! Der erstmalige Besuch des Karlsbades bringt deutlich spürbare Linderung. Siehe das Kapitel >Heilquellenbehandlung<. Jedoch Goethe ist zutiefst schockiert. Jetzt treten die syphilitischen Krankheitserscheinungen sogar bereits im Sommer auf. Ein Zeichen, daß die Krankheit immer noch langsam fortschreitet. Todesgedanken Goethes dokumentiert dieser Satz: Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden.“ Er macht sogar ein Testament zu Gunsten von Fritz von Stein, Charlotte von Steins Sohn.

1786

An Ch. v. Stein (26.1.): „Ich bin über Hoffen wohl und es geht mir recht gut.“

An dieselbe (1.3.): „Es scheint als wenn mir die Arzney recht wohl bekommen wollte, es wurde mir gestern Abend nach 8ten noch viel besser.“

An den Herzog (7.4.): [Goethe kann der Einladung nicht folgen] „Ein Knötgen an dem Zahn [richtig: Zahnfleisch] der mir vorm Jahr in Neustadt soviel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimulire ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt so dass ich mich jeden Augenblick eines übeln Anfalls versehe.“

An denselben (8.4.): „Der Backen ist dick und ich bin genötigt mich mit Kräuterkisslein zu zieren.“

An Ch. v. Stein (8.4.): „Mein Backen ist dick doch ohne Schmerz. Ich brauche ein Mundbad ... es wandelte mich wie ein Fieber an.“

An dieselbe (9.4.): „Mein Backen ist noch ein wenig dick doch ohne Schmerz.“

An dieselbe (10.4.): „Der Geschwulst vermindert sich.“

An dieselbe (21.5.): „Mein Mund ist besser, ich hoffe bald wieder menschlich auszusehen.“

An dieselbe (25.5.): „Ich bin recht wohl nur meine Lippe ist noch nicht in ihre Gränzen zurück.“

Bereits auf der heimlichen Reise nach Rom:

An den Herzog (2.9.): „Durch den zweijährigen [richtig: zweimaligen] Gebrauch des [Karls-] Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freyen Welt geniessen kann.“

Kommentar von Möbius: Folgt die Abreise nach Italien. Goethes Verfahren bleibt unverständlich. Es lag zum Geheimthun kein einziger vernünftiger Grund vor ... Sowohl die Tagebuchaufzeichnungen wie die Briefe aus Italien enthalten oft die Versicherung, daß er sich wohl befinde ... Auffallend ist die Empfindung einer totalen Veränderung („Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meyne ich biss aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn“, Brief v. 2.12.) Auf der einen Seite preist er den Gewinn durch die Reise („ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“), auf der andern erscheint ihm die Vergangenheit in Weimar als ganz düster. Ein rauschähnliches Gefühl erweckt der erste Eintritt in den Süden bei Manchen, ganz besonders wirkt der erste Aufenthalt in Rom so. Wahrscheinlich ist das andere eine durch den Contrast bewirkte Erinnerungstäuschung. Die Briefe und noch mehr die poetischen Leistungen vor der Reise beweisen, dass Goethe in Weimar nicht so war, wie er in den italienischen Briefen behauptet. „Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt“ (an den Herzog, 12.12.). Noch stärkere Aesserungen bringen die Briefe von 87.

ca 1785-1786

Goethe sah sich selber in der Stube sitzen

Quelle: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< - Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus.

Auszug ab Seite 115 der Originalerstaufgabe:

Zum erstenmale habe ich heute die unaussprechliche Seeligkeit empfunden, mich außer mich selbst zu sehen.

Ich sah mich in einem Winkel der Stube sitzen, und schreiben, das Licht mir näher rücken, und den Schirm vorschieben. - -

Ich war ein Gott in dem Augenblick, - ich hätte mich können sterben sehen - - hätte meinen Leib zu Asche verbrennen sehen – und gelächelt. – Ich untersuchte meine Gesichtszüge; und fand erst mürrischen Ernst mit Bitterkeit vermischt darinn.

Dann sahe ich mein Auge sich allmählig erheitern, - und wo war ich, da ich dieß sahe? - /116/ Wo? - - ich hatte keinen Gedanken mehr für das wo – ich war nirgend und doch allenthalben. – Ich fühlte mich aus der Reihe der Dinge herausgedrängt, und bedurfte des Raums nicht mehr.

*Nun fühl' ich mich wieder eingekerkert in dieses Beinhaus, in diese zerbrechliche Hütte von Leimen.
Süße Freiheitsstunde, wann erscheinst du wieder?*

1787

Brief an die Freunde in Weimar (6.1.): „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt.“

Frage: Welches war die ungeheure Krankheit? Die Syphilis, was sonst?

An Ch. v. Stein (20.1.): „Ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich [geistig] davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetze ich dir hundertfältig, was zu ersetzen ist. – Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

Kommentar: Dieser Brief legt die Vermutung nahe, daß Goethe in Rom sich einer Heilbehandlung gegen die Syphilis unterziehen will. Allein schon das heiße Klima des Südens wirkt vorteilhaft auf die Heilung. Siehe Kapitel >Heilquellenbehandlung<: Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt und man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte.

An den Herzog (3.2.): [Die Frauen seien zwar allerliebste und sehr gefällig und] „es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse [gemeint ist: die Syphilis] nicht auch dieses Paradies unsicher machten.“

Kommentar: Goethe hat erstmalig genug von den Frauen und von der Lues!

An Ch. v. Stein (8.6.): „Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Tod gewünscht haben.“

An den Herzog von Gotha (6.2.): „ich lebe eine neue Jugend.“

An Kayer (14.7.): „Mit jedem Tag scheint die Gesundheit [des] Leibes und der Seele zu wachsen und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen.“

An den Herzog (28.9.): „Noch halte ich mich immer in der Stille und sogar (ich weiß nicht, ob es lobens oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir.“

Kommentar: Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Rom (WA I. Abt. 32. Bd. S. 27): Morgens mit dem Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher [Brunnen] schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist ... Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flussartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, dass ein Uebel jückt, als dass es reisst und zieht.“

1. April 1787

Sturm auf dem Mittelmeer

Während der Überfahrt von Neapel auf die Insel Sizilien geriet Goethes Schiff in einen schweren Sturm. Goethe berichtet, er habe währenddessen, im Schlaf und Halbtraum, seine dramatischen Pläne durchdacht.

Der Maler Christoph Heinrich Knip (1755-1825) hingegen, der Goethe auf der Reise begleitete, berichtet, Goethe habe wie ein Wahnsinniger [in Todesangst] phantasiert und das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner (Stief-) Großmutter gehalten.

1788

An Ch. v. Stein (19.1.): „Ich habe doch diese ganze Zeit [in Italien] keine Empfindung aller der Uebel gehabt, die mich im Norden peinigten [u. a. fast jeden Winter Backengeschwulste, Hals- und Kopfschmerzen, Hypochondrie = Depressionen und Gefühlsschwankungen] und lebe mit eben derselben Constitution hier wohl und munter so sehr als ich dort [in Weimar] litt.“

An den Herzog (25.1.): „Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten.“

Kommentar: Hier gesteht Goethe eindeutig und zweifelsfrei ein, warum er nach Italien reiste: Um sich von den physischen und moralischen Übeln der Syphilis zu heilen.

1789

An Knebel (5.1.): „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen.“

An Herder (10.5.) „Ich habe mich wacker durchgehalten und bin wohl und vergnügt.“

An Ch. v. Stein (8.6.): „Ich klage nicht über meine hiesige [weimarer] Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Clima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird.“

Kommentar: Die früheren Beschwerden sind im ersten Winter nach Italien noch nicht wiedergekehrt. Goethe fühlt sich jedoch unsicher, er traut der Hoffnung, vollständig von der Lues geheilt zu sein, noch nicht.

1790

An Knebel (9.7.): Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft und mich wundert nur dass in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“

Kommentar von Möbius: Nichts von Krankheit. Häufig Verstimmung. Ernste, arbeitsame, wissenschaftlich gerichtete Stimmung. Die erotische Erregung hat (mit den >Elegien<) aufgehört, und ruhige Zärtlichkeit für Christiane und ihr Kind herrscht von nun an.

Beginn der Vorarbeiten Goethes zur „Farbenlehre“ ungefähr zum Zeitpunkt des Umzuges in das Jägerhaus vor dem Frauentor. Der Psychologe K. R. Eissler vermutet als Beginn von Goethes „Farbenlehre“ eine partielle Psychose. Siehe Eissler: >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, zweiter Band, Teil III. B: >Goethe und die Wissenschaft<, dtv-Verlag 1987, und L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, XV. Kapitel: >Goethes „Farbenlehre“ oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

1791

An C. G. Voigt (5.): „Mein geschwollener Backen hat sich noch nicht gesetzt.“

An den Herzog (5.): „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege [Cantharidenpflaster] im Nacken.“

Brief an Caroline Herder: [Goethe] wandelt „noch mit halb verhülltem Haupte“ herum.

An v. Einsiedel (Anfang Aug.): „Könntest Du mir wohl ein Dutzend Bouteillen Eger Wasser von Deinem Vorrath überlassen, die mir in meinen jetzigen Umständen wohl zu statten kämen.“

An Knebel (8.8.): „Die angefangene Cur des Eger Wassers¹⁶ leidet nicht dass ich morgens ausgehe.“

Kommentar von Möbius: Vielleicht sind aus der Stimmung dieser Jahre die Faustverse „In jedem Kleide werd ich wohl die Pein“ u. s. w. hervorgegangen.

Kommentar: Der geschwollene Backen ist ein Zeichen, daß die Syphilis noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Symptome sind jedoch leichter als vor der Italienreise.

ca. 12. Juni 1792

Beschreibung eines schweren Entfremdungszustands durch Goethe selber

Quelle: Baus, >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<:

[8. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: (überwiegend) W. Goethe an Tieck

Halle (richtig: Giebichenstein bei Halle), am 12. Juni 1792

Endlich habe ich [Goethe] einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [zu sterben?]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen: [...] uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun [Uhr] hatten wir den ersten Teil [eines Goethe-Werks] beendet. Der zweite [Teil] ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen (es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]) fingen meine beiden Zuhörer alle

¹⁶ Fußnote von Möbius: Das Eger-Wasser, das von nun an eine bedeutende Rolle in Goethes Leben spielt, ist die jetzige Franzensquelle. Der wirksame Stoff ist das schwefelsaure Natron.

Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause (folgte), worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl (?) und Schwinger(?) (richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste) gingen in die (Schlaf-) Kammer(n), um sich schlafen zu legen; ich (Wolfgang Goethe) wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich (Wolfgang Goethe) stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten (tönt) um mein träumendes Ohr, rosensfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln, - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich (Wolfgang Goethe) daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauer, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich (siehe Erläuterung weiter unten: typisch Goethesches Gleichnis); ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die (nächste) Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen (sah ich) zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist (o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im König Lear), mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich (Wolfgang Goethe) war auf einige Sekunden (richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden) wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück (siehe >Nachtwachen<), ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“, rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopften hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl (?) mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läge ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl (richtig: Reichardt?) war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist,

daß ich (Wolfgang Goethe) nämlich wahnsinnig werden möchte (gemeint ist: könnte), um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

„... Wer weiß

Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein (Wolfgang Goethes) Schicksal von meinen frühesten Jahren (an), es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahnungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister (richtig: meine [Wolfgang Goethes] Mutter und meine [Wolfgang Goethes] Kinder) und Deine (Ludwig Tiecks) Freundschaft das einzige sind, was mich (Wolfgang Goethe) noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen (richtig: von euch) weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich (Wolfgang Goethe) falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts (richtig: Geburtstag der Frau Reichardt, am 3. Juni 1792); ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich (Wolfgang Goethe) half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt (von Giebichenstein nach Halle), trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um Vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr (in der Nacht); ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit (?) nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni (der Geburtstag der Reichardtin), vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor (von Halle) und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich (Wolfgang Goethe) forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor (richtig: an) einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönnten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich (Wolfgang Goethe) an Dich (Ludwig Tieck), wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend.

- Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes (siehe >Nachtwachen<); er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht (in der Nähe von Giebichenstein) gehört zu den schönsten Stunden meines (Wolfgang Goethes) Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

(...) Reichardts ausgenommen, habe ich (Wolfgang Goethe) jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert (Erläuterung: Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff), und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen (Wolfgang Goethes) Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat (verzeih meine Schwachheit) die „Anna Boleyn“ gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den „Alla-Moddin“ habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg (in der Nähe von Halle) die Sonne aufgehn sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du (Ludwig Tieck) so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich (Wolfgang Goethe) stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes (im >Genius<) hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen (wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt); ich würde wirklich sehr geschauert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich (Wolfgang Goethe) sind oft Wirklichkeit und Nachbildung [richtig: Einbildung, Vorstellung] in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner (richtig: Reichardt oder Hensler?) hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow (?) und Köhler (?) besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich (Wolfgang Goethe) schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd (eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt), und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehen: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch (wenn er schwache Nerven hat) wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe die Ophelia in dem Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias Goethe.] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

(...) Darf ich wohl auf diesen Brief schon (in) über acht Tage (heut ist Dienstag) Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich (Wolfgang Goethe) einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir

bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebsteres Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich (Wolfgang Goethe) kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch (zu)-letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich¹⁷ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten (und/oder im Park zu Weimar) sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein (denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken), so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

(...) Die Reichardtsche Familie läßt Dir¹⁸ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den >Theseus< von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl

am 12. Juni (1792)

1. Indiz: Ein typisches und unverwechselbares Goethisches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal (den Schicksalswagen) des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe [WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772]: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue (gemeint ist: frische) Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

4. Stelle: in dem anonymen Briefroman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rassend springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in dem Altersroman >Diana von Montesclaros<, der im Jahre 1823 von Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura, Maria“ veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte?“

2. Indiz: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an **Dich** rächen“, anstatt „ich möchte mich an **Dir** rächen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

¹⁷ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dich< anstatt >Dir<.

¹⁸ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dir< anstatt >Dich<.

1792

An Christiane (10.10.): „Ich habe viel ausgestanden [Campagne in Frankreich], aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken.“

1793

Goethe unternahm mehrere Reisen und war im Gefolge des Herzogs bei der Belagerung von Mainz dabei. Von Krankheiten wird nichts berichtet.

1794

An Meyer (7.7.): „indess ich Eger Wasser trinke.“

David Veit an Rahel Levin (Quelle: Rahel I. 243 und 248 f.), Jena, 20.10.1794: „Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen ... Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachteil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender. Nichtsdestoweniger ist er [Goethe] außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig ...“

Jena, 21.10.1794: „... Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm [Goethe] oft zu Hülfe; denn er [Goethe] kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter ...“

Schiller an Hoven (Quelle: SchiNa XXVII, 92): „Sein [Goethes] Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht; nur [richtig: nun?] hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals [Horen] Proben finden wirst.“

1795

Über >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, (Anfang 1795): „Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im Wilhelm gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den >Meister< vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.“

Brief Goethes an Schiller (12.5.): [Kalte Witterung und Erkältung] „brachten mir ein Flussfieber zuwege, das mir die rechte Hälfte des Kopfes sehr schmerzlich angriff und zugleich die linke unbrauchbar machte. Nun bin ich so weit wieder hergestellt ...“ [außerdem wiederum ein Backengeschwulst, siehe Brief vom 10.6.]

An dens. (16.5.): „Mein Übel ist wieder ziemlich vorüber.“

Sommer 1795: Mit Johann Gottlieb Fichte: „Goethe gesprochen. Er war die Artigkeit, die Freude mich zu sehen, die Freundschaft selbst; er bezeugte mir ungemene Achtung. Wir sprachen [über] Philosophie, von Geschäften kein Wort. „Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben aus diesen, den philosophischen Dingen noch sehr viel mit mir zu sprechen“, sagte er etliche Male, ohne daß ich es zu bemerken schien.“

David Veit an Rahel Levin (Jena, 4.7.) [Quelle: Rahel II, 142 – 145]: „Goethe hat die >Claudine< am vorigen Sonnabend aufführen lassen. Vor einiger Zeit, da er hier war, ließ ihm Latrobe ein Lied von ich weiß nicht wem [von Friederike Brun] und aus dem >Musikalischen Blumenstrauß<, komponiert von Zelter, mit dem Anfang „Ich denke dein“ vorsingen und spielte es selbst. Er war tief gerührt von der Komposition, ging nach Hause und flickte es mit aller Gewalt in die >Claudine< ein, aber mit ganz abgeändertem Text („Nähe der Geliebten“) ...

Heute habe ich ihn [Goethe] wieder gesehen und begrüßt und war eine Stunde hindurch in einem Zimmer mit ihm; denn er war und kömmt jedesmal nach unserer Krankenanstalt [in Jena] und läßt sich über jede Kleinigkeit belehren. Die theoretischen Teile der Medizin hat er vollkommen inne ...“

David Veit an Rahel Levin (Jena, 5.6.) [Quelle: Rahel II, 152]: „Indem ich dieses schreibe, ist Goethe entweder schon in Karlsbad oder kömmt doch bald hin. In beiden Fällen ist es gut, wenn Sie wissen, daß er nicht in Gesellschaft mit irgendeinem Vornehmen kömmt ..., daß er jetzt besser gelaunt ist als jemals, wiewohl er steifer aussieht als jemals, und äußerst gerne in völliger und fröhlicher Ungezwungenheit lebt.“

Goethe an Schiller (10.6.): „Mir ist gleich bey meiner Rückkunft übel ergangen, ein Recidiv des Backengeschwulstes überfiel mich und da ich die Sache leicht nahm ward sie Stufenweise so arg dass ich von Humbold nicht einmal Abschied nehmen konnte.“

An dens. (11.6.): „Da ich ungeduldig bin körperlich zu leiden werde ich wohl nach Carlsbad gehen, das mich ehemals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreyte.“

Friedrich von Stein an Charlotte von Stein [Quelle: SchFr I, 444], Weimar, 17.6.: „Der Goethe ist wieder wohl; indes ist er doch ein wenig abgemattet von denen spanischen Fliegen. Er hat immerfort seinen stupenden [stupiden] Fleiß und läßt sich wenig in der Welt sehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Karlsbad.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 7. – 9.7.: „Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. Anspruchsloser, wie er in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein ... eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn ... Er hat viel geredet und immer als ob's halb im Scherz wäre, aber im bitteren Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisieren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die in ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie ... Ärgerlich ist's, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm drüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurücknimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden ... Übrigens war er heut ... schrecklich paradox, und ich ergrimmete über sein Wegwerfen der Erinnerung – „die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbe“, sagte er – über seinen Unglauben an intellektuelle Freundschaft ... Einmal sagte er: „Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage.“ ... Denn seine [Goethes] Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 12. 7. 1795: „Heute sah er [Goethe] zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeius würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus; er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich, was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte.¹⁹ ... Er [Goethe] hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen wie der lebendige Miltonische Teufel; doch ist's schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen! ... Wir redeten über das große unerschöpfliche Sujet: „den Menschen“ ... Über Kinder: man muß ihren Begierden entgegen kommen. Je lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerem Widerstand Unwahrheit geboren wird.²⁰ Aber ich mag's nicht mehr abschreiben und Skelletieren, was er mir mit lebendigem Feuergeist gesagt und von sich offenbart. ... Abends war Goethe wieder etwas faustinisch wild (wie er es leider Frauen, die ihm nur schön sind, gegenüber leicht wird) ...“

Goethe an Christiane (15.7.): „Der Brunnen [Carlsbader Quelle] bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen.“

Kommentar: Das Jahr 1795 bringt erneut schwere körperliche Symptome der Syphilis. Die schwersten seit dem zweijährigen Italienaufenthalt. Das bedeutet, die Syphilis ist immer noch virulent, keineswegs besiegt. Es wird deutlich: Goethe leidet an einer chronischen Syphilitis.

1796

An Schiller (Ende Mai): „Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung, denn ich weiss in mehr als einem Sinne nicht recht was ich will noch soll.“

An denselben (20.7.): „Heute früh beym Pymonter [Brunnen].“²¹

An Meyer (5.8.): Goethe klagt, dass er wegen des Krieges nicht nach Italien kommen könne. Sein Thun sei ein kümmerliches Wesen, „und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäftigt und mich nicht ganz verfallen lässt.“

1797

An F. Schiller (27.2.): Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt, sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus. Der Kopf ist mir eingenommen und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freyen Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren, vielmehr muß sie den Salmiak und dem Liquirizensaft, als Dingen, die an sich den hässlichsten Gemack haben, wieder ihren Willen die Existenz zugestehen.“

An denselben (1.3.): „Der Catharr ist zwar auf dem Abmarsche, doch soll ich noch die Stube hüten ... dass ich für meine Theescheue durch den abscheulichen Kräuterthee bestraft werde.“

Kommentar: Goethe wird in Jena von Hofrat Loder ärztlich betreut und mit Salmiak und Liquirizensaft (den Bestandteilen der Mixtura solvens) behandelt.

¹⁹ Seine Ichheit, sein Selbst will Goethe im Objekt, im Anschauen der Schönheit, verlieren. Das ist absolute Schizophrenie.

²⁰ Goethe predigt nackter Hedonismus! Er ist ein unverblümter Hedonist geworden! Warum? Wegen seiner Syphilis. Diese Abstumpfung des Moralfühls ist ebenfalls ein deutliches Zeichen einer Präparalyse Goethes.

²¹ Fußnote von Möbius: Die Pymonter Quellen sind theils erdig-salinische Eisensäuerlinge, theils Soolquellen. Eisen und Kochsalz sind die wirksamen Bestandtheile.

1798

Kommentar: Dieses Jahr ging ohne schwere Erkrankungen vorüber. Goethe wurde adipös (dickleibig).

1799

An Christiane (19.2.): „Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaster, ich habe wieder einen kleinen Schweren [ein kleines Geschwür] auf den Rücken bekommen.“

An F. Schiller (3.3.): „Übrigens bin ich vom schlimmsten Humor.“

1800

An F. Schiller (2.1.): „Ich bin zu Hause, nicht ganz wie ich seyn sollte.“

An denselben (20.1.): „da ich mich nicht in den besten Umständen befinde.“

An denselben (22.3.): „Leider werde ich mich einige Tage zu Hause halten müssen, denn der Doctor dringt auf eine Cur, der ich schon eine ganze Weile ausgewichen bin.“

Kommentar: Goethe verrät uns nicht, welche Kur ihm der Arzt dringend angeraten hat. Unzweifelhaft will Goethe seine syphilitische Krankheit vor den Zeitgenossen geheimhalten.

An denselben (3.4.): „Meine Zustände sind nicht die besten.“

An Ch. v. Stein (26.4.): „Da mein Uebel nur eine Unbequemlichkeit ist, so kann man es wohl gar am Ende gewohnt werden.“

1801

Tagebuch Goethes (3.1.): „Vermehrte sich mein Catharr. (6.1.) Das Uebel war nicht besser und befand mich desshalb meist im Bette. (7.1.) War die Entzündung des Auges am höchsten, so wie der Krampfhusten sehr heftig. (8.1.) Vergangne Nacht war sehr unruhig und ohne den geringsten Schlaf noch ein starker Husten (10.1.) Vergangne Nacht ebenfalls einige Stunden Schlaf, der Husten liess nach, das Schlucken aber fiel beschwerlich.“

An Elisa Gore (17.1.): „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehn Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Uebels erinnerte.“

In den >Annalen<: „Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade [nach Pyrmont] zu schicken, war vielleicht nicht ein Zeugnis richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, dass mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte.“ [In Göttingen Störungen der Nachtruhe durch greulichen Lärm.] „Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten.“

Kommentar: Goethe leidet unter Schlaflosigkeit und leichter Erregbarkeit, d. h. bei der geringsten Störung bekommt er Tobsuchtsanfälle. Typische Symptome einer Präparalyse.

1802

Tagebuch Goethes (28.6. bis 15.8.) siebzehnmal „gebadet“, theils in Lauchstädt, theils in Jena, zweimal auch in Weimar.

1803

Christiane an Nic. Meyer (21.4.): „Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder [hübekonder] und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern.“

An Christiane (14.7.): „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, dass ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann.“

Kommentar: Die Hypochondrie = Depressivität Goethes ist deutliches Indiz für eine Syphilis. Außerdem ist die Bitte Goethes, Christiane solle ihm ihre durchgetanzten Schuhe schicken, doch etwas merkwürdig.

1804

Tagebuch Goethes (3.1.): „Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu.“ (4.1.): „Auf meinem Wohnzimmer.“ (5.1.): „Wie gestern.“ (8.1.): „War Herr Hofr. Stark hier.“ (9.1.): „Meistens im Bette zugebracht.“

An F. Schiller (14.1.): „Ich fühle jetzt erst dass ich schwach bin ... Da ich jetzt krank und grämlich bin.“

Christiane an Nic. Meyer (Februar): „das beste ist, dass der Geheimrath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang vom Jahr aber war er wieder sehr krank.“

1804 bis 1805

Das Verhältnis Goethes zu dem jungen Heinrich Voß ist pathologisch. Der junge Voß ist ein Naivling und er besitzt noch einen kindlichen Glauben an Gott. Goethe dagegen, der Verfasser der >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< und der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ist ein Atheist. Welch eine grandiose Selbsttäuschung des jungen Voß über Goethe, Welch ein grandioser Täuschungsversuch Goethes gegenüber dem jungen Voß. Dies ist eindeutig pathologisch.

H. Voß schrieb (Quelle: GG 1968): „*Goethe ist der Segen Weimars, alles bringt er ins rechte Geleis, er ist der Wohltäter aller Hilfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich [H. Voß] dieses Wort unterschreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens?*“

(Quelle: GG 1990): „*Er [Goethe] verträgt jeden Widerspruch.*“

Kommentar: Goethe ist in den Augen des jungen Voß eine Art Heiland in Weimar. Vor Voß und Riemer spielt er die Rolle des Genies. Nach Schillers Tod ist es jedoch mit der großen Verehrung, ja mit der Vergötterung Goethes schlagartig vorbei. Was ist geschehen? Hatte der junge H. Voß erkannt, daß Goethe psychisch krank war? Kam er durch Zufall hinter das Geheimnis der syphilitischen Erkrankung? Es gibt keine andere Erklärung für den Ablauf des Geschehens. Keine Vorwürfe, keine Anschuldigen: Goethe wußte, daß es vorbei war. Er verzieh und verzichtete. Der junge Heinrich Voß folgte bald darauf den Eltern nach Heidelberg.

1805

Christiane an Nic. Meyer (12.4.): „Der Geheimrath hat nun seit ¼ Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muss, er stirbt. Jetzo ... befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht ausser Bette und stelle mir nichts gutes vor. Ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiss gar nicht was ich denken soll, der Zufall [Anfall] kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den grössten Schmerzen ... Ich glaube es sind Hämorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen ... Der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe.“ (2.7.): „der Geheimrath befindet sich wieder etwas besser, aber das Uebel kommt doch wieder und man ist sozusagen keinen Augenblick davor sicher.“

H. Voß d.J. (Februar): „Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen grossen Leiden. „Ich selbst“, sagte er neulich „wusste besser, wie es mit mir stand, als es nun ein Arzt vermuthen konnte.“ Stark kam aus Jena, es war am Freitag (8.2.) Abend, der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ... Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter geworden ...“

... „Gestern (8.3.) haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein gefährliches Recidiv ... (Nach 11 Uhr am 7.) bekommt Goethe die unerträglichsten Leibscherzen, die bis zwei Uhr zunehmen ... Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachmittag fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äussere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen.“

Gutachten über Goethe²²

von Dr. med. Johann Christian Reil

Halle, den 13. September 1805

Die beiden Haupterscheinungen der Krankheit waren 1. *periodischer Schmerz*, krampfhafter Natur, von der Lendengegend entspringend, zum Unterleibe, den Generationsteilen und dem Schenkel der leidenden Seite sich ausdehnend. 2. Blutrothe Farbe des Urins, die durch erschütternde Bewegung erregt wurde. Man schloß aus dieser Farbe auf Hämaturie, hat aber keine anderen Entdeckungsmittel des Blutes im Urin angewandt. Beide Erscheinungen weisen, wenn sie berichtet sind, zuverlässig auf *Krankheit der Nieren* hin. Aber auf welche?

1. Theumatalgia renum (exaltirtes Gemeingefühl, dolor spontaneus, ohne irgend eine sichtbare Verletzung des Organismus); die Entstehungsart des Übels, sein Verschwinden durch Bäder, Douche und wärmere Bedeckung der Lenden sprechen für diese Idee; aber Hämaturie von erschütternder Bewegung ist wenigstens ein sehr seltenes Product der Rheumatalgie. Reumatismus ist in der Regel Krankheit der Muskeln; befällt er wider seine Natur ein Eingeweide, so setzt dies Schwäche des respectiven Eingeweidens voraus. Mittel: a) solche, die die Nierenschwäche verbessern. Herba Uvae ursi, Hedera terrestris [Gundelrebe], Urtica minor

²² 1937 von Max Hecker entdeckt. Abgedruckt in >Festschrift für Albert Leitzmann<, hrsg. v. E. Vincent und K. Wesele, Jena 1937.

[Brennnessel], Eisenwasser, örtliche Einreibungen. b) Frottiren des ganzen Körpers, Bäder, Douche, warme Bedeckung der Nierengegend mit Fellen, Flanell. Cadet de Veaux Mittel wider die Gicht, laues Wasser?

2. Steinkrankheit, unter welchem Namen ich beides, den Prozeß der übermäßigen Absonderung von Harn- und Phosphorsäure und den dadurch erzeugten todtten Absatz (das coagulirte Residuum des Prozesses) nemlich den Nierenstein begreiffe. Diese Idee begünstiget die Hämaturie, ihr Entstehen von Erschütterung und überhaupt die Dauer der Krankheit – ofte Beobachtung der Erscheinungen des Urins in Beziehung auf Farbe, Consistenz, Geruch, Art der Fäulung, Veränderlichkeit und die Anwendung von Reagentien auf denselben führen zur sichern Diagnostik. – Mittel: Thermae Carolinae, Aqua calcis, Seife, Soda crystallisata, Herbae subadstringentes, Uva ursi etc.

Noch erwähne ich des besondern Consenses zwischen Nieren und Darmkanal, der leicht im Heilgeschäft irre führt. Die Nierenkrankheit erregt als entfernte Ursache Darmkrankheit: Colica nephritica. Nun bildet sich aber die ursprünglich consensuelle Darmkrankheit zur eignen Selbständigkeit aus, durch die verletzte Function des Darmkanals. Er erzeugt in sich eine Ursache des Krankseyns, besonders wenn vita sedentaria dazu kömmt, und wirkt in dieser Qualität wieder zurück auf die Nierenkrankheit und vermehrt sie. So entsteht eine reziproke Wechselwirkung zwischen Ursach und Wirkung. Auf diese Art ist es möglich, daß die Anfälle des Schmerzes, wenn sie gleich ursprünglich von den Nieren ausgingen, sich durch Mittel heilen lassen, die auf den Darmkanal wirken z. B. durch Visceralclistere, Digestive in Verbindung mit stomachicis amaris. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Heilung der Darmkrankheit zugleich auch das ursprüngliche Nierenübel vermindern kann, weil sie auf dasselbe zurückwirkt. – Der Major Knoblauch hieselbst leidet offenbar an Stein. Er bekam eine zusammengesetzte Krankheit, in welcher die Harnbeschwerden vorwalteten, Schleim-, Eiter-, Blut-, Steinabgang durch die Harnwege mit seltenen Anfällen von Colica nephritica. Alle Mittel, die auf Steinkrankheit gingen, thaten nichts. Meckel kehrte um, gab Mittel gegen Darmkrankheit, und er genaß von Stund an.

Im *Paroxismus* müssen Mittel zur Palliativen Linderung, laue Bäder, In[unleserlich], Cataplasmen, oehligte Einreibungen von Oleum foliorum Hyoscyami mit Tinctura Opii – innerlich milde Oehle, Opium, Hyoscyamus, Arum [Aronstab] u. s. w. angewandt werden.

1806

Tagebuch Goethes (3.2.): „Ueble Nacht. Verlohrener Tag.“ (27.2.): „Eintretendes Uebel.“ (28.2.): „Böse Nacht. Meist verlohrener Tag.“ (25.5.): „Ueble Nacht. Verlohrener Morgen.“

An Knebel (14.3.): „Da ich fast nichts mehr als Fleisch und Wein genieße.“

An Christiane (3.7.): „Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise [nach Carlsbad] hat, glaube ich, schon die Hälfte der Kur vollbracht.“

Aus Carlsbad wiederholt Bemerkungen über gutes Befinden. Z. B. an Christiane (21.7.): „Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt.“

Tagebuch Goethes (Juli): in Carlsbad Sprudel und andere Brunnen getrunken. (August und September): „Egerwasser getrunken.“

Gespräch Goethes mit F. W. Riemer: Romanidee Goethes: >Der Sultan wider Willen<. Goethe hatte sich immer und zumeist im Jahre 1806 mit dieser Geschichte getragen, für die er eine besondere Liebe zu haben schien. Vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren interessiren sich alle für Einen Mann; jede ist auf eine eigene Art lebenswürdig, jede findet er, wenn er sich ihr nähert, seinem [physischen oder psychischen?] Zustande angemessen, allein lebenswürdig und unbegreiflich, wie er eine andere lieben kann u.s.w.

An C. G. Voigt (16.10.): „In dem schrecklichen Augenblicke ergreift mich mein altes Uebel.“

An den Herzog (Dezember): „Gern sag ich desswegen dass Carls-Bad mir sehr wohl gethan hat, dass ich keinen Haupt Anfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr. an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe geht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre, um diesen Gegenstand in den Sehwinkel zu bringen.“

Kommentar: Was für ein schrecklicher Augenblick war das? Er hat es vom 14. October an erlitten und dauerte wohl bis zum Dezember an. Es war etwas Physisches. Möbius vermutet Impotenz.

Charlotte von Stein: „Goethe ist wieder recht krank. Seine Krankheit ist periodisch; er bekommt sie alle 3 oder 4 Wochen. Er sagte mir, er nehme jetzt Bilsenkraut²³ statt Opium dafür; die thäte ihm besser.

Kommentar von Möbius: Weintrinken ist am häufigsten Ursache der Nierensteine. Da Goethe ein starker Weintrinker war, stimmt die Sache. Nun wird allerdings niemals gesagt, dass ein Stein oder Bröckchen von Steinen abgegangen seien. Auch ist auffallend, dass Goethe das Schütteln beim Reiten oder Fahren, das gewöhnlich Anfälle hervorrufft, wohlgethan hat. Wir kommen also auch hier nicht recht ins Klare.

²³ Fußnote von Möbius: Wahrscheinlich Extractum Hyoscyami [Extrakt aus Bilsenkraut] (0,2 pro dosi, 1,0 pro die!), das früher [unter anderem auch] als Sedativum [Bruhigungsmittel] gebraucht wurde. [Medikament aus einheimischer Heilpflanze (Bilsenkraut), auch gegen die Syphilis angewandt.]

Kommentar: Keine klare und eindeutige Diagnose auf Nierensteine. Daher sind die Schmerzen im Unterleib höchstwahrscheinlich wiederum Folgen der chronischen Syphilis.

1807

An Ch. v. Stein (18.4.): „Das Fallen des Barometers hat sich auch an meinem Unglauben gerächt indem es mir ein grosses Übel angedeutet hat. Von Vorgestern auf gestern hatte ich einen Anfall so heftig als je. Es war in der letzten Zeit so viel zusammen gekommen und ich hatte mich nicht geschont.“

An dieselbe (18. u. 24.6.): Dr. Kapp von Leipzig hat eine veränderte Cur angerathen (nicht Sprudel, sondern Schlossbrunnen, wenig Trinken, Baden, strenge Diät etc.). Sie schlage sehr gut an. Zu Hause solle Goethe nach Kapps Rath Spaawasser²⁴ trinken.

An dieselbe (16.7.): Dr. Kapp und Dr. Mitterbacher von Carlsbad haben nach Beendigung der eigentlichen Brunnenkur „mir eine Arznei verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe.“

An Zelter (27.7.): „Durch eine Abänderung der Cur ... wendete sichs auf einmal ins Bessere; wobey es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verhart.“

An Nic. Meyer (7.10.): „Von meinem Carlsbader Aufenthalt kann ich nur Gutes erzählen. Es ist mir daselbst recht wohl gegangen und bis jetzt empfinde ich noch immer erwünschte Folgen.“

Riemer an Frommann (14.10.): Goethe halte strenge Diät, trinke weniger Wein und [dafür?] Spaawasser.

Kommentar von Möbius: Nach den langen Jahren der Trockenheit setzt in der zweiten Hälfte von 1807 neue Erregung ein. Wohlbefinden, dichterische Thätigkeit, leichte erotische Erregung beginnen in Carlsbad. Im Herbst verliebt sich Goethe in Minna Herzlieb. Als Goethe am 18.12.1807 mit Riemer von Jena zurück nach Weimar fuhr, erzählte er ihm, wie er sich in Lili verliebt habe.

1808

Tagebuch Goethes (1.5.): Goethe erzählt Riemer auf der Fahrt von Jena nach Weimar die erste Hälfte der >Wahlverwandtschaften<.

Riemer an Frommann (16.4.): „Es ist noch ein gichtisches Übel dazu gekommen, oder vielmehr der Antheil Gicht bey dem bisherigen hat sich auf die Beine geworfen, welches ihm grosse Schmerzen macht und deswegen er je eher je lieber ins Bad eilt.“ (20.4.): „Ohne bettlägrig zu seyn, fühlt Goethe denn doch alle Tage, gewöhnlich Mittags und Abends, wie man seinem Gesicht und sonstigen Gebärden abmerken kann, grosse Schmerzen.“

An den Sohn (3.6.): „Ich befinde mich [in Carlsbad] sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige Berge wie ehemals.“

An Christiane (15.6.): „Da ich mich diesmal so wohl in Carls-Bad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle.“

Kommentar von Möbius: In Carlsbad wird an dem Romane gearbeitet. Goethe verkehrt auffallend viel mit Ziegessars und macht Spaziergänge mit Silvie Ziegessar allein. Er nennt sie im Tagebuche „S“. An ihrem Geburtstage macht er ein Gedicht. Nach ihrer Abfahrt nach Franzensbad schreibt er an sie. Dann reist er nach. Er nennt Ziegessars, wie später Lewetzows, schlechtweg „die Familie“. Auf der Rückreise im September besucht Goethe Ziegessars in Hummelshain.

Riemer an Frommann (21.9.): „Den Nachmittag aber kam die Trauerpost, dass seine Mutter gestorben sey. Es hat ihn natürlich sehr betrübt; und wir vermeiden alles, was den Schmerz in ihm erneuern kann. Sonst ist er wohl und es hat keine körperlichen Folgen gehabt.“

Pauline Gotter schrieb im März 1810 über Goethe an Schelling, und es ist zu vermuthen, dass sich ihre Worte auf das Jahr 1808 beziehen: „Die Gewalt seines Feuers und seine Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie so anhaltend wie damals gesehen; er vergass sich ganz, liess seine ganze Stimme ertönen und schlug immer mit den Händen auf den Tisch, dass die Lichter umherfuhren; es war eine wahre, unbedingte Lustigkeit.“

Kommentar: Diese Ausgelassenheit Goethes, schreien und auf den Tisch klopfen, ist eine weitere Folge der wachsenden Enthemmung, ausgelöst von einer schleichenden Präparalyse.

1809

Tagebuch Goethes (27.11.): „Litt an einem dicken Backen.“

An Christiane (30.4. von Jena): „Schon vier Wochen, wie leicht zu bemerken war, befinde ich mich nicht sonderlich wohl, und in den letzten Tagen habe ich mich mehr als billig angegriffen ... Leider griff mich das Übel schon den ersten Abend an, das ich unterwegs beym Fahren schon empfand. Leider war [Dr.] Starke

²⁴ Fußnote von Möbius: Erdig-alkalische Eisensäuerlinge.

der Onkel und auch der Neffe nicht hier; doch sah ich mich für die Nacht vor mit allerley Salben und Balsamen und bin noch so ganz erträglich durchgekommen.“

Wilhelm von Humboldt an seine Frau, Weimar 1.1.1809: (Quelle: Bode, >Goethe in vertraulichen Briefen ...<): „Hier habe ich Werner, den Verfasser der >Söhne des Tals< ... kennengelernt, auch sein letztes Stück >Attila<, gelesen. Es hat einzelne schöne Stellen ... Zuletzt wieder die Sakramente und das mystische Wesen. Gegen das letzte hat Goethe einen Haß, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der arme Werner hat gestern sehr dafür leiden müssen. Er aß bei Goethe, wie er mir erzählt hat, und wollte etwas vorlesen. Obgleich Goethes Frau ihm gesagt hatte, daß das Mystische Goethen unerträglich sei, so ließ er sich begehnen, ein Sonett auf Genua, wo er kürzlich gewesen, vorzubringen, in welchem die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird. Wie dies Goethe gehört hat, ist er, wie er selbst sagte, *saugrob* ... geworden. Werner hat sich zurückziehen müssen ... Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Karolinen [von Wolzogen] und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchsteigene Worte), und die Raffaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arm haben soll. Ist das nicht komisch?“

An Christiane (22.9.): „Da ich [Goethe] mich aber zwang bey Tische zu erscheinen; so wurde mirs zuletzt so schlimm dass ich fortgehn musste und nicht Abschied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beyhülfe unseres [Dr.] Starke diessmal ziemlich schnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut, obgleich unterbrochen geschlafen.“

An C. G. Voigt (26.9.): „Ich habe bei dieser Gelegenheit die Nähe unseres [Dr.] Starke gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, dass viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht soll gebracht werden.“

Kommentar von Möbius: Die Erregung klingt ab. Die Briefe, besonders die an Silvie, werden ruhiger. Mit einiger Mühe wird vom April an die zweite Hälfte der Wahlverwandtschaften beendet. In den >Annalen< stehen die berühmten Worte: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schliessen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Es ist gut, dass er [Goethe] es sagt, denn vielleicht würde es niemand aus dem Roman erkennen.

1810

An Sartorius (23.3.): „Ich habe mich diesen Winter manchen Übeln, und manchen Sorgen ausgesetzt gesehen, weil ich voriges Jahr jene heilsame Quelle [das Karlsbad] versäumen musste.“

An C. G. Voigt (1.5.): „Ich habe zwar bisher ohne Schmerzen gelebt ... allein die Gebrechen mucken doch immer hier und dort.“

An den Herzog (7.5.): Er habe auf mehreren Blättern seinen Zustand [die Gebrechen] geschildert, könne sie aber nicht absenden. „Unsere heimlichen Laster, geheime Gebrechen, stillen Leiden nehmen sich auf dem Papier nicht ergötzlich aus.“

Kommentar: Ich wage es, die Andeutungen zu entschlüsseln: „Unsre heimlichen Laster“ sind die Sexabenteuer Goethes [u. a. Bettina Brentano] und des Herzogs; „geheime Gebrechen“ ist die Syphiliskrankheit [auch der Herzog ist Syphilitiker] und die „stillen Leiden“ ist die daraus resultierende Hypochondrie = Depression.

An Christiane (8.8. von Teplitz): „Ich will nicht läugnen, dass die letzte Zeit mir nicht die angenehmste war, denn da sich meine Uebel wieder meldeten, so verminderte sich das grosse Zutrauen auf Carlsbad einigermassen.“

An dieselbe (20.8.): „Die Bäder bekommen mir noch sehr wohl und ich vermuthe fast, daß mich Töplitz künftig von Carlsbad abziehen wird.“

An Knebel (30.8.): „Von mir kann ich die gute Nachricht ertheilen, dass mir das Töplitzer Wasser sehr wohl bekommt. Es war aber auch nöthig: denn ich kam von Carlsbad verstimmt und verdriesslich hierher.“

In den >Annalen< wird im Sommer die triebartige Neigung zum Zeichnen landschaftlicher Gegenstände erwähnt. „gleichermassen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, sodass ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verliess mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervor zu treten.“

Kommentar: Dieser „wundersame Trieb“ Goethes ist ebenfalls der Präparalyse zuzurechnen.

1811

An F. v. Gentz (28.2.): „sowohl der Herzog als ich, geniessen davon [von der Cur in Teplitz] die schönsten Früchte.“

An S. v. Grotthuhs (6.8.): „das Baden in Carlsbad [hat mir] dieses Jahr ausserordentlich wohl gethan.“
Tagebuch Goethes (August): Im August Trinkkur von Egerwasser in Weimar.

1812

An C. v. Humboldt (7.4.): „der schluss des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen.“

Tagebuch Goethes (26.6.): „Nach Tisch Andeutung meines Uebels. Spazieren gefahren. Ausbruch des Übels und böse Nacht.“ (27.6.): „Den Tag im Bette zugebracht.“ (6.8.) „Befand mich nicht ganz wohl.“ (7.8.): „Meist im Bette.“ Dr. Ambrosi.

An v. Reinhard (13.8.): „Unversehens trat mein altes Uebel mit solcher Gewalt hervor, dass ich mehr als billig gelitten habe. Ich brachte vierzehn Tage zu, um mich einigermassen zu erholen.“

30. September 1812

GG Nr. 3641: Charlotte von Stein an Knebel

Goethe hat mir von einem Doktor in Jena gesagt, der besondere Ansichten über die Krankheiten hat, die man nur einmal bekommt: als eine Entwicklung zu etwas Vollkommnerem. Nun tut mir's erst leid, daß ich weder Blattern noch Masern gehabt habe ...

Ich glaube nicht, daß Iffland hier ist; das hätte mir wohl Goethe erzählt, mit dem ich gestern abend lang spazieren ging.

Frage: Welche Krankheit bewirkt „eine Entwicklung zu etwas Vollkommnerem“? Ich kenne nur eine Krankheit: die Syphilis.

Kommentar: Charlotte von Stein hatte natürlich keine Ahnung, welche Krankheit Goethe im Sinn hatte.

1813

An Kirms (10.1.): Goethe bittet um ein paar Fläschchen Malaga, die der Arzt verordnet habe, „nachdem ich gestern Nacht einen sehr unangenehmen Anfall ausgehalten.“

Kommentar: Alkohol gegen Nierenkrämpfe? Unmöglich!

Tagebuch Goethes (26.4.): Ankunft in Teplitz. Dr. Ambrosi. Beginn der grossen Badekur.

An Christiane (10.5.): „Das Baden bekommt mir ganz ausserordentlich wohl; ich wüsste nicht, mich jemals besser befunden zu haben.“

An dieselbe (26.6.): „Ich habe mich sehr lange nicht so gut befunden, aber freylich auch schon 45 Mal gebadet und mich sehr diät gehalten, wozu die hiesige Küche freylich den besten Anlass giebt.“

12. Dezember 1813

GG Nr. 3825: Dr. D. G. Kieser an Louise Seidler

Um 6 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgeregt, glühend, ganz wie im Kugelgansen Bilde. Ich war zwei Stunden bei ihm, und ich habe ihn zum ersten Mal nicht ganz verstanden. Mit dem engsten konfidentiellen [vertraulichen] Zutrauen teilte er mir große Plane mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte, es sei die Zeit nach Tische, aber es gab kein Tröpfchen [Alkohol], und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde, um mich in dieselbe Stimmung zu versetzen; so habe ich mich endlich ordentlich losgerissen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm; er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten, und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. Ich habe seine Worte und Plane, aber ihn selbst nicht verstanden. Ich muß morgen nach dem Theater wieder zu ihm, um ihn zu ergründen. Er sprach über sein Leben, seine Taten, seinen Wert, mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff. Ob ihn der große Plan, den ich ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen und sein Zutrauen gegen mich ehren. Daher auch gegen niemand ein Wort hiervon! ...

Kommentar: Dr. D. G. Kieser war Mediziner und später Professor in Jena. Seine Worte wiegen daher doppelt schwer! Diese Aufgeregtheit und das Phantasieren über „große Plane“ ist eine deutliche Euphorie des Paralytischen, wie Möbius es einmal bei Friedrich Nietzsche genannt hat.

13. Dezember 1813

GG 3826: Dr. D. G. Kieser an Louise Seidler

Bei Goethe war ich nicht, weil ich nicht dazu gestimmt war. Es fällt mir dabei ein, daß es sonderbar ist, warum man so leicht, was Goethe sagt, ausführt und beweist - wieder vergißt. So riet er mir in Beziehung auf unser Gespräch, ja am Sonnabend die >Räuber< von Schiller zu sehen; aber ich habe das Motiv rein vergessen. Ich glaube, es liegt doch hauptsächlich darin, daß man sich durch die Art seiner Darstellung überreden läßt, mit ihm gleichdenkend zu sein, da man doch in den Grundansichten in manchen Stücken abweicht. Oder liegt's darin, daß man im Gespräch mit ihm nie Ruhe genug hat, um das sich im Gespräch Entwickelnde sich einzuprägen, da der Strom der Entwicklung unaufhaltbar forteilt und das Frühere vom Nachfolgenden verschlungen wird?

31. Dezember 1813

Dr. D. G. Kieser an Louise Seidler

Gestern abend speiste ich bei Goethes. Er war sehr verstimmt; „weich“, wie er sagte, und kam nicht zu Tische.

1814

Tagebuch Goethes (April): wiederholt „gebadet“. (19.4.): Medizin „Eingenommen“. (Mai): Badekur in Berka.²⁵

An Knebel (23.5.): „Das Ich ist diesmal [in Berka] in ziemlich guten Umständen.“

(25.7.): „Herrlicher Tag“ und Beginn der heiteren Reise an den Rhein. In Wiesbaden gebadet.

An Christiane (25.7.): Während der ganzen Reise viele Versicherungen des Wohlbefindens, Lob der Wiesbadener Bäder und des Schwalbacher Wassers²⁶; des „Himmelstrankes“.

An Knebel (9.11.): Betont Goethe, dass er durch die Reise Duldsamkeit und Heiterkeit gewonnen habe.

Kommentar von Möbius: Erzählung von der Philippine Lade. „Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater.“ Er lässt sich von dem Backfisch viel gefallen. Einmal meint sie, eins könne er doch nicht, und läuft rasch bergan. Goethe läuft nach und stürzt hin. Allgemeines Aufsehen, Thränen des Mädchens, Goethe lacht. Vater Lade musste versprechen, mit der Tochter nach Weimar zu kommen.

Diagnose von Möbius: Mit 1814 beginnt ein neuer Zustand der Erregung: Hafis-Lieder und erotische Empfänglichkeit.

Vor dem 14. Januar 1815

Riemer an Frommann: Der Schlag oder eine Art von Schlag [am 9. Januar] im Wagen [während einer Spazierfahrt] hat seine Richtigkeit, wiewohl die Dame [Christiane ist gemeint] das selbst nicht weiß. Unterdes ist alles wieder gut, und es sind schon Supplikationen angestellt worden oder vielmehr herumgeschickt, Visitenkarten mit der Inschrift: „für genommenen Antheil höchlich dankbar“.

In dem >Büchlein von Goethe<²⁷ steht auf Seite 35: „daß einst auf einer Spazierfahrt mit Goethe ein schlagähnlicher Anfall sie [Christiane] neben ihm [Goethe] im Wagen getroffen und wie leblos hingestreckt habe. – Da soll er [Goethe] dem Kutscher gelassen den Befehl gegeben, umzukehren, und die Worte hinzugefügt haben: >Nun, die werden zu Hause einen guten Schreck bekommen, wenn wir halten und die Person hier sitzt todt im Wagen<.“

Kommentar: Diese unbegreifliche Apathie ist einzig und allein der Präparalyse zuzurechnen.

1815

An Kirms (21.1.): „Können Ew. Wohlgeb. mir, der sich seit einiger Zeit gar nicht wohl befindet ein paar Nösel Madera aus dem Hofkeller abgeben lassen.“

An C. G. v. Voigt (22.3.): „Ew. Excell. verzeihen meinem durch Hyoscyamus [Bilsenkraut oder Saubohne] gar sehr umnebelten Gedächtniss ...“

An Kirms (31.3.): Sehr erregter ärgerlicher Brief. „Dieses Blatt mag zum Beweis dienen, dass mir der Kopf nicht auf dem rechten Fleck steht.“

An Willemer (3.4.): „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwey Querfinger vom Tode. Jetzt ist sie wieder auf den Beinen, da mich der schrecklichste Katarrh seit vier Wochen heimsucht.“

²⁵ Fußnote von Möbius: Schwefelwasser. Jetzt enthält die früher benutzte Quelle keinen Schwefel mehr. Die jetzigen Quellen liefern ganz schwaches Eisenwasser.

²⁶ Fußnote von Möbius: Kohlensäurehaltiges Eisenwasser.

²⁷ Quelle: >Das Büchlein von Goethe – Andeutungen zum besseren Verständnis seines Lebens und Wirkens<, hrsg. von Mehreren, die in seiner Nähe lebten, Penig 1832.

An Sartorius (17.5.): Im vorigen Jahre sei er von der Cur in Wiesbaden heiter nach Hause gekommen. „Bald aber beliebte es den verruchten Dämonen mich auf eine empfindlich abgeschmackte Weise mit Fäusten zu schlagen.“ Er gehe nur widerwillig wieder nach Wiesbaden.

An Christiane (4.6.): „Nun bin ich volle acht Tage hier und alles lässt sich sehr gut an. Ich trinke das Weilbacher Schwefelwasser mit Milch, bade täglich und dictire dabey immerfort.“

An Kirms (17.6.): Die ersten vierzehn Tage waren gut, „nun brechen aber die Uebel ... sehr fatal auf mich los, die gichtischen Schmerzen nehmen zu, dass ich den linken Arm kaum bewegen kann, und ich soll das Douche bad brauchen, das mir ganz zuwider ist.“

Goethes Gespräche: Boisserée (5.10.): „er sprach von seinem Verhältniss zu Otilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden.“ (6.10.): Goethe will plötzlich von Heidelberg fort. „Ich mache mein Testament.“ (7.10.): Goethe ist unruhig, fürchtet eine Krankheit, will fort. Er ist sehr angegriffen. „Trauriger schwerer Abschied“ [von Heidelberg]. Abends wird Goethe vergnügt und vergisst im kalten Zimmer die Kälte beim Vorlesen der orientalischen Liebeslieder. „es ist ihm lieb, dass ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.“ (8.10.): „In Hardthem Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte [Goethe] sieht sie immer an. Kuss.“

Kommentar von Möbius: Den Höhepunkt des Jahres bilden die mit Marianne in Frankfurt und Heidelberg zugebrachten Tage: Liebe und Liebeslieder. Die Erregung hatte etwa um Mitte 1814 begonnen, sie dauert bis in den Winter 1815 – 1816 hinein. Rechts und links von Marianne stehen die Putten Philippine Lade und das Mädchen von Hardthem. Bezeichnend ist, dass allemal nach Trennung von der Geliebten die Erinnerung an frühere Neigungen auftaucht: nach Minchen die an Lili, nach Marianne die an Minchen, nach Ulrike die an Marianne.

1816

An v. Voigt (8.4.): Im Begriffe zu schreiben „spüre ich, dass der böse Dämon, der mich verfolgt, zuletzt sich ins linke Auge geworfen und dasselbe unbrauchbar gemacht hat, woraus er denn durch medizinische und chirurgische Beschwörung zu vertreiben seyn wird.“

An Zelter (3.5.): „wenn man dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht; sagt man dir ich sey todt, so denke es nicht.“

Tagebuch Goethes (1.6.): Lebensgefährlicher Zustand der Frau. In den nächsten Tagen Erkrankung Minchens und der Köchin. (4.6.): „Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich musste mich zu Bett legen. (5.6.): Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äusserster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Rathgeber, ja einziger haltbarer Punct in dieser Verwirrung.“ (6.6.): „Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und ausser mir ... Ich den ganzen Tag im Bett.“ (7.6.): „Nicht besonders geschlafen.“ Condolenzen. Ausser Bett. Farbenversuche. Vom 8.6. an alles wie früher.

An Boisserée (24.6.): „Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man grossthun, dass mein Zustand an die Verzeiflung gränzt.“

An Zelter (22.7.): „Ich sehne mich unsäglich ins Wasser, und zwar diesmal in Schwefelwasser: denn weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eigenes unbequemes Spiel.“ Folgt die Geschichte vom Umwerfen des Wagens auf der Reise nach Wiesbaden, der Umkehr und der Fahrt nach Tennstedt, wobei Hofmedicus Rehbein, der diese Wasser genau kennt, ihn bestärkt habe.

An den Sohn (5.8.): „Die Cur bekommt uns beyden vortrefflich ... Das Frisel am rechten Arm, das mich schon über ein viertel Jahr quält, ist so gut wie weggezehrt. Auch in Gliedern und Gelenken fühl ich mich freyer.“

An Rehbein (9.8.): „das Bad bekommt mir sehr wohl.“

Im Sommer Eger-Wasser und Gebrauch des Bades in Tennstedt.²⁸

George Ticknor in sein Tagebuch, W. 28.10.1816 (Quelle: W. Bode, >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen): „Riemer ... sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. Es sei ein großes Unglück, daß er jetzt solche Einflüsse und Beispiele entbehrt, wie er sie bei Herders, Wielands und Schillers Lebzeiten genoß ... Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches, das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopf mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er im Zimmer auf und ab geht ...“

Kommentar: Von dem vielen Handschriftlichen, „das nie veröffentlicht wurde“, gelangte später vieles an den Sohn der Urania Ludwig Tieck, unter dessen Namen es veröffentlicht wurde.

An Zelter (26.12.): „mich quält ein Katarrh seit vier Wochen, so dass ich dazwischen ... nur eine

²⁸ Fußnote von Möbius: Erdig-salinische gipshaltige Schwefelquelle.

fieberhafte Thätigkeit ausüben kann.“

[...]

I. Kapitel

Goethes wirkliche Abkunft und Jugend

Kapitel I.1: Der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.

Goethe war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der natürliche (uneheliche) Sohn Kaiser Karls VII., eines Wittelsbachers.²⁹ Sein wirklicher Geburtstag dürfte, nach dem Hinweis von Caroline Schelling, der 28. Januar 1745 gewesen sein.³⁰

Der kleine Wolfgang lebte mit seiner Mutter in den beiden ersten Lebensjahren wahrscheinlich in der Villa des Freiherrn von Loen, die vor den Stadtmauern Frankfurts am Ufer des Main stand. Hinter der Villa befand sich ein großes Gartenhaus, ähnlich dem Gartenhaus Goethes in Weimar, worin die ehemalige Maitresse des Kaisers mehrere Zimmer bewohnt haben könnte.

Wenden wir uns zuerst den versteckten Enthüllungen Bettinas zu. In ihrem Werk >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< berichtet sie:

(Gekürzter Auszug aus: Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<, III. Auflage.)

„... Nur wer die Sehnsucht kennt: ihr [Frau Ajas] Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturms, der das letzte Ziel der Aussicht war, die sie vom Sitz an ihrem Fenster hatte; die Lippen bewegten sich herb, die sie am End' immer schmerzlich ernst schloß, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte; es war, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwellen, dann drückte sie mir wohl die Hand und überraschte mich mit den Worten: „Du verstehst den Wolfgang und liebst ihn.“ - Ihr Gedächtnis war nicht allein merkwürdig, es war sehr herrlich; der Eindruck mächtiger Gefühle entwickelte sich in seiner vollen Gewalt bei ihren Erinnerungen, und hier will ich Dir die Geschichte, die ich Dir schon in München mitteilen wollte und die so wunderbar mit ihrem Tode zusammenhing, als Beispiel ihres großen Herzens hinschreiben, so einfach, wie sie mir selbst es erzählt hat. Eh ich ins Rheingau reiste [im Jahre 1808], kam ich, um Abschied zu nehmen; sie sagte, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer noch das Herz durchschneide, wie in ihrem siebzehnten [richtig: fünfzehnten] Jahr; damals war [Kaiser] Carl der Siebente, mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; alles war voll Begeisterung über seine große Schönheit; am Karfreitag [des Jahres 1744] sah sie ihn im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen! „Himmel, was hatte der Mann für Augen! Wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! - Ich [Goethes Mutter] verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder emporsah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in die Brust; da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise, es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Ort ständen; es war Nacht geworden, man brachte Licht herein, ich ging ans Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen, und wie ich die in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub; am Abend in meiner Kammer legt ich mich vor meinem Bett auf die Knie und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Tor in meiner Brust geöffnet wäre; meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß einer ahnte, wie tief es mir zu Herzen gehe; einmal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Weg und rief ihm ein lautes Vivat zu, er sah heraus und winkte freundlich mit dem Schnupftuch; sie prahlte sich sehr [gemeint ist: sie gab sehr damit an], daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe, ich [Elisabeth Textor, verheiratete Goethe] war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir geglolten habe, denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir; ja beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte, und am Abend in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bett und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Karfreitag in der Kirche gesehen hatte, und dann überlegte ich,

²⁹ Siehe Baus >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<, III. Auflage.

³⁰ Quelle: >Caroline [Schelling] - Briefe aus der Frühromantik<, nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt, Leipzig 1914, II. Band, ab Seite 543.

was mir alles mit ihm begegnet war, und so baute sich ein geheimes Liebesverhältnis in meinem Herzen auf, von dem es mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnte, ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse fuhr wie sonst und allemal heraufsah nach den Fenstern und mich grüßte. O, wie war ich den vollen Tag [gemeint ist: den ganzen restlichen Tag] so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gesendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust. - Wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal statt auf die Galerie. Es wurde in die Trompeten gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er [Kaiser Carl VII.] in einem roten Samtmantel, den ihm zwei Kammerherrn abnahmen; er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, daß ich auf dem unrechten Platz wäre; auf seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten d'rein, da jauchzte ich laut mit, der Kaiser sah mich an, er nahm den Becher, um Bescheid zu tun, und nickte mir, ja, da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen, und ich muß noch heute d'ran glauben; es würde mir zu viel kosten, wenn ich diesen Gedanken, dem ich so viel Glückstränen geweint habe, aufgeben müßte; warum sollte er auch nicht, er mußte ja wohl die große Begeisterung in meinen Augen lesen; damals, im Saal, bei dem Geschmetter der Pauken und Trompeten, die den Trunk, womit er den Fürsten Bescheid tat, begleiteten, ward ich ganz elend und betäubt, so sehr nahm ich mir diese eingebildete Ehre zu Herzen; meine Schwester hatte Mühe, mich hinauszubringen an die frische Luft, sie schmähelte [zankte] mit mir, daß sie wegen meiner des Vergnügens verlustig war, den Kaiser speisen zu sehen; sie wollte auch, nachdem ich am Röhrbrunnen Wasser getrunken, versuchen, wieder hineinzukommen, aber eine geheime Stimme sagte mir, daß ich an dem, was mir heute beschert geworden, mir solle genügen lassen, und ging nicht wieder mit, nein, ich suchte meine einsame Schlafkammer auf und setzte mich auf den Stuhl am Bett und weinte dem Kaiser schmerzlich süße Tränen der heißesten Liebe; am andern Tag reiste er ab, ich lag frühmorgens um vier in meinem Bett, der Tag fing eben an zu grauen, es war am 17. April [richtig: am 17. Oktober 1744], da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war er [Kaiser Carl VII.]; ich sprang aus dem Bett, vor übergroßer Eile fiel ich in die Mitte der Stube und tat mir weh, ich achtete es nicht und sprang ans Fenster, in dem Augenblick fuhr der Kaiser vorbei, er sah schon nach meinem Fenster, noch eh ich es aufgerissen hatte, er [Kaiser Carl VII.] warf mir Kußhände zu und winkte mir mit dem Schnupftuch, bis er die Gasse hinaus war. Von der Zeit an habe ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschieds zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom seiner ganzen Länge nach durchschiffte habe und eben im Begriff bin zu landen [zu sterben], greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an, und wo so vieles, worauf die Menschen wert legen, rund um mich versunken ist, ohne daß ich Kummer d'rum habe. Soll man da nicht wunderliche Glossen machen, wenn man erleben muß, daß eine Leidenschaft, die gleich im Entstehen eine schimäre [Leidenschaft] war, alles Wirkliche überdauert und sich in einem Herzen behauptet, dem längst solche Ansprüche als Narrheit verpönt sind? Ich hab' auch nie Lust gehabt, davon zu sprechen, es ist heute das erstmal; bei dem Fall, den ich damals vor übergroßer Eile tat, hatte ich mir das Knie verwundet; an einem großen Brettnagel, der etwas hoch aus den Dielen hervorstand, hatte ich mir eine tiefe Wunde über dem rechten Knie geschlagen, der scharfgeschlagne Kopf des Nagels bildete die Narbe als einen sehr feinen regelmäßigen Stern, den ich oft d'rauf ansah während den vier Wochen, in denen bald darauf der Tod des Kaisers mit allen Glocken jeden Nachmittag eine ganze Stunde eingeläutet wurde; ach, was hab' ich da für schmerzliche Stunden gehabt, wenn der Dom anfing zu läuten mit der großen Glocke, und es kamen erst so einzelne mächtige Schläge, als wanke er trostlos hin und her, nach und nach klang das Geläut der kleinen Glocken und der ferneren Kirchen mit, es war, als ob alle über den Trauerfall seufzten und weinten; und die Luft war so schauerlich, und es war gleich bei Sonnenuntergang, da hörte es wieder auf zu läuten, eine Glocke nach der andern schwieg, bis der Dom, so wie er angefangen hatte, zu klagen, auch die allerletzten Töne in die Nachtdämmerung seufzte; damals war die Narbe über meinem Knie noch ganz frisch, ich betrachtete sie jeden Tag und erinnerte mich dabei an alles.

Deine Mutter zeigte mir ihr Knie, über dem das Mal in Form eines sehr deutlichen regelmäßigen Sternes ausgebildet war; sie reichte mir die Hand zum Abschied und sagte mir noch in der Tür, sie habe niemals hiervon [von ihrer Liebesgeschichte mit Kaiser Karl VII.] mit jemand gesprochen als nur mit mir [Bettina]; wie ich kaum im Rheingau war, schrieb ich mir aus der Erinnerung so viel wie möglich mit ihren [Frau Ajas] eigenen Worten alles auf ...

... Im September [1808] wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter [Goethes Mutter] sei nicht wohl, ich beeilte meine Rückkehr, mein erster Gang war zu ihr, der Arzt war gerade bei ihr, sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin und sagte: „Da lese, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Öl und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt, du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Öl, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen

wird, und da wird es gleich aus sein“; sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wiederkommen solle; ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen, sie lag zu Bett, sie sagte: „Heute lieg ich wieder zu Bett wie damals, als ich kaum sechzehn [demnach noch fünfzehn] Jahr alt war, an derselben Wunde ...“

Über den Aufenthalt Kaiser Karls VII. in Frankfurt fand ich in dem Werk >Geschichte und Thaten des Kaysers Carls des Siebenden<, erschienen zu Frankfurt und Leipzig 1745 (Verfasser unbekannt), folgende chronologische Daten:

Capitel V: Von den Personalien, Ableben und Leichenbegängnis Carls VII.

§ 19: *Gegen Ausgang des 1742. Jahres hatten die Kayserlichen Völcker [Armeen] fast das ganze Bayerland wieder erobert. Dahero auch Ihro Maj., nach überstandener Unpäßlichkeit, Anstalt zu dem Abzuge von Franckfurt machten, um ihre Residenz zu München zu beziehen. [Seit der Krönung befand sich der Kaiser in Frankfurt, da die Österreicher Bayern besetzt hatten.] ... den 17. Apr[il] [1743] frühe brachen Ihro Kayserl. Maj. mit Dero Prinzen von Franckfurt auf, und langten über Hanau, Morgenthal und Donauwerth den 19. Abends zu München an, wohin dem Kayser der Nuncius Doria und alle auswärtigen Ministers folgten ...*

§ 20: *Der Aufenthalt des Kaysers in seinen Er[b]-Ländern war aber von gar kurzer Dauer. Denn die Annäherung der Oesterreichischen Armee, die nach dem Siege bey Braunau wiederum in Bayern die Oberhand bekommen, nöthigte ihn, sich mit dem Prinzen, denen Prinzessinnen und dem ganzen Hofstaat, wie auch Herzog Clemente und Gemahlin, den 8. Juni von München wieder hinweg und nach Augspurg [Augsburg] zu begeben. Hier langte er unter dreymaliger Lösung derer Canonen, Abends um halb 7 Uhr an, und nahm sein Quartier in dem Fuggerischen Hause. Er blieb allhier bis den 28. Juni, da er sich mit seinem ganzen Gefolge wieder nach Franckfurt erhob ...*

§ 21: *Im folgenden 1744sten Jahre haben sich Ihro Kayserl. Majestät wechselseitig mit vielen Unpäßlichkeiten überfallen befunden [Gichtanfalle]. Indem aber solche vom Podogra [von der Gicht] herrühreten, so befürchtete man keine üble Folgen. Um Ostern [des Jahres 1744] herum schiene es, als ob sich Dero Maladie verliehren würde. Dieses hohe Fest wurde dahero mit um so grösserer Andacht und Freude gefeyert. Der Kayserliche Hof wohnte dem Gottesdienst in der Franckfurter Dom-Kirche von 1 bis nach 2 Uhr mit bey. Ihro Kayserl. Majestät trugen ein kostbares mit Gold gesticktes und mit dergleichen Spitzen reich garnirtes Spanisches Mantel-Kleid ... Nach der Zurückkunft wurde offene Tafel gehalten, und während solcher in dem Kayserlichen Speise-Saal ein vortreffliches Instrumental-Concert aufgeführt. Bald darauf wurden Ihro Kayserl. Majestät mit Ihren gewöhnlichen Zufällen [Gicht-Anfällen] wieder überfallen. Diese hielten so lange an, daß Sie [die Kayserl. Hoheit ist gemeint] mitten im Sommer binnen 6 Wochen nur ein einzigesmal per Carosse eine Promenade vor die Stadt machen konnten. Es schiene also das Clima um Franckfurt herum der Leibes-Constitution Ihro Kayserl. Majestät nicht zuträglich zu sein ... Dieserhalben beschlossen Ihro Majestät sich von Franckfurt hinweg und entweder nach Augspurg oder Nürnberg zu begeben ... Indessen wurde der Geburts-Tag des Kaysers den 6. August noch zu Franckfurt, und zwar zum letztenmal feyerlich begangen ... Zu Früh, Mittags und Abends wurden nicht nur jedesmal 100 Canonen von denen Wällen abgefeuert, sondern auch alle Glocken geläutet. Nachmittags hielte man bey dem Kayserlichen Hofe offene Tafel, und Abends erschiene alles in prächtiger Gala ...*

§ 22: *Nachdem indessen der Franckfurter Verein zur Richtigkeit gekommen, und kraft solchen die Preußische Armee in Böhme eingebrochen war, mithin den Kayserlichen [Armeen] dadurch verschaffet hatte, Bayern abermals zu erobern, so entschlossen sich Ihro Kayserl. Majestät Dero Erb-Länder mit Dero allerhöchsten Gegenwart zu beglücken ... Vor Dero Abreise fanden sich die Churfürsten [von] Maynz, Cölln [Bruder Clemens August von Bayern] und Pfalz in Franckfurt ein ... Von eben so kurzer Dauer war die Gegenwart des Herrn Bruders Sr. Majestät, des Churfürsten von Cölln. Dieser hatte nach einiger Vorgeben dem Kayser bereits vorlängst zugeredet: er mögte doch die Französische Parthey [Partei] verlassen, sich dagegen mit der Königin von Ungarn auf eine billige Art setzen [d.h. Frieden schließen] und dadurch dem Vaterlande die erwünschte Ruhe wieder schencken; als auf welche Weise er sich dem ganzen Reiche desto beliebter machen, und die Kayserliche Crone vor sich auf seine Nachkommen um so viel mehr befestigen und versichern würde. Allein die Französischen Ministers am Kayserlichen Hofe hinderten alle diese Regungen, die der Churfürst [von Köln] in dem Gemüthe des Kaysers erwecket hatte. Ja sie brachten es dahin, daß der Churfürst von dem Kayser nicht zum Besten soll seyn aufgenommen worden. Deswegen sey er auch in größter Geschwindigkeit wieder weggegangen ...*

§ 23: *Es war den 17. Oct[ober] [1744] Morgens um 5 Uhr, da der Kayser Franckfurt verließ. Die Postmeister und Postillons liessen sich hierbey tapfer hören. Doch hatte der Kayser verbothen, die Canonen abzufeuern ...*

Am 23. Oktober 1744 um 11 Uhr kam Kaiser Karl VII. in München in seiner Residenz an.

Wenn wir den Zeugnissen von Bettina Brentano und von Joseph Görres vertrauen können, ich stelle die Gegenfrage, warum sollten wir ihnen nicht glauben dürfen, so wäre die kaum fünfzehnjährige Catharina Elisabetha Textor die Geliebte Kaiser Karls des VII. gewesen. Selbstverständlich war sie es nicht aus freier Willensentscheidung, sondern es wurde eine Abmachung zwischen dem Kaiser, der sie begehrte, und ihrem Vater geschlossen. Folgendes können wir als historischen Kern aus den Mitteilungen Bettinas konstatieren:

Elisabeths Schwester wußte selbstverständlich nicht, daß sie die Geliebte des Kaisers war. An seinem Geburtstag, am 6. August 1744, hielt er offene Tafel im Römer. Die beiden Schwestern schlichen sich durch die Torwachen, bzw. diese hatten wohl Befehl, die Töchter des Stadtsyndicus Textor durchzulassen. Elisabeth Textor wußte, daß der Kaiser bald abreisen würde. Vielleicht wußte sie auch schon, daß sie von ihm schwanger war. Als auf des Kaisers Gesundheit angestoßen wurde, „jauchzte“ sie laut mit, beim Gedanken an seine Abreise und an ihre Schwangerschaft bekam sie aber einen Weinkrampf oder einen Schwächeanfall. Ihre Schwester hatte Mühe, sie „hinauszubringen an die frische Luft“. Elisabeth trank am Röhrbrunnen Wasser, danach ging es ihr wieder besser.

Am frühen Morgen des 17. Oktober 1744 lag die junge Elisabeth bereits wach im Bett und sie weinte dem Kaiser „schmerzlich süße Tränen der heißesten Liebe.“ Die Kutsche des Kaisers, die öfters den Weg durch die Gasse nahm, in welcher der Stadtsyndicus Textor und dessen Tochter Catharina Elisabetha wohnte, fuhr auch bei der Abreise diesen Weg. Kaiser Karl VII. sah nach dem Fenster von Elisabeths Zimmer, noch eh sie es aufgerissen hatte. Er warf ihr Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuch, bis er die Gasse hinaus war. Von der Zeit an konnte Elisabeth Textor, verheiratete Goethe, kein Posthorn hören, ohne dieses Abschieds zu gedenken. Bald darauf, am 20. Januar 1745, starb Kaiser Karl VII. in München. Das Läuten der Glocken waren natürlicherweise „schmerzliche Stunden“ für die Geliebte des Kaisers, die zudem noch von ihm schwanger oder bereits mit seinem Kind niedergekommen war.

Was die Bezeichnung „schimärische Leidenschaft“ der Frau Rat Goethe betrifft, so gibt es außer der allgemein üblichen Auslegung, daß es nämlich eine „eingebildete“ Liebesleidenschaft gewesen wäre, noch eine zweite, ebenfalls nicht zu verachtende Deutung. Wenn die fünfzehnjährige Elisabeth Textor in den „hohen Herrn“, der sie doch wohl nur als ein „Lustobjekt“ begehrte, auch noch verliebt war, das kann man wohl ebenfalls eine „schimärische Leidenschaft“ nennen. Die über siebzigjährige, lebenserfahrene Frau Rat Goethe war sich dessen bewußt. Trotzdem glaubte sie, hoffte sie, daß sie für Kaiser Karl VII. mehr als die anderen Maitresses bedeutete. Karl VII. muß die junge Elisabeth wohl doch geliebt haben, sonst wäre er am Morgen, an welchem er nach München abreiste, nicht an ihrem Elternhaus vorbeigefahren und hätte ihr Kußhände zugeworfen.

Elisabeth Textor wurde die „Schwester Prinzeß“ genannt. Nicht deswegen, weil sie zu faul zum Arbeiten, sondern weil sie die Maitresse des Kaisers war. Sie bekam gewiß auch Geschenke von ihrem Liebhaber, schöne Kleider und kostbaren Schmuck.

In den echten Briefen Bettinas an Goethe, siehe Reinhold Steig, stehen folgende Mitteilungen, die in dem Werk >G.Br.m.e.K.< fehlen:

„Viel hatte sie [Goethes Mutter] einer Tante zu verdanken, die ihr über das bornierte Wesen ihres häuslichen Lebens hinweghalf, in dem sie sonst gewiß erstickt wäre, sagte sie.“

Mit der Tante der Elisabeth Textor ist höchstwahrscheinlich die Schwester ihrer Mutter gemeint: Katharina Sibylla Lindheimer. Diese heiratete 1729 den niederländischen Freiherrn Johann Michael von Loen. Seit ihrer Niederkunft mit Wolfgang Goethe bis zu ihrer Verheiratung mit dem kaiserlichen Rat Goethe, lebte Elisabeth Textor wahrscheinlich bei ihrer Tante oder in dem Gartenhaus ihrer Tante, außerhalb der Stadtmauern Frankfurts. Eine Frau, die außerehelich ein Kind bekam, war in der damaligen bürgerlichen Gesellschaft geächtet und von ihr ausgeschlossen.

Die Familie von Loen lebte seit Herbst 1745 oder Frühjahr 1746 im ehemaligen Merianschen Weinberg (heute Untermainkai 70), außerhalb der Stadtmauern Frankfurts. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß der kleine Johann Wolfgang die ersten vier bis fünf Jahre seines Lebens im Loenschen (Garten-) Haus verbrachte. Wenn Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. ist, so kann das Goethehaus in Frankfurt auch mit Sicherheit nicht sein Geburtshaus sein. Johann Wolfgang war bereits vier bis fünf Jahre alt, als seine inzwischen verheiratete Mutter mit ihm ins Haus des Pflegevaters am Großen Hirschgraben einzog. Das Loensche Gartenhaus im ehemaligen Merianschen Weinberg käme als Wolfgangs tatsächliches Geburtshaus in Frage, ebenso das Elternhaus der Elisabeth Textor.

Bettina berichtet uns über den Pflegevater:

„*Dein Vater* [gemeint ist: der kaiserliche Rat Johann Caspar Goethe, Wolfgang Goethes Pflegevater] *war ein schöner Mann, sie heiratete ihn ohne viel nachzudenken* [gemeint ist wohl: es war keine Liebesheirat]; *sie wußte ihn auf mancherlei Art zum Vorteil der Kinder zu lenken; eine große Leidenschaft hatte er für's Reisen, sein Zimmer war mit Landkarten behängt; in müßigen Stunden spazierte er mit den Fingern darauf herum, und erzählte dabei alle Merkwürdigkeiten, alle Abenteuer, die andern Reisebeschreibern begegnet waren, dies war der Mutter* [Frau Aja] *eine angenehme Unterhaltung ...*“

Catharina Elisabeth Textor heiratete wohl deshalb den Kaiserlichen Rat Johann Caspar Goethe, weil er früher ein Gefolgsmann Kaiser Karls VII. war. Der spätere Ehemann und der Großvater Textor erhielten beide den Ratstitel von Kaiser Karl VII. verliehen. Die Ehe mit der früheren Maitresse seines Herrn und Kaisers entthob den Rat Goethe nicht zuletzt aller Geldsorgen. Das große Vermögen der Familie Goethe stammte nicht oder nicht nur von einem Vorfahre des Pflegevaters, sondern hatte sich die Elisabeth Textor zum Teil selber „erworben“, als die Maitresse des Kaisers. Außerdem könnte Wolfgang Goethe, von dem Kurfürsten von Köln, der sein Onkel war, bis 1761 (Tod von Clemens August von Bayern) wertvolle Geschenke (u.a. silberne Trinkpokale) als Unterhaltsleistungen erhalten haben.

Die Eheschließung Elisabeth Textors mit dem Kaiserlichen Rat Caspar Goethe am 20. August 1748 fand ebenfalls in der Villa des Freiherrn von Loen statt. Im engsten Familienkreise wurde die sogenannte „Privatkopulation“ durch Pfarrer Fresenius vollzogen. Dies war wohl deswegen ratsam, um die Brautleute vor obszönem Spott des Frankfurter Bürgertums zu bewahren. Möglicherweise war die Maitressenschaft der Elisabeth Textor nicht geheim geblieben. Goethe berichtet in *>Dichtung und Wahrheit<*, daß er in der Jugend von Spielkameraden vor derartigen Beschimpfungen nicht verschont blieb. Er will uns aber in die Irre führen, indem er angibt, sein angeblicher Vater, der Rat Kaspar Goethe, sei der natürliche Sohn eines Adelligen gewesen, dabei war er es selber.

Die falschen Angaben im Taufbuch der lutherischen Gemeinde zu Frankfurt über Wolfgang Goethes Geburtstag, das ist kein Einzelfall. Ich habe während meiner Goethe - Forschungen bisher mindestens vier solcher Falscheintragungen, ja regelrechter Urkundenfälschungen, festgestellt. Bei August Klingemann (Wolfgang Goethes und Charlotte von Steins Sohn), bei einer unehelichen Tochter August Klingemanns, bei dem Sohn Uranias, Ludwig Tieck, der wie August Klingemann zweimal getauft wurde, zum ersten Mal kurz nach der Geburt, wegen der hohen Kindersterblichkeit, und ein zweites Mal nachdem er bürgerlichen Eltern in Berlin übergeben worden war. Außerdem müssen bei Bettina Brentanos unehelichem Kind, das sie im August 1808 von Goethe bekam, ähnliche Praktiken angewandt worden sein.

Wann könnte Johann Wolfgang Goethe tatsächlich das Licht der Welt erblickt haben? Wenn er der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, so ist er ungefähr fünf Jahre älter gewesen als bisher geglaubt wurde. Goethe wurde demnach siebenundachtzig, und nicht angeblich „nur“ zweiundachtzig Jahre alt.

Elisabeths Maitressenschaft dauerte wahrscheinlich von Ostern 1744 bis längstens 17. Oktober 1744, der Tag, an welchem Kaiser Karl VII. Frankfurt für immer verließ.

Durch einen glücklichen Zufall wissen wir höchstwahrscheinlich sogar Goethes genaues Geburtsdatum. Caroline Schelling schrieb an ihre Freundin Pauline Gotter (Quelle: Körner, Josef [Hrsg] *Krisenjahre der Frühromantik*, II. Band, ab Seite 543):

„ ... *Wahrscheinlich bist Du auch wieder bei dem Fest des 28. Januar gegenwärtig gewesen, um ein Element der Elemente abzugeben. Der liebe alte Herr* [alias Goethe], *er hat schon lange von seinen silbernen Locken gesprochen, die er gewiß immer noch nicht hat, aber Rosen genug windet er sich zum häuslichen Kranze; er umgibt sich mit Jugend* [u. a. mit Bettina Brentano] *und hält sich so das Alter fern. Mögen alle Götter jetzt für ihn die heilige Sorgfalt verdoppeln ...*

[weiter unten]

... *Wenn Du einmal wieder nach Jena kommst, so fasse ins Auge einen kleinen jungen Mann und alten Gelehrten, der Prof. Oken heißt; Du triffst ihn auch wohl in Weimar, wenigstens für den 28. Januar war er dorthin beschieden, wohl gar um Licht und Wärme vorzustellen, worüber er neulich geschrieben. Er war schon in Würzburg sehr viel um uns, und ich habe mich oft an der Naivität erfreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher, jedoch guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegt.*

Ich höre, daß Goethe schon im Mai nach Karlsbad geht ... „

Warum wurde Professor Oken „für den 28. Januar“ des Jahres 1809 nach Weimar beschieden? Offensichtlich feierte ein kleiner Kreis Eingeweihter, unter strengster Abschirmung nach außen, heimlich das wirkliche Geburtstagsfest Goethes: Es war sein 64. Geburtstag.

Henriette Alexandrine von Roussillon und Johann Wolfgang Goethe hatten außer ihrer „Herzengemeinschaft“ höchstwahrscheinlich auch noch eine Schicksalsgemeinschaft: Ihre Väter starben beide entweder kurz vor oder kurz nach ihrer Geburt.

Wie kam es aber zu dem falschen Zeugnis des Pfarrers Fresenius im Taufbuch, der angebliche Geburtstag Wolfgang Goethes sei der 28. August 1749? Die inzwischen verheiratete Elisabeth kam ein Jahr nach ihrer Eheschließung mit einem Kind von dem Kaiserlichen Rat Kaspar Goethe nieder und - es starb kurz nach der Geburt. Die Kindersterblichkeit war bekanntlich damals sehr hoch. Was tat man daher in Anbetracht des noch nicht legitimierten Johann Wolfgang Goethe? Man gab dem toten Kind die gleichen Vornamen wie seinem fünf Jahre älteren Bruder, unserem Dichter. Auf diese Art könnte Johann Wolfgang Goethe zufälligerweise zu einer „hieb- und stichfesten“ bürgerlichen Legitimation gelangt sein.

Diese Überlegungen sind natürlich reine Spekulation. Festzuhalten ist, woran kein Zweifel bestehen kann, daß die vielen unehelich gezeugten Kinder von „hohen Herren“ (d.h. von Adeligen) nicht immer durch schnelles Verheiraten der ledigen Maitresses vertuscht werden konnten. In durchaus vorkommenden Fällen von ledigen Müttern mußten sich die Priester aller Konfessionen in damaliger Zeit zu falschen Taufbucheintragungen hergeben, aus Gründen der Staatsraison. Im Falle der Elisabeth Textor war sogar eine doppelte Staatsraison gegeben: der Vater war Stadtsyndicus der freien Reichsstadt Frankfurt und der Liebhaber war Karl VII., der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt wird demzufolge nicht an Goethes wirklichem Geburtstag verliehen, sondern am Geburts- und Sterbetag eines jüngeren und gleichnamigen Halbbruders. Das Frankfurter Kulturdezernat dürfte sich etwas einfallen lassen. Meine Entdeckungen mit Stillschweigen zu übergehen, könnte eine kulturpolitische Fehlentscheidung mit fatalen Folgen sein.

Eine eindeutige Unrichtigkeit in den einschlägigen Goethe-Biographien betrifft die Erlangung des Ratstitels des Pflegevaters. Der Kaiserliche Rat Johann Caspar Goethe kaufte sich keineswegs den Ratstitel, sondern er erhielt ihn, aufgrund seiner juristischen Kenntnisse, von Kaiser Karl VII. verliehen!

In Johann Jacob Mosers Werk „Staatshistorie Teutschlandes unter der Regierung Ihro Kayserlichen Majestät Carls des Siebenden“, erschienen bei Christian Heinrich Cuno im Jahre 1743, steht auf den Seiten 186 und 187:

13 Capitel: Von denen Reichs-Gerichten

§ 32

Wir sollen und wollen ferner in fleißige Obacht nehmen und verschaffen, daß alle die Expeditionen, so in Gnaden- und anderen dergleichen Sachen ausgehen, insonderheit aber die Diplomata über den Fürsten-, Grafen- und Herren-Stand, auch Nobilitationen, Palatinaten und Kayserliche Raths-Titul, samt anderen Freiheiten und Privilegien, welche wir unter dem Nahmen eines Römischen Königs oder Kayzers ertheilen werden, bey keiner anderen, als der Reichs-Canzley, wie solches von Alters herkommen, auch unserer und des Reichs Hoheit gemäß ist, geschehen sollen ...

§ 33

Was aber für Gnaden-Brief, Standes-Erhöhungen und andere Privilegien in unserer Reichs-Canzley ausgefertigt und von daraus anderen unseren Canzleyen intimiret werden, dieselbe sollen hiermit schuldig seyn, gedachte Intimationes nicht allein ohne allen Entgelt, oder Abforderung einer neuen Tax, oder Canzley-Intium, wie die Nahmen haben mögen, anzunehmen, sondern auch denen Impetranten, dem erhaltenen Stand oder Privilegio gemäß, das verwilligte Prädicat und Privilegio gemäß, das verwilligte [bewilligte] Prädicat und Titul [z. B. der Titel „Kaiserlicher Rat“] in denen Expeditionibus daselbsten unweigerlich zu geben ...

Von der dringenden Notwendigkeit, gut und vor allem schnell arbeitende Reichsgerichte zu schaffen, zeugt das „Kayserliche Commissions-Decret“ vom 16. Mai 1742:

21. Kapitel

Von dem Reichs - Justiz - Wesen

§ 1

... ertheilt der Kayser dem Reich Nachricht: er habe gleich nach angetretener Regierung, zu Handhabung der Gott gefälligen Gerechtigkeit, nicht unterlassen, den Kayserlichen Reichs - Hof - Rath mit Präsidenten und Räthen zu bestellen, werde darauf auch sein stetes Augenmerk halten, damit an deme niemals ein Gebrechen erscheinen möge ...

Dies ist ein klares Indiz dafür, daß Kaiser Karl VII. bemüht war, die Reichsgerichte mit fähigen Juristen zu besetzen, um die Gerechtigkeit im Reich zu fördern. Viele „arbeitslose“ Juristen dürften daher im Jahre 1742 eine Anstellung am Reichsgericht gefunden haben, und ausgerechnet der Kaiserliche Rat Caspar Goethe in

Frankfurt soll untätig geblieben sein? Das ist sehr unwahrscheinlich.

Bettina berichtet in ihrem Buch >G.Br.m.e.K.< weiterhin etwas äußerst Merkwürdiges:

... Wir haben am Sonntag so viel Rumpelkammern [in Köln oder in Frankfurt?] durchsucht; Altertümer, Kunstschätze betrachtet, ich hab' alles mit großem Interesse gesehen. Ein Humpen, aus dem die Kurfürsten gezechet, ist schön, mit vier Henkeln, auf denen Nymphen sitzen, die ihre Füße in Wein baden, mit goldenen Kronen auf dem Kopf, die mit Edelsteinen geziert sind; um den Fuß windet sich ein Drache mit vier Köpfen, die die vier Füße bilden, worauf das Ganze steht; die Köpfe haben aufgesperrte Rachen, die inwendig vergoldet sind, auf dem Deckel ist Bachus von zwei Satyrn getragen, er ist von Gold und die Satyrn von Silber. So haben auch die Nymphen emaillierte Gewande an. Der Trinkbecher ist von Rubinglas, und das Laubwerk, das zwischen den Figuren sich durchwindet, ist sehr schön von Silber und Gold durcheinandergeflochten. - Dergleichen Dinge sind viel[e] ...

Und Goethes Mutter bemerkte dazu lakonisch: *„Es ist aber doch kurios, daß die Kurfürsten [wie u.a. Clemens August von Bayern, der Bruder Kaiser Karls VII.] immer mit Fisch- und Wassernymphen zu tun haben ...“*

Der Bruder Kaiser Karls VII. war der Kurfürst von Köln. Wenn also Karl VII. Wolfgang Goethes wirklicher Erzeuger war, so wäre der Kurfürst und Hochmeister Clemens August von Bayern Wolfgang Goethes Onkel gewesen. Sepp Görres berichtet in seinem Artikel, daß solche Abkömmlinge wie Goethe *„im Laufe des Jahres an günstigen Tagen [von Kurfürst Clemens August?] mit gar kostbaren Geschenken besucht“* werden, *„so daß es ihnen von dieser [materiellen] Seite an nichts gebricht“*.

Können wir allen Ernstes glauben, die siebzehnjährige Bettina wäre im kurfürstlichen Palais zu Köln in staubigen Rumpelkammern herumgekrochen und hätte da diese kostbaren Gefäße gesehen? Oder müssen wir nicht vielmehr mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, sie sei in der Wohnung von Frau Aja und natürlich mit Frau Aja in der Rumpelkammer gewesen, wo sie, unter altem Gerümpel versteckt, kostbare gold- und silberverzierte Trinkgefäße fanden, die einst Kaiser Karl VII. oder seinem Bruder Clemens August von Bayern, dem Kurfürsten von Köln, gehörten? Möglicherweise glaubte die junge Bettina der Frau Aja anfangs gar nicht, daß sie die Geliebte des Kaisers war. Zum Beweis zeigte sie der erstaunten Bettina die kostbaren Gefäße, auf denen das Wappen von Wolfgang Goethes Erzeuger angebracht war.

Die wertvollen Gegenstände befanden sich demnach in der Wohnung von Goethes Mutter und Bettina beschreibt sie, wie sie gerade vor ihr standen. Das glauben Sie mir nicht? Nun, dann gehen Sie einmal durch ein Museum. Setzen Sie sich danach zu Hause hin und fertigen Sie bitte eine genaue Beschreibung der gesehenen Gefäße an. Vielleicht glauben Sie mir dann, wenn ich überzeugt bin, daß Bettina diese Prachtstücke in der Wohnung von Frau Aja vor sich stehen sah:

„... Geb Sie Achtung, damit Sie es recht versteht, denn ich hab schon zweimal versucht, eine gutgeordnete Darstellung davon [von den „kostbaren Pracht- und Kunstwerken“] zu machen.

Ein großer Tafelaufsatz, der mir die ganze Zeit im Kopf herumspukt, und den mir deucht im großen Bankettsaal der kurfürstlichen Residenz gesehen zu haben [Bettina „irrte“ sich absichtlich, sie sah ihn in der Rumpelkammer von Frau Aja]; er besteht aus einer ovalen, fünf bis sechs Fuß langen kristallinen Platte, einen See vorstellend, in Wellen sanft geschliffen, die sich gegen die Mitte hin mehr und mehr heben und endlich ganz hoch steigen, wo sie seinen silbernen Fels mit einem Throne umgeben, auf welchem die Venus sitzt; sie hat ihren Fuß auf den Rücken eines Tritonen gestemmt, der einen kleinen Amor auf den Händen balanciert; rundum spritzt silberner Schaum; auf den höchsten Wellen umher reiten mutige Nymphen, sie haben Ruder in den Händen, um die Wellen zu peitschen, ihre Gewande sind emailliert, meistens blaßblau oder seegrün, auch gelblich; sie scheinen in einem übermütigen, jauchzenden Wassertanz begriffen; etwas tiefer [befinden sich] silberne Seepferde, von Tritonen gebändigt und zum Teil beritten; alles in Silber und Gold getrieben mit emaillierten Verzierungen. Wenn man in den hohlen Fels Wein tut, so spritzt er aus Röhrchen in regelmäßigen feinen Strahlen rund um die Venus empor und fließt in ein verborgenes Becken unter dem Fels [anscheinend hatte es die Frau Aja ihrer jungen Freundin Bettina einmal vorgeführt]; das ist die hohe Mittelgruppe...“

Und zuletzt spekulierte Bettina darüber, wie diese Kunstwerke, die sie ausführlich in ihrem Buch beschrieb, auf das Gemüt des kleinen Wolfgang Goethe gewirkt haben könnten:

„Eine Mutter [z. B. die Frau Aja] gibt sich alle erdenkliche Mühe, ihr kleines, unverständliches Kindchen zufriedenzustellen, sie kommt seinen Bedürfnissen zuvor und macht ihm aus allem ein Spielwerk; wenn es nun auf nichts hören will und mit nichts sich befriedigen läßt: so läßt sie es seine Unart ausschreien, bis es müde ist, und dann sucht sie es wieder von neuem mit dem Spielwerk vertraut zu machen. Das ist grade, wie es Gott mit den Menschen macht: er gibt das Schönste, um den Menschen zur Lust, zur Freude zu reizen und

ihm den Verstand dafür zu schärfen. - Die Kunst ist ein so schönes Spielzeug, um den unruhigen, ewig begehrenden Menscheng Geist auf sich selbst zurückzuführen, um ihn bedenken zu lehren und sehen, um Geschicklichkeit zu erwerben, die seine Kräfte weckt und steigert. Er soll lernen, ganz der Unschuld solcher Erfindung sich hingeben und vertrauen auf die Lust und das Spiel der Phantasie, die ihn zum Höchsten [wie im Fall des Dichters Johann Wolfgang Goethe] auszubilden und zu reifen vermag. Gewiß liegen in der Kunst große Geheimnisse höherer Entwicklung [oder Geheimnisse „höherer“ Abstammung?] verborgen; ja ich glaub sogar, daß alle Neigung, von denen die Philister sagen, daß sie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen mystischen gehören, die den Keim zu großen, in diesem Leben noch unverständlichen Eigenschaften in unsere Seele legen, welche dann im nächsten Leben als ein höherer Instinkt aus uns hervorbrechen, der einem geistigeren Element angemessen ist.

Die Art, wie jene in Gold und Silber getriebene Kunstwerke aufgestellt sind, ist auch zu bewundern und trägt sehr dazu bei, dieselben sowohl in ihrer Pracht mit einem Blick zu überschauen, als auch ein jedes einzelne bequem zu betrachten. Es ist eine Wand von schwarzem Ebenholz mit tiefen Kassetten, in der Mitte der Wand eine große, in welcher das Hauptstück steht, auf beiden Seiten kleinere, in denen die anderen Kunstwerke, als: Humpen, Becher, usw. usw., stehen. An jeder Kassete hebt sich durch den Druck einer Feder der Boden heraus und läßt das Kunstwerk von allen Seiten sehen.

Noch eines Bechers gedenke ich [Bettina], von Bronze, eine echte Antike, wie man [die Frau Aja] behauptet: und man muß es wohl glauben, weil er so einfach ist und doch so majestätisch. Ein Jüngling, wahrscheinlich Ganymed, sitzt nachlässig auf einem Stein, der Adler auf der Erde zwischen seinen Knien breitet beide Flügel aus, als wolle er ihn damit schlagen, und legt den ausgestreckten Kopf auf des Jünglings Brust, der auf den Adler herabsieht, während er die Arme emporhebt und mit beiden Händen ein herrliches Trinkgefäß hält, was den Becher bildet. Kann man sich was Schöneres denken? - Nein! Der wilde Adler, der ganz leidenschaftlich den ruhigen Jungen gleichsam anfällt und doch an ihm ausruht, und jener, der so spielend den Becher emporhebt, ist gar zu schön, und ich hab' allerlei dabei gedacht ...“

Nehmen wir einmal den Fall an, Bettina Brentano sei tatsächlich von Goethe schwanger gewesen. Außerdem hätte sie aus dem Munde von Goethes Mutter erfahren, daß der Wolfgang in Wirklichkeit gar nicht der leibliche Sohn des Rat Goethe, sondern der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. sei. Was hätte sie mit ihrem Wissen machen können? Noch dazu, da Bettina nach ihrer Niederkunft sehr unzufrieden mit Goethe war.

Es beschleicht mich wirklich das Gefühl, wenn man die echten Briefe Bettinas an Goethe liest, in denen über seine wirkliche Abkunft die gleichen Mitteilungen stehen, daß diese Briefe in erpresserischer Absicht geschrieben sein könnten! Bettina könnte anfangs auf diese Weise Goethes Gegenliebe „erpreßt“ haben. Späterhin, nach ihrer Niederkunft im August des Jahres 1808, dürfte sie ihn mehr zu materiellen Leistungen „bewogen“ haben.

Bettina in Frankfurt an Goethe in Weimar, März 1808:

„... Es hat sich hier [in Frankfurt] eine Bande Gelehrter und Künstler zusammen gerottet ... sie schreiben Theorien über die Erd und den Himmel, doch weiß keiner, wo sein Nachbar wohnt. Ich wollte mich auch als Geschichtsforscher zu einem Mitglied dieser Gesellschaft machen lassen, ich hätte ihnen dann die Geschichte des Kaisers Carls VII. vorgetragen, in Hinsicht der Liebschaft, die Goethes [richtig: „Deine“] Mutter mit ihm gehabt hat in ihrem 15ten Jahr ...“

Kommentar: Nicht siebzehn oder sechzehn war die Elisabeth Textor, als sie die Geliebte Kaiser Karls VII. war, sondern kaum fünfzehn.

Bettina in Berlin an Goethe in Weimar, am 18. Oktober 1810:

„... seitdem wir [Goethe und Bettina] in Töplitz zusammen gesessen haben [August 1810], kann ich keine Complimente mehr mit Dir machen, buchstabier' Dich durch, wie damals durch mein Geschwätz ...“

Bettina in Berlin an Goethe in Weimar, am 14. November 1810:

„ ... Was sagst Du [Wolfgang Goethe] nun dazu, daß die Mutter in den Kaiser verliebt war? Was sagst Du dazu, daß ich alles so wohl behalten, ihre [wörtlichen] Reden sogar behalten [habe], manches was sie mir sagte, hab' ich gleich damals aufgeschrieben, aus keiner andern Absicht, als weil mich ihr Geist überraschte, und denn auch, weil es so merkwürdig war, wie unter lauter dürrem Holz der einzige grünende Stamm ...“

Bettina in Berlin an Goethe in Weimar, den 28. November 1810:

„... Sei es, wie es mag: hab ich Dich auch nicht; hab ich Dich doch. - Nicht wahr, meine Briefe, sie sagen Dir die Wahrheit? ...

[weiter unten]

... Alter, bist du böse, daß die Mutter mir dies alles erzählt hat? ...“

Bettina bezweckte offensichtlich mit diesen versteckten brieflichen Mitteilungen, um Goethe zu beweisen, daß sie über seine Vergangenheit und wirkliche Abkunft bestens informiert sei! Möglicherweise wollte sie das Unterhaltsgeld, das ihr für Goethes Kind zustand, „etwas“ erhöhen.

Bettina Brentano verrät uns auch in ihrem Werk >G.Br.m.e.K.<, wer ihr Lehrmeister im Textverschlüsseln war. Nach ihrer Niederkunft lebte sie bei ihren Verwandten in München. Hier traf sie auch F. H. Jacobi.

Jacobi war der Verfasser des Romans >Woldemar<, in welchem von Goethes Liebesgeschichte mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, „dichterischer Gebrauch“ gemacht wurde! Im Briefroman >Allwill< verwendete F. H. Jacobi sogar echte Briefe [Brieffragmente] Goethes!

Bettina schrieb an Goethe, nachdem sie den >Woldemar< von F. H. Jacobi gelesen hatte:

München, den 8ten März 1809

... Jacobi hat mich [Bettina] jetzt in 4 Wochen nicht besucht, obschon ich ihm über seinen >Woldemar<, den er mir hier zu lesen gab, einen langen Brief geschrieben habe; warum hab ich's getan? - Aus Langerweile und weil ich mich auch üben wollte, die Wahrheit sagen zu können, ohne daß sie beleidigt...“

Weiterhin drohte sie Goethe: „... der Brief hat ihm [F.H. Jacobi] gefallen; wenn ich an einem Husten, den ich jetzt habe, sterben sollte, so kommt er [der Brief ist gemeint] gewiß noch als Anhang zu „Allwills“ zweitem Teil heraus - wie bin ich doch so naseweis.“

In ihrem Buch >G.Br.m.e.K.< hatte Bettina ihre „Übungen“ zu virtuoser Meisterschaft gebracht. Sie übte sich vor allem deshalb darin, die Wahrheit auf diese Art zu schreiben, damit sie von Goethe oder, nach dessen Tod, von dem weimarischen Herzogshaus weder gerichtlich belangt werden konnte noch ihr Buch der Zensur zum Opfer fiel.

Diese Mitteilungen Bettinas an Goethe, man könnte sie sogar versteckte Drohungen nennen, sind ein schwerwiegendes Indiz dafür, daß Bettina Brentano spätestens durch F. H. Jacobi auch über Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon mündliche Auskünfte erhalten hatte. Bettina wußte außerdem mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß Ludwig Tieck der Sohn Goethes und der Urania war.

Im Jahre 1811 schrieb Goethe das autobiographische Werk >Dichtung und Wahrheit<. Falls meine vorherigen Theorien stimmen, dann wissen wir jetzt auch, warum Goethe „Dichtung und Wahrheit“ schrieb und warum seine Autobiographie eben gerade diesen Titel erhielt! Wolfgang Goethe wußte nämlich genau, daß Bettina Brentano die ganze Wahrheit über seine wirkliche Abkunft wußte. Vieles von demjenigen, was sie über seine uneheliche Abkunft und seine Jugendzeit in Erfahrung bringen konnte, was Bettina ihm bereits brieflich oder mündlich mitgeteilt hatte, verdrehte Goethe nun mit voller Absicht, um seine Zeitgenossen und die Nachwelt über Dichtung und Wahrheit seines Lebens völlig zu verwirren. Wir müssen also den Versuch unternehmen, was Goethes autobiographisches Werk >D.u.W.< betrifft, aus einer halben Wahrheit die halbe Lüge herauszufinden, die darin steckt, und umgekehrt aus einer halben Lüge die halbe Wahrheit. Das Werk >Dichtung und Wahrheit< war bewußt und mit voller Absicht von Goethe derartig angelegt, um einige Hauptwahrheiten seines Lebens in einem scheinbar unentwirrbaren Gemisch von angeblich unbeabsichtigten Halbwahrheiten und halben Unwahrheiten zu verschleiern. Man weiß wirklich nicht, über was man sich mehr wundern soll, über die Frechheit seiner Lügen oder über die Schamlosigkeit, mit der er uns den halbentblößten Hintern der Wahrheit zeigt. In >D.u.W.< möchte Goethe uns glaubhaft machen, er hätte in seiner Kindheit von seinen Spielkameraden erfahren, sein angeblicher Vater, der Kaiserliche Rat Johann Caspar Goethe, sei der natürliche Sohn eines „vornehmen Mannes“ gewesen. Dabei war, nach Bettinas Zeugnis, Wolfgang Goethe selber der natürliche Sohn eines „hohen Herrn“, nämlich Kaiser Karls VII., eines Wittelsbachers.

Und so geht es in dem autobiographischen Werk weiter. Von der ersten bis zur letzten Seite Halbwahrheiten oder sogar bewußte Unwahrheiten, von dem Verschweigen, ja bewußten Verschleiern wichtiger, entscheidender Begebenheiten in Goethes Leben gar nicht zu reden.

Kapitel I.2: Kurze Geschichte der Freimaurerei - Der Anfang der Demokratiebewegung

Auszug aus >Die Freimaurer< von Eugen Lennhoff, 1929:

Die französische Maurerei

[...] Als die freimaurerische Idee von den genannten englischen Brüdern nach Frankreich gebracht wurde, regierte dort noch nach dem selbstherrlichen Regime Ludwigs XIV. in der darauffolgenden Regentschaft das Kind Ludwig XV. Die Vorbedingungen für das Gedeihen eines humanitär eingestellten Bundes schienen denkbar ungünstig. Nach wie vor herrschten unumschränktester Absolutismus und wüdeste Sittenlosigkeit. Die Kirche war, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, mächtiger denn je. Das Land, unter einer ungeheuren Schuldenlast zusammenbrechend, war verelendet. Die geistigen Interessen der höhern Stände waren erschreckend gering. In einer Zeit, da in England die wissenschaftlichen Theorien der Aufklärer die Köpfe erhitzen, betätigte die französische Gesellschaft den Geist meist nur im Salon, in glitzernder Rede, im graziösen Witz, im lächelnden Bonmot. Es gab keine Versammlungsfreiheit, und wo Leute zusammenkommen wollten, durfte es nur zu harmlosem Vergnügen und unter obrigkeitlicher Aufsicht geschehen. Es bestand noch immer der Zwang des Grundsatzes des vierzehnten Ludwig: „Un roi, une foi, une loi.“ Trotz der tiefen Not des Volkes wurde dieses von Prassern und Schlemmern, deren Genußsucht keine Grenzen kannte, in unerhörtester Weise ausgesogen. Der Maitressenwirtschaft des Hofes mit ihrer tollen Geldverschwendung waren immer neue Gelder zuzuführen. Von den Freiheiten, die sich die Engländer erkämpft hatten, hörte man mit ungläubigem Staunen. Noch wagte sich der Wunsch nach einer Änderung des Systems krasser Ungleichheit der Menschen nur unterirdisch hervor. Ließ sich eine schüchterne Stimme vernehmen, die darauf aufmerksam machte, daß die Zustände unhaltbar seien, war königliche Ungnade die Folge. So erging es dem Bischof Fénelon, der erklärt hatte: „Unser Volk führt kein menschliches Dasein, das Übermaß der Heimsuchung ist so groß, daß die Geduld reißen wird“; so [erging es] dem Marschall Vauban. [...]

Bald tat man sich zur ersten Großloge zusammen. Lord Harnouester wird als erster Großmeister bezeichnet. Zweifel sind, wie gesagt, darum aufgekommen, weil über die Persönlichkeit dieses Mannes niemals etwas Positives bekanntgeworden ist. Die Gründung blieb nicht verborgen, und ein königlicher Erlaß verbot den Adeligen der Hof, die es wagen sollten, Freimaurer zu werden. Der König erklärte auch, wohl auf Veranlassung seines Premierministers, des Kardinals Fleury, daß ein Franzose, der sich unterstehe, die Großmeisterschaft anzunehmen, ohne weiteres verhaftet werden würde. Am 14. September 1737 erließ der Generalleutnant der Polizei, René Hérault, ein „Verbot an alle“, sich zu versammeln, oder Vereinigungen von „Freys - Macons“ zu bilden. Speisewirten, Weinschänkern und Besitzern von Herbergen wurde ganz besonders aufgetragen, keine Freimaurersitzungen zuzulassen, unter Androhung von hohen Geldstrafen und Lokalsperre beim ersten Übertretungsfall.

Nichtsdestoweniger versammelten sich die Freimaurer weiter. Die Polizei, über das „englische Gift“ aufs äußerste aufgeregt, tat alles, um ihnen auf die Spur zu kommen. Der Weinhändler Chapelot in der rue de la Rapée, bei dem eine Loge ausgehoben wurde, wurde zu 1000 Livres Buße und zur Schließung seines Schanks auf die Dauer von sechs Monaten verurteilt. So mißtrauisch war das Gericht, daß Chapelot ausdrücklich befohlen wurde, den Eingang zu seiner Kneipe auf sechs Monate vermauern zu lassen. 1738 tat die Bulle Clemens' XII. ein übriges³¹. Hérault ließ eine Übersetzung der englischen „Verräterschrift“, „Masonry dissected“ (Zergliederte Freimaurerei) drucken und veröffentlichen. Die Tänzerin Carton hatte diese Schrift einem der in Paris lebenden Freimaurer abgelistet und dem Polizeigewaltigen übergeben. Hérault fand einen Bundesgenossen im Erzbischof von Marseille, der im Jesuitenkollegium in Caen als Einlage eines komischen Ballets eine Tanzszene aufführen ließ, die die Freimaurerischen Gebräuche verhöhnte. In den Pariser Marionettentheatern wurde der Freimaurer eine sehr beliebte Kasperlfigur. Also das gleiche Vorgehen gegen die Freimaurer wie in England.

Es mag freilich sein, daß die Leute, die in den Anfängen der französischen Freimaurerei die Logen zusammensetzten, teilweise nicht das Zeug zu Bannerträgern eines großen Gedankens in sich hatten und nicht durchwegs vom Verständnis für die Tragweite der Idee erfüllt waren, der sie dienen sollten. Davon zeugt eine bedeutsame Rede, die 1737 von Andreas Michael Ramsay, dem Redner der Großloge, gehalten wurde. Ramsay war ein schottischer Edelmann, der im spanischen Erbfolgekrieg in den Niederlanden Offizier bei den englischen Truppen gewesen und dann nach Cambrai gekommen war, voll von Bewunderung für den dort lebenden, vom Pariser Hof verdrängten Erzbischof Fénelon. Ramsay wurde unter dem Einfluß des Kirchenfürst Katholik, ging nach dessen Tode nach Paris und war eine Zeitlang Erzieher des Sohnes des Königs Jakob III. Diese Betätigung beim Prätendenten beschied Ramsay die Verbannung aus seinem Vaterlande. Doch hatte man so viel Hochachtung vor seiner wissenschaftlichen Betätigung und seiner sittlichen Persönlichkeit, daß er einen königlichen Geleitbrief erhielt, um in Oxford zum Doktor der

³¹ Diese erste päpstliche Verdammung der Freimaurerei wurde zwar in Frankreich vom Parlament nicht zur Kundmachung angenommen, beeinflusste aber die Herrschenden in hohem Maße.

Rechte promovieren zu können. Bei diesem Aufenthalt im Vaterlande wurde er in London zum Mitglied der „Royal Society“ gewählt. Der Freimaurerei brachte er eine große Liebe entgegen. Es war ihm namentlich darum zu tun, diese von Leuten zu befreien, die im Trüben fischen, die Logen als Vorspann für ihre Geschäfte benutzen wollten. Daß die Meinung, man könne mit Hilfe der Logenbrüder leicht zu Geld kommen, damals weit verbreitet gewesen sein mag, geht aus einem Theaterstück des Genfers Clément aus dem Jahre 1740 „Les Frimacons“ hervor, in dem ein armer Dichter den Satz spricht: „Ich bin arbeitslos; ich suche bei den Freimaurern Beschäftigung.“

Sein „Discours“ gab Ramsay Gelegenheit, wichtige Vorschläge zur Reformierung des französischen Freimaurertums im wahren freimaurerischen Sinne zu machen. Er bezeichnete als die zum Eintritt in den sittlichen Orden nötigen Eigenschaften „weise Menschenliebe“ und „reine Sitten“, und erklärte, es gelte, die „alten Grundsätze wieder zu beleben und zu verbreiten, die, der Natur des Menschen entnommen, unsere Gesellschaft gegründet haben. [...] Unsere Vorfahren, die Kreuzfahrer, die sich aus allen Teilen der Christenheit im Heiligen Lande zusammengefunden hatten, wollten so die Menschen aller Nationen in eine einzige Brüderschaft vereinigen.“ Sie taten sich mit den „Rittern des heiligen Johannes zu Jerusalem“ zusammen, die sich dann im Abendlande Freimaurer nannten. „Wie sehr ist man diesen vortrefflichen Männern verpflichtet, die, ohne groben Eigennutz, selbst, ohne der natürlichen Herrschsucht Gehör zu geben, eine Einrichtung ersonnen haben, deren einzigen Zweck die Einigung der Geister und Herzen ist, um sie zu bessern und in der Folge eine ganz geistige Nation zu bilden, worin man, ohne daß den Pflichten Abbruch geschieht, welche die verschiedenen Staaten fordern, ein neues Volk schaffen wird, welches aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, sie alle bis zu einem gewissen Punkt durch das Band der Tugend und der Wissenschaft verknüpfen wird.“

In diesem „Discours“ hat Ramsay, wie man sieht, einen historischen Fehler begangen, indem er die Entstehung der Freimaurerei auf die Johannisritter zurückführte und daraus den Namen „Johannisloge“ ableitete. Das hat ihm später den ungerechtfertigten Vorwurf eingetragen, daß auf ihn jene bald hernach einsetzende Zeit der freimaurerischen Verirrungen zurückzuführen sei, in der mancherorts aus der schlichten Brüderschaft ein Chaos von Ritterorden³² wurde. Ramsay habe die Freimaurerei der katholischen Kirche untertan machen wollen, wurde gesagt; der Wunsch habe ihn beseelt, das freimaurerische Ritual mit Bräuchen des katholischen Kults zu verquicken. Nicht nur aus religiösen, sondern auch aus politischen Gründen. Um seinem einstigen Zögling, Karl Eduard Stuart, eine Phalanx für die Bemühungen zu schaffen, den verlorenen britischen Thron zurückzuerobern, eine „jakobitische Maurerei“, im Gegensatz zur „ketzerischen“ englischen, die zum Hause Hannover hielt. Noch heute geistert der unglückliche Prätendent als „geheimer Großmeister der Hohen Maurerei“, als Gründer eines stuartistischen Freimaurerkapitels in Arras, durch manche Bücher.

Man hat aber vielfach ganz übersehen, daß in der Ramsay'schen Rede, die später seinem Großmeister zugeschoben wurde - es war dies der Urenkel der Marquise von Montespan, der Herzog von Antin - der, allen Anfeindungen zum Trotz, 1738 die Leitung der Großloge übernommen hatte - andere sehr viel wesentlichere Stellen enthalten waren. Folgendes wurde da ausgeführt:

„Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Menschen sind nicht die Sprachen, die sie sprechen, die Kleider, die sie tragen, die Länder, die sie bewohnen, noch die Würden, die ihnen verliehen wurden. Die Welt ist eine große Republik, in der jede Nation eine Familie und jeder Einwohner eines ihrer Kinder ist.³³ Wir wollen alle Menschen von aufgeklärtem Geiste und guten Sitten vereinigen [...] durch die erhabenen Grundsätze der Tugend, der Wissenschaft, der Religion, in welchen das Interesse der Brüderschaft zum Interesse des ganzen menschlichen Geschlechts wird, woraus alle Nationen gründliche Kenntnis schöpfen und die Untertanen aller Königreiche lernen können, sich gegenseitig zu lieben, ohne auf ihr Vaterland zu verzichten. Der Freimaurerorden wurde gestiftet, um gute Menschen, gute Bürger zu formen, Männer, die ihre Versprechungen hochhalten. [...]

Wir haben unter uns drei Arten von Brüdern: Novizen oder Lehrlinge, Gesellen oder Professen, Meister oder Vollkommene. Den ersten erklärt man die sittlichen Tugenden, den zweiten die Tugenden der Heiden und den letzten die christlichen Tugenden, in der Art, daß unsere Einrichtung die ganze Philosophie der Gefühle und die ganze Theologie des Herzens in sich schließt. [...] Der Orden verlangt von jedem von uns eine rege Arbeit, die keine Akademie leisten kann, weil alle diese Gesellschaften nur wenige Menschen umfassen und mit ihrer Arbeit ein so ausgedehntes Werk nicht leisten können.

Die Großmeister anderer Länder vereinigen alle dem Bunde angehörenden Weisen und Künstler, um Material zu einem universellen Handbuch zu sammeln, das alle freien Künste und Wissenschaften umfassen

³² Goethe war 1772 in Wetzlar einem solchen „Ritterorden“ beigetreten.

³³ Ramsay folgte mit dieser Auffassung seinem großen Lehrer Fénelon, der in seinem „Télémaque“ ähnliches ausgesprochen hat.

soll, Theologie und Politik ausgenommen. Man hat ein solches Werk in England bereits begonnen.³⁴ Durch Zusammenwirken unserer geeigneten Brüder könnte da in wenigen Jahren etwas Ausgezeichnetes zustande kommen. Man erklärt darin nicht nur technische Worte und ihre Ableitung, man gibt darin auch die Geschichte jeder Wissenschaft und jeder Kunst, ihre Grundlehren und die Art, darin zu arbeiten. Man wird so schließlich die Weisheit aller Nationen in einem einzigen Werk vereinigen, einer Universalbibliothek alles dessen, was an Gutem, Großem, Leuchtendem und Nützlichem in Kunst und Wissenschaft existiert. Ein solches Werk wird von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsen, wird überall Nacheiferung erwecken ...“

Der Erfolg dieser Rede blieb nicht aus. Sie wurde in den Logen eifrig erörtert. Eine ganze Reihe von Freimaurern warben in Vorträgen, in gelehrten Gesellschaften, für die Idee, die hier geboren worden war: Auch in Frankreich eine Enzyklopädie zu schaffen, die geeignet sein müsse, die Welt mit einem neuen Geist zu erfüllen. Die „Bataille de l'Encyclopédie“ begann, der Kampf um eines der größten Werke aller Zeiten. Führer dieses Kampfes wurde der Freimaurer Diderot. Schon 1741, also vier Jahre nach dem „Discours“, begann er das Werk, dessen erster Band 1752 erschien. Mit der Zeit wurden daraus - das englische Vorbild hatte bloß zwei Bände umfaßt - insgesamt 33 Folianten.

Aber noch andere Ideen der großen Rede verdienen Beachtung. Fünfzig Jahre vor der französischen Revolution wurde in ihr der - rein geistig gemeinte - Gedanke einer universellen demokratischen Republik und der Vereinbarkeit kosmopolitischen Denkens mit patriotischem Empfinden ausgesprochen, die Idee, die dann der Freimaurer Fichte in die Worte gekleidet hat: „Weltbürgertum ist mein Gedanke, Vaterlandsliebe meine Tat“.

Daß die Rede schon damals so verstanden wurde, geht aus einem sehr seltenen Büchlein der damaligen Zeit hervor: „La Franc - Maconne“³⁵, in welchem folgendes gesagt wird:

„Man kann das Geheimnis der Freimaurer sehr leicht erraten, wenn man prüft, was sie eigentlich machen. Sie nehmen ohne Unterschied die Großen und die Kleinen auf, sie stellen sich alle auf das gleiche Niveau. [...] Es ist also sehr wahrscheinlich, daß von einer symbolischen Freimaurerei die Rede ist, deren Geheimnis darin besteht, unsichtbar eine universelle und demokratische Republik zu schaffen, deren Königin die Vernunft, deren höchster Rat die Versammlung der Weisen sein wird.“

Ob die kluge Frau, die das schrieb, wohl auch die netten Verse kannte, die in der Folge in den Logen gesungen wurde? Etwa:

Nous ne faisons dans l'univers
Qu'une meme famille
Qu'on aille en cent climats divers
Partout elle fourmille
Aucun pais n'est étranger
Pour la maconnerie
Un frère n'a qu'a voiajer
Le monde est sa patrie.

Auch ein heftiger Gegner der Freimaurerei, der Verfasser einer 1747 erschienenen Schrift „Les Francs - Macons écrasés“³⁶, in der zum erstenmal die Behauptung aufgestellt wurde, die Freimaurerei sei von Cromwell zu politischen Zwecken erfunden worden, kommentierte die Rede, als deren Prinzipien er neben der Brüderlichkeit „Gleichheit und Freiheit“ bezeichnete. Das war vielleicht das erste Mal, daß - und dazu von einem Gegner der Königlichen Kunst - die Devise ausgesprochen wurde, die sehr bald wirklich die der französischen Freimaurerei werden sollte:

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“

Als der Herzog von Antin starb, gab es in Frankreich mehr als 200 Logen, davon 22 in Paris. Am 11. Dezember 1743 wurde ein neuer Großmeister gewählt: Louis de Bourbon, Graf von Clermont. Unter dessen Leitung kam die französische Freimaurerei nicht dahin, wo die vielen der Sache ehrlich Ergebenen sie gerne gesehen hätten. Der neue Großmeister stand lange als Feldherr in Flandern und konnte sich um die Vorgänge in den Logen wenig kümmern. Mittlerweile hatte sich die Zahl der bürgerlichen Elemente vermehrt. Der Gebrauch von Degen, der in das Ritual eingeführt wurde, sollte die Gleichheit symbolisieren, wie diese schwächlichen Adepten eines großen Werkes sie auffaßten. Dem gleichen Zweck diente die Übung, die Aufzunehmenden in Anlehnung an das englische „Gentleman“ als „Gentilhomme“ zu bezeichnen. Aber ein Großteil der adeligen Freimaurer war für diese Gleichheit nicht eingenommen. Eine ungesunde Lust, auch in der Loge ebenso wie im profanen Leben mehr gelten zu wollen, machte sich breit. Es begann die

³⁴ Es ist hier von der 1728 erschienenen >Cyclopaedia< von Ephraim Chambers die Rede.

³⁵ >La Franc - Maconne ou révélation des Mystères des francs - macons par Madame *** <, Bruxelles 1744, zitiert in: Louis Amiable et J. C. Colfavru, >La Franc - Maconnerie en France depuis 1725<, Nouvelle Edition 1927.

³⁶ Die Autorschaft wird im allgemeinen dem Abbé Perau zugeschrieben; das Buch soll aber vom Abbé Larudan verfaßt worden sein.

schon erwähnte Epoche, die man die Zeit der freimaurerischen Verirrungen nennt, jene Periode, in der aus „Gentilhommes“ alle möglichen „Chevalliers“, Ritter, wurden, indem man auf die drei ursprünglichen Grade alle erdenklichen höheren Grade aufsetzte und eine bunte Fülle neuer freimaurerischer Systeme in der Weise schuf, daß man die Ritterorden des Mittelalters zu Vorfahren der Freimaurer werden ließ und die schlichte Bausymbolik gewaltsam ummodelte. [...]

1756 gab sich die „Grande Loge Anglaise de France“ eine neue Verfassung und wurde zur „Grande Loge de France“. Auftauchende Meinungs-verschiedenheiten wurden überbrückt, brachen aber dann neuerdings wieder hervor. 1767 wurde die Tätigkeit der Großloge auf Veranlassung des Königs vorübergehend eingestellt. Vier Jahre später starb der Großmeister Graf Clermont.

Unter den Männern, die nun die Führung in die Hände nahmen, begann der Aufschwung. Nicht durch das Verdienst des neuen Großmeisters, den Clermont vor seinem Tode designiert hatte. Dieser, Herzog Louis Philipp von Chartres, später von Orléans, nahm zwar das Amt an, das ihm in jungen Jahren in den Schoß fiel, aber er bekümmerte sich im Grunde nicht mehr als sein Vorgänger um das ihm anvertraute Kleinod. Er erschien ab und zu bei einer festlichen Veranstaltung, das war alles. Um so eifriger war sein Stellvertreter um die Freimaurerei bemüht, der zum Generaladministrator des Ordens bestellte Herzog von Luxemburg, ein Aristokrat, der allein seiner Herkunft wegen die größten Staatsstellen hätte erlangen können, es aber vorzog, sich ganz der Königlichen Kunst zu widmen. Schon als Oberst des Infanterieregiments Hainaut hatte er in diesem eine Loge gegründet, die einen vorbildlichen Geist in die Truppe brachte. Faktisch an die Spitze der französischen Freimaurer gestellt, suchte er nach Kräften zu reformieren, zu einigen. 1773 wurde als Ergebnis dieser Bemühungen feierlich eine „Grande Loge Nationale“ proklamiert. Am 22. Oktober desselben Jahres entstand daraus, da doch nicht alle mittun wollten, der „Grand Orient de France“.

Ein neuer Geist kam in die Logen. Hatten sich die bisherigen Konflikte und Unzulänglichkeiten zu einem großen Teil daraus ergeben, daß der einmal gewählte Stuhlmeister unabsetzbar war, so führte man nun demokratische Grundsätze ein. Man schuf für die Großloge eine treffliche Verfassung, deren Prinzipien dann später in größerem Rahmen im positiven Werk der Revolution sich wiederfand. Schon in einem Rundschreiben des Großorients vom Jahre 1775 wurde beispielsweise ein Gedanke ausgesprochen, der 16 Jahre später, in der „Deklaration der Menschenrechte“ in dem Satze zum Ausdruck kam:

„Das Gesetz ist der Ausdruck des Willens der Allgemeinheit!“

Daß die Grundlage, auf der man nun im Großorient arbeitete, wirklich demokratisch war, geht aus einem „Mémoire“ hervor, in welchem stolz von den „Bürgern der Freimaurer - Demokratie“ gesprochen wurde.

Freiheit und Gleichheit als Hauptpfeiler der französischen Freimaurerarbeit, als „köstliche Mitgift“ der Freimaurer, als „Fundament des Ordens“ wurden mehr und mehr betont. Man rezitierte Voltaire:

„Les mortels sont égaux, ce n'est pas la naissance

C'est la seule vertu qui fait la différence.“

Und auch:

„Qu'il ne soit qu'un parti parmi nous

Celui du bien public et du salut de tous.“

Daß „Freiheit“ und „Gleichheit“ nicht nur Metaphern waren, zeigt sich in der Zusammensetzung der Logen, im Heranströmen der großen Geister, die Aufnahme beehrten. Die Enzyklopädisten und andere Große fanden sich ein. Montesquieu, der in England das Licht erhalten hatte, Diderot und Helvetius, dessen Werk „De l'Esprit“ 1761 vom Henker auf öffentlichem Platze verbrannt worden war, waren schon vorher dagewesen. Nun kamen Lalande, der große Erforscher der Gestirne, Mitglied der Akademien von Paris, London, Petersburg, Berlin, Stockholm, Rom und Florenz; Condorcet, der berühmte Mathematiker und Lacépède, der Musiker und Naturforscher, nach der Revolution Präsident des Senates und Großkanzler der Ehrenlegion. Sie gehörten der Loge „Les Noëfs Soeurs“ an, die bald der Mittelpunkt der erleuchteten Köpfe war. Lalande war ihr erster Meister. Ihm folgte Benjamin Franklin, der Veteran der amerikanischen Freimaurerei, damals Gesandter der dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika in Paris. In dieser Musterwerkstätte des maurerischen Gedankens traf man den Grafen de la Rochefoucauld, der die amerikanischen Verfassungen in die französische Sprache übersetzte, den Grafen Milly von der Akademie der Wissenschaften, den berühmten Advokaten Elie de Beaumont, der Voltaire im Kampf ums Recht zur Seite stand, Dupaty, den dieser seinen „jungen Sokrates von Bordeaux nannte, und der ein großer Wohltäter der Menschheit war, de Sèze, den glänzendsten Redner des Pariser Barreaus und Verteidiger Ludwigs XVI. vor dem Konvent, den Präsidenten der Provinzialkammer Doktor Guillotin, den Marquis La Fayette, den Seehelden des amerikanischen Befreiungskrieges Paul Jones. Da arbeiteten einträchtig zusammen Pastoret, nach Franklins Ausspruch der größte Gelehrte seiner Zeit, Verfasser der „Geschichte der Gesetzgebung der alten Völker“, Schöpfer des Pantheons und letzter Kanzler Frankreichs, der Enzyklopädist d'Alembert, die Maler Claude - Joseph Vernet und Greuze, der große Bildhauer Houdon und die Dichter Andrée Chenier und Roucher. Neben ihnen der Abbé Sieyès, der Anwalt des dritten Standes und „Denker der Revolution“,

Camille Desmoulins, Danton, der Journalist Brissot, der berühmte Chemiker Fourcroy, einer der tatkräftigsten Organisatoren des öffentlichen Unterrichtswesens, und viele andere.³⁷ Am bekanntesten neben dieser „Werkstätte der Philosophen“ war die „Loge des grands seigneurs“, mit ihrer wirklichen Bezeichnung „Loge de la rue du Coq - Héron“.

Aber auch in anderen französischen Logen leisteten bedeutende Männer freimaurerische Arbeit. Mirabeau, Beauharnais, Beaumarchais, Joseph de Maistre, der Baron Holbach, der „maitre d'hotel de la philosophie“, Robespierre, Massena, Beurnonville, Abbé de Chaligny, Talleyrand, Turpin. Gleich den „Noeufs Soeurs“ waren die Logen „Les amis réunis“, „Loge des 22“, „Les chevaliers bienfaisants“, „Candeur“, „Rue de la Sourdière“ Bauhütten der geistigen Elite. Die höchsten Gedanken der Zeit: Montesquieus „Geist der Gesetze“, das Naturevangelium Rousseaus, die kritischen Lehren Voltaires waren einem jeden dieser Brüder geläufig. Die Freimaurerei wurde so zu einem Hauptorgan aller Geistesströmungen des 18. Jahrhunderts und verbreitete diese unter den Spitzen der Bourgeoisie des ganzen Landes, in einem Teil des Adels, aber auch unter den vielen Klerikern, die trotz der römischen Bannflüche im freimaurerischen Streben nichts sahen, was dem christlichen Dogma zuwiderlief. Manchen dieser Freimaurer im Priestergewande - es waren bemerkenswerterweise mehr Ordensgeistliche als Weltpriester unter ihnen - schien die freimaurerische Lehre von Gleichheit und Freiheit dem wahren Christentum sogar sehr verwandt zu sein.

Auch Voltaire selbst, der mittlerweile von seinem Tuskulum am Genfer See nach Paris zurückgekehrt war, wurde in den Bund aufgenommen. Am 17. Februar 1778 gab die Loge „Les Noeufs Soeurs“ in Gegenwart von 250 Brüdern dem Vierundachtzigjährigen das Licht. Der Historiker Abbé Cordier de St. Firmin, der mit dreizehn anderen Geistlichen der Loge angehörte, meldete den Philosophen als Suchenden an. Lalande, Graf Straganoff, Kammerherr der Kaiserin von Rußland, und andere Brüder bereiteten diesen im Vorraum in vorgeschriebener Weise auf die Einweihung vor. Nachdem dann Voltaire, auf Benjamin Franklin gestützt, in den Tempel eingetreten war (der vorher dem Jesuitennoviziat als Sitz gedient hatte), beantwortete er eine Reihe von philosophisch - moralischen Fragen und leistete den Eid. Hierauf wurde er mit dem Schurz des verstorbenen Helvetius bekleidet. Voltaire führte ihn an die Lippen, strich mit zarten Fingern über das Leder, bevor er ihn umband.

Lalande, der Stuhlmeister, hielt dann die festliche Ansprache. Er verherrlichte den Bund, „der keine Religion, keine Nation ausschließt“, und pries England, den „Schutz der Freiheit“. [...]

„Was für ein Band könnte stark genug sein, Menschen so eng miteinander zu verbinden, die voneinander durch Natur, Klima, Sprache, durch Interessen, Regierungsform und Sitten, durch Politik und Krieg getrennt zu sein schienen? Nur die Liebe zur Tugend konnte diese Vereinigung zustande bringen, sie, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern die edlen Seelen fesselte, und sie mit einem allgemeinen, unzertrennlichen Bande umschlingt. Eben diese Liebe zur Tugend macht den Grund unseres Bundes aus. Das Winkelmaß, das unsere Handlungen mißt und ordnet, die Schürze, die uns auf ein arbeitsames Leben und auf eine nützliche Tätigkeit hinweist, die weißen Handschuhe, die für die Reinheit unserer Absichten, für die Wahrheit unserer Worte und für die Rechtschaffenheit unserer Handlungen Bürgen sind, die Kelle, durch die wir die Flecken unserer Brüder uns selbst zu verbergen suchen, alle diese Bilder lehren uns Wohltätigkeit und Menschenliebe, zwei Eigenschaften, die wir längst auch an Voltaire verehrten.“ So sprach Lalande, während bei Hofe fanatische Eiferer den Gefeierten als „Geißel des Jahrhunderts“ verschrien.

Bisweilen machte sich in dieser Zeit die Freimaurerei auch im öffentlichen Leben bemerkbar. Freimaurer von Gewicht suchten den ärgsten Ausschreitungen der Justiz Einhalt zu gebieten. Der Advokat Elie de Beaumont hatte das Beispiel gegeben. Zweimal war er unerschrocken vor die Richter getreten, als Voltaire den Ruf nach Gerechtigkeit hatte ertönen lassen. Das erstemal im Falle des Protestanten Jean Calas, der in Toulouse unter der falschen Beschuldigung hingerichtet worden war, einen seiner Söhne ermordet zu haben, um dessen Übertritt zum Katholizismus zu verhindern. Ihres Vermögens beraubt, war die Witwe Calas' nach Genf geflohen und hatte Voltaire um Hilfe gebeten. Dieser griff ein, und sein Freund Elie de Beaumont stand ihm zur Seite. Die Ehre des Gemordeten wurde wieder hergestellt, sein Hab und Gut seinen Erben zurückgegeben.

Ähnlich hatte der Fall der Familie Sirven gelegen. Auch hier erhob Voltaire seine Stimme, und Elie de Beaumont brachte die Klage abermals vor die Schranken. [...]

In eine etwas frühere Zeit, ins Jahr 1773 - Ludwig XV. saß noch auf dem Thron -, fiel eine beim Winter -Johannisfest des Großorients gehaltene Rede des späteren Präsidenten des Kassationsgerichtshofs, Herion du Pensey, über die Rolle der Freimaurerei im Leben der Völker, die ungewöhnlich bezeichnend für die Auffassungen war, die in den Reihen der Brüderschaft herrschten.

„Der wahre Freimaurer“, sagte der Redner, „ist ein Hüter der Sitten. Nur wer Sitten hat, ist würdig, seinesgleichen zu regieren. [...] Die Sitten und die Gesetze sind die Säulen, auf denen das Wohlergehen der

³⁷ Louis Amiable, >Une Loge Maconnique d'avant 1789<. La R. L. >Les Neufs Soeurs<, Paris 1897.

Menschheit beruht. Der Besitz der Moral kann Gesetze überflüssig machen, wo aber Sittenlosigkeit herrscht, sind die weisesten Verordnungen wertlos.“

Man bedenke: Diese Worte wurden in einem Zeitpunkt gesprochen, in dem die Unmoral am Hofe und in manchen höchsten Kreisen ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Man sieht daraus, daß die Hindernisse, die die freimaurerische Arbeit noch immer erschwerten, das Durcheinander der Hochgrade, der okkultistisch - alchemistische Unfug der vielen phantastischen „Systeme“, die mit der Freimaurerei im Zusammenhang zu stehen vorgaben, den echten Geist der symbolischen Baukunst nicht mehr zurückdämmen konnten.

Es gab damals 629 Logen in Frankreich, davon 65 in Paris.³⁸ Nicht alle standen auf gleicher Höhe, aber viele von ihnen wetteiferten darin, die Grundsätze der Gerechtigkeit und Wahrheit zu vertreten, Gleichheit der Rechte, Freiheit und Brüderlichkeit in einem höheren Sinne zu predigen, die Beseitigung der ungerechten Privilegien und die Emanzipation der Menschheit zu fordern.

Aber das heißt nicht, daß die sich vorbereitende französische Revolution einer freimaurerischen Verschwörung entsprang. Alle Untersuchungen, die man darüber angestellt hat, ob in den Logen ein Komplott geschmiedet wurde, durch das dann die Volksleidenschaften bis zur Siedehitze entfesselt wurden, sind durchaus negativ ausgefallen. Die Arbeit, die die französischen Freimaurer leisteten, war geistiger Natur. [...]

Man höre nur das Urteil eines so bedeutenden Katholiken, wie Joseph de Maistre es war, der 1793 in seinem „Mémoire à Vignet des Etoiles“ erklärte, daß es wohl auch revolutionäre Freimaurer und selbst einzelne Logen gegeben haben möge, die mehrheitlich revolutionär zusammengesetzt waren, daß aber die Freimaurerei als solche an den blutigen Geschehnissen ganz unschuldig sei. Die revolutionäre Propaganda habe umgekehrt einen zerstörenden Einfluß auf die Freimaurerei ausgeübt. Eine Feststellung, die später auch von dem berühmten Mounier, dem Präsidenten der Konstituante vom 6. Oktober 1789, einem Nichtmaurer, vollinhaltlich bestätigt wurde³⁹: „Wenn die Regierenden die Finanzen ruinieren, die Armeen unzufrieden machen, alle Teile der Verwaltung in Unordnung bringen und dann eine große Anzahl Volksvertreter zusammenrufen und ihre Unterstützung erbitten, dann sind Revolutionen unvermeidlich, auch wenn es keinen einzigen Freimaurer auf der Welt gäbe.“

Und auch der gründlichste Kenner der Verhältnisse der Zeit vom Mai 1789 bis zum 18. Brumaire, der Professor für die Geschichte der Revolution an der Sorbonne, Philippe Sagnac⁴⁰, beantwortet die Frage, ob die damalige freimaurerische Lehre eine Doktrin der Unordnung gewesen sei, mit der Antwort: „Im Gegenteil: Was sie zerstören wollte, war die Anarchie, von der die monarchische Regierung [...] so viele Beispiele lieferte, was sie aber zu erreichen wünschte, [war] eine auf Freiheit und Gleichheit der Rechte gegründete Ordnung [...] Die Hypothese von dem Komplott der Freimaurer ist ohne jede Beziehung zur Geschichte, sie steht sogar ganz im Widerspruch zu deren Sinn.“ [...]

Was für Erfindungen hat man nicht in die Welt gesetzt, um die Verantwortung der Freimaurerei für die Schreckensherrschaft, für das Rasen der Anarchie, für das Meer von Blut und Grauen zu „beweisen“, in dem die Tat von 1789 ertrank und die Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in den Tod geschickt wurden. Da ließ man einen geheimen Ausschuß auftreten, der dem Großorient revolutionäre Weisungen erteilte. Dieser gab sie den Stuhlmeistern weiter, die der Empfangsbestätigung das feierliche Gelöbnis beizufügen hatten, daß sie sich streng an die erhaltene Order halten würden. „Wer nicht gehorchte, dem drohen Dolch und Gift, die „aqua toffana“, die die Verräter seit jeher ins Jenseits beförderten. Von dem geheimen Ausschuß war „alles in dieser Revolution, bis zu den furchtbarsten Schreckenstaten, vorhergesehen, geplant, beschlossen“⁴¹.

Den geheimen Ausschuß aber bildeten die unbekanntesten Leiter der Hochgrade, die „Adepten der letzten Geheimnisse“. Sie sandten Emissäre in alle Bauhütten, die den Auserwählten die geheime Parole „Tod den Tyrannen, es lebe der Terror!“ zuraunten und diese sich rüsten hießen für die Zeit des großen Schlachtens. Die deutschen Illuminaten hatten ihre Hand im Spiele, die „Martinisten“, die „Philaleten“, [...] „alle diese von einem grauenhaften Mystizismus erfüllten politischen Sanktuarien der Freimaurerei mit ihren schrecklichen Erprobungen des Mutes der Kandidaten, die ausersehen waren, Brudermörder und Bluthunde zu werden“. Und alle diese Kanäle mündeten in Paris in die Loge „Les Amis Réunis“. Hier präparierte man die getreuen politischen Klubs, weihte man in Massenaufnahmen die Garden, die die Bastille stürmten, zu „vertrauten Meistern“, nährte Mirabeau die Beziehungen zu den Illuminaten und den übrigen ausländischen

³⁸ Ferner u. a. 69 [Logen] bei Regimentern der Armee.

³⁹ Mounier, >De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la Révolution française<, 1801.

⁴⁰ Vorwort zu: Gaston Martin, >La Franc - Maçonnerie Française et la préparation de la Révolution<, 2. Auflage, Paris 1926.

⁴¹ Barruel, >Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme<, 1797.

Verschwörersekten.⁴² [...]

Einer hat es 1792 klipp und klar ausgesprochen, daß ihm der freimaurerische Freiheitsbegriff zu wenig Realität war. Der Großmeister Philipp von Orleans, jetzt „Philipp - Egalité“, der sich mit dieser Begründung vom Orden lossagte und gegen die Freimaurerei im „Journal de Paris“ eine öffentliche Erklärung erließ.

Wäre der Großorient wirklich das gewesen, was der Abbé Barruel von ihm behauptete, so hätten seine Pforten während der Revolution weit offen gestanden. So aber schlossen sie sich 1792.

Der Mann, der sie nach dem Kataklysmus wieder öffnete, Roettiers de Monteleau, kam geradewegs aus dem Kerker.

So weit der Auszug aus >Die Freimaurer< von Eugen Lennhoff.

Kapitel I.3: Interessante literarische Ereignisse in Frankfurt

Die gesellschaftspolitischen literarischen Ereignisse, die die Stadt Frankfurt betreffen, beschrieb Adolf Bach ausführlich in seinem Buch >Goethes „Dechant Dumeiz“ - Ein rheinischer Prälat der Aufklärungszeit<, Heidelberg 1963. Hier finden wir auch dasjenige, was von der reaktionären preußisch - wilhelminischen Germanistik und deren Zensur mit Vorsatz und System unterdrückt und verschwiegen wurde. Die wichtigsten Passagen aus dem 17. Kapitel, die Goethes jugendliches Gemüt mit Sicherheit stark beeinflußt haben, sind wie folgt:

17. Kapitel: Der Schriftsteller H. J. Laurens, ein Gesinnungsgenosse Voltaires / Ein Geistverwandter Dumeiz'?

Henri Joseph Laurens (Du Laurens) entstammte einer nicht sonderlich begüterten Familie in Douai in Nordfrankreich, wo sein Vater Regimentsarzt war. Dort erblickte er 1719 das Licht der Welt. Offenbar gegen seinen Willen folgte er dem Wunsch seiner Eltern und trat in den Trinitarierorden ein. 1737 legte er den Profeß ab. In der Zeit der endlosen Auseinandersetzungen zwischen den Jansenisten und den Jesuiten im Gebiet von Douai und Arras studierte er Theologie und Schöne Literatur, wobei er in Widerspruch zu seinen Jesuitischen Lehrern geriet, die ihn „zur Zähmung seines Hitzkopfes“ tagelang in einen frei schwebenden Holzkäfig setzten. In jenen Jahren faßte die Aufklärung allmählich in Nordfrankreich Fuß. 1741 fand in Lille, also in der Nachbarschaft von Douai, die Uraufführung von Voltaires „Mahomet“ statt, und zwar in Anwesenheit des Autors, der stürmisch gefeiert wurde.

1743 erschien Laurens zum ersten Mal als Angeklagter in einem örtlichen Prozeß. Als Verfasser der kleinen Schrift „Le vrai origine du Géant de Douai“ hatte er historische Überlieferungen seiner Vaterstadt verspottet ...

Als Priester beschäftigte sich Laurens mit einer als gefährlich bezeichneten antireligiösen Schrift: mit dem „Extrait des Sentiments de Jean Meslier adressés à ses paroissiens ...“, einem atheistischen Traktat, der handschriftlich in Umlauf gesetzt worden war, bis Voltaire (Genf 1762) Auszüge daraus veröffentlichte, allerdings indem er den „verwegenen Atheisten“ Meslier irreführend als harmlosen Priester eines bourgeoisen Deismus vorstellte ...

Lange vorher schon hatte Laurens seinem Klosterleben ein Ende gesetzt. 1752, mit 33 Jahren, entfloh er, begleitet von einer Nonne des Klosters St. Julien in Douai. Diese hatte eine Kasse mit etwa 20.000 Livres ... mit auf die Flucht genommen. Die alsbald einsetzende Verfolgung der Flüchtigen blieb ohne Ergebnis. Laurens durchwanderte seitdem mit oder ohne Begleitung ruhelos die französischen Lande. [...]

In Holland fand Laurens in Amsterdam, „eine Hochburg der aufklärerischen Verlage und Druckereien“, von der aus sich Fäden zur gemeinsamen Bekämpfung jedes Dogmatismus' über ganz Europa spannten, eine Tätigkeit als Konrektor in dem in kirchlichen Kreisen berüchtigten Verlag von Marc - Michel Rey, der sich um die Verbreitung von Voltaires und Rousseaus Schriften verdient gemacht hatte. [...] Hier traf er den Autor des Buches „De la Nature“: Robinet de Chateaugiron, der in dieser Schrift seine sensualistische und materialistische Weltanschauung ausgesprochen hatte. Aber auch in Amsterdam hielt es Laurens nicht lange. 1763 (in dem Jahr, in dem in Deutschland Hontheims „Febronius“ erschien) wandte er sich über Cleve nach Lüttich. Nach der Meinung eines seiner Freunde konnte man dort „unter der Herrschaft des leichtsinnigsten aller Fürsten“, d. h. des Fürstbischofs Johann Theodor von Bayern (1744 - 1763) [einem Bruder Kaiser Karls VII.] am ungestörtesten leben. [...]

Laurens schrieb in Lüttich das Werk „Imirce ou la fille de la nature“. Es erschien 1765 in Amsterdam und kritisierte die Sitten und Ideen der führenden Gesellschaftsschichten, in die ein Naturkind sich plötzlich

⁴² In Wirklichkeit hat sich Mirabeau in seiner geheimen Korrespondenz, aber auch in der Schilderung seiner Reise nach Preußen, sehr feindselig gegenüber dem Illuminatenum geäußert.

versetzt sah. Im gleichen Jahr 1765 veröffentlichte er in Lüttich „La Chandelle d'Arras“. Hier verspottet er die Mirakelsucht der katholischen Kirche „mit wollüstigen Bildern“. Von seiner Schrift „L'Arétin ou de la débauche de l'esprit en fait de bon sens“ (2 Teile, Rome [d.i. Amsterdam]1763) glauben manche, Voltaire, dem Laurens „La Chandelle d'Arras“ gewidmet hatte, sei ihr Verfasser. In der Schrift „La Vérité“ (1765) lehnt „der arme Hungerleider Laurens jede Verbindlichkeit gegenüber der Gesellschaft ab“. [...]

Ein Jahr später ließ Laurens einen satirischen Roman in drei Bänden erscheinen: „Le Compère Mathieu ou les bigarrures de l'esprit humain“ („A Londres aux dépens de la Compagnie“ 1766), sein berühmtestes Werk, ein Buch mit wissenschaftlichen Anmerkungen und Verweisen auf die Bibel, Kirchenväter, auf antike Schriftsteller, griechische und lateinische, auf mittelalterliche und zeitgenössische Philosophen usw. [...]

In jenen Jahren war Laurens bei dem an der Aufklärungsliteratur interessierten französischen Publikum längst so bekannt geworden, daß Voltaire, um seine Autorschaft zu verheimlichen, einige seiner eigenen Schriften unter dem Namen des Abbé Laurens veröffentlichte⁴³. [...]

Durch die „Imirce“ und die „Chandelle d'Arras“ war Laurens mit den weltlichen und geistlichen Mächten der Länder, in denen er seinen Aufenthalt genommen hatte, alsbald in Konflikt geraten. Seine Freunde konnten nur wenig für ihn tun, da sie, wie Boubers, selbst streng überwacht wurden. Als Laurens in Erfahrung brachte, daß er verhaftet werden sollte, [und] auch weil er von dem Ertrag seiner Schriften trotz deren recht hohen Auflagen sein Leben nicht fristen konnte, wandte er sich nach Deutschland. Ende November 1765 verließ er Lüttich und begab sich nach Frankfurt, weil er hier, in der alten Buch- und Handelsstadt (s. Kap. 10), seinen Unterhalt zu finden hoffte. [...] Es hat den Anschein, als ob Laurens in jener Zeit auch mit dem Dechanten Dumeiz in Verbindung gestanden habe. Bald fanden die Frankfurter Behörden Ursache, sich mit ihm, der vorgab, sich auf der Durchreise nach Straßburg zu befinden, zu beschäftigen. [...]

Der Frankfurter Rat, von Ebenau aufmerksam gemacht, wandte sich an den Buchhändler Esslinger [s. Kap. 11], der die als anstößig empfundenen Bücher „Imirce“, „La Chandelle d'Arras“ und andere vertrieb. Am letzten Tag des Jahres 1765 wurde Esslinger auf den Römer gerufen und verhört. Dabei verriet er Laurens', des Verfassers jener anonymen Bücher, Name und seine Adresse in Frankfurt. Laurens wurde noch am gleichen Tag auf der Mehlwaage in Frankfurt in Zivilarrest genommen. Wie hier, so gab Esslinger den Abbé Laurens auch kaltblütig preis, als am 9. Januar 1766 dessen Vernehmung begann. Dagegen suchte in dem Prozeß der Dechant Dumeiz den Häftling Laurens alsbald zu entlasten, doch ohne Erfolg. [...]

Laurens war noch in Marienborn bei Mainz in Haft, als im Spätherbst 1792 Custine Mainz eroberte. [...]

Kapitel II: Die Philosophie z. Z. Dumeiz': Deisten, Pantheisten, Materialisten

[...] Kant hat 1774, sich an ein Wort des Horaz anlehnd, den Leitgedanken der Aufklärung in dem Satz gesehen: Sapere aude! „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“. Dieser Grundsatz hat sich auf den verschiedensten Gebieten bei N. Kopernikus (1473 - 1543) und J. Kepler (1571 - 1630), bei Galileo Galilei (1564 - 1642) und im „Novum Organum Scientiarum“ (1620) des Baco von Verulam (1561 - 1626) im Denken der Menschen immer weitere Gebiete erobert, auch den religiösen Bereich, in dem er letztlich darum ging, sich zu entscheiden zwischen einer überkommenen Religion, die in der Offenbarung Gottes ihre Grundlegung sah, und einer anderen Haltung, die an eine solche Offenbarung nicht glaubte, ohne deshalb den überkommenen Gottesbegriff gleich völlig aufzugeben. Die neue Lehre, der Deismus, wie man sagte, schillerte in der Tat von der absoluten Transzendenz eines Deus otiosus, d. h. eines müßigen, auf die Welt keinen Einfluß nehmenden Gottes, bis zur nahezu völligen Immanenz des Göttlichen im Sinne des Pantheismus. [...]

... Nach Voltaires Lehre hat Gott die Welt geschaffen und, ein Deus otiosus, sie sich dann selbst überlassen. Der Mensch ist ein Erzeugnis dieser Welt. Durch Not und Mangel werden die in ihm schlummernden Anlagen zur Kultur geweckt und durch die besonderen Verhältnisse der ihn umgebenden Natur und der Gewohnheiten in eigenartiger Weise entwickelt. Für Voltaire ist die „natürliche Religion“ eine über den Erdball hin sich ewig gleichbleibende Normalwahrheit von Moralsätzen, die aus dem Vernunftinstinkt durch rationales Denken abzuleiten ist. Unerbittlich, hämisch und herabwürdigend ist der Spott, mit dem Voltaire dann in der langen Reihe seiner Werke der katholischen Kirche entgegentritt. „Écrasons l'Infame!“ ist sein Grundsatz und seine Aufforderung. Ein Meisterstück seiner gegen die Kirche gerichteten Bosheit, aber auch ein Denkmal seiner glänzenden Sprachgewalt stellt sein scherzhaftes Heldengedicht „La Pucelle d'Orléans“ (1739) dar, dessen erste Gesänge er in seinem Versteck bei der Marquise du Chatelet auf dem Schlosse Cirey bei Vassy in der Champagne entwarf. Es wurde zunächst geheim und handschriftlich verbreitet; aber man kannte es bald in ganz Europa.

Von kaum geringerer Bedeutung im Kampf gegen die Kirche war die „Encyclopédie“ (1751 - 1772) der Diderot (1713 - 1784) und d'Alembert (1717 - 1783), die in fesselnder Form eine Kultur ohne Religion zu

⁴³ K. Schnelle, in: Sinn und Form 12 (1960), 781 f.- Oeuvres de Voltaire, ed. Moland. Bd 45, S.338 f.

gestalten sich bemühte. Die Idee der natürlichen Religion aber wurde in Frankreich bald von dem zu Ende gedachten Gedanken der mechanischen Gesetzlichkeit der Welt Dinge beiseite gedrängt, und zwar von dem Baron Dietrich von Holbach (1723 - 1789), einem geborenen Deutschen aus Edesheim in der Pfalz, der sich in seinem „Système de la Nature“ (1770) als radikaler Atheist erwies. In der gleichen Richtung, dem Materialismus ergeben, wirkten französische Philosophen wie Lamettrie (1709 - 1751) in seinem „L'Homme machine“ (1748) und Helvetius (1715 - 1771) in der 1745 öffentlich verbrannten „Histoire naturelle de l'ame“.

Den stärksten Einfluß auf die Aufklärung gewann bei den Franzosen jedoch schließlich der Schweizer J.-J. Rousseau (1712 - 1776), und zwar, was das Religiöse anging, in der „Profession de foi du Vicair Savoyard“, die 1762 in Rousseaus „Émile“ erschien. Hier werden die Grundgedanken des Materialismus' verworfen mit dem Hinweis auf die Macht des Gefühls. Für Rousseau ist die wahre Religion die Liebe zum Guten und Schönen, das Gewissen ist der göttliche instinktive Richter über das wahre Gute, der wahre Gottesdienst ist der des Herzens. Demgegenüber sind die historischen Religionen nichts als zweckbedingte Einrichtungen, gestaltet durch Klima, Volk und Geschichte. Bei Rousseau wurde allem Kirchlichen der Abschied gegeben. Im Mittelpunkt der Religion steht hier nicht mehr Gott, wie im Christentum, sondern der Mensch. Rousseau hat auch in Deutschland einen Einfluß von ungewöhnlicher Stärke ausgeübt. [...]

Im deutschen Norden war Hamburg einer der einflußreichsten Sitze einer christentumfeindlichen Aufklärung. Schon 1687 verfaßte dort der Jurist Joh. Joachim Müller (1661 - 1733) die Schrift „De Impostoribus Religionum breve Compendium“, eine Schmähchrift gegen die Bibel, Offenbarung und Religion, die erstmals, mit der irreführenden Jahreszahl 1598 in Wien im Jahre 1753 gedruckt wurde. Sie stellte die drei Religionsstifter Moses, Christus und Mohammed als Betrüger dar.

Aus dem deutschen Norden und wiederum aus Hamburg kamen bald weitere Angriffe auf den überlieferten Glauben. Lessing veröffentlichte 1774 - 1777 in den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ die „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ (1754) des Hamburger Professors H. S. Reimarus (1694 - 1768), gegen die alsbald der Hauptpastor an St. Katharinen in Hamburg, Joh. Melchior Goeze (1717 - 1786), nicht ganz glücklich den Kampf aufnahm. Mit besonderem Nachdruck aber gestaltete sich vom Norden her der Einfluß der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1765 ff.) des Berliner Buchhändlers Friedr. Nicolai (1733 - 1811), des Freundes Moses Mendelssohns. Er hat mit Leidenschaft, oft mit plattem Vernünfteln den Kampf gegen das positive Christentum geführt, besonders in den Rezensionen seiner Zeitschrift. Der Nuntius Pacca hatte gewiß Ursache, von seinem Standpunkt aus die Redaktion Nicolais „eine wahre Werkstatt der Hölle“ zu nennen.

So weit der Auszug aus Adolf Bachs Werk >Goethes Dechant Dumeiz<.

Eine Vertiefung der obigen komprimierten Darstellung des Verlaufes der Aufklärung in Frankreich und Deutschland fand ich in der Abhandlung von Manfred Naumann mit Titel >Die Bedeutung des >Christianisme dévoilé<, der >Théologie portative< und der >Lettres à Eugénie< [von Paul Thiry d'Holbach] für die weltanschaulichen Kämpfe in der französischen Aufklärung zwischen 1760 und 1770<. ⁴⁴ Diese Abhandlung ist deswegen so ungemein interessant für die Goethe - Forschung, weil sie, vom Verfasser Manfred Naumann ungewollt, beweist, daß Goethe die französischen Materialisten d'Holbach und Helvetius gelesen haben muß, als er als Straßburger Student die Inaugural - Dissertation >De Legislaturibus< zur Erlangung der Doktorwürde einreichte.

Auszug aus: >Die Bedeutung des „Christianisme dévoilé“, der „Théologie portative“ und der „Lettres à Eugénie“ für die weltanschaulichen Kämpfe in der französischen Aufklärung zwischen 1760 und 1770<, von Manfred Naumann.

Daß die Veröffentlichung des „Christianisme dévoilé“ [von Paul Thiry d'Holbach] ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte der französischen Aufklärung darstellte, erkannten Freund wie Feind. Der damals noch aufklärungsfreundliche Grimm hob hervor, es handele sich um „das kühnste und schrecklichste Buch, das je auf der Welt erschienen ist“ ⁴⁵. Nicolas-Sylvestre Bergier, der im Jahre 1769 eine katholisch inspirierte Gegenschrift zu dem Buch veröffentlichte, würdigte den geistigen Standort des religionsfeindlichen Werkes mit folgenden Worten: „Bis jetzt beschränkten sich unsere berühmtesten Philosophen darauf, den Deismus oder die Naturreligion darzulegen ... Der Autor des „Christianisme dévoilé“ hat sich dazu entschlossen, die Schwelle zu überschreiten, ohne Umschweife die Nutzlosigkeit jeder Religion zu behaupten und die Grundlagen der Moral und der Geschichte nur auf die bürgerlichen Gesetze zu stellen. Es handelt sich um einen bis zum äußersten entschlossenen wütenden Philosophen, der gespürt

⁴⁴ Abgedruckt in: Paul Thiry d'Holbach, >Religionskritische Schriften<, Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1987.

⁴⁵ >Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc.<, éd. Maurice Tourneux, Paris 1877 - 1882, t.V, p. 367.

hat, daß der Deismus keine Stellung war, die man lange halten konnte, und der, aufrichtiger und konsequenter als die anderen, im höchsten Maß absolut irreligiös ist.“ Als kirchenbehördlich offiziell zugelassener Apologet hatte Bergier die Aufgabe, jeden Schritt der Aufklärung genau zu registrieren. [...] Der Autor des „Christianisme dévoilé“ überschritt „eine Schwelle“. Wann und unter welchen Umständen sich die Aufklärung dazu entschloß, den Standpunkt der „absoluten Irreligiosität“ unumwunden zu verkünden, soll im folgenden erörtert werden.

[...]

Fontenelle hatte am Beispiel der antiken Mythen den Nachweis zu führen gewagt, daß die menschlichen Glaubensvorstellungen nicht durch das Einwirken übernatürlicher Kräfte entstanden sind, sondern daß ihre Herkunft von natürlichen, nämlich menschlich-psychologischen Ursachen herzuleiten ist. Damit hatte er das geistige Instrument zur Entmachtung jeder Form des Offenbarungsglaubens geschmiedet. Das historisch-genetische Verfahren bei der Untersuchung der religiösen Affekte wies nicht nur den Weg zu einer wissenschaftlichen Religionsforschung, sondern, was Fontenelle in erster Linie interessierte, zur Konzeption einer Entwicklungsgeschichte der menschlichen Ideen, des menschlichen Denkens im allgemeinen, dessen Grundverlauf er selbst noch in „Sur l'origine des fables“ skizzierte. Die Arbeiten Fontenelles hatten unter anderem zur Folge, daß der Begriff des Altertums einen neuen Inhalt bekam. Er selbst hatte in seinen Frühwerken noch nach humanistischer Art das Altertum nahezu ausschließlich mit der griechisch-römischen Welt identifiziert. Diese Begrenzung wurde nun durchbrochen: der Blick auf die früh- und vorgeschichtlichen Epochen der Menschheit öffnete sich; in ihnen versuchte man, der Ursprünge der Menschheitsgeschichte habhaft zu werden.⁴⁶

Boulanger stellte sich offensichtlich ähnliche Ziele. [...] Bis in die Nebel der Vorgeschichte zurück wendete Boulanger seinen Blick, um die Ursprünge der religiösen Vorstellungen, des menschlichen Denkens und der menschlichen Gesellschaft zu ergründen. Er arbeitete zu diesem Zweck das gesamte Material auf, das bis dahin über die Gebräuche und Ideen der alten Völker vorlag. Die Bemühung, eine Gesetzlichkeit des Geschichtsverlaufs zu fixieren, führte ihn dazu, den Gang der Geschichte von Naturkatastrophen abhängig zu machen, die in der Frühzeit die Menschen heimgesucht hätten, vor allem von der Sintflut. „Sie ist die wahre Pforte unserer Geschichte und der Schlüssel für alle Rätsel, die die Gebräuche und Traditionen uns aufgeben.“⁴⁷ Durch den dadurch erlittenen Schock hätten die Menschen ihre ursprüngliche Vitalität eingebüßt; aus Angst vor neuen Verheerungen hätten sie Gottheiten erfunden, die sie angebetet und denen sie geopfert hätten; in ihrem freiheitlichen Lebenswillen geschwächt, seien sie in der Folgezeit die Beute von Herrschern und Priestern geworden, die die kraftlos gewordenen Erdbewohner mit Leichtigkeit hätten unter Joch beugen und zu ihren willenlosen Werkzeugen machen können. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich die in dieser Theorie zum Ausdruck kommenden geschichtsphilosophischen Interessen von den Problemstellungen Fontenelles inspirieren ließen.

Im Gegensatz zu den Bemühungen, dem Wesen der Religion durch die Erklärung ihrer geschichtlichen Ursprünge auf die Spur zu kommen, setzt sich der Autor des „Christianisme dévoilé“ ganz andere Ziele. Das Problem, wie es überhaupt zur Entstehung von Mythen und Religionen kommen konnte, auf Grund welcher gesellschaftlich-geschichtlichen Voraussetzungen sich Glaubensvorstellungen bildeten, interessiert ihn nur am Rande. Er gibt sich mit dem Hinweis zufrieden, daß „Betrug, Leichtgläubigkeit und Unwissenheit“ für die religiösen Verirrungen der Menschheit verantwortlich zu machen seien und daß der einzelne aus „Gewohnheit“, aus geistiger Lethargie an den überkommenen Glaubenstraditionen festhalte. Er sieht die Herausbildung der Religionen nicht im Zusammenhang mit dem allgemeinen historischen Prozeß, aus dessen Verlauf sich die Mittel zur Bewältigung der religiösen Problematik ableiteten, der sich die Aufklärer gegenübersehen. Der Verfasser ist an der Geschichtlichkeit der Religionen nur insoweit interessiert, als sie ihm Beweise für die Richtigkeit seiner These zu liefern vermochte, daß die Religionen einer Untersuchung vor dem „Tribunal der Vernunft“ nicht standhalten. Die diachronischen Bemühungen der Fontenelle-Schule sind ganz dem Bedürfnis gewichen, eine Synchronie der Sünden zu besitzen, deren sich die Religionen schuldig gemacht haben. Der Exkurs in die Geschichte dient nicht mehr dazu, eine aktuelle Situation durch die Erklärung ihrer historischen Ursachen zu verstehen; er hat nur Material zu fördern, um das Register der unter religiöser Flagge begangenen Verbrechen zu vervollständigen. [...] Im „Christianisme dévoilé“ wird einer breiten Öffentlichkeit mitgeteilt, wozu sich die frühaufklärerischen Kreise nur im mündlichen Gespräch bekannten, was in ihren Werken nur zwischen den Zeilen stand; was allenfalls in geheimen Manuskripten von Hand zu Hand ging: daß nämlich die christliche Ideologie samt dem kirchlichen Apparat eines der Haupthindernisse für den totalen Sieg der Aufklärung darstellte.

Der Aufruf zu dieser offenen Führung des Kampfes war von Voltaire ausgegangen. In Ferney, wo er sich

⁴⁶ Vgl. Werner Krauss, >Cartaud de la Villate. Ein Beitrag zur Entwicklung des geschichtlichen Weltbilds in der französischen Frühaufklärung<, Berlin 1960, Bd.I, S. 60 f.

⁴⁷ Vgl. Nicolas-Antoine Boulanger, >L'Antiquité dévoilée<, Amsterdam 1777.

Ende der fünfziger Jahre niedergelassen hatte, fand er für seinen Krieg gegen „l'infame“, worunter er nicht nur den Aberglauben, die Theologie und die Kirche, sondern das Christentum überhaupt als ideologisch-religiöse Institution verstand, ideale Bedingungen vor.⁴⁸ Nach dem Fiasko seines Aufenthalts am Hofe Friedrichs II. von Preußen und vielen vergeblichen Bemühungen, die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris zu erhalten, hatte er jahrelang nach einem Besitztum gesucht, dessen Lage ihm Freizügigkeit und Unabhängigkeit des Handelns und Denkens garantierte. Hier, in dem weit von Versailles entfernten Ferney, auf der Grenze zwischen Genf und dem französischen Königreich gelegen, hatte er eine solche Stätte gefunden. Jetzt konnte gewagt werden, das Signal zum Generalangriff auf die kirchlich-christlichen Positionen zu geben. Es ertönte, als der absolutistische Staat sich in eine schwere innen- und außenpolitische Krise hineinmanövriert hatte; die objektive Lage war also außerordentlich günstig.

Die Abwehrscharmützel 1757 - 1758, die zum Verbot der Enzyklopädie und zur offiziellen Zurücknahme von „De l'esprit“ durch Helvétius führten, hatten den konservativen Kräften nur einen Scheinsieg gebracht. [...] Die Situation erschien Voltaire schon im Oktober 1760 so vorteilhaft, daß er zu prophezeien wagte: „Wenn einmal eine Nation zu denken anfängt, ist es unmöglich, sie daran zu hindern. Dieses Jahrhundert wird den Triumph der Vernunft bringen: die Jesuiten, die Jansenisten, die Heuchler der Robe, die Heuchler bei Hofe werden vergeblich schreien, sie werden bei den honnetes gens nur Abscheu und Verachtung finden.“ - „Die Vernunft, der Geist der Toleranz durchdringen alle Stände. Die Jesuiten liegen im Kot, die Jansenisten verlieren ihr Ansehen.“ [...]

Voltaire selbst ging mit gutem Beispiel voran, die prekäre Lage der Reaktion zum Vorteil der Aufklärung auszunutzen. Nacheinander publizierte er den „Sermon des cinquante“, den „Extrait des sentiments de Jean Meslier“, den „Catéchisme de l'honnête homme“, den „Dictionnaire philosophique portatif“ und andere Schriften, die, neben kleineren Waffen, den Beschuß des Feindes eröffneten. In den Briefen an seine Pariser Gesinnungsgenossen, an Helvétius, d'Alembert, Diderot, Damilaville, entwarf er detailliert ausgearbeitete Feldzugspläne mit genauen taktischen Anweisungen, die in der Forderung gipfelten, sich mit antichristlichen Publikationen der von ihm eröffneten Offensive anzuschließen: die Vernichtung „de l'infame“ müsse für alle „Brüder“ zur ersten Pflicht werden, sie hätten dieses Unternehmen als ihre Hauptaufgabe zu betrachten.

Anscheinend jedoch folgten die „Brüder“, wie Voltaire die Enzyklopädisten nannte, seinen Aufrufen zunächst nur zögernd. Jedenfalls sah sich Voltaire gezwungen, sich über ihre Zurückhaltung zu beschweren. Anstatt sich zu einer einheitlichen Kampffront gegen das „abscheuliche Ungeheuer“ zu formieren, ließen „sie sich ruhig nacheinander umbringen“. Sie begnügten sich damit, „bei Tisch auszusprechen, was sie denken“. Es gebe in Paris eine Menge Leute, die wie er dächten, aber keiner diene der gemeinsamen Sache. Immer wieder drückte er seine Bereitschaft aus, für den Druck antichristlicher Manuskripte selbst sorgen zu wollen, man müsse ihm nur welche zuschicken.

Man könnte demnach erwarten, Voltaire habe über das Erscheinen des „Christianisme dévoilé“ eine tiefe Genugtuung empfinden müssen. [...] Tatsächlich wandte sich Voltaire äußerst heftig gegen das Buch und erst recht natürlich gegen das Gerücht, er sei der Verfasser: „... man schreibt mir >Le Christianisme dévoilé< zu ...; aber ich versichere Ihnen, daß die informierten Leute mir dieses Werk ganz und gar nicht zuschreiben. Ich stimme Ihnen darin zu, daß es in ihm Klarheit, Wärme und manchmal Beredsamkeit gibt; aber es ist voller Wiederholungen, Nachlässigkeiten, sprachlicher Fehler; ich wäre sehr ärgerlich, wenn ich es geschrieben hätte, nicht nur als Mitglied der Akademie, sondern als Philosoph und mehr noch als Bürger ...“

[...] Zwar wünschte Voltaire die Aktivierung der Philosophen im Krieg gegen „l'infame“, doch nicht in dem Sinne, wie sie sich durch die Veröffentlichung des „Christianisme dévoilé“ bemerkbar machte. Worin liegen dafür die Gründe?

Daß innerhalb des „Parti philosophique“ in den sechziger Jahren Meinungsverschiedenheiten darüber bestanden, wie der Krieg gegen „L'infame“ zu führen sei, hatte sich unter anderem schon anlässlich der Publikation von Boulangers „Recherches“ herausgestellt. Gegen dieses von d'Holbach 1761 herausgegebene Buch hatte Voltaire an sich nichts anderes einzuwenden, als daß das darin zum Ausdruck gebrachte „System“ ähnlich allen anderen sei: man könne es nicht beweisen. Was Voltaire an der Neuerscheinung aber ernstlich störte, war der an Helvétius gerichtete Widmungsbrief, der dem Werk vorangestellt war. Dieser wahrscheinlich von Diderot verfaßte Brief aktualisierte die im Text des Buches an Hand historischer Beispiele entwickelte These, daß die Priester mit den weltlichen Mächten von jeher aufs engste verbunden waren, um sich gegenseitig an der Macht zu halten.⁴⁹ Die modernen Politiker, so präziserte der Verfasser des Briefes, seien zwar aufgeklärter, nichtsdestoweniger aber handelten sie immer

⁴⁸ Vgl. Pomeau, La Religion de Voltaire; Peter Gay, Voltaire's politics, Princeton 1959.

⁴⁹ Vgl. Goethes Inaugural-Dissertation, in der er, nach Metzger, beweisen wollte, „nicht Jesus Christus sei der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere weise Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt; die christliche Religion sei nichts weiter als eine vernünftige politische Einrichtung“.

noch im Bunde mit den Feinden der Vernunft, um ihre Stellung zu behaupten. Damit hatte Diderot einen Gedanken ausgesprochen, der der Art und Weise, wie Voltaire den Kampf zu führen sich vorgenommen hatte, völlig widersprach. Ein solcher Angriff auf die herrschenden politischen Mächte lag nicht in seiner taktischen Linie. Voltaire hatte im Gegenteil gerade von jeher gehofft, das Bewußtsein „der Menschen, die zum Herrschen bestimmt sind“, allmählich dem Einfluß der „infame“ entziehen und sie als Verbündete der Philosophen gewinnen zu können. Trotz seiner üblen Erfahrungen im Umgang mit den absolutistischen Herrschern war sein Vertrauen in die Bereitschaft der regierenden Fürsten, auf die Seite der Aufklärung überzutreten, unbegrenzt geblieben. Friedrich II., Katharina II., die Königin von Schweden, den Minister Choiseul glaubte er allen Ernstes schon davon überzeugt zu haben, daß es in ihrem Interesse liege, sich von den religiösen Institutionen zu distanzieren und mit den Philosophen gemeinsame Sache zu machen. Er war davon überzeugt, daß „die Großen die Philosophie niemals verfolgen werden, vorausgesetzt, daß sich die Philosophen mit ihnen verständigen“. [...]

Diderot, der vermutliche Verfasser des „Eptre dédicatoire“, und d'Holbach, der Herausgeber des Buches, ließen sich 1762 von den Argumenten Voltaires noch einmal umstimmen. Über Damilaville baten sie ihn, bei den Verlegern Cramer zu erwirken, den Brief in späteren Auflagen nicht wieder mit abzdrukken. Das setzte Voltaire natürlich ohne weiteres durch. Drei Jahre später veröffentlichte d'Holbach die „Antiquité dévoilée“ ohne eine das Buch politisch verschärfende Einleitung.[...]

Auf die Dauer aber war man in der Umgebung Diderots nicht gewillt, nur um Voltaire nicht zu erzürnen, auf den nächsten Schritt zur politischen Radikalisierung der Aufklärung zu verzichten. Die Inaktivität, die Voltaire seinen Pariser Freunden in den Jahren 1762 - 1765 glaubte vorwerfen zu müssen, hatte er falsch gedeutet. Nicht Lauheit und furchtsames Zurückweichen vor dem Gegner war der Grund für die Zurückhaltung; Voltaire selbst hatte sie durch seine gereizte Kritik am Einleitungsbrief zu den „Recherches“ provoziert. Sie war der Preis gewesen, den Voltaire für die Einwilligung Diderots und d'Holbachs hatte zahlen müssen, ihre Divergenzen mit Ferney vorerst nicht öffentlich zu diskutieren. Solange Voltaire noch in die Calas-Affaire verwickelt und die Enzyklopädie noch nicht völlig unter Dach und Fach war, hatte politische Klugheit diese Reserve auch angeraten. Wann solche Rücksichten fallengelassen würden, war jedoch nur eine Frage der Zeit. [...]

Zu einer Beilegung der Konflikte in den taktischen und philosophischen Hauptfragen aber kam es nicht. Im Gegenteil: die Fronten verhärteten sich. Diderot formulierte kurz nach der Rückkehr Damilavilles aus Ferney mit aller Schärfe noch einmal seinen Standpunkt: „Ein Volk, das annimmt, der Glaube an einen Gott und nicht die guten Gesetze machten die Menschen ehrenhaft, scheint mir kaum fortgeschritten zu sein ... Der Gottesglaube erzeugt notwendig immer fast ebensoviele Fanatiker wie Gläubige ... Früher oder später kommt ein Augenblick, wo wegen einer Glaubensformel, die den Diebstahl eines Talers verhindert haben mag, hunderttausend Menschen hingeschlachtet werden. Ein schöner Ausgleich!“ [...]

Der Versuch Voltaires, aus der Hinrichtung La Barres am 1. Juli 1766 Kapital für eine Einigung der Philosophen in seinem Sinne zu schlagen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Justizverbrechen schockierte Voltaire so, daß er den Plan faßte, im preußischen Kleve mit der Zustimmung Friedrichs II. eine Art Philosophenkolonie zu begründen. In mehreren Briefen an Damilaville versuchte er, die Zustimmung Diderots zu diesem Projekt zu erwirken. Außerdem fragte er an, warum ein gewisser Baron-Philosoph sich nicht an der Errichtung der Kolonie beteilige. Vergeblich: Diderot und d'Holbach lehnten höflich, aber entschieden das Angebot ab. Das Projekt stand mit dem Problem, das spätestens seit 1762 im Zentrum der Debatte stand, in engstem Zusammenhang. Die Einrichtung dieses unter königlich-preußischer Protektion stehenden Philosophenstaates hätte Voltaire ohne weiteres als einen Beweis für die Richtigkeit seiner These buchen können, daß ein dauerhaftes Bündnis zwischen der Aufklärung und dem aufgeklärten Absolutismus möglich sei. Die Gegenthese war, als der Justizmord geschah, nicht nur formuliert, sondern sogar schon im Druck: „Le Christianisme dévoilé“ brach den Burgfrieden, auf den man sich seit 1762 vorerst geeinigt hatte. Die Publikation dieses Buches war das Anzeichen dafür, daß philosophisch und politisch Radikalere als Voltaire nicht mehr gewillt waren, den Vormarsch der Aufklärung durch den Alten von Ferney aufhalten zu lassen.

Anstatt sich darum zu sorgen, ob seine Äußerungen ein eventuelles Bündnis zwischen der Aufklärung und den staatlichen Autoritäten belasteten, wies der Autor des „Christianisme dévoilé“ gerade beständig auf den unlöslichen Zusammenhang zwischen den absolutistischen und den religiösen Institutionen hin. Im Namen der Religion führten die Fürsten „die ungerechtesten Kriege“, vergeudet sie „das Blut und die Güter der Untertanen“, entrissen sie „das Brot den Händen der Armen, um die Schätze der unersättlichen Reichen zu mehren“, ließen sie „Raub, Erpressungen und Ungerechtigkeiten“ zu. Wie groß auch die Verbrechen der Fürsten waren, „die Priester sorgten immer dafür, ihre Untertanen im Zaume zu halten“. Die Herrscher verbündeten sich mit den Priestern, „um die Vernunft zu ersticken und um alle zu verfolgen, die den Mut besitzen, sie zu verkünden“.

Bemerkungen dieser Art waren wenig geeignet, ein Bündnis zwischen Aufklärung und Thron zu befestigen. Sie bezeugen vielmehr gerade, daß der Kreis der Philosophen, aus dem „Le Christianisme dévoilé“ hervorging, an die Möglichkeit eines solchen Bündnisses nicht mehr glaubte. Diese politische Wendung hatte um so mehr Gewicht, als ihr eine bemerkenswerte theoretische Einsicht zugrunde lag. Andeutungsweise zumindest wird die gesellschaftliche Funktion der Religion in Klassengesellschaften aufgedeckt, wenn der Autor die Religion als Kunst definiert, „die Menschen mit Enthusiasmus zu berauschen, um sie daran zu hindern, sich mit den Übeln zu befassen, die ihnen in dieser Welt von den Machthabern zugefügt werden. Mit Hilfe von unsichtbaren Mächten, mit denen man ihnen droht, zwingt man sie, schweigend das Elend zu erdulden, von dem sie durch die sichtbaren Mächte heimgesucht werden. Man läßt sie hoffen, daß sie in einem anderen Leben glücklicher sein werden, wenn sie sich mit einem unglücklichen Dasein in dieser Welt zufriedengeben“. Nicht nur vom Christentum ist hier die Rede, sondern von jeder Religion ganz im allgemeinen, die deistische „Vernunftreligion“ nicht ausgenommen. Implizite wurde hier der wirkliche historische Sinn des Kampfes gegen „die unsichtbaren Mächte“ aufgedeckt: daß er nämlich nicht Zweck an sich, sondern nur das Mittel zu dem Zweck war, „die sichtbaren Mächte“, das heißt den absolutistischen Machtapparat, zu stürzen. Die Bedenken Voltaires gegen eine Brüskierung der „Mächtigen“ wurden vom Autor des „Christianisme dévoilé“ also fallengelassen. Im Gegensatz zu der politischen Losung Voltaires - mit der Regierung gegen „l'infame“ - begründete „Le Christianisme dévoilé“ gerade die Notwendigkeit des politischen Kampfes der Aufklärung gegen die Regierung und gegen „l'infame“.

[...] Auf welche gesellschaftlichen Kräfte also muß sich die Aufklärung stützen, um sich selbst zu realisieren? Ausführlich ging der Autor des „Christianisme dévoilé“ auf diese Fragen in seinem Einleitungsbrief ein, der an einen nicht namentlich genannten Kritiker adressiert ist. Alles deutet darauf hin, daß dieser Brief direkt an Voltaire gerichtet war und das Ziel verfolgte, dessen voraussehbaren Argumente gegen den Inhalt des Buches präventiv zu widerlegen.

Er ist nicht an einen Feind der Aufklärung gerichtet, sondern an einen Gesinnungsgenossen, der wie der Verfasser „das Gute für die Menschheit anstrebt und nach der Wahrheit suche“. Einig sei man sich darüber, daß das Christentum einer Untersuchung vor dem „Tribunal der Vernunft“ nicht standhalten könne, daß es „eine ewige Quelle von Streitigkeiten war, Verwirrungen, Verfolgungen und Verheerungen verursachte“, daß sein Sieg über das Denken der Menschen der Menschheit nicht genützt, sondern geschadet habe. Unterschiedliche Auffassungen jedoch bestünden darin, daß der Adressat glaube, das Volk brauche eine Religion, weil sie „für die einfachen und groben Geister ein notwendiger Zügel sei, ohne den sie keine Gründe hätten, sich von Verbrechen und Laster fernzuhalten“. Er, der Verfasser des Briefes, glaube aber, „daß nicht die Religion, sondern das Gesetz die Menschen des Volkes im Zaume hält“, und deshalb stelle er dem Kritiker die Frage, ob er etwa zu jenen „kleinmütigen Denkern gehöre, die meinen, die Wahrheit könne schaden“.

Kapitel I.4: Wolfgang Goethes Kindheit und Jugend

In Elisabeth Mentzels Buch >Aus Goethes Jugend<⁵⁰ steht im ersten Kapitel (Seite 17): „Ist es nicht eine merkwürdige Tatsache, daß Goethe, der große Kenner des weiblichen Herzens, die ersten unterrichtlichen Unterweisungen nicht von einem Lehrer, sondern von einer Lehrerin, einer für jene Zeit augenscheinlich fein gebildeten Frau, empfing?“

Wolfgang Goethes Halbbruder Hermann Jacob wurde noch nicht zweijährig der Spieltante Maria Magdalena Hoff übergeben. Es ist daher stark zu vermuten, daß der kleine Wolfgang, unser Dichter, ebenfalls ab dem zweiten Lebensjahr die Spielschule der Hoffin besuchte, zumal der kaiserliche Rat Caspar Goethe in dieser Zeit um die Hand der Elisabeth Textor, der ehemaligen Maitresse seines früheren Herrn und Kaisers, warb.⁵¹

Über die Goethesche Spieltante fand ich in E. Menzels Buch folgende Informationen (ab Seite 17):

„... Maria Magdalena Hoff wurde am 6. Februar 1710 zu Frankfurt am Main getauft, etwa zwei Tage vorher hier geboren. Sie ist die Tochter des Beisassen und um die Wende des 18. Jahrhunderts sehr angesehenen französischen Sprachmeisters Elias Jacob Beynon aus Neustadt an der Hardt und seiner Frau Johanna Kunigunde Catharina geb. Jung, einer Frankfurterin aus guter Familie.

... Bis zum Herbst 1737 fehlen sichere Nachrichten über Goethes spätere Lehrerin, die zweifellos der

⁵⁰ >Aus Goethes Jugend - Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte nach archivalischen Quellen<, von Elisabeth Mentzel, zweite Ausgabe, Leipzig o. J. (ca. 1919).

⁵¹ Siehe dazu L. Baus: >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?.< Außerdem am Ende des Buches der zehnteilige Zeitungs-Artikel >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde – Seinem [Goethes] Denkmal<, von Joseph Görres.

französischen Sprache vollkommen mächtig war. Im September dieses Jahres verlobte sie sich mit dem reformierten Kandidaten der Theologie Johannes Hoff ... und am 15. Oktober 1737 fand die Trauung Hoff's mit Maria Magdalena Beynon statt.

... Jedoch die Frau [Hoff] scheint im Kampf mit der Not nicht nur beim erlaubten Strickunterricht geblieben zu sein, sondern trotz der Androhung schwerer Strafe heimlich, wie auch früher ihr Mann, Unterweisungen im Schreiben und Lesen erteilt zu haben. Verfiel sie selbst doch Ende 1748 oder Anfang 1749 in eine Strafe, die sie später nicht zu bezahlen vermochte.

... Das Konsistorium ... faßte den gewiß gesetzmäßigen, immerhin aber harten Beschluß, Frau Hoff solle die Strafe mit vierzehntägiger Sitzung im Armenhaus bei harter Arbeit und Wasser und Brot sofort abbüßen. Die beiden kleinen Kinder wurden der Mutter mitgegeben ...

Der Vorfall im Jahre 1748 setzte augenscheinlich die Hoffin nicht in der Achtung der Nebenmenschen herab; im Gegenteil, man förderte sie jetzt mehr denn früher. Bereits im Jahr 1750 unterhielt sie in ihrer alten Behausung in der Weißadlergasse wieder eine Spiel-, Strick- und Kleinkinderschule. Seit dem Beginne der fünfziger Jahre muß für die Witwe [ihr Mann starb 1749] überhaupt eine mildere Stimmung Platz gegriffen haben. Durch welche Einflüsse bleibt noch festzustellen.

Obwohl die Hoffin seit etwa 1752, vor allem aber Ende 1756 und Anfang 1757 wieder häufig zu den „Strickweibern“ und Schulstörern gezählt wird, denen die zünftigen Schulmeister wegen des immer wieder neu erlassenen, doch nie befolgten Gebotes, keinen Unterricht im Lesen, Schreiben und im Katechismus zu erteilen, scharf auf die Finger sahen, so ist sie doch nachweislich nie mehr auf das Konsistorium beschieden und auch nie mehr wegen Übertretung der gesetzlichen Maßregeln bestraft worden.

Übte es vielleicht irgendwelchen mildernden Einfluß aus, daß zu jener Zeit außer den Kindern vornehmer städtischer Beamten auch drei Enkel des Stadtschultheißen Textor, Wolfgang, Cornelia und Hermann Jacob Goethe, zu ihren Zöglingen zählten? - Möglich wäre es immerhin; denn nach dem alten Frankfurter Sprichwort schadete es keineswegs etwas, wenn man einen Vetter, das heißt einen Fürsprecher, im Rat hatte. Ein solcher sollte ja sogar „fünfe zu grad“ machen können.

[...] Erlosch mit Frau Cornelia Goethe [Mutter des Stiefvaters Johann Caspar Goethe, demnach Wolfgangs Stiefgroßmutter] 1754 ein bis an die weiteste Grenze geführtes Dasein, so begannen um dieselbe Zeit andere Lebenslichter im [Adoptiv-] Vaterhause des Dichters aufzuglimmen. Am 7. Dezember 1750 erhielt Wolfgang eine [Halb-] Schwester (Cornelia), [...] Ende November 1752 wurde Hermann Jacob geboren. Noch nicht zwei Jahre später kam etliche Monate nach dem Tod der Großmutter Catharina Elisabeth zur Welt und Anfang 1756 ein totgeborenes Töchterchen. Ein Jahr darauf im März 1757 erschien Johanna Maria, zu der sich im Juli 1760 als letzter Sprößling des Goetheschen Ehepaars Georg Adolf gesellte.

Wolfgang zählte noch nicht zehn Jahre [in Wirklichkeit bereits fünfzehn Jahre], als seine [Halb-] Geschwister, mit Ausnahme Cornelias, sämtlich wieder gestorben waren. Die Anfang der fünfziger Jahre rasch aufeinander gefolgt und schweren Geburten nötigten wohl zur Entlastung und Schonung der jungen Mutter. Zudem sollte diese auf Wunsch des Mannes, der sie oft wie ein großes Kind behandelte, auch noch etwas lernen, vor allem Italienisch und Musik. Mit der erste Klavier- und Gesangslehrer Frankfurts, der Vize-Kapelldirektor Heinrich Valentin Beck, gab ihr bis zum Sommer 1755 Unterricht und erhielt dafür ein halbjähriges Honorar von vier Gulden dreißig Kreuzer.

Man benutzte also die Gelegenheit, den lebhaften Wolfgang während der verschiedenen erwarteten Familienereignisse und anderer Abhaltungen in der Nachbarschaft [bei der Frau Hoff] gut unterzubringen. - Die Hoffin muß eine anziehende Persönlichkeit gewesen sein und dem Knaben gefallen haben. Denn er, der von früh an häßliche Personen nicht leiden konnte und herzliche Zuneigung offen kundgab, aber auch etwaigen Widerwillen nicht verhehlte, blieb bis zum Sommer 1755 in der Spielschule. Als alter Mann behauptete Goethe, man lerne nur von dem, den man liebe (Eckermann, 12. Mai 1825). Wie mag er als Kind an der Hoffin gehangen haben, da er doch fast drei [in Wirklichkeit acht Jahre und länger] bei ihr aushielt! -

Als sich die Eltern überzeugt hatten, wie wohl sich ihr Erstgeborener [Wolfgang] bei der „Ludimagistrae Hoffin“ - so nennt sie Rat Goethe in seinem Haushaltungsbuch - fühlte, vertrauten sie ihr auch im Mai 1753 die erst im Dezember ihr drittes Lebensjahr vollendende Cornelia und im September 1754 den noch nicht zweijährigen Hermann Jacob an. Ein besseres Zeugnis für die Zuverlässigkeit der Lehrerin als die Abgabe dieses noch im zartesten Alter stehenden Söhnchens zu mütterlicher Beaufsichtigung hätte das Goethesche Ehepaar der Frau Hoff gar nicht ausstellen können. War doch Hermann Jacob ein leidendes Kind! Deshalb bedurfte er der liebevollsten Fürsorge, die er auch wohl gefunden haben muß; denn bis wenige Wochen vor dem Ende der Pflegemutter [Frau Hoff] blieb er bei ihr, um ihr bereits im Januar 1759 in die Ewigkeit zu folgen.

[...] Der lebhafteste, wißbegierige Wolfgang, den man ohne genügende Beschäftigung nicht ruhig halten konnte, hat also ganz sicher Lesen bei Frau Hoff gelernt. Dies beweist auch ein Eintrag ins Haushaltungsbuch vom 14. Februar 1754. Damals wurde ein Abc - Buch mit Sprüchen Salomonis für 12

Kreuzer angekauft. Für wen sollte dies wohl anders angeschafft worden sein als für Wolfgang? Dann ist am 16. Dezember 1754 noch eine weitere Ausgabe von 18 Kreuzern für einen Katechismus mit Bibelsprüchen eingezeichnet, der zweifellos auch von dem Knaben benutzt wurde.

[...] Wie früh der Knabe in der Bibel und im Katechismus Bescheid wußte, das geht schon allein aus seinem Verhalten beim Erdbeben von Lissabon hervor (1755). Da Wolfgang sich den lieben Gott nach der Erklärung des ersten Glaubensartikels als Erhalter des Himmels und der Erde, weise und gnädig vorgestellt hatte, wurde er nach dem schrecklichen Ereignis an ihm irre und fürchtete nur noch den zürnenden Gott des Alten Testaments und dessen Strafgerichte. Diese Empfindungen wurden durch ein bald darauf hereingebrochenes Unwetter, das auch sein Vaterhaus beschädigte, noch vertieft und verstärkt.

Darf die Schilderung des Puppenspiels in *>Wilhelm Meisters Lehrjahren<* als dichterische Verwertung eigener früher Kindheitserlebnisse gelten, so werden bei den biblischen Darstellungen der kindlichen Spiele auf dem Weihnachten 1753 von der [Stief-] Großmutter geschenkten Puppentheater nicht nur die in der Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberge empfangenen Eindrücke, sondern auch die leicht faßlichen Erzählungen der Frau Hoff von David und Goliath, von Saul und Samuel und von Joseph und seinen Brüdern nachgewirkt haben ...“

Wenn Goethes Halbbruder Hermann Jacob „noch nicht zweijährig“ der Maria Magdalene Hoff übergeben wurde, dann ist wahrscheinlich, daß auch unser Dichter Wolfgang Goethe seit seinem zweiten Lebensjahr einer Spieltante, der Frau Hoff, anvertraut worden war. Seit der Eheschließung der Mutter mit dem Stiefvater Johann Caspar Goethe bis zum Sommer des Jahres 1755 lebte unser Dichter demnach bei der Hoffin, zusammen mit anderen, fremden Kindern. Wolfgang Goethe, der natürliche Sohn Kaiser Karls VII., war ein - Fremdkörper in der Familie des Rat Caspar Goethe.

Was später Wolfgang Goethe seinen beiden ältesten unehelichen Söhnen (Ludwig Tieck und August Klingemann) zumutete, bei Pflegeeltern aufzuwachsen, das war ihm selber einst vom Schicksal auferlegt gewesen.

Der Hinweis Goethes, die französische Sprache sei seine zweite Muttersprache gewesen, ist wieder einmal wortwörtlich zu nehmen, denn die Französin Maria Magdalene Hoff dürfte mit Goethe viel, wenn nicht sogar ausschließlich französisch gesprochen haben.

Elisabeth Mentzel berichtet über das Lebensende der Goetheschen Spieltante (Seite 34): *„Frau Hoff hatte bis zum Ende [im Februar 1758] ihre vier Kinder redlich durchgebracht, doch nicht das Geringste daneben ersparen können. Als sie die Augen schloß, fehlte es am Nötigsten zu ihrer Bestattung. - >Der Kasten hat sie begraben lassen<, melden kurz die Akten. Das heißt, Frau Hoff wurde auf Kosten des Armenamtes beerdigt. Unter den in jenen Tagen vom Totengräber Hunger im Auftrag des Almosenkastens hergestellten Gräbern befand sich demnach auch das >Freigrab< der Frau Maria Magdalena Hoff. Trotz des traurigen Ausklangs ihres Lebens ist ihr aber doch jetzt ein ehrenvolles Andenken gesichert. Denn unter der phantasievollen Mutter darf die Ludimagistra Hoffin heute als die größte Bildnerin Goethes in der Zeit gelten, als das „zarte unentwickelte Blatt seiner Seele noch voller Falten, Runzeln und Knittern“ war und die Knospe des verhüllten Innern jene Blüten stumm versprach, die erst die Zukunft nach und nach zur vollen Entfaltung bringen sollte.“*

Höchstwahrscheinlich war es ein Massengrab. Auch dies hat dazu beigetragen, den mittlerweile dreizehnjährigen Wolfgang Goethe geistig „wachzurütteln“. E. Mentzel konstatiert: *„Mit Recht bezeichnete der alte Goethe das Jahr 1758 als einen Markstein in seiner frühesten Entwicklung.“*

Es ist auch keinesfalls auszuschließen, daß der junge Wolfgang Goethe bis zum Tode der Hoffin in deren Hausstand lebte.

Nachdem unser Dichter bereits über zehn Jahre alt war, hielt es seine Mutter nun doch für angebracht, dem natürlichen Sohn Kaiser Karls VII. eine Ausbildung zukommen zu lassen. Nach E. Mentzel besuchte Wolfgang die Schellhaffersche Privatschule von Anfang April 1755 bis Januar 1756, ungefähr neun Monate lang. Bei Schellhaffer lernte er jedoch nur lesen, rechnen und schön schreiben. Die vielen Unregelmäßigkeiten der Orthographie in den anonym oder pseudonym veröffentlichten literarischen Denkmälern Goethes für Urania oder in den sogenannten Illuminaten - Werken, wie zum Beispiel in der satirisch - autobiographischen Erzählung *>Nachtwachen<*, sind nicht nur Fehler des Setzers, sondern eine Folge des sehr späten Deutschunterrichts unseres Dichters. Wahrscheinlich besaß Goethe bessere Orthographie- und Grammatikkenntnisse in Französisch als in Deutsch, wegen seines fast zehnjährigen Aufenthalts bei der französischen Spieltante, richtiger noch *Pflegemutter* Maria Magdalena Hoff.

„Der frühe Austritt Wolfgangs aus Schellhaffers Privatschule hängt jedenfalls“, so E. Mentzel, *„mit der Erkrankung des Knaben an den Blattern zusammen. Von April bis Anfang November 1756 hat er wiederum keinen Unterricht genossen.“*

Der nächste Goethe - Lehrer hieß Johann Henrich Thym, der *„etwa seit Mitte Oktober 1756 den wiedergenesenen Wolfgang unterrichtete, zunächst im Schreiben, später aber auch im Rechnen, in*

Geographie, Geschichte und in anderen Fächern, darunter vielleicht auch in der Naturkunde. [...] Bis zum Anfang des Jahres 1759 scheinen die Geschwister den Elementarunterricht gemeinsam bei Thym genossen zu haben. Doch beschäftigte sich dieser manchmal mehr mit Cornelia, dann zeitweise wieder eingehender mit Wolfgang.

Im Januar 1759 verminderte sich Thym's Honorar nach dem Haushaltungsbuch um monatlich 40 Kreuzer. Er bekam also nur noch 1 Gulden 20 Kreuzer. Dieser Satz blieb bis zum Januar 1760 bestehen.

Die Kriegswirren und der Aufenthalt des Königsleutnants, Grafen Thoranc, im Goetheschen Hause führten zwar keinerlei Unterbrechungen im Unterrichtsplan der Geschwister Goethe herbei; jedoch wegen allzugroßer Inanspruchnahme Wolfgang's mag Cornelia von 1759 bis 1761 allein von Thym unterrichtet worden sein, während der Bruder damals nur an den gemeinsamen, nicht gerade häufigen Stunden mit Altersgenossen teilnahm.

[...] Im Jahre 1757 erhielt Wolfgang neben den ihm von Thym gegebenen Stunden noch Unterweisungen im Lateinischen von Kandidat Scherbius und im Französischen von Demoiselle Gachet.

[...] In dem biographischen Schema zum Jahre 1762 (4. Buch von >Dichtung und Wahrheit<) nennt Goethe den Hofrat Friedrich Wilhelm Hüsgen einen mit Gott und der Welt in Opposition lebenden Mann, seinen ersten Lehrer in der Mathematik, während er an anderer Stelle den „Timonischen Mentor“ [siehe >Timon von Athen< von Shakespeare] nur einfach als Kenner dieser Wissenschaft bezeichnet.

Es mag sein, daß Hofrat Hüsgen, wie später auch Legationsrat Johann Friedrich Moritz, den Knaben in der Mathematik förderte, allein die Anfänge in diesem Fach hat ihm doch wohl sein Lehrer Thym beigebracht, der gediegene Kenntnisse darin besessen haben muß. Wird ihm doch dann und wann in den Schulakten und gedruckten Quellen der Titel „Mathematikus“ beigelegt.

Thym war auch der Lehrer von Henrich Sebastian Hüsgen, dem Sohne des Hofrats und Jugendfreundes von Goethe. Obgleich vier Jahre vor dem Dichter geboren, war Henrich Sebastian in seiner Frühzeit so weit zurück, daß er trotz des Altersunterschiedes leicht mit dem geweckten Wolfgang gemeinsamen Unterricht in der Mathematik bei Thym gehabt haben dürfte.“

Richtig ist, Goethe war in Wirklichkeit ein Jahr älter als Hüsgen, die obige Vermutung von E. Mentzel könnte sich daher leicht ins Umgekehrte verwandeln.

„Am 1. November 1756 begann Scherbius den Knaben Goethe im Lateinischen für 50 Kreuzer monatlich zu unterrichten [...] demnach ungefähr vier bis fünf Stunden [Unterricht] monatlich.

[...] Ende Januar 1757 verließ Cornelia Goethe das Rolandsche Institut. Gleich danach, ungefähr von Anfang Februar an, beginnt „Mademoiselle Maria Magdelaine Gachet“, eine angesehene französische Lehrerin, die Geschwister zu unterrichten. [...] Brachte die Französin doch in verhältnismäßig kurzer Zeit den Zögling so weit, daß er sich 1759 bereits gut ausdrücken konnte, also noch ehe Graf Thoranc ins Haus kam und Frankfurt das französische Hauptquartier wurde. Goethe hatte dies, wie so manches andere aus der Kindheit, beim Niederschreiben seiner Denkwürdigkeiten wohl längst vergessen. [...] Wollte man auch dem Knaben das größte Sprachtalent zumessen [...] so wäre ihm doch ohne vorherige Beschäftigung mit der fremden Sprache zweifellos vieles unverständlich geblieben.

Man denke nur an Stücke wie die >Hypermenestra< von Lemierre, an Diderots >Hausvater<, an die Tragödien Corneilles und Racines und >Die verliebten Philosophen< von Destouches! Ohne vorherige Einführung ins Französische hätte der Knabe unmöglich ganze Stellen aus einigen dieser Stücke auswendig lernen und deklamieren können [...] jedoch „gleichsam aus Inspiration“ ist er gewiß nicht zu solcher Fertigkeit in einem fremden Idiom gelangt.“

Mit größter Wahrscheinlichkeit lernte Wolfgang Goethe bereits als Kleinkind die französische Sprache bei seiner Spiel- und Pflegemutter Maria Magdalena Hoff. Mit Recht konnte Goethe daher sagen, daß die französische Sprache seine zweite Muttersprache sei.

„Im Juni 1762 kam der Kandidat der Theologie Johann Peter Christoph Schade aus Hildburghausen nach Frankfurt. Zufällig hatte er vernommen, es befänden sich hier eine Anzahl Leute, die gerne Englisch lernen möchten. [...]

Vater Goethe und seine beiden Kinder zählten, wie der Dichter später berichtet, wirklich zu dessen ersten Frankfurter Schülern. Beginnt doch Schade in der zweiten Hälfte des Juni zu unterrichten, aber bereits am 9. Juli 1762 kaufte der Herr Rat eine englische Grammatik und am 30. des Monats schrieb er ein Honorar von 5 Gulden für den englischen Sprachmeister ins Haushaltungsbuch.

Der erste Kursus des englischen Sprachmeisters muß bei den Goethes Ende Juli 1762 erfolgreich beendet worden sein. [...]

Schon während Schlossers Aufenthalt in Leipzig im Frühling 1766 muß er den jungen Goethe angeregt haben, sich eingehend mit der älteren und der damals modernen Literatur der Briten zu beschäftigen. Diesen Rat hat Goethe befolgt und sich, wie es scheint, hauptsächlich in dichterische Werke vertieft.

Wolfgang's Brief an Cornelia vom ersten Ostertag 1766 enthält sogar ein Zitat aus >Was ihr wollt< von

Shakespeare. Sollte der junge Dichter damals schon Werke von diesem in der Ursprache gelesen haben, vielleicht angespornt durch Wielands gleichzeitige Übersetzung des großen Briten?

In dem eben erwähnten umfangreichen Brief teilt Goethe der [Halb-] Schwester am 11. Mai auch einen von ihm verfaßten und dem Doktor Schlosser gewidmeten „Song“ mit.

Dieser legt Zeugnis ab für die trübe melancholische Stimmung Goethes in der ersten Zeit des Leipziger Aufenthalts. Damals suchte er die Einsamkeit und floh die Menschen. Zugleich bekundet das Gedicht, wie stark der junge Mann zu jener Zeit schon durch die empfindsamen Dichter Englands, zumeist wohl durch Young, beeinflusst wurde. Trotz der Wiedergabe des Poems im Anhang dürfte hier eine deutsche Inhaltsangabe davon wohl am Platze sein:

Der Dichter, der einst über blühende Wege gewandelt und von der freigebigen Hand des Himmels goldnen Tagen entgegengeführt worden ist, hat sich über die Falschheit der Geliebten [...] trüben verzweifelten Stimmungen hingegeben und flieht glücklichere Menschen. Doch noch eine bittere Erkenntnis wirkt auf ihn wie Nacht und Tod. Er glaubt, durch schonungslose Urteile über seine Poesien irre gemacht, nicht mehr an die eigne Bestimmung zum Dichter und will die Leier zerschlagen, wenn die Musen seine Bitten nicht erhören und ihm die Gabe des Liedes schenken. Würde doch sonst die Träne das heilige Feuer in ihm auslöschen. Dem Verhängnis fluchend, müßte er dann den Altar der Musen fliehen und laut dem Wunsche Ausdruck geben, die Freunde möchten glücklicher sein als er selbst.“

Die Tatsache, daß Wolfgang Goethe die Frankfurter Gelehrtenschule (sozusagen das Gymnasium zu damaliger Zeit) nicht besuchte, ist in gar keinem Falle zu seinen Gunsten, sondern zu seinen Ungunsten auszulegen. Goethe war wegen des sehr späten Lernbeginns nicht in der Lage, die öffentliche höhere Schule mit Gleichaltrigen zu besuchen. Da er außerdem ein illegitimes Kind der Bürgermeisterstochter Elisabeth Textor war, was mit großer Wahrscheinlichkeit nicht geheim bleiben konnte (Goethe erwähnt derartige Sticheleien in >D. u. W.<⁵²), wurde unser späterer Dichter in seiner Kindheit nicht gerade nach außen hin präsentiert, sondern, im Gegenteil, bewußt im Hintergrund gehalten. Aus diesem Grund lebte Goethe während eines Großteils seiner Kindheit bei der sogenannten „Spieltante“ Maria Magdalene Hoff, in Wahrheit war sie eine Ersatzmutter für ihn gewesen. Bei ihr lernte er die französische Sprache als eine im wahrsten Sinne des Wortes zweite Muttersprache.

Kapitel I.5: Eine Überlieferung in F. H. Jacobis >Allwill<

Wie ich bereits in meinem Buch „>Woldemar< und >Allwill< alias Johann Wolfgang Goethe“ ausgeführt habe, kann kein Zweifel mehr daran bestehen, daß F. H. Jacobi in diesen beiden „Werken“ Goethes wirkliches Leben zum Inhalt des Romangeschehens nahm. Im >Allwill< findet sich sogar eine Textpassage, die den Knaben Wolfgang schildert, so wie es F. H. Jacobi aus dem Munde von Wolffgangs Pflegevater, dem kaiserlichen Rat Caspar Goethe, erzählt bekommen haben könnte.

Quelle: >Eduard Allwills Papiere<, nach der dreiteiligen Ausgabe in Wielands >Merkur<, erster Teil, April - Ausgabe von 1776, ab Seite 35:

„Sein [Pflege-] Vater [Caspar Goethe] erzählte jüngst von ihm [Wolfgang Goethe], er wäre seit seinem dritten Jahre nie heil gewesen, hätte immer ein paar Beulen am Kopfe, und Wunden überall gehabt. Man wird nicht müde, den guten Major [richtig: den kaiserlichen Rat] von den seltsamen Streichen des Knaben erzählen zu hören; und wie er selbst [der Pflegevater] und die Herren Präceptoren ihn [Wolfgang Goethe] eben für kein Kind guter Hoffnung gehalten, weil er, mit aller seiner Lebhaftigkeit, doch im Studieren sehr träge, und mit aller seiner Gutherzigkeit äußerst hartnäckig, ausgelassen, beißend und trotzig gewesen. Für etwas schwach an Geist hielt man ihn, weil seine Kameraden ihn beständig überlisteten, ohne Mühe ihn zu allem beredeten, und ihn alle Zechen bezahlen ließen. Ein größerer Held in der Freundschaft und Liebe ist nie gewesen, und verliebt bis zur Raserei war er schon in seinem neunten Jahre⁵³. Mir fallen eben ein paar Züge ein, die kurz und leicht zu erzählen sind. Gegen sein sechstes Jahr hatte er sich in den Kopf gesetzt, sein treues Schaukelpferd, genannt der Fuchs, würde lebendig werden, wenn er ihm eine lebendige Fliege beibringen könnte. Er quälte sich ohnermüdet mit den Zubereitungen zu seinem Versuch, der so leicht nicht angestellt werden konnte, weil die Schaukelmaschine nicht hohl war. Einst, als er sie sehr heftig in Bewegung brachte, so daß sie mit den vordersten Enden beständig auf den Boden stieß, ward er unverhofft inne, daß sie fortrutschte. Nun trieb er sein Tier stärker an, und gelangte ziemlich geschwinde mit ihm bis ans entgegengesetzte Ende des Gemachs. Seine Freude war ausgelassen. Kein Mensch vermochte ihm

⁵² WA I.26.

⁵³ In Goethes 9. Lebensjahr: das wäre richtigerweise das Jahr 1754 gewesen.

auszureden, daß sein Fuchs zu leben anfange, und für nichts in der Welt wäre er mehr von seiner Seite gewichen. Es ward Mittag, und Eduard [alias Wolfgang] hatte keinen Hunger. Sein Vater ließ ihm sagen, wenigstens herunter zu kommen; aber so sehr er sonst den Major [den kaiserlichen Rat] fürchtete, konnte er diesmal nicht gehorchen. Alle Leute im Hause, die schon im Geiste ihren lieben Eduard [alias Wolfgang] bis aufs Blut peitschen sahen, liefen hinauf, flehete, schmeichelten, verhiessen, droheten: alles war umsonst. Der Major [alias der kaiserliche Rat], der schlechterdings gehorcht sein wollte, befahl, den Knaben mit Gewalt herunter zu schleppen. Das geschah. Nachdem er weidlich ausgescholten worden, sollte er sich zu Tische setzen; nein, er hatte keinen Hunger. Man drohte, man zwang; alles vergeblich: er sah nur seinen Fuchs, und den Himmel offen. Da nun aber schlechterdings ihm der Kopf gebrochen werden sollte, so blieb nichts übrig, als ihn tüchtig abzurügeln, und von seinem Fuchse zu trennen, welches dann ohnverzüglich also ins Werk gerichtet ward, daß man ihn auf ein paar Stunden in ein finsternes Loch sperrte.

Einige Zeit nachher hatte er sich abends im dunkeln auf ein hohes Gestell geschlichen, in der Absicht, einen großen Sprung zu versuchen⁵⁴, den er nach vielen Übungen und Successen itzt glaubte wagen zu dürfen. Er sprang herzhafte zu, stürzte aber so gewaltig, daß man fürchtete, das Nasenbein wäre entzwei. Kleinigkeit! Aber am folgenden Tage vor dem [Pfleger] Vater zu erscheinen! Alles in der Welt; nur das Ausschelten konnte der Junge nicht leiden. Man hatte es diesmal leicht beim Major [richtig: kaiserlichen Rat] dahin gebracht, daß er seinem Eduard alle Strafe, und noch oben drein das zu Tische sitzen erlassen. Nun aber sollte nach dem Essen der Junge denn doch vor ihm erscheinen, und da entstand große Not. Der schüchterne Starrkopf wollte durchaus nicht hinunter, bis sein älterer Bruder Wilhelm [richtig: jüngerer Halbbruder Adolf], ein feiner, beredter, doch aber grundguter Knabe, ihn unter den heiligsten Versicherungen, der Vater werde der zerquetschten Nase mit keiner Miene erwähnen, endlich dazu vermochte. Große Mühe hatte es dennoch gekostet, weil Wilhelms [Adolfs] Kunst Eduard [Wolfgang] schon in so manchen schlimmen Handel verwickelt hatte; aber eine unversiegender Quelle von Glauben im Grunde seines Herzens überschwemmte immer bald sein [Wolfgang] Gedächtnis, so daß er auch noch von dieser Seite nicht weiser geworden, und es wohl nie werden kann. Nun wanderte Eduard [Wolfgang] an des Bruders Hand zum Major [kaiserlichen Rat], der ihn verheißenermaßen ganz milde ansah, doch aber zu bemerken nicht unterließ, er würde ihm wohl müssen ein Nasen - Futteral machen lassen. Rasch drehte sich mein Eduard [Wolfgang]: und [sagte] zu Wilhelm [Adolf]: „Da, Lügner!“ mit einem so kräftigen Stoße, daß dieser vier Schritte weit rücklings in einen Sandtrog taumelte. Der Major [kaiserliche Rat] entsetzte sich, und warf den Täter, als das verächtlichste Ungeheuer, von sich.

Dergleichen begab sich alle Tage, aber Eduards [Wolfgang] Mut und guten Humor konnte von der Seite nichts beugen. Schwerlich hat ein Mensch mehr Schläge erlitten, denn nie wollte er sie durch willige Übernehmung nur der kleinsten Schmach abkaufen, noch den Unwillen seiner Vorgesetzten durch Tränen oder Flehen mildern. Er selbst erzählte mir neulich, daß er einst nah auf den Tod gegeißelt worden, da sein Präceptor ihn durch Sokratische Fragen zu dem Geständnisse versucht, Prügel seien Wohltaten, und er ihn immer durch verstellte Albernheit aus der Folge gebracht. Für seine Kameraden übernahm es mehrmals Schuld und Strafe, nicht sowohl aus Freundschafts - Enthusiasmus und Mitleiden, als weil ihm vor ihrem Flehen und Heulen während Execution unerträglich ekelte. Bei allem dem nicht ein Schatten von Keckheit; im Gegenteil so schüchtern, so demütig gegen jedermann, wovon er Gutes dachte; zugleich so vorliebend, so dankbar, so mild und so gut, daß er [Wolfgang Goethe] den meisten teils für einen Tropf, teils für einen Schmeichler galt.

Vor Unwahrheit, ja vor bloßem Irrtum - gut, daß ich hier ein neues Blatt suchen mußte, sonst wäre mir schwerlich eingefallen, daß in einer Viertelstunde die Post abgeht. Wenn Sie wollen, so komme ich nächstens auf diese Materie zurück, und erzähle Ihnen von den Contrasten im kleinen Eduard [Wolfgang], wie er bei aller seiner Unbändigkeit nicht wild, sondern zur Stille, zum vertraulichen Leben geneigt war; wie er bei seiner heftigen Begierde nach sinnlicher Lust, bei seiner Unbesonnenheit im handeln, doch immer grübelte, und mit ganzer Seele an unsichtbaren Gegenständen hing; wie er hierüber zu Ansichten gekommen, deren Größe sein ganzes Wesen zerrüttete, ihn bis zur Ohnmacht drückte; so daß er, um den Anwandlungen davon zu entrinnen, sich oft die Hände blutig biß, oder gar sich die Treppe hinunter in den Keller wälzte; wie er endlich im vierzehnten Jahr ein Pietist geworden, usw. - Es ist unaussprechlich reizend, alles dies vom Kinde zu wissen, und hernach den Jüngling zu beobachten: wie es immer noch die selbigen Karten sind, nur etwa ein paar dazu oder davon, anders gemischt und anders gespielt.“

Kapitel I.6: Wolfgang Goethes erste tragische Liebe - das schöne Gretchen

Wolfgang's Liebesgeschichte mit dem „schönen Gretchen“ endete tragisch; nicht nur für Gretchen, sondern

⁵⁴ War dieser „Sprung“ eine Mutprobe oder vielleicht erste kindliche Suizidabsicht?

auch für Goethe. Der Name „Gretchen“ ist ein Pseudonym, ebenso wie „Pylades“. Pylades ist nach der griechischen Sage der beste und einzige Freund des Orest. Der Name „Pylades“ in Goethes Autobiographie >D.u.W.< ist daher ein Synonym für „bester“ oder „einzigster Freund“. Warum nennt uns Goethe nicht den wirklichen Namen? Höchstwahrscheinlich deswegen, weil er uns auf die Spur seiner wirklichen Abkunft geführt hätte. Ich vermute, daß „Pylades“ und „Gretchen“ Pseudonyme für die Waisenkinder seiner verstorbenen Pflegemutter Maria Magdalena Hoff sind. Goethe erwähnt in dem satirisch - autobiographischen Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ein Mädchen mit Namen Maria⁵⁵, das dürfte der wirklicher Taufname des „schönen Gretchens“ gewesen sein.

In Goethes Autobiographie >D.u.W.<, fünftes Buch, steht zu lesen: *>Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigstens für eine Zeitlang in Verlegenheit und Not brachten. Mein früheres gutes Verhältnis zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte sich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsere Eltern [richtiger wohl: Pylades Pflegeeltern mit Goethes Pflegevater] nicht zum besten miteinander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sanct-Gallen-Tor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die du mir neulich mitteiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du [Wolfgang Goethe] sie gemacht habest.“ - „Laß es gut sein“, versetzte ich; „wir wollen sie machen, uns daran ergötzen, und die andern mögen davon denken und sagen was sie wollen.“*

„Da kommt eben der Ungläubige!“, sagte mein Freund. - „Wir wollen nicht davon reden“, war meine Antwort. „Was hilft's, man bekehrt sie doch nicht.“ - „Mit nichten“, sagte der Freund, „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen.“ <

Goethe fertigt aus dem Stehgreif eine Probe seines Könnens an und der Zweifler, dessen Name uns erst gar nicht genannt wird, wünschte Goethes nähere Bekanntschaft.

>Unsere Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittleren, ja wenn man will aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntnis und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt gibt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advocaten schrieben, Kinder der geringern Klasse durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenen Kindern, welche konfirmiert werden sollten, repetierten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern oder Kaufleuten einige Wege, und taten sich abends, besonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zugute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten: sie sei nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Überzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sei in ihn aufs äußerste verliebt und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weshalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

[...] Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund [durch Pylades?] dringend eingeladen, an einem Abendfeste jener Gesellschaft teil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es diesmal ausstatten und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Sekretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen, die Mahlzeit war die frugalste, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmütigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Themas ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nötig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah [gemeint ist: im Vergleich zu anderen Frauen ihrer Umgebung], von unglaublicher Schönheit. - „Was verlangt ihr?“ fragte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten: „Die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?“ - „Es fehlt an Wein“, sagte der eine. „Wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.“ - „Tu' es, Gretchen“, sagte der andere; „es ist ja nur ein Katzensprung. - „Warum

⁵⁵ Siehe L. Baus >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, eine satirisch-selbstironische Autobiographie Goethes, I. Teil: Textcorpus, Seite /195/ der Originalerstaufflage der >Nachtwachen<.

nicht!“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam: denn der Schankwirt wohnte nur über die Straße. - „Setze dich dafür auch zu uns“, sagte der eine. Sie tat es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf uns're Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns riet, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden: denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirte.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand sie im Hause zu sehen weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespiirt wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkte und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poetischer Sekretär ich war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sei wirklich an das Frauzimmer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs äußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk, und dachte mir nun alles was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystifizierte ich mich selbst, indem ich meinte einen andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter [nicht Gretchens Mutter] ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich tat es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röte ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter [ein Vetter Gretchens?], der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünschten Änderungen artikuliert und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen, und probierte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notierte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mitteilten.

Ich hatte eine Zeitlang verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: „Es will nicht gehen!“ - „Desto besser!“ sagte das liebe Mädchen, mit einem gesetzten Tone, „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen.“ - Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ - „Was soll ich aber tun?“ versetzte ich; „der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich d'rauf, daß ich ihn umändern werde.“ - „Glauben Sie mir“, versetzte sie, „und ändern ihn nicht um; ja nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund [gemeint ist: Pylades] ins gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit d'rein reden: denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von ihren Verwandten, die zwar nichts Böses tun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches Wagehalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte sie haben ihn mit verstellter Hand kopiert, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem tun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann?“ - Ich war glücklich sie in einer Folge reden zu hören:

denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst, und erwiderte: „Ich bin so unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte.“

Sie hatte mein Konzept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halblaut, gar hold und anmutig. „Das ist recht hübsch“, sagte sie, indem sie, bei einer Art naiver Pointe, inne hielt: „Nur schade, daß es nicht zu einem bessern, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“ - „Das wäre freilich sehr wünschenswert“, rief ich aus: „Wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte!“ - „Es gehört freilich viel dazu“, versetzte sie, „und doch wird manches möglich.“ - „Zum Beispiel“, fuhr ich fort, „wenn jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie tun?“ - Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. - „Nicht küssen!“ sagte sie; „das ist so was Gemeines; aber lieben, wenn's möglich ist.“ Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. „Niemand soll es erhalten“, sagte ich, „und die Sache ist abgetan! Sie haben mich gerettet.“ - „Nun vollenden Sie die Rettung“, rief sie aus, „und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit geraten.“ Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Tränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, desto weher tat es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wieder sehen und sprechen zu können: denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächsten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Gesellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir, statt verdrießlich und fremd zu tun mit frohem Gesicht entgegenkamen. Der Jüngste besonders war sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Ihr habt uns neulich einen schelmischen Streich gespielt, und wir waren auf Euch recht böse; doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. [...] Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitsgedicht, sowie auf ein Leichenkarmen. Das zweite muß gleich fertig sein, das erste hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr sie machen, welches Euch ein leichtes ist, so traktiert Ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit Eure Schuldner.“ - Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten: denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulierten, ja besonders bei ansehnlichen Verheiratungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge ebensogut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und besonders mich gedruckt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt, ich ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab, und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen abend Zeit“, sagten sie, „und wir wollen Euch nur gestehen, das Honorar, welches wir für den Leichenkarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen lustigen Abend zu verschaffen. Kommt zu uns; denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat.“ - Meine Freude war unsäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehen nieder und den andern Morgen sehr sauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebsten Mädchen.

[...] Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: „Das einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vorteile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre.“

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich ans Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine

hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. „Zuvörderst also empfehle ich mich euch“, sagte ich, „daß ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienst der sämtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht bloß verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt ihr mir nicht übelnehmen, wenn ich auch in euer Handwerk pfusche.“ Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zur Fertigung meines Etats behülflich zu sein. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinandergeschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas anders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wir in unsern Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert und hilflos dachte, wie mein Märchen mich voraussetzte, und mich dabei in der Aussicht sie zu besitzen, höchst glücklich fühlte. Pylades hatte seine Konfession mit der Heirat geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unsern Planen so weit gebracht hätten. „Ich zweifle ganz und gar nicht“, sagte ich, „denn eigentlich ist einem jeden von uns eine Frau nötig, um das im Hause zu bewahren und uns im ganzen genießen zu lassen, was wir von außen auf eine so wunderliche Weise zusammenstoppeln. Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es mußte seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommenes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichenkarmen war verzehrt, das Hochzeitsgedicht stand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viele Bekannte hatte, meine eigentliche Abendunterhaltungen vor den Meinen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatten sich ebenso an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam sobald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen niemanden weiter ausüben sehen.

[...] Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann, und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon sehr abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sei. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderbar überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich, ihr bei einer Galanteriehändlerin sogenannte italienische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwerggröslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich tat ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigentümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch, und unter einer seidnen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hüthen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannigfaltigen Blumen vor; ich besah sie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Ähnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sei Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsere Bekanntschaft nicht verraten sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte tun können. Ich hatte wirklich keine Wahl, denn ich war aufs äußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein [Pflege-] Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung tat, es sei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum Römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereignis müsse man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbei gehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlkapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen Reiches hin und her schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht vor den andern etwas zu erwähnen. Als die Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß ihr unserm Freunde nicht vertrauet was in diesen Tagen von uns beschlossen worden.“ Sie fuhr fort zu erzählen, daß nach unsrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vorteilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man sei mit der Frau einig geworden, sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort, um des Anstandes willen, sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und suchte meine eifersüchtige Sorge im stillen bei mir zu verarbeiten. [...]

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines Römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeschriebene Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieses Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. [...] Bei Rat wurden große Überlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im kurpfälzischen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulicheren Einquartierung zu versehen. Der mittlere Stock, welchen ehemals Graf Thoranc innegehabt, wurde einem kurpfälzischen Kavalier eingeräumt [dessen Name Goethe wiederum verschweigt], und da Baron von Königsthal, nürnbergischer Geschäftsträger, den obern Stock eingenommen hatte, so waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzosen zusammengedrängt. Dieses diente mir zu einem neuen Vorwand außer dem Hause zu sein und die meiste Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu sehen war ins Auge zu fassen. [...]

Wir lassen also für diesmal den Kurfürsten Emmerich Joseph sozusagen inkognito im Kompostell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge sich verlief, von Pylades und seiner Schönen begleitet (denn diese drei schienen nun unzertrennlich zu sein) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als schon ausgemacht war, daß wir diesen Abend zusammen zubringen wollten, und ich fand mich beizeiten ein. Die gewöhnliche Gesellschaft war beisammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken; wie denn dem einen dies, dem andern jenes am meisten aufgefallen war. „Eure Reden“, sagte Gretchen zuletzt, „machen mich fast noch verworrner als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen, und möchte von manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält.“ Ich versetzte, daß es mir ein leichtes sei, ihr diesen Dienst zu erzeigen. Sie solle nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessiere. Dies tat sie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand sich's, daß es besser wäre, in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unschicklich diese Feierlichkeiten und Funktionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten, dann werde er wieder aufgezogen und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder teil nehmen. [...]

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältnis. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Willen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt; und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und >neuen Abälard<, aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen, die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück

entsprungen sind.

[...] In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopieren; sehen wollte und sollte man alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen wollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich spät ihre Wohnung und tat mir schon im voraus nicht wenig darauf zugute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns selbst, und andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude als der entschiedenste Vorsatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu spielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten sich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmutig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde, am Wahltag für eine Bürgerin gegolten habe [galten die französischen Reformierten nicht als Bürger der Freien Reichsstadt Frankfurt?], und ihr dieses einzige Schauspiel zuteil geworden sei. Sie dankte mir aufs verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt und ihr zeither durch Pylades allerlei Einlässe mittelst Billette, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

[...] Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter [der Vettern] schlief im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinandergeschlagen und schlief mit aufliegendem Gesicht. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes⁵⁶ zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je, und drückte mir als ich schied gar herzlich die Hände.

[...] Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. [...]

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinett, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu tags vorher bewundern können, und mein sehlichster Wunsch war, heute womöglich nur einen Blick hinein zu tun. [...] Die Saaltür war bewacht, indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen können. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälzische Büfett stand links, unmittelbar an der Tür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken. [...]

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemütliche Weise zu feiern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und den Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtigen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische [am Goethehaus] zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen [im Sinne von: notdürftig] verummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. [...]

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden - Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospekte verziern lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Girlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten verteilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht

⁵⁶ Der Schlaf wird der kleine (freundliche) Bruder des Todes genannt.

fehlen.

Hier gingen wir nun zu viere aneinandergeschlossen höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite deuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die kristallinen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfnis fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Teil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Tür begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies: denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen.<

So weit der Auszug aus >Dichtung und Wahrheit<. Unter Berücksichtigung aller Abstriche, die wir in Bezug auf die Realität an diesem „Goethemärchen“ von dem schönen Gretchen zu machen gezwungen sind, möchte ich folgende These aufstellen: Diese Liebestragödie ist nicht dem vierzehnjährigen, sondern dem neunzehnjährigen Goethe widerfahren.⁵⁷ Das schöne Gretchen und Pylades könnten Geschwister und die Waisenkinder der Maria Magdalene Hoff gewesen sein. Wolfgang Goethes freundschaftliche Neigung zu Gretchen, alias Maria Hoff, verwandelte sich in echte Zuneigung und Liebe. Er dachte zeitweilig sogar daran, sich durch sogenannte „niedere Arbeit“ Geld zu verdienen, um seine Freundin heiraten zu können, wie Pylades seine Schöne. Die Heimlichtuerei Wolfgangs vor dem orthodoxen Stiefvater gelang längere Zeit. Jedoch in der Nacht nach der Krönungsfeierlichkeit Josephs II. lief Wolfgang „einigermaßen“ (d.h. nur leicht und notdürftig) vermummt Hand in Hand mit dem schönen Gretchen durch die Gassen der freien Reichsstadt Frankfurt. Sie wagten es sogar, sich vor das illuminierte Haus zu begeben, in welchem der kurpfälzische Gesandte wohnte. Und dieses Haus war, laut >D.u.W.<, das des Stiefvaters: Caspar Goethe.

Wolfgang wurde erkannt, trotz seiner Vermummung. Möglicherweise verursachte er durch sein jugendlich - unbedachtes Tun einen Skandal, einen Stadtklatsch. Der Pflegevater stellte Wolfgang am nächsten Morgen unter Hausarrest, siehe >D.u.W.<. Das schöne Gretchen, alias Maria, die Tochter der Maria Magdalene Hoff, wird, möglicherweise auf Betreiben des Pflegevaters, aus der Stadt Frankfurt verwiesen. Der neunzehnjährige Goethe empfindet das drakonische Vorgehen des Stiefvaters als schweres Unrecht. Er lehnt sich dagegen auf und gebärdet sich, nicht zum letzten Mal in seinem Leben, wie rasend: >So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weise zu beruhigen.

[>D.u.W.<, I.6] *Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte [seinen Namen will uns Goethe leider wiederum nicht preisgeben]: er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen: da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl bemerken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen [alias Maria] vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er, als ein verständiger Mann, einsah, es sei besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im einzelnen und besonderen, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. [...] Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig [...] Nach allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sei, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. [...] „Wenn Sie's denn wissen wollen“, versetzte er endlich, „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimütig: >Ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut beraten, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an mutwilligen Streichen teilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.<*

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber

⁵⁷ Goethes tatsächlicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe das Kapitel: Wolfgang Goethes Kindheit und Jugend.

schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den [Gerichts-] Akten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgetan sei!<

Geschickt verwendet Goethe sein unrichtiges Geburtsdatum (28. August 1749), um dem Leser einen plausiblen Grund zu suggerieren, wie er den Liebeskummer um Gretchen, alias Maria, angeblich überwand. Wenn Gretchen die Tochter der Hoffin war, wußte sie jedoch sehr genau, wie alt Wolfgang Goethe in Wirklichkeit war. Ich vermute, siehe oben, daß die Beiden fast gleichaltrig waren. In Wirklichkeit dachte Wolfgang noch lange Zeit an sein schönes Gretchen: „*doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen.*“ Wie Goethe seinen Liebeskummer psychisch überwand, bleibt daher wieder einmal sein Geheimnis. Vielleicht gibt es manches Leid, das man nie restlos überwindet?

Schon bald nach der Affaire mit Wolfgang Goethe dürfte das schöne Gretchen, alias Maria Hoff, verheiratet worden sein, denn sie war ungefähr 19 Jahre alt. Jetzt mußte Wolfgang einsehen, daß sie für immer für ihn verloren war. Goethes allererste Liebestragödie; die erste Liebe, der er entsagen mußte.

„*Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der innern jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ich ermannte mich wirklich, und das erste was sogleich abgetan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. [...]*

*Diese kränkenden [krankmachenden] Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Tätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eig'ne Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbar [gemeint ist: meines Hofmeisters] zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den **philosophischen Geheimnissen** bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena studiert und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich tat Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. [...] Was die ersten griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Ähnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur seine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den **Stoikern** hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt, und schaffte nun den **Epiktet**⁵⁸ herbei, den ich mit vieler Teilnahme studierte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte: denn ungeachtet seiner mannigfaltigen Studien, wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hätte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß auf's Tun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen: das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.*

Die Jahreszeit war schön geworden, wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl sein: denn ich sah noch die Gespenster der Vettern überall, und fürchtete, bald da bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und, indem ich die einförmigen Fichten floh, sucht' ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich

⁵⁸ Epiktet (50 bis 120 n. Chr.), römischer Philosoph und Stoiker. Goethe meint die Übersetzung von J. G. Schultheß, die 1766 in Zürich bei Orell, Geßner u. Co. erschienen ist.

großen beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsch, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

[...] Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dies edle Bedürfnis auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

Die kurzen Augenblicke solcher Genüsse verkürzte mir noch mein denkender Freund: aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung ein solches Gefühl bei mir wieder zu erregen: ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es sich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenstand war ihm entrissen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird. Aber jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen mir hervortrat, war in die Ferne weggeschwunden; sie [das schöne Gretchen, alias Maria Hoff] besuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Ähnliches in der Weite zu suchen.

Aus Liebeskummer versank der neunzehnjährige Wolfgang Goethe in Träumereien. Eine schwere Regression in der psychischen Entwicklung des jungen Mannes.

Eine weitere Hypothese wäre denkbar. Mit Pylades, dem Sohn der Hoffin und Bruder des schönen Gretchens, ist nicht nur der „einzige Freund“ analogisiert, sondern möglicherweise ein Schauspieler. In der Antike gab es einen Schauspieler namens Pylades. Die Schauspieler besaßen zu Goethes Zeit einen sehr schlechten Ruf. Möglicherweise bezieht sich Goethes Andeutung von verbotenen Machenschaften der Freunde, einschließlich des Pylades, auf Zuhältereie? War das schöne Gretchen, alias Maria, eine Art Manon Lescaut? Goethe liebte sie wirklich. Wußte er vielleicht nicht, daß sie sich für Geld auch an andere Männer verkaufte? Nahm sie von Goethe Geld an? Oder wurde sie erst nach der Liebestragödie mit Goethe zu einer Art Manon Lescaut? Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit infizierte sich Goethe bei ihr an der Syphilis.

Inhaltsangabe von Prévosts Roman

>Histoire du Chevalier des Grieux et de Manon Lescaut<

Von Goethe als Schluss des 5. Buches von >Dichtung und Wahrheit< vorgesehen

Zu Bestärkung eines solchen Kummers [gemeint ist Goethes Liebeskummer] waren gewisse Romane, besonders die von Prevost recht auserlesen. Die Geschichte des Ritters De Grieux u. der Manon Lescaut fielen mir zu der Zeit in die Hände und bestärkten mich, auf eine süßquälende Weise in meinen hypochondrischen Torheiten.

Ritter Degrieux und Manon Lescaut

Ein junger nachgeborner Kavalier wird zum Maltheser Ritter bestimmt, macht seine Studien, regelmäßig und fleißig auf einer hohen Schule, in Gesellschaft eines ernsten Freundes. Er ist im Begriff zu seinen Eltern zurückzukehren, als von dem Postwagen ein Mädchen aussteigt, das den entschiedensten Eindruck auf ihn macht. Alle knabenhafte Schüchternheit ist auf einmal verschwunden, er spricht sie unter dem Torwege des Gasthofes, indes ihr ällicher Begleiter Geschäfte besorgt, erfährt von ihr, daß man sie ins Kloster bringen wolle, wozu sei keine Lust habe. Der junge Mann bietet ihr an, sie zu entführen und sie werden des Handels einig. Er weiß sich mit ihrem Begleiter bekannt zu machen und findet Gelegenheit sie zu besuchen. Sie reden alles ab und er glaubt seinen Freund ins Geheimnis ziehen zu müssen, ohne den er sein Unternehmen schwerlich auszuführen glaubt.

Dieser stimmt nicht ein, sondern sucht ihm mit allen Vernunftgründen diese Torheit auszureden. Nun sieht er sich durch seine Leidenschaft genötigt, seinen Freund zu hintergehen; er stellt sich als wenn er bekehrt wäre, und weiß in der Nacht sein Vorhaben auszuführen. Das junge Paar flieht nach Paris um dort in der ungeheuren Stadt sich zu verbergen und des Lebens zu genießen. Die Barschaft schmilzt; ein Reicher Nachbar wird Manon gewahr, weiß sich einzuführen, und eines Abends nach Tische wird der arme zutrauliche Ritter durch seinen älteren Bruder überrascht und in Verwahrsam genommen. Man merkt wohl,

daß dieses nicht ohne Manons Mitwirkung geschehen.

Degrieux findet sich nun wieder in den Händen seiner Eltern und Verwandten; erfährt den Verrat seiner Geliebten, verzweifelt und ergibt sich dran auf eine geistliche Stelle zu studieren. Er bildet seine schönen Talente glücklich aus und erwirbt sich bei seiner Disputation in der Sorbonne allgemeinen Beifall. Unglücklicherweise hat Manon hinter dem Gitter dieser Disputation beigewohnt, sie erkennt ihren Geliebten, gibt sich ihm nach der Feierlichkeit gleichfalls zu erkennen, und wird einig mit ihm zum zweitenmal zu entfliehen, indem sie die Geschenke ihres bisherigen Liebhabers zusammen packen und demjenigen zu wenden will, der wie sie versichert, sie allein glücklich machen könne.

Sie begeben sich aufs Land, um verborgener zu leben. Ein etwas platter und roher Bruder Manons erscheint. Durch ein gewöhnliches und unvermeidliches Wohlleben erschöpft sich die Kasse der Liebenden, und um seiner Angebeteten alles zu verschaffen was sie wünscht, entschließt sich Degrieux, auf Veranlassung jenes Bruders, in eine Spielgesellschaft zu treten, und unerfahrene Vögel rupfen zu helfen, wie er schon früher selbst berupft worden war. Hier wird eine ansehnliche Summe gewonnen, Manon kann nach Herzenslust alle jene Vergnügungen genießen, ohne die ihr das Leben als ein völliges Nichts erscheint; allein durch die Untreue ihrer Bedienten werden sie auf einmal von allem entblößt, Degrieux sucht es zu verbergen, und auf alle Weise Geld zu schaffen, Manon entdeckt den Unfall und instigiert von dem Bruder säumt sie nicht einem reichen bejahrten Finanzmann sich zu ergeben, der sie unmäßig mit Geschenken überhäuft und ihr ein glänzendes gnußreiches Leben gewährt.

Degrieux wird als jüngerer Bruder eingeführt, aber als wahren Liebenden ist ihm die Lage unerträglich; er verlangt Flucht und sie widersteht ihm nicht. Ihr neuer Gönner wird aufgeopfert, sie entfliehen mit aller geschenkten Habe, nachdem sie sich aufs beste überzeugt, daß hierbei weder Raub noch Diebstahl begangen worden.

Der Finanzmann behend und mächtig, spürt sie aus; die Polizei bemächtigt sich ihrer; er wird in ein Kloster, sie in ein Korrektions Haus gebracht, und so verfließt ihnen eine traurige Zeit. Er hat nichts im Sinn als sich und sie zu befreien, weiß durch gutes Betragen das Vertrauen des edlen wohlthätigen Priors zu gewinnen, heuchelt Besserung erhält die Erlaubnis, Freunde zu sehen, weiß sich Gewehr zu verschaffen, macht den Prior immer sicherer und entkommt zuletzt, indem er an jenem edlen Mann den ungeheuersten Undank ausübt. Kaum ist er frei, so ist sein einziges Ziel Manon's Befreiung. Hiezu wählt er ein kühnes Mittel. Nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt, durch List oder Gewalt in das Gewahrsam zu dringen; so entschließt er sich den Sohn des Oberaufsehers anzugehen, diesem seinen Fall vorzutragen und ihn für sich zu interessieren. Es gelingt. Dieser vor kurzem völlig unbekannt wird entzündet, verspricht zu helfen und leistet. Erst führt er den Liebenden durch Schlösser und Riegel zu seiner Geliebten u. verschafft bald darauf beiden alle Mittel zur Flucht. Es finden sich bedeutende Hindernisse; Manons Bruder kommt bei dieser Gelegenheit um; allein die Befreiten finden wieder ein ländliches Asyl. Dort besucht sie der neue Freund und Beschützer, zufällig schließt ein Bekannter sich an, dieser ist der Sohn jenes betrogenen Finanzmannes. Eben so reich wie der Vater, jünger und lebenswürdiger, weiß er gar bald Manon, welche zwar die Freiheit errungen, aber nun ein mäßiges Leben, welches für sie kein Leben ist, führen soll, für sich zu gewinnen. Sie verläßt den Geliebten abermals, aber dieser spürt sie zeitig genug aus, indem ihr neuer Gönner allzu große und ernstliche Anstalten macht, ihr erst alles Versprochne zu leisten, ehe er sich ihren Besitz anmaßen will.

Am Abend, wo sie ihren neuen Freund erwartet, steht auf einmal Degrieux vor ihr, sie wendet ihre Neigung gleich wieder zu ihm und ist bereit, um seines willen den Sohn wie den Vater zu betriegen. Er entschließt sich an jenen Freund, der seine und ihre Flucht begünstigt, ein Billet zu schreiben und ihn zu bitten, daß er auf eine oder die andere Weise, den jungen Finanzmann ihnen diese Nacht vom Halse halten soll. Jener verrät seinen Freund, wie er vorher seinen Vater, den Oberaufseher verraten, und beide Liebenden gewinnen Zeit. Nicht genug aber, daß sie sich mit den übel erworbenen Schätzen retten könnten, treiben sie ihre Verwegenheit aufs höchste. Sie wollen noch die für den jungen Gönner bestimmte Abendmahlzeit genießen, sie wollen die Nacht noch in der schön eingerichteten Wohnung zubringen und Morgens bequem abfahren.

Der Vater, durch einen treuen Bedienten der mit dem Sohne auf jenes verräterischen Freundes Billet über die Straße gegangen, unterrichtet, daß der Sohn angefallen und weggebracht worden, begibt sich schnell in das Haus, wo er die Geliebte des Sohns, von der ihm nun erst Kunde wird, anzutreffen und nähere Nachricht von seinem Sohne zu erhalten hofft. Aber wie sehr verwundert sind alle drei bei diesem Zusammentreffen. Der Finanzmann erkennt Manon und den Ritter, die sich eben entkleidet haben, um sich zur Ruhe zu begeben. Diese erkennen jenen, und das Entsetzen ist nicht gering. Degrieux wird überwältigt und beide in Gewahrsam gebracht.

Man gibt den jungen Mann seiner Familie zurück; Manon hingegen wird verurteilt mit andern liederlichen Mädchen in die Kolonien abgeführt zu werden. Degrieux vernimmt es; er weiß seine Aufseher zu hintergehen, und entschließt sich, da er kein ander Mittel vor sich sieht, mit einigen Braven, die ihm sonst

schon beigestanden, die Eskorte anzugreifen, welche jene Unglücklichen nach dem Hafen begleiten sollen. Er legt sich in Hinterhalt, er rückt vor da jene nahen; allein seine Braven verläßt der Mut beim Anblick des Widerstands, zu dem sich jene bereiten. Sie entfliehen, und es bleibt ihm nichts übrig, als sich vor den Schergen zu demütigen, daß sie ihm wenigstens erlauben, dem Trupp zu folgen und von Zeit zu Zeit eine Unterredung mit seiner Geliebten und die Möglichkeit ihr etwas gutes und liebes zu erzeugen, mit schwerem Gelde zu erkaufen.

Auf gleiche Weise verschafft er sich im Hafen die Vergünstigung mit nach Amerika hinüber zu gehen. Drüben angelangt macht er, so wie andere unterwegs, den Gouverneur glauben, daß sie verheiratet seien. Die übrigen Mädchen werden unter die Kolonisten ausgeteilt; Manon bleibt ihm.

Durch gewisse nützliche Talente weiß er sich gelten zu machen; der Gouverneur erleichtert sein Schicksal, und er sucht alles hervor, um die am Körper geschwächte, durch Mangel von Vergnügen und Zerstreuung an der Seele leidende Manon zu unterhalten, aufzuheitern und mit ihrem Schicksal zu versöhnen.

Indessen hat der Neffe des Gouverneurs sie bemerkt und ist dem Schicksal aller Männer nicht entgangen; auch er begehrt sie zu besitzen, und erbittet sich zur Gunst von seinem Oheim. Dieser aber, ein rechtlicher Mann weist ihn zurück.

Degrioux von seiner Seite, wünscht nichts mehr, als Manon von seiner unwandelbaren Liebe zu überzeugen und weiß daher nichts angelegneres als wirklich mit ihr verheiratet zu sein. Er bekennt das bisherige Verhältnis dem Gouverneur und bittet um gesetzliche Einsegnung⁵⁹. Dieser schilt ihn, wegen des bisherigen falschen Angebens, bedeutet ihm, daß Manon der öffentlichen Gewalt heimfalle, und daß der Oberbefehlshaber sie zugestehen könne wem er wolle. Degrioux erkennt nun seine Unvorsichtigkeit und sein Unglück. Er sieht Manon schon in den Armen des Neffen, er ahndet, er bemerkt die obrigkeitlichen Anstalten und fürchtet vielleicht selbst, daß Manon nach ihren herkömmlichen Gesinnungen das bequemere Leben dem liebevollen vorziehen werde. Er stellt ihr sein Unglück, ihr beiderseitiges vor und bittet sie mit ihm zu fliehen. Er hofft zu einem freundlichen wilden Stamme zu gelangen, den er auf einer Kriegsexpedition kennen gelernt. Die kränkliche, zarte, weichliche Manon läßt sich mit fortziehen; sie entkommen glücklich: aber der Mangel, die Unbilden der Wildnis, die Erschöpfung der Fußreise, alles zusammengenommen, wird ihr tödlich; er sucht, vergebens, das unschätzbare Leben zu fristen; sie entschlüft in seinen Armen für ewig. Nachdem er selbst von einem Totenschlaf in den ihn der Schmerz gestürzt, erwacht, fühlt er sich genötigt, um den schönen Körper nicht wilden Tieren zur Speise zu überlassen, ihm mit eigenen Händen ein Grab aufzuwühlen. Hier will auch er verscheiden und wird durch seinen ersten Jugendfreund, der während des ganzen Laufs dieser Geschichte, ihm oft und redlich beigestanden, aufgefunden und nach Europa gebracht, damit er uns seine Begebenheiten erzählen könne.

Der große Verstand, womit diese Dichtung konzipiert, die unschätzbare Kunst, womit sie ausgeführt worden, blieben mir freilich [in der Jugend] verborgen. Das Werk tat auf mich nur eine stoffartige Wirkung; ich bildete mir ein so liebend und so treu sein zu können, wie der Ritter, und da ich Gretchen für unendlich besser hielt, als Manon sich erwies; so glaubte ich, alles was man für sie tun könne, sei sehr wohl angelegt. Und wie es die Natur des Romans ist, daß die Fülle der Jugend dadurch übersättigt und die Nüchternheit des Alters wieder aufgefrischt wird, so trug diese Lektüre nicht wenig dazu bei, mein Verhältnis zu Gretchen so lang es bestand reicher behaglicher, ja wonnevoller, und als es zerstört wurde meinen Zustand trauriger, jammervoller, ja das Übel unheilbar zu machen. Damit an mir erfüllt würde was geschrieben steht.

Das Verbot des Stiefvaters, sich mit dem schönen Gretchen, Pylades und den anderen Freunden zu treffen, bestand möglicherweise, zumindest teilweise, zu Recht. Goethe wurde der wahre Grund des Verbotes anfänglich geheim gehalten. Erst der Hofmeister, dem man ihm zur Aufsicht und Betreuung zur Seite stellte, verriet Wolfgang Goethe die Machenschaften des schönen Gretchens, die eine Art Manon Lescaut war. Diese Erkenntnis hätte natürlich psychisch niederschmetternd auf den jungen Goethe gewirkt. Rührte daher Goethes abgrundtiefe Verachtung und sein Haß vor der bürgerlichen Doppelmoral? Dies wäre ein sehr wahrscheinlicher Grund für die frühe Hinwendung des jungen Goethe zu den Werken Voltaires und Rousseaus. Erst einige Wochen und gar Monate später wurde das ganze Ausmaß der Katastrophe ersichtlich: Goethe hatte sich an dem schönen Gretchen mit Syphilis infiziert. Möglicherweise nur durch einen unschuldigen Kuss. Siehe am Anfang des Buches das Kapitel: Ist Goethe ein genialer Syphilitiker?

II. Kapitel

⁵⁹ Degrioux ist offensichtlich ein Schwachkopf und Naivling. Weder eine kirchliche Trauung noch Reichtum vermag ihm eine absolute Sicherheit zu geben, daß Manon Lescaut für immer und ewig bei ihm bleibt.

Goethes Studentenjahre

Kapitel II.1: Der Leipziger Student (1765 – 1768)

Quelle: >D.u.W.<, WA I,27:

[...] Michael, die Zeit, da ich die Akademie [in Leipzig] besuchen sollte, rückte heran, und mein Inneres ward ebensosehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. [...] Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend; und wie mir meine alten Mauern und Türme nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt [Frankfurt], alles was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eignes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermassen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen: denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte. Dies zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüte, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Altertümern, der Geschichte und allem, was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an andern und an der Natur gewahr worden, das größte Vergnügen. Ich tat es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen meine Überzeugung, daß es nach und nach immer besser werden mußte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bei einer vollständigeren Ansicht des Altertums, in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das Wünschenswerteste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer [die Universität von] Göttingen im Auge. Auf Männer, wie Heyne, Michaelis und so manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein [Stief-] Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten: er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich, gegen seine Gesinnungen und Willen, eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Notwehr. [...] Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werte Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.“

Dieser kurze Auszug aus >D.u.W.< offenbart uns Goethes Gedanken und Absichten in seltener Offenherzigkeit und Ehrlichkeit. Sein Inneres ist „ebensosehr vom Leben als von der Lehre bewegt“. Er will also auch das Leben studieren. Die Verfassung der Stadt Frankfurt erschien ihm in aller Verlogenheit, Scheinheiligkeit und abgrundtiefer Verdorbenheit, weil ihm als Enkel des Schultheißen „die heimlichen Gebrechen“ der Stadt nicht unbekannt geblieben waren. Er selber wußte auch mit Sicherheit von seiner unehelichen Abkunft, daß er der natürliche Sohn von Kaiser Karl VII., einem Wittelsbacher, ist. Den Lebenslauf seines Pflegevaters, wie auch diejenige vieler Frankfurter Bürger, sah er keineswegs als erstrebenswert an. Die schauernde Leere und Sinnlosigkeit vieler bürgerlichen Existenzen lag „als eine entsetzliche Last“ auf Wolfgang Goethes Gemüt, von dem er sich nur beruhigen konnte, „indem er einen ganz anderen Lebensplan als den [vom Pflegevater] vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete“. Er reiste bereits mit der festen Absicht nach Leipzig, die juristischen Studien wegzulassen und sich allein mit der Geschichte, den Altertümern, d. h. der Kultur der Antike, und den Sprachen zu beschäftigen. Was liegt näher als die Vermutung, daß die Sprachen Griechisch und Latein gemeint sind?

Sein ganzer Ehrgeiz lief darauf hinaus, eines Tages neben den literarischen Berühmtheiten wie Hagedorn,

Gellert und anderen solchen Männern mit Ehre genannt zu werden. Er wollte sich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien (der Antike) bekennen und bei einer vollständigeren Ansicht des Altertums sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche ihm als das Wünschenswerteste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte. Die Universität von Göttingen schien ihm dazu am besten geeignet, doch der Stiefvater blieb stur darauf bestehen, daß er nach Leipzig gehen müsse. Wolfgang Goethe hielt den Entschluß, gegen den Willen des Pflegevaters zu handeln, für „Notwehr“. Das heißt, Wolfgang Goethe faßte innerlich den Entschluß, ab jetzt und für alle Zukunft sein Leben und Schicksal selber in die Hand zu nehmen. Er verließ die Stadt Frankfurt gleichgültig und mit der heimlichen Absicht, sie nie wieder zu betreten.

Etwa ein halbes Jahr studierte Goethe bereits ernsthaft in Leipzig. Seit der Ostermesse 1766 nahm er, eingeführt durch den Frankfurter Bekannten Schlosser, den Mittagstisch bei dem Weinwirt am Brühl, Christian Schönkopf, ein. In dessen Tochter, Anna (Annette) Katharina (Kätchen) Schönkopf, verliebt sich der nun 21jährige⁶⁰ Wolfgang Goethe. Annette ist 1746 geboren, demnach ein Jahr jünger als Goethe.

Am 1. Oktober 1766 vertraute er dem Frankfurter Jugendfreund Moors brieflich an, daß er sich in ein Leipziger Bürgermädchen verliebt habe. Er schreibt diesen Brief vielleicht sogar in der Absicht, daß es seine Eltern erfahren sollen.

WA IV.1, Brief Nr. 16: An Wilhelm Carl Ludwig Moors

Mein lieber Moors. Endlich schreibe ich Dir. Die verworrenen Umstände, in denen ich mich befinde, werden mich entschuldigen, daß ich so lange unschlüssig gewesen bin, was ich tun sollte. Ich habe mich endlich entschlossen, Dir alles zu entdecken, und Horn hat die Mühe über sich genommen, es Dir zu schreiben; eine Sache, die mir dennoch nicht die angenehmste gewesen wäre. Du weißt also alles. [Der Brief von Horn an Moors ist leider nicht erhalten oder bisher nicht veröffentlicht.] Du wirst daraus gesehen haben, daß Dein Goethe noch nicht so bestrafenswert ist, als Du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsdenn meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male⁶¹ das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakassieren des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S[chönkopf] ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des großen Glückes wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen. Lebe wohl. Ich werde an Deinen Bruder schreiben; es ist kein Stolz, es ist Nachlässigkeit, die mich ihn vergessen gemacht hat. Ich muß Dir noch am Ende im Namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen ohne Ausnahme. Du kannst denken, welches Übel daraus entstehen könnte. Lebe wohl.

Leipzig, den 1. Oktober 1766. Goethe

Im Brief vom 15. Mai 1767 an die Schwester Cornelia deutet Wolfgang Goethe seine Liebe zu Annette, der „kleinen Schönkopf“ nur an. Er spielt aber die Sache herunter, er ist offensichtlich unehrlich gegen die Halbschwester und die Mutter.

Anfang Oktober 1767, ein Jahr nach dem Brief an Moors, zog ein weiterer Student im Haus der Familie Schönkopf ein, die Zimmer an Studenten vermietete. Goethe bekam schon bald Grund zur Eifersucht.

Das Studium verlor offensichtlich an Interesse bei Goethe. Die Liebe zur Dichtkunst, das Verfassen von Gelegenheitsgedichten, von kleinen Schäferspielen und das von ersten Dramen ist jetzt seine ganze Leidenschaft. Heiraten und Vater von mehreren Kindern zu werden, diese Aussicht kann Goethe nicht verlocken. Spätestens seit Anfang Oktober 1767 häufen sich die Mißverständnisse zwischen den Verliebten. Annette greift zu einem gefährlichen Mittel: sie macht den Geliebten eifersüchtig. Dieser Trick kann natürlich dazu führen, daß der besorgte Liebhaber, der um sein Mädchen fürchtet, schneller bereit ist, den Schritt zur Ehe zu tun; aber es kann auch dazu führen, daß der Liebhaber unsicher wird und Bedenken in ihm aufsteigen. Auf jeden Fall ist jetzt eine Entscheidung von Goethe verlangt: Entweder Fortsetzung des

⁶⁰ Gerechnet vom 28. Januar 1745, Goethes wirklichem Geburtstag.

⁶¹ Zweckklüge Goethes, denn seine „allererste wahre Liebe“ galt dem schönen Gretchen. Aber wer gibt schon öffentlich zu, daß er bereits zum zweiten oder gar dritten Mal die „wahre Liebe“ gefunden hat?

Brotstudiums und der feste Wille zur Erlangung eines soliden Einkommens oder das Ende ihrer Liebe. Natürlich stecken Annettes Eltern hinter diesem Vorgehen.

Prompt träumte Goethe am 13. Oktober 1767 von dem „Sack der Ehe“, in den er von Annette „gehext“ werden könnte.

Im Oktober und November 1767 schreibt Goethe noch einige wilde Briefe an Behrisch, die von seiner Eifersucht und inneren Unruhe Zeugnis ablegen.

WA IV.1, Brief Nr. 33: An Behrisch, Dienstags, den 10. Nov. 67.

... Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen deine Arme. O Gott, Gott. - Laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe. O sähst du mich, sähst du den Elenden wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll, du würdest jammern. Freund, Freund! Warum hab ich nur einen?

um 8 Uhr: Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit dir reden können. Ob vernünftig? Das weiß Gott. Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller ⁶² vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch, worein ich beißen sollte [...] Meine Geliebte! Ah, sie wird's ewig sein. Sieh Behrisch in dem Augenblicke, da sie mich rasen macht, fühl ich's. Gott, Gott, warum muß ich sie so lieben ...“

Am 4. Dezember 1767 übersandte er folgendes Gedicht an Intimus Behrisch:

*Der wahre Genuß [1. Fassung]
Soll dich kein Heilig Band umgeben,
O Jüngling! schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und wenn du deinen Wunsch erfüllt,
So laß dich durch die Liebe binden,
Wenn du es durch die Pflicht nicht willst.*

*Empfinde Jüngling! Und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön, und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe,
Nichts als des Priesters Segen fehlt.*

*Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht.
Damit die Zeit der Glut nicht schade,
Räumt sie niemals ein Recht mir ein,
Und heut muß ihre Gunst noch Gnade,
Wie an dem ersten Abend seyn.*

[gekürzt]

Spätestens im März 1768 hat sich Goethe entschieden, er kann jetzt noch nicht heiraten:

WA IV.1, Brief Nr. 39: An Behrisch, im März 1768

... Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein ...

⁶² Ein interessantes Analogon dazu fand ich in den >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< (gleichzeitig ein weiteres Indiz für Goethes Verfasserschaft an dem pseudonymen Werk), siehe Baus, >Nachtwachen<, Text - Corpus, Seite 93 und 94: „Ich [Goethe meint sich selber] bin leider in den Jugendjahren und gleichsam im Keime schon verdorben, denn wie andere gelehrte Knaben und vielversprechende Jünglinge es sich angelegen sein lassen, immer gescheuter und vernünftiger zu werden, habe ich im Gegenteile stets eine besondere Vorliebe für die Tollheit gehabt und es zu einer absoluten Verworrenheit in mir zu bringen gesucht, eben um, wie unser Herrgott, erst ein gutes und vollständiges Chaos zu vollenden, aus welchem sich nachher gelegentlich, wenn es mir einfiel, eine leidliche Welt zusammen ordnen ließe.“

Am 26. April 1768 ist das schlimmste überwunden:

WA IV.1, Brief Nr. 40: An Behrisch, den 26. April 1768

... O Behrisch, ich habe angefangen zu leben! Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dir's: Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. ... Es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr [Annette] zum ersten Mal sagte, daß ich sie liebte, zwei Jahre, Behrisch, und noch. Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf ...

Eine lebensgefährliche Krankheit – nicht auszuschließen, daß er sich bereits zum zweiten Mal an der Syphilis infiziert hatte - zwang den nunmehr 23jährigen Wolfgang Goethe zur Rückkehr ins ungeliebte Haus des Pflegevaters. Anfang September 1768 kam er in Frankfurt an.

Erwähnenswert ist, was Goethe in >D.u.W.< (WA I.27, Seite 191) berichtet, daß ihm die deutsche Literatur seit einiger Zeit fremd geworden war *„und ich wendete mich wieder [...] gegen die geliebten Alten [die antiken griechischen und römischen Dichter und Philosophen], die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Teilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten. Ich machte einen Tausch mit Langer, wobei ich zugleich den Glaucus und Diomedes spielte; ich überließ ihm ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich, selbst bei dem langsamsten Genesen, erquicken sollte.“*

Mit Freund Langer diskutierte er auch stundenlang über die Religion. In einem Brief vom 24.11.1768 bekannte Goethe: *„... für eine Seele wie meine, war es allen Priestern der Welt unmöglich, sie zu rühren, besonders bei dem unevangelischen Gewäsche unserer jetzigen Kanzeln.“*

Die epikureische und stoische Naturphilosophie, in die er durch seinen Hofmeister eingeführt worden war, gewann gegen Ende seines Leipziger Aufenthalts erneut an Interesse für den jungen Wolfgang Goethe.

Kapitel II.2: Zwischen Leipzig und Straßburg (1768 – 1770)

Zwischen den Studentenjahren in Leipzig und denen in Straßburg liegen über 19 Monate, währenddessen Goethe zu Hause lebte und private Studien betrieb. Aus einem Brief an Philipp Erasmus Reich vom 20. Februar 1770 geht hervor, daß er Diogenes Laertius las, Goethe beschäftigte sich demnach mit den antiken Naturphilosophen, und wie aus seiner Straßburger Dissertation geschlossen werden muß, stand er jeder Art von Religion sehr kritisch, ja ablehnend gegenüber. Welche politische Begebenheiten und gesellschaftliche Einflüsse auf Goethe eingewirkt haben, möchte ich an dieser Stelle abhandeln. Unzweifelhaft ist, daß der preußische Militarismus die wirklichen Einflüsse auf den jungen Wolfgang Goethe zu verheimlichen und zu unterdrücken versucht hat. Auch die wahre Philosophie Goethes wurde aus gesellschaftspolitischen Gründen des Zweiklassensystems mit Absicht systematisch verschleiert, um das deutsche Volk in Unmündigkeit und Dummheit zu erhalten, um es besser ausbeuten und für die Wahnsinnsvorhaben des hohenzollernschen Herrschergeschlechts besser „benutzen“ zu können.

Cornelia Goethe notierte in ihrem Tagebuch für ihre Freundin Katharina Fabricius unter dem Datum 13. Januar 1769: *„Ich muß Dir etwas im Vertrauen sagen: Müller [Johann Caspar Möller?] und mein Bruder sind nicht mehr so gut zusammen, wie sie es sonst waren. Ihre Grundsätze sind verschieden, weil die Philosophie meines Bruders geprüft ist, während Müller die seinige nur dem Studium verdankt.“*

Möglicherweise führt uns diese Tagebuchnotiz auf Wolfgang Goethes Hofmeister aus den Jahren 1764 bis 1765, kurz vor Antritt des Studiums. Nach seiner Rückkehr aus Leipzig führte die alte Freundschaft möglicherweise wieder zu neuen Kontakten. Goethes philosophischen Grundsätze hatten sich jedoch gewandelt und gefestigt. Er argumentierte gegenüber seiner Schwester Cornelia, daß seine Philosophie „geprüft“, d. h. aus der Praxis abgeleitet sei, während Müller oder Möller seine Philosophie nur dem Studium verdanke, also Theorie sei.

Kapitel II.3: Der Straßburger Student (1770 – 1771)

Ich behaupte nun ohne Umschweife, daß Wolfgang Goethe viele Schriften der Enzyklopädisten, vor allem

die von Voltaire und von Paul Thiry d'Holbach gekannt hat, auch „Le Christianisme dévoilé“ („Das entschleierte Christentum“) muß er gelesen haben. Dies war die Voraussetzung dafür, um seine Inaugural-Dissertation schreiben zu können, die er zur Erlangung der Doktorwürde beim Senat der Straßburger Universität einreichte und mit der er prompt abgewiesen wurde.

Diese Goethesche Dissertation ist bis heute nicht aufgetaucht. Wir besitzen nur drei Briefe, die uns über ihren Inhalt Aufschluß geben.⁶³ Die ersten beiden Briefe schrieb der Straßburger Professor Elias Stöber:

Brief vom 4. Juli 1772: *„Der Herr Goethe hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht [hat]. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu sein, darf man nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation >de Legislaturibus< lesen, welche selbst die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae (aus Gründen der Religion und Klugheit) unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte abgedruckt werden können, anders, als daß die Professoren sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urteil und Recht abgesetzt zu werden.“*

Brief vom 7. August 1772: *„Was ich Ihnen von Herrn Goethes vorgehabten Inaugural-Dissertation gemeldet, das habe [ich] aus dem Munde des Herrn Professor Reiffeissen vernommen, der damals Decanus Facultatis gewesen, und, soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er mir gesagt, daß dem Kandidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden [sei]. Sie dürfte wohl bei keiner guten Polizei zum Druck erlaubt und gelassen werden, wiewohl der Herr Autor damit gedroht [hat].“*

Der dritte Brief stammt von dem Mediziner Metzger und ist am 7. August 1771 geschrieben: *„Es gibt hier [in Straßburg] einen Studenten, namens Goethe, aus Frankfurt am Main, der, wie es heißt, in Göttingen [?] und Leipzig sehr fleißig studiert hat. Dieser junge Mensch, von seinem Wissen, tatsächlich aber von einigen Bosheiten des Herrn Voltaire aufgeblasen, wollte eine These, die den Titel führen sollte >Jesus autor et iudex sacrorum<, aufstellen, in der er unter anderem behauptete, nicht Jesus Christus sei der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere weise Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt; die christliche Religion sei nichts weiter als eine vernünftige politische Einrichtung ec. Aber man hatte die Gewogenheit, ihm den Druck seines Meisterwerkes zu verbieten. Darauf reichte er, um seine Verachtung ein wenig fühlen zu lassen, die simpelsten Thesen ein, zum Beispiel: >Naturrecht ist, was allen Geschöpfen ziemt<.“⁶⁴ Man hat sich über ihn mokiert, und er war der Sache ledig.“*

Ich möchte das Wesentliche ungeschminkt in einem Satz zusammenfassen: Wolfgang Goethe, der natürliche Sohn Kaiser Karls VII., war ein sogenannter „wahnsinniger Religionsverächter“, der in seiner Straßburger Inaugural-Dissertation zu beweisen versuchte, daß Jesus nicht der Gründer der christlichen Religion gewesen sei, sondern andere hätten sie unter seinem Namen als politische Einrichtung geschaffen. Diese Ansicht steht in genauem Kontext zu den atheistischen Veröffentlichungen von d'Holbach und Helvétius und ist kein eigenständiges Goethesches Geistesprodukt.

Wir rekapitulieren: Goethe wurde bereits von seinem Hofmeister (Name von Goethe nicht genannt) in die stoische Philosophie (er las Epiktet und Cicero) eingeführt. Während seines Leipziger Studienaufenthalts las er weitere antike Autoren und während seines anschließenden Genesungsaufenthaltes in Frankfurt las er den Diogenes Laertius, der zehn Bücher über das Leben und die Lehren der antiken griechischen Philosophen (u. a. Chrysippos, Zenon, Epikur) schrieb. Erwähnenswert ist auch die Anlage eines Kollektaneenheftes mit Titel >Ephemerides<, in welches er Auszüge und Zitate, manchmal auch nur die Titel seiner Lektüren eintrug. Daraus geht hervor, daß er u. a. auch Plinius, Cicero, Quintilian, Shakespeare und Lessing las. Goethe war demnach bestens in die „*philosophischen Geheimnisse*“ der antiken Naturphilosophie eingeführt. Ich möchte diese „offenbaren Geheimnisse“ in komprimierter Form dem interessierten Leser bekanntmachen.

Beinhaltet die Stoa eine atheistische Philosophie?

Zuerst möchte ich die Frage abhandeln, ob die stoische Philosophie eine theistische oder eine atheistische Philosophie beinhaltet. Sie meinen, das wäre die einfachste Sache der Welt? Im Gegenteil! Wir stoßen bereits hier auf die größten Widersprüche. Ein Theist, der Privatdozent der Theologie Kurt Deißner, hat die

⁶³ Quelle: Zur Straßburger Kirchengeschichte im XVIII. Jahrh., II. Teil, Straßburg 1907, Seite 152.

⁶⁴ Mit dieser These gibt sich Goethe als ein Stoiker zu erkennen. Diese These ist keineswegs simpel, sie erscheint nur auf den ersten Blick für einen Theisten simpel.

Frage meiner Überzeugung nach endgültig geklärt. Hier seine Argumente: ⁶⁵

1. *Einführung in das Problem: Diese beiden Männer [Paulus und Seneca] scheinen auf den ersten Blick zwei völlig ungleichartige Größen zu sein. Paulus, der Missionar, der Apostel Christi, und Seneca, der kaiserliche Minister, Paulus, der Theologe und Prediger, und Seneca, der Philosoph und Forscher, Paulus, der bewußte Diener und Knecht seines himmlischen Herrn, und Seneca, der im Königtum des stoischen Weisen sein höchstes Ideal sieht - das sind Gegensätze, die einen Vergleich von vornherein ausschließen wollen, ja es unbegreiflich erscheinen lassen, wie man jene beiden Namen überhaupt nebeneinander stellen kann. [...] Zu den anziehendsten Begebenheiten im Leben des Apostels werden wir doch immer sein Zusammentreffen mit epikureischen und stoischen Philosophen in Athen rechnen müssen. Dazu kommt ferner, daß im Ideengehalt der Weltanschauung beider Männer von jeher eine weitgehende Verwandtschaft, die sich bis auf den Wortlaut, bis auf gewisse technische Ausdrücke erstrecken soll, empfunden wurde, eine Verwandtschaft, die dann freilich zu den phantastischsten Hypothesen Anlaß gab: man sprach von einem persönlichen Verkehr, sogar von einer Freundschaft des Apostels mit Seneca oder wenigstens von einem Briefwechsel. Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß auch die moderne Forschung, die auf die geschichtlichen Zusammenhänge der neutestamentlichen Theologie mit der Umwelt abzielt, teilweise noch recht starke Einflüsse der Stoa auf die apostolische Verkündigung annimmt; so haben z. B. Paul Wendland und Johannes Weiß bei aller Hervorhebung der Nuancen die enge Berührung des Paulus mit der Stoa, wie seine Abhängigkeit von ihr betont. Nach alledem besteht also auch für uns noch das Problem, ob und inwieweit die Gedankenwelt des Paulus Ideen und Begriffe des zeitgenössischen Stoizismus in sich aufgenommen hat, oder ob andererseits die Stoa und damit auch Seneca von der paulinischen Predigt beeinflusst worden ist oder ob gar ein direkter oder indirekter Gedankenaustausch zwischen Paulus und Seneca stattgefunden hat. [...] Frühere Erörterungen unseres Problems, so noch neuerdings die Schrift von J. Kreyher ⁶⁶, sind freilich häufig einen anderen Weg gegangen; sie suchten vor allem die These zu erhärten, daß der Apostel und der Philosoph in nahen, freundlichen Beziehungen miteinander gestanden haben müssen [...] Seneca selbst wurde als ein dem Christentum nahestehender Philosoph, wenn nicht gar als Christ hingestellt. Wie unbegrenzt hierbei in der Ausdeutung jener neutestamentlichen Stellen lediglich die Willkür gewaltet hat, leuchtet von selbst ein. Wir werden demnach von einem Vergleich der Denkweise des Paulus und Seneca auszugehen haben; und zwar werden wir zunächst erörtern, wie weit der Gedanke der Ewigkeit die beiden Systeme beherrscht.*

2. *Der Gedanke der Ewigkeit: Daß die apostolische Botschaft, die sich auf die Auferstehung Christi gründet (vgl. z. B. Apg. 2, 24.36; 3, 15.26; 1. Kor. 15, 1 ff. besonders V.4 ff.), Ewigkeitscharakter [für den gläubigen Theisten] trägt, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden: alles Glauben und Hoffen der Apostel kann nicht ohne die Gewißheit des auferstandenen Christus, der einst wiederkommt und damit die Ewigkeit herbeiführt, gedacht werden. [...] Für den Apostel Paulus speziell stellt sich die christliche Hoffnung so dar, daß der Tod den Christen in die unmittelbare Nähe Christi, in seine eigentliche Heimat führt: er ist „daheim bei dem Herrn“ (2. Kor. 5, 6-8); bedeutet ihm doch Christus im wahrsten Sinne „Leben“; darum kann ihm das Sterben nur Gewinn bringen (Phil. 1, 21). [...] Nach Ansicht der meisten Forscher soll nun auch bei Seneca eine ähnliche Ewigkeitsstimmung zum Durchbruch kommen; ja viele sehen in seinen Äußerungen über die Unsterblichkeit und in der Art des ewigen Lebens die innigsten Berührungspunkte mit der christlichen Anschauung. Für uns dagegen wird gerade hier die erste grundlegende Differenz des Philosophen vom Apostel sichtbar. Es ist freilich für den Seneca-Leser eine recht schwierige Aufgabe, ein klares und einheitliches Bild von Senecas Auffassungen des [eventuellen] Jenseits und der [eventuellen] Unsterblichkeit der Seele zu erhalten. Wie oft begegnen wir hier den größten Widersprüchen! ⁶⁷ Scheint ihm das eine Mal das Dogma von der Unsterblichkeit als etwas Selbstverständliches festzustehen, so äußert er sich an anderen Stellen sehr skeptisch und resigniert; und endlich schlägt seine Stimmung geradezu in eine bewußte Opposition gegen den Unsterblichkeitsglauben um. Wohl bietet er in den Trostschriften zuweilen ein bestrickendes, lichtvolles Gemälde von dem Zustand des Menschen nach dem Tode und vom Jenseits dar; ein seliges Wiedersehen, eine persönliche Gemeinschaft mit allen edlen Geistern ist den Verstorbenen beschieden: „alsdann erhebt er sich in die Höhen und wandelt unter seligen Seelen; eine heilige Schar nimmt ihn auf, die Scipionen und Catonen ... dein Vater, o Marcia, zieht, obwohl dort allen alles verwandt ist, seinen Enkel an sich ...“ (ad. Marc. de cons. 25, 1.2). Mit solchen Worten weiß Seneca die um den Tod*

⁶⁵ >Paulus und Seneca<, von Kurt Deißner, erschienen in: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von D. A. Schlatter und D. W. Lütgert, 21. Band, 2. Heft, Gütersloh 1917.

⁶⁶ Vgl. J. Kreyher: >L. Annaeus Seneca und seine Beziehungen zum Urchristentum<, Berlin 1887.

⁶⁷ Es gibt nur eine einzige Erklärung für diesen Tatbestand: Im Mittelalter wurden die Werke Senecas offensichtlich von den christlichen Kopisten „interpoliert“.

ihres Sohnes betrübt Marcia zu trösten⁶⁸; oder in einer anderen Trostschrift (ad Polyb. de cons. 9, 7) preist er den Verstorbenen glücklich: „endlich ist er frei, endlich ist er in Sicherheit, endlich ist er über die Schranken der Zeit erhaben“ (vgl. ferner ad Marc. de cons. 24, 5; ad Helv. de cons. 11, 7). Indessen dürfen wir in diesen Wendungen, in denen der Todestag als der Geburtstag der Ewigkeit gefeiert wird (vgl. ep. 102, 26), keineswegs ein persönliches Glaubensbekenntnis des Philosophen erblicken; hier ist für ihn lediglich der praktische Zweck, Trost zu spenden und sorgende Seelen aufzurichten, maßgebend. Seine eigene [stoische] Überzeugung, die in eine ganz andere Richtung weist, unterdrückt er dabei einen Augenblick; und doch gelingt ihm dies nicht völlig; denn seine Skepsis ist zu stark, sie bricht selbst in der Trostschrift wieder hervor, in der er so trostvoll das ewige Leben geschildert hat, und äußert sich darin, daß er den Zustand nach dem Tode gleichsetzt der Ruhe, in der wir uns vor unserer Geburt befanden (ad Marc. de cons. 19, 5; ep. 54, 4). Diese Ruhe bedeutet, wie aus den kurz darauffolgenden Worten klar hervorgeht, ein „Nichtsein“: „Der Tod ist weder ein Gut noch ein Übel; denn ein Gut oder ein Übel kann ja nur das sein, was wirklich etwas ist; was aber selbst nichts ist und alles in das Nichts zurückführt, das gibt uns keinem Schicksale preis ... derjenige kann nicht unglücklich sein, der gar nicht mehr ist“ (ad Marc. de cons. 19, 5; ebenso in ep. 54, 4 u. 77, 11). In diesem Sinne müssen nun auch die Äußerungen verstanden und beurteilt werden, die von einem ewigen Frieden (ad Marc. de cons. 19, 6) oder einer ewigen Ruhe (ad Marc. de cons. 24, 5) reden. Letzten Endes erscheint ihm der Unsterblichkeitsglaube nur als ein „schöner Traum“ (ep. 102, 2); in unseren Gedanken über das Leben nach dem Tode spiegeln sich nur die Fabeln und Spielereien der Dichter wieder (ad Marc. de cons. 19, 4). Seine eigene Stimmung - so meint er selbst - wird nicht davon berührt, ob der Tod „Ende oder Übergang“ (zu einem höheren Dasein) ist. Besonders dieses letztes Glaubensbekenntnis, das sich mehrmals in seinen Schriften (ep. 65, 24; de prov. 6, 6; ad Polyb. de cons. 9, 2.3; ep. 24, 18) findet, beweist uns, daß der Ewigkeitsgedanke in seinem persönlichen Leben sowie in seinem System keine besondere Geltung gehabt haben.

Auch das eschatologische Weltbild, das Seneca in Anlehnung an die altstoische Lehre vom Weltbrande hin und wieder gezeichnet hat, führt nicht über seine sonstigen Zukunftserwartungen hinaus. Einst werde die ganze Welt und mit ihr die Menschheit vom Feuer ergriffen werden und das All sich in ein einziges, ungeheures Feuermeer auflösen, in das auch die Geister der Abgeschiedenen verwandelt werden. Alsdann beginnt der Weltprozeß von neuem: das allgemeine Sterben führt wieder zum Leben, zu einem Leben in reinerer Gestalt; entspricht es doch dem Naturgesetz und dem Wesen der Gottheit (vgl. ad Helv. de cons. 6, 8), daß alles in ewigem Wechsel kreist (vgl. zur Eschatologie Senecas: natur. quaest. lib. III cap. 13; 28, 7; 29, 5; ad Marc. de cons. 26). Ob die Menschenseele nach diesem Weltbrande in individueller Existenzform fort dauert, bleibt dabei im Dunkeln und ist jedenfalls unwahrscheinlich; denn nach der Lehre der alten Stoa mußte die Seele, wenn sie bei dem Weltbrande in das Urpneuma (Urstoff) zurückkehrte, damit auch ihre individuelle Gestalt aufgeben. [...] Während in der stoischen Anschauung es sich um einen Naturprozeß handelt, stellt uns die paulinische Eschatologie ein Geschichtsbild vor Augen. Katastrophale Naturereignisse führen in der Stoa das Ende der Welt herbei; bei Paulus dagegen ist es die noch einmal am Horizont der Weltgeschichte erscheinende Person Christi, die den Kampf mit den widergöttlichen Mächten aufnimmt und damit die Geschichte der Menschheit zum Abschluß bringt. Während dort [in der stoischen Eschatologie] an die alte Welt sich in stetem Wechsel neue Welten reihen, ohne daß der Weltlauf zu einem letzten, ewigen Ziele gelangt, kennt der Apostel ein unverrückbares, höchstes Ziel, das allem Geschehen gesteckt ist: die endgültige, ewige Aufrichtung des Gottesreiches (vgl. 1. Kor. 15, 24 - 28). Der tiefste Gegensatz der beiden eschatologischen Lehren aber wurzelt darin, daß bei Seneca - wie es sich nachher besonders auch in der Ethik zeigen wird - der Mensch, der stoische Weise, das Maß aller Dinge ist, während bei Paulus der gesamte Geschichtsverlauf damit gekrönt wird, daß Gott alles in allem ist (1. Kor. 15, 28). [...]

3. Die Lehre von Gott: Daß in Senecas eschatologischen Erwartungen der Gedanke des lebendigen Gottes völlig fehlt, läßt sich leicht aus der Gesamtschauung des Philosophen von Gott erklären. Zunächst begegnen wir freilich auf diesem Gebiete Aussprüchen und Definitionen, die uns fast christlich anmuten und - entgegen dem Pantheismus der alten Stoa - einen durchaus theistischen Klang haben⁶⁹. In der alten Stoa wurde die Gottheit als das wirkende Prinzip, als das „künstlerisch bildende Feuer“ bestimmt, dem ausdrücklich materielle Beschaffenheit zugeschrieben wurde. Als feuriger Hauch (Pneuma), aus feinsten Substanz (= Urschubstanz) bestehend, durchdringt die Gottheit die gesamte Materie und erscheint somit als ein der Welt völlig immanentes Prinzip. Ja, in allem Seienden erblickte der Stoiker der alten Schule nur die verschiedenen

⁶⁸ Diese Tatsache könnte dadurch erklärt werden, daß Marcia noch an heidnische Götter glaubte und nicht in die stoische Philosophie eingeführt war. Sie war nur eine ungebildete Frau und Mutter. Seneca konnte ihr deswegen durch die stoische Philosophie allein keinen Trost spenden.

⁶⁹ Theistischer Klang: wegen der mittelalterlichen Interpolationen. Siehe dazu ausführlich: L. Baus, >Die „Bibel“ der Freidenker - Die Umwertung aller Werte<, Homburg 1997.

Erscheinungen der Ursubstanz oder der Gottheit: wie alles, was existiert, aus der Ursubstanz hervorgegangen ist, so wird sich alles einst auch wieder in diese Ursubstanz auflösen. Da die Gottheit bei der Weltbildung das gestaltende Prinzip darstellt, wird sie von den Stoikern ferner als die „samenartige Vernunft“ (Logos spermatikos) beschrieben; in dieser liegen die Keime, die jedes Einzelding gestalten. Wurde nun so das Verhältnis der Gottheit zur Welt gedacht, wie es sich in diesen Sätzen ausprägte, dann mußten die Stoiker folgerichtig zu einem rein pantheistischen Gottheitsbegriff kommen: Gott und Welt waren schließlich für die Stoiker identische Begriffe. Seneca hat nun die Materialität des altstoischen Gottesbegriffes abgestreift (natur. quaest. lib 1. praef. 14 vgl. mit ad Helv. de cons. 8, 3); auch ist für ihn Gott nicht an die Welt gebunden, Gott ist ihm nicht gleichbedeutend mit der Welt in ihren verschiedenen Zuständen und Erscheinungen, sondern selbständig tritt Gott als eine transzendente Macht der Welt gegenüber [...]

Überhaupt sind jene Beziehungen zwischen Gott und Mensch nicht so persönlich und lebendig gedacht, daß wir von einem Vorsehungsglauben sprechen könnten, wie wir ihn bei Paulus vorfinden. Auch wenn besonders in der Schrift „de providentia“ mit Energie der Gedanke einer vernünftigen Vorsehung verfochten wird, die alles aufs beste geordnet hat, die in ihrer Weisheit und Liebe, oft auch Strenge die Menschen für ihre hohe sittliche Aufgabe erzieht, die schließlich uns alles zum besten dienen läßt (de prov. 1, 5; 2, 6; 3, 1 f.; 4, 7; 5, 10), so zeigt doch andererseits gerade diese Abhandlung, daß die Begriffe „Schicksal und Vorsehung“ keineswegs klar geschieden sind. „Das Schicksal leitet uns“ - heißt es hier (de prov. 5, 7 f) - „und die erste Stunde nach der Geburt hat entschieden, wieviel einem jeden zugemessen sein soll. Eine Ursache hängt mit der anderen zusammen, und die Angelegenheiten des Einzelnen und Ganzen sind in langer Folgenreihe verbunden ... an dieselbe Notwendigkeit, die uns im Leben und Sterben beherrscht, sind auch die Götter gebunden. Eine unabänderliche Bahn ist ebenso den Göttern wie den Menschen vorgeschrieben. Jener Schöpfer und Lenker des Alls selbst hat die Gesetze zwar bestimmt, aber er folgt ihnen; immer gehorcht er, ein einziges Mal nur hat er befohlen.“ Danach sind wir also der Macht eines unerbitlich ablaufenden Naturmechanismus' unterworfen; ein für allemal sind die Bahnen der Menschen, ja Gottes Wege selbst vorgezeichnet. Im Grunde genommen besteht für Seneca die göttliche Providenz doch nur in der gesetzmäßig wirkenden Ordnung der Natur, des Weltalls; ähnlich wie in der älteren Stoa, ist es bei Seneca die in der Natur, im All geschaut und erlebte planvoll und zweckvoll arbeitende „Vernunft“, die ihn zu dem Gedanken der Vorsehung kommen läßt. In diesem Sinne sind dann zahlreiche Stellen bei Seneca, die zunächst den Eindruck eines wirklichen Providenzglaubens machen, zu verstehen und zu deuten. [...] Seneca wagt deshalb auf die Frage, ob Gott sich auch um die einzelnen kümmere, keine klare, entschiedene Antwort zu geben; höchstens sagt er, daß die Götter sich zuweilen um einzelne sorgen (ep. 95, 50; vgl. auch de prov. 3, 1). Und eine weitere Konsequenz von Senecas Auffassung der Vorsehung als der Natur immanenten, alles gesetzmäßig wirkenden Vernunft ist schließlich die Anschauung, nach der Gott und Natur, Gott und Welt als eins gedacht, miteinander identifiziert werden. Der Pantheismus, den wir in der Stoa zum ersten Mal bei Klenthes scharf ausgeprägt antreffen, ist von Seneca nicht überwunden worden. Auch Seneca lehrt, daß auf die Gottheit jeder Name zutrifft (natur. quaest. lib. II. cap 45, 1); auch für ihn sind Gott, Schicksal, Vorsehung, Natur, Welt identische Begriffe (natur. quaest. lib II. cap. 45, 2; vgl. auch de benef. lib IV. cap. 8, 3). Auf die Frage: „Was ist die Gottheit?“ antwortet er ganz im Sinne des Pantheismus: „Die Seele des Alls ... alles, was du siehst und nicht siehst. Dann erst wird ihr ihre eigentümliche Größe zuerkannt, über welche hinaus sich nichts Größeres denken läßt, wenn sie alles allein ist, wenn sie ihr Werk von außen und innen beherrscht!“ (natur. quaest. lib I. Praef 13). Wenn dann Seneca auf der anderen Seite wiederum versucht, die Gottesidee zu objektivieren, Gott außerhalb der Natur, persönlich vorzustellen, so rückt Gott in so nebelhafte Ferne, wird dermaßen transzendent bestimmt, daß keine Brücke mehr von Gott zum Menschen, vom Himmel auf die Erde herabführt. Der überweltliche Gott hat schlechterdings gar nichts für die Menschheit zu bedeuten. „Die Götter hält der Himmel angefesselt, und es ist ihnen ebensowenig vergönnt, herabzusteigen, als er für dich sicher ist“ - schreibt Seneca in seiner dem Kaiser gewidmeten Schrift „de clementia“ (lib I. cap. 8, 3). [...] Gott ist bei Seneca entweder der Welt völlig immanent oder er wird zu einer der Welt schlechthin transzendenten Größe. Demnach verliert Senecas Gottesidee, wenn wir sie in ihrer Beziehung zu den Menschen betrachten, ihre anfänglich in die Augen fallende theistische Färbung. [...] Ohne ein klar bestimmtes Ziel, dem der Mensch letzten Endes entgegengeführt werden soll, ist ja ein Providenzglaube überhaupt nicht möglich; und wir erkennen jetzt, aus welchem tieferen Grunde bei Seneca der Providenzgedanke scheitern mußte; es fehlt eben bei Seneca die Erfassung und Bestimmung eines solchen letzten Zieles. Nach Senecas Gesamtschauung könnte dieses Ziel nur ein ethisches sein; im Königtum des Weisen erreicht ja sein Gedankengebäude den Gipfel, den Höhepunkt. Und in der Tat weisen auch zahlreiche Äußerungen Senecas in diese Richtung. Wenn Seneca die Frage aufwirft: Wozu ist das Leiden da, wozu dienen die Kämpfe, das Unglück [...], so lautet die Antwort: alles Unglück, alle Leiden sind für den, der nach dem Guten strebt und nach wahrer Größe trachtet, eine ersehnte Gelegenheit, seine

Tugend zu erproben, zu stärken und zur höchsten Entfaltung zu bringen: „Feuer erprobt das Gold, Elend den tapferen Mann. Siehe, wie hoch die Tugend hinaufsteigen muß; wisse, daß sie keine gefahrlose Wege wandeln darf (de prov. 5, 10). ... Schlägt und verwundet uns das Schicksal - wir wollen es ertragen; es geschieht nicht aus Grausamkeit, ein Kampf vielmehr ist es; je öfter wir ihn bestehen, desto stärker werden wir“ (de prov. 4, 12). Gerade im Unglück, in den Schicksalsschlägen erreicht das unerschütterliche Selbstvertrauen des Stoikers seinen höchsten Grad, da zeigt sich, wozu die Kraft des Menschen, der die Widrigkeiten des Lebens unerschrocken und gleichmütig trägt, fähig ist; ja, dann wächst der stoische Held über sich selbst hinaus zu einer Höhe empor, auf der er alles - Menschen und Götter - überragt und einen grandiosen Anblick den unsterblichen Göttern darbietet, die den Kämpfer und Dulder bewundern: „Siehe, ein Schauspiel, wert, daß ein in seine Werke vertiefter Gott es betrachte, siehe, ein des Gottes würdiges Paar: das ist ein tapferer Mann im Kampf mit einem bösen Geschick, zumal wenn er es sogar herausgefordert hat. Nichts Schöneres kann Jupiter auf Erden sehen, wenn er darauf achten will, als einen Cato, der fest und aufrecht dasteht, obwohl seine Partei mehrere Male unterlegen ist und obwohl alles zusammenstürzt“ (de prov. 2, 9). [...]

4. Die Beurteilung des Menschen: Damit stehen wir bereits mitten in der Frage, wie Paulus und Seneca den Menschen beurteilen. Wenn Seneca das Ideal des stoischen Weisen preist, so ist er dabei fest von der Majestät und höchsten sittlichen Würde des Menschen überzeugt; er rückt den Weisen in die unmittelbare Nähe der Gottheit, ja, räumt ihm sogar den Vorrang vor Gott ein; spricht Gott doch selbst zu den Menschen: „Traget (die Leiden) mutig! Hier ist der Punkt, wo ihr noch höher steht als Gott; er ist vom Dulden der Übel ausgeschlossen, ihr aber meistert das Leid“ (de prov. 6, 6). Auch an Glückseligkeit steht der Weise der Gottheit nicht nach; denn „der Weise sieht mit demselben Gleichmut, wie Jupiter, alles in den Händen anderer und verachtet es; er achtet sich um so höher, als Jupiter jene Dinge nicht gebrauchen kann, der Weise es nicht will“ (ep. 73, 14; vgl. auch ep. 53, 11; ep. 41, 4; de const. 8, 2). Eine Königsstellung des Weisen kommt hierin zum Ausdruck, die an Glanz auch vor dem Throne Gottes nichts einbüßt. [...] Trotz der aristokratischen Stellung des Menschen, oder wir können richtiger sagen, gerade wegen dieser Stellung, wegen des einzigartig hohen Ideals des Weisen findet sich bei Seneca auch ein Empfinden der eigenen Unzulänglichkeit, ein ausgeprägtes Schuldgefühl. Fast vereinzelt steht in der Antike das Bekenntnis Senecas da: „Wir haben alle gesündigt“ (de clem. lib. I. cap 6, 3); „niemand ist ohne Schuld“ (de ira lib II. cap. 28, 1; vgl. ferner de clem. lib. I. cap 24, 2; de ira lib. I. cap. 14, 3; de benef. lib. V. cap. 17, 3; ep. 41, 9). Oftmals ist er von einer so tiefen Einsicht in die menschlichen Schwächen erfüllt, daß er die Forderung aufstellen kann, es müsse eine gänzliche Umwandlung (ein „transfigurari“ ep. 6, 1; 94, 48) des Menschen stattfinden. [...] Ferner: da Seneca - trotz gelegentlicher Hinweise auf Gott - keine höhere, stärkere, erlösende Macht kennt, die den Menschen aus jenen Unzulänglichkeiten, Schwächen und Mängel herausreißt, so bleibt nur noch die Ausflucht, daß das ethische Ideal selbst verflacht wird, so bleibt nur noch der Trost, es sei nun einmal nicht möglich, wirklich das Ideal des Weisen zu erreichen, es gäbe faktisch keinen Weisen (de tranquillitate animi 7, 4), man müsse sich damit begnügen, um das Gute wenigstens zu wissen (de vita beata 20, 1 f.; vgl. auch 17 - 19). Die Folge ist, daß Seneca daran verzweifelt, es könne je das Böse überwunden werden und das Gute sich durchsetzen. Wie resigniert äußert er sich doch über die Zustände in der Welt: „Es war die Klage unserer Vorfahren, es ist unsere Klage, es wird die Klage der Nachwelt sein, daß die Sitten verkehrt seien, daß der Frevel herrsche, daß die Menschheit sich verschlimmere und alles Heilige in Verfall gerate. Allein so ist es stets gewesen und wird immer so bleiben, nur von Zeit zu Zeit sich mehr dahin oder dorthin neigend ...“ (de benef. lib. I. cap. 10, 1). [...]

5. Die Ethik: [...] Seneca hat - hierin der alten Stoa folgend - als der Hauptnorm für das sittliche Leben dem Grundsatz gehuldigt: *secundum naturam vivere*; der sittliche Mensch muß in Übereinstimmung mit dem in der Natur waltenden Vernunftgesetz leben (de vita beata 3, 3 f.; 8, 1 f. u. 6; ep. 5, 4; 41, 9; de benef. lib IV. cap. 25, 1). [...] So sieht auch Seneca das ethische Ziel in der Freiheit von allen Affekten und in der Unabhängigkeit von allen außerhalb unseres Machtbereichs liegenden Dingen, von den Zufälligkeiten des Lebens und den Gütern der Welt. In stetem Kampfe um diese Unabhängigkeit und innere Freiheit vollendet sich die Tugend, die dann für den Philosophen zugleich die höchste Befriedigung, die wahre Glückseligkeit bedeutet (vgl. besonders „de vita beata“ 4; 8, 1 f.; 9, 4). In immer neuen Wendungen preist Seneca im 4. Kapitel seiner Schrift „de vita beata“ das Ideal des tugendhaften Lebens, das in sich selbst seinen Lohn trägt, das unser höchstes Gut ist: „Glücklich ist der Mann, für den es kein Gut und kein Übel gibt außer einem guten und schlechten Herzen, der das Edle verehrt, der an der Tugend volles Genüge hat, den zufällige Dinge weder erheben noch niederschlagen, der kein höheres Gut kennt, als was er sich selbst zu geben vermag, dessen wahre Lust darauf gerichtet ist, die Lust zu verachten“ (4, 2; vgl. auch 9, 4). Am Bilde eines solchen erhabenen Geistes berauscht sich unser Philosoph förmlich; jenem Manne gebührt eine

göttliche Krone. „Wenn du einen Mann findest, unerschrocken in Gefahren, unberührt von Lüsten, im Unglück glücklich, mitten in den Stürmen [des Lebens] ruhig, der die Menschen tief unter sich, die Götter auf gleicher Stufe erblickt - wird da nicht Ehrfurcht gegen ihn dich überkommen?“ (ep. 41, 4) - dies ist nach Senecas Worten der Tugendhafte, in jener Unberührtheit von allen inneren und äußeren Dingen zeichnet er das Ziel, dem der Weise nachzustreben hat. So viel wird bereits deutlich: wir haben hier eine Begründung der Ethik, die von der Einzelpersönlichkeit ausgeht; an der Vollendung dieser Persönlichkeit zur Tugend, d. h. zur inneren Freiheit und Glückseligkeit haftet das eigentliche ethische Interesse. [...] Für Seneca gehört gerade der Selbstmord zur Ausübung, ja zum stärksten Beweis der inneren Freiheit gegenüber allen äußeren Schickungen; der Gesichtspunkt persönlicher Freiheit würde in diesem Falle bei Paulus gar nicht in Betracht kommen [...] Überhaupt ist es bezeichnend für die Ethik Senecas, daß er selbst da, wo er von den Beziehungen und Pflichten gegenüber den anderen Menschen spricht, immer wieder zum eigenen Ich zurücklenkt und das in den Vordergrund stellt, was der Durchbildung und Vollendung der Persönlichkeit zugute kommt. Sogar in dem Preis der Freundschaft hebt er als ausschlaggebend hervor, daß der Freund uns zum feineren und glücklicheren Wachstum des persönlichen Lebens, des inneren Menschen verhilft. Die Freundschaft ist dazu notwendig, um recht zu leben und sein Leben nach seinem inneren Reichtum pflegen und fördern zu können (ep. 48, 2; 7, 8). Die gleiche Tendenz macht sich dann bemerkbar, wenn Seneca die sozialen Pflichten vom Begriff des Menschen aus begründet. [...] So schreibt Seneca eine eingehende Abhandlung „Über die Wohltaten“. Das Wohltun nimmt bei ihm eine ähnliche Stellung ein, wie die Liebe im Christentum. [...] Die Begründung dieser ethischen Forderungen läuft letzten Endes immer auf den einen Satz hinaus: „Der Mensch ist dem Menschen eine heilige Sache“ (ep. 95, 33); oder an anderer Stelle sagt Seneca: „Ein jeglicher ... genießt meine Gunst, weil er den Namen Mensch trägt“ (de clem. lib. I. cap. 1, 3); und auf der gleichen Linie liegt sein Hinweis auf den gemeinsamen Ursprung und die gleiche Abstammung aller Menschen (de benef. lib. III. cap. 28, 1 f.). Mit anderen Worten: es ist die Humanitätsidee, die dem Philosophen vorschwebt, wenn er jene sozialen Pflichten seinen Zeitgenossen vorhält. Der Humanitätsgedanke hat nun, so oft er auch bis in die neueste Zeit hinein als christliche Idee ausgespielt wird, mit dem neutestamentlichen Christentum nichts zu tun. Nirgends bei Paulus, und auch sonst nicht im neuen Testament, findet sich ein nur annähernd gleicher Gedanke, wie der, daß der Mensch an sich eine heilige Sache sei oder daß er, weil er den Namen Mensch trägt, zu respektieren sei. [...]

Es ist spätestens seit der Abhandlung von Deißner nicht mehr zu bezweifeln, daß die antike Naturphilosophie (der Epikureismus und Stoizismus) eine existentialistische Philosophie beinhaltet. Außerdem ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, daß die Schriften der Stoiker von christlichen Mönchen im Mittelalter „interpoliert“ wurden. Ich bin der Überzeugung, daß eine Ausgabe der wichtigsten stoischen Philosophen geschaffen werden müßte, in denen alle theistische Einfügungen und Zusätze getilgt worden sind.⁷⁰ Eine andere denkbare Möglichkeit wie es dazu kam, daß z. B. Seneca ein Atheist und Epiktet ein Theist scheint, ist die: Die Stoiker wußten, daß es Menschen gibt, die den Gedanken einer endlichen Existenz kaum oder gar nicht fassen können. Daher lehrten sie bewußt doppeldeutig. Vor den „einfacheren“ Geistern gebrauchten sie noch die Vorstellung von göttlichen Ursachen; nur vor den intelligenteren und den psychisch „starken“ Individuen sprachen sie das Höchste aus: Die Erkenntnis, daß jede Mythologie, jede Religion an der klaren Ratio der menschlichen Vernunft in Dunst zerfließt; es war und bleibt eine Wahnvorstellung, von schwachen, kränklichen Geistern erfunden und von skrupellosen Herrschern zur Unterdrückung der Menschen, der schwachen und ungebildeten Menschen, mißbraucht.

Einführung in die Stoische Philosophie⁷¹

Zenon unterteile die Philosophie in Logik, Physik und Ethik.

Die Logik zerfällt in zwei Wissenschaften, in Rhetorik und Dialektik. Die Rhetorik ist die Wissenschaft, das, was einer rednerischen Ausführung bedarf, gut auszuarbeiten und vorzutragen. Die Dialektik ist die Wissenschaft, eine Abhandlung zu schreiben, die aus Fragen und Antworten besteht; daher definieren sie die Dialektik auch als die Wissenschaft des Wahren und Falschen, und dessen, was keins von beiden ist.

Der Teil, den die antiken Philosophen >Physik< nannten, handelt von der gesamten Naturlehre.

⁷⁰ Siehe dazu: L. Baus, >Die Bibel der Freidenker - Die Kunst des Seins<.

⁷¹ Auszug aus: L. Baus, >Die Bibel der Freidenker - Die Kunst des Seins<.

Den ethischen Teil der Philosophie unterteilten sie in die Lehre vom Triebe, vom höchsten Glücks-Gute und größten Übel, von den Gemütsregungen, von den Tugenden, vom Endziel, von den Handlungen, von den Pflichten und von den Ermahnungen.

Der erste Trieb eines lebenden Wesens, sagen die Stoiker, ist der der Selbsterhaltung. Darauf führe jedes Lebewesen gleich seine eigene Natur, drückt sich Chrysippos im ersten Buche >Vom Endziel< aus. Einem jeden lebendigen Wesen, sagt Chrysippos, sei sein Bestehen und das Bewußtsein seines Lebens eigen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Wesen gegen sich selbst feindlich gesinnt ist. Es bleibt also nur übrig, zu sagen, daß die Natur es mit sich selbst befreundet habe. Denn auf diese Art weicht es dem Schädlichen aus, und nähert sich dem, was ihm nützlich ist. Wenn aber einige Philosophen sagen, der erste Trieb der lebenden Wesen liefe auf das Vergnügen hinaus, so geben sie etwas Falsches an. Daher hat Zenon im ersten Buche >Von der Menschennatur< als erster gesagt: „*Das Ziel des Lebens [gr. Telos] ist, der Natur gemäß zu leben; und dies heißt gleichzeitig, den Tugenden gemäß zu leben; denn zu ihnen führt uns die Natur.*“

Außerdem, schreibt Chrysippos im ersten Buche >Vom Endziel< [Telos]: „*Nach den Tugenden leben ist einerlei mit leben nach der Erfahrung der nach der Natur sich ereignenden Dinge*“. Denn unsere Naturen sind Teile des Ganzen.

Daher ist das Endziel [gr. Telos]: *Der Natur gemäß leben*. Das heißt, nach der eigenen Natur und nach der Natur des Ganzen gemäß leben. Indem man nichts tut, was das allgemeine Gesetz zu untersagen pflegt, weil es die richtige und alles durchdringende Vernunft ist.

Diogenes sagt ausdrücklich: „*Das Endziel [Telos] besteht darin, daß man in der Auswahl dessen, was nach der Natur geschieht, Vernunft gebrauchen muß.*“

Archedomos bestimmt das Ziel des Lebens dahin: „*So zu leben, daß man alle Pflichten vollkommen ausüben kann.*“

Chrysippos versteht unter der Natur, der man gemäß leben soll, nicht nur die allgemeine, sondern besonders auch die menschliche Natur.

Tugend sei erlernbar, sagt Chrysippos im ersten Buch >Vom Endziel<. Dies behaupten auch Kleantes und Poseidonios.

Panaitios nimmt eine zweifache Tugend an, eine theoretische und eine praktische. Außerdem unterteilen die Stoiker die Tugenden in Kardinaltugenden und sonstige, diesen untergeordnete Tugenden. Zu den Kardinaltugenden gehören: Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit.

Klugheit ist die Kenntnis der höchsten Glücks-Güter und der größten Übel, und dessen, was keines von beiden ist.

Tapferkeit ist die Kenntnis, sich über alle Zufälle und Schicksalsschläge zu erheben, sie mögen positiv oder negativ sein.

Gerechtigkeit ist die Kenntnis dessen, was zu wählen und was zu meiden ist.

Mäßigung ist die Kenntnis, sich vom Vergnügen nicht überwältigen zu lassen und stets nach richtiger Vernunft, ohne alle Überschreitung derselben, zu handeln.

Auf ähnliche Weise sind die Laster geordnet. Es gibt vier Hauptlaster (Unklugheit, Furchtsamkeit, Ungerechtigkeit und Unmäßigkeit), und ihnen untergeordnete Laster, wie Leidenschaft und Stumpfsinnigkeit. Laster sind Unwissenheiten derjenigen Dinge, deren Kenntnisse Tugenden sind.

Ein Glücks-Gut ist, allgemein genommen, was tugendhaft ist, oder was der Tugend nicht entgegen steht. Daher wird die Tugend selbst das höchste Glücks-Gut genannt. Auf andere Art definieren die Stoiker aber auch das Glücks-Gut als: „*Das Vollkommene der vernünftigen Natur. So ist die Tugend beschaffen, so ist derjenige, der Teil an ihr hat, so sind die Handlungen nach der Tugend. Ihre Folgen sind Freude und Heiterkeit, und was diesen ähnlich ist.*“

Einige Glücks-Güter enthalten das Glücks-Gut in sich [d. h. in der Tugend]; andere bewirken es; eine dritte Art tut beides zugleich. So sind Freunde und die Vorteile, die sie verschaffen, bewirkende Glücks-Güter. Zuversicht aber, hoher Sinn, Freiheit, Heiterkeit und Fröhlichkeit und alle tugendgemäße Handlungen sind solche Glücks-Güter, die das höchste Glücks-Gut in sich enthalten.

Pflicht [Kathekon] nennen sie das, wovon man einen vernünftigen Grund angeben kann, warum es geschieht. Zum Beispiel, was im Leben übereinstimmend ist; das sich auch auf die Pflanzen und Tiere erstreckt. Denn es gibt auch gegen sie Pflichten. Zenon hat die Benennung „Pflicht“ (Kathekon) als erster gebraucht. Ferner sind einige der pflichtmäßigen Dinge immer pflichtmäßig, andere sind es nicht immer. Immer pflichtmäßig ist, der Tugend gemäß leben; nicht pflichtmäßig ist, zu lieben, zu antworten,

spazierengehen und dergleichen.

Die Stoiker behaupten, daß aus dem Irrigen [dem Wähnen] die Geistesverkehrtheiten entstehen, aus denen wiederum viele Gemütsregungen [oder Leidenschaften] erwachsen. Nach Zenon ist die Gemütsregung eine unvernünftige und naturwidrige Regung des Geistes, ebenso die übertriebene Begierde. Von den schlimmsten Gemütsregungen gibt es vier Arten, wie Hekaton im zweiten Buche >Von den Gemütsregungen< und Zenon in seinem gleichnamigen Buche sagt: Traurigkeit, Furcht, Begierde und affektierte Lustigkeit.

Die Stoiker sind auch der Meinung, daß die Gemütsregungen falsche Überzeugungen seien. Denn Geldgier ist die Vermutung, daß das Geld ein Glücks-Gut sei; ebenso die Völlerei, die Unmäßigkeit und andere Begierden. Die Traurigkeit nennen die Stoiker eine unvernünftige Regung des Gemütes, ebenso Mitleid, Neid, Eifersucht, Kummer, Niedergeschlagenheit und Trübsinnigkeit.

Liebe ist eine gewisse Begierde, die für rechtschaffene Menschen nicht schicklich ist. Sie ist nämlich eine Nachstellung, um wegen scheinbarer (äußerlicher) Schönheit einem anderen [Liebes-] Dienste zu erweisen.

Wahre Liebe gründet sich auf Freundschaft, wie Chrysippos in seinem Buch >Von der Liebe< schreibt. Sie ist daher auch nicht tugendhaft.

Wie es Krankheiten des Körpers gibt, z. B. die Gicht, so gibt es auch Krankheiten des Geist-Gemütes, wie Ruhm-Sucht, Vergnügungs-Sucht, Geld-Sucht, Konsum-Sucht, Luxus-Sucht und was diesen gleicht. Denn Krankheit ist [geistige] Schwachheit und Kraftlosigkeit. Krankheit ist die Begierde nach einer für wünschenswert gehaltenen Sache. Und wie es leichte Krankheiten des Körpers gibt, so gibt es auch leichte Fehler des Gemütes, wie Unbarmherzigkeit, Zanksucht und andere.

Die Stoiker sagen auch, die zärtliche Kinderliebe sei ihnen natürlich; sie finde sich nicht bei sittlichschlechten Menschen. Sie sind auch der Meinung, daß die Sünden gleich seien, wie Chrysippos im vierten Buch der >Ethischen Untersuchungen< sagt, und außer ihm auch Persaios und Zenon. Denn wie das Wahre nicht wahrer sein kann, so kann auch das Erlogene nicht erlogener sein, und ebenso auch kein Betrug betrügerischer, und keine Sünde sündlicher. Denn wer hundert Stadien von Kanobus entfernt ist und wer nur eine Stadie davon entfernt ist, die sind beide nicht in Kanobus; also auch der, der mehr oder weniger fehlt, handelt auf jeden Fall nicht richtig.

Ein Weiser werde, wenn kein Hinderungsgrund vorliege, an Staatsgeschäften teilnehmen, schreibt Chrysippos im ersten Buch der >Lebensbeschreibungen<. Denn er werde das Tugendwidrige zu verhindern und das Tugendhafte zu befördern versuchen.

Auch werde der Weise heiraten und Kinder zeugen, wie Zenon in der >Staatsverfassung< sagt. Ferner werde er keinen eitlen Wahn haben, das heißt, er werde nichts Falschem seinen Beifall geben.

Der Weise wird sich auch an die Lehren der Kyniker halten, denn die kynische Philosophie ist ein gebahnter Weg zur Tugend, wie Apollodor in seiner >Ethik< schreibt.

Der Weise [der Stoiker] allein ist ein freier Mann; die Schlechten sind Sklavengemüter; denn Freiheit besteht in dem Vermögen, selbständig zu handeln, wie Sklaverei aus der Beraubung der geistigen Selbständigkeit besteht. Es gibt noch eine andere Art der Knechtschaft, die aus der Unterwürfigkeit besteht, und eine dritte, die aus Besitzgier und Unterwürfigkeit besteht, die der Herrschaft entgegengesetzt ist, die ebenfalls schlecht ist. Die Weisen sind aber nicht allein freie Männer, sondern gleichsam mit Königen zu vergleichen. Ihr Königreich ist eine Herrschaft, die niemandem schädlich ist; eine Herrschaft also, die sich nur allein bei den Weisen finden könne, wie Chrysippos schreibt in der Abhandlung mit Titel >Wie Zenon sich der Wörter in ihrem eigentlichen Sinne bedient<. Denn ein Herrscher, sagt er, müsse über Sittlichgutes und Sittlichschlechtes urteilen; und das versteht kein Nichtweiser. Und deswegen wären die Weisen [die Stoiker] auch allein befähigt zu Regenten, Richtern und Rednern, wozu kein Nichtweiser tauglich sei. Die Weisen wären auch schuldlos, weil sie in keine Verschuldung geraten könnten. Auch wären sie vollkommen nützlich, denn sie schadeten weder anderen, noch sich selbst.

Ferner bestaunt ein Weiser nichts Unerwartetes, oder angebliche Wunder, wie Ebbe und Flut, warme Quellen, oder Vulkanausbrüche. Ein Weiser, behaupten sie, wird auch nicht einsiedlerisch leben, denn er ist von Natur gesellig und tätig. Er wird auch Leibesübungen vornehmen, um seinen Körper ausdauernd zu

machen.

Die Stoiker lehren auch, daß Freundschaft nur allein unter Weisen möglich ist, weil bei ihnen Gleichheit besteht. Sie zählen die Freundschaft zu den Dingen, die zum Leben gehören, da wir uns der Freunde wie unserer selbst bedienen.

Von den Tugenden lehren die Stoiker, daß eine so aus der anderen folge, daß der, welcher eine Tugend hat, sie alle besitzt, denn sie hätten eine gemeinschaftliche Theorie; so schreibt Chrysippos im ersten Buch >Von den Tugenden< und Apollodor in seinem Buch >Die Physik<. Ein Tugendhafter sei nämlich nicht allein zur Betrachtung, sondern auch zur Ausübung dessen geschickt, was geschehen müsse. Was aber zu tun sei, das sei auch zu wählen, zu ertragen, zu verteidigen und festzuhalten. Wenn daher ein Mann mit kluger Wahl, mit Beharrlichkeit, mit Mut und mit Standhaftigkeit handelt, so ist er klug und tapfer, weise und gerecht. Jede Tugend werde unter ihrem eigenen Hauptstück zusammengefaßt, wie zum Beispiel die Tapferkeit sich mit dem befaßt, was zu erdulden ist, die Klugheit mit dem, was zu tun und was nicht zu tun ist, und so auch die übrigen Tugenden sich mit dem, was ihnen zugehört, beschäftigen. Es folgen aber der Klugheit weise Überlegung und Einsicht, der weisen Mäßigung die Ordnungsliebe und Anständigkeit, der Gerechtigkeit folgen die Nachsicht und das Rechtsgefühl, der Tapferkeit die Unerschütterlichkeit und Kraft.

Es gibt drei Arten, wie man sein Leben einrichten kann: Ein nur betrachtendes, ein nur arbeitendes und ein sogenanntes intellektuelles Leben. Der Weise wird das dritte wählen, sagen die Stoiker. Das intellektuelle Leben besteht aus arbeiten und betrachten, denn die Natur habe den Menschen zum Betrachten und zum Arbeiten geschaffen.

Die Stoiker sind für die Gleichberechtigung der Geschlechter, so Zenon in der >Staatsverfassung<, ebenso Chrysippos in seinem gleichnamigen Buch. Der Kyniker Diogenes und auch Platon waren ebenfalls dieser Überzeugung.

Stoische Paradoxien (nach Marcus T. CICERO)

I. Paradoxon: Nur was tugendhaft ist, ist ein Glücks-Gut.

Was man gewöhnlich für Glücks-Güter hält, wie Reichtum, Macht, sinnliche Vergnügungen, das sind gar keine Glücks-Güter; denn sie sind nicht fähig, unser Geist-Gemüt zu befriedigen und können auch im Besitz schlechter Menschen sein.

(Über dieses Paradoxon vgl. Cicero >Über das höchste Glücks-Gut und [größte] Übel< III. 7, 26; 8, 27-29.)

II. Paradoxon: Die Tugend allein genügt zum vollkommen glücklichen Leben.

Wem alles vom Zufall abhängt, für den kann es nichts Gewisses geben. Wer aber ganz von sich selbst abhängt, den kann äußeres Unglück nicht unglücklich machen, der ist vollkommen glücklich.

(Über dieses Paradoxon vgl. Cicero >Über das höchste Glücks-Gut und [größte] Übel< III. 12, 41; 13, 42 ff.; 14, 45 ff.)

III. Paradoxon: Die Sünden und die Tugenden sind einander gleich.

Die Sünden sind nicht nach ihren Folgen, sondern nach den Lastern der Menschen zu bemessen. Der Gegenstand der Sünde kann zwar bald wichtiger, bald geringer sein, aber das Sündigen ist immer einerlei. Wenn die Tugenden einander gleich sind, so müssen es auch die Laster sein. Nun aber sind die Tugenden einander gleich, denn niemand kann besser als gut (oder gerechter als gerecht) sein. Es gibt nur eine Tugend: Der mit der Vernunft übereinstimmende und stets gleichbleibende Geisteszustand.

Die Überzeugung aber, daß zwischen den Vergehen kein Unterschied stattfindet, muß die Menschen am meisten von jeder Tugendlosigkeit abhalten. Nur die Umstände machen in der Sünde einen Unterschied, aber nicht das Wesen der Sache. Nicht soll im Leben die für jede Vergehung bestimmte Strafe berücksichtigt werden, sondern wieviel jedem Menschen erlaubt sei. Was aber nicht erlaubt ist, muß als ein Unrecht angesehen werden. In jeder Sünde wird durch Störung der Vernunft und Ordnung gesündigt. Sobald aber einmal diese gestört worden sind, so kann nichts hinzutreten, wodurch man in höherem Grade zu sündigen scheinen könnte.

(Über dieses Paradoxon vgl. Cicero >Über das höchste Glücks-Gut und [größte] Übel< III. 9, 32; 10, 33; 34, 12; 41, 13; 42 ff.)

IV. Paradoxon: Nur der Weise ist ein Bürger, der Unweise ist ein Verbannter.

Diese Abhandlung ist eine gegen Clodius gerichtete Schrift Ciceros. Cicero zeigt, daß Clodius ihn gar nicht aus dem römischen Staat verbannen konnte, da alle Gesetze und alle Gerechtigkeit aufgehoben gewesen seien. Cicero sei daher immer römischer Bürger gewesen, Clodius hingegen, obwohl er in Rom gelebt habe, sei nicht ein Bürger, sondern ein Feind Roms gewesen. Der wahre Bürger müsse nach Gesinnung und Taten beurteilt werden, nicht nach Abstammung und Wohnort.

V. Paradoxon: Der Weise allein ist frei, der Thor ist ein Sklave.

Nur der ist frei, der seine Gemütsregungen zu beherrschen vermag. Denn Freiheit ist die Macht, so zu leben, wie man will. Nur der lebt wie er will, der jederzeit dem Sittlichguten folgt. Also ist nur der Weise frei, der Unweise aber ein Sklave. Denn Sklaverei besteht darin, wenn man einem kraftlosen und kleinmütigen Geist nachgibt, der keinen freien Willen hat. Demnach sind alle Leichtfertigen, Leidenschaftlichen, kurz alle Schlechten Sklaven.

VI. Paradoxon: Der Weise [der Stoiker] allein ist reich.

Für reich ist derjenige zu halten, der so viel besitzt, als zu einem anständigen Leben genügt, und damit zufrieden ist. Diejenigen aber, die man gewöhnlich reich nennt, sind nicht reich, sondern vielmehr arm. Denn sie sind nie mit dem zufrieden, was sie haben, sondern begehren immer mehr. Der wahre Reichtum beruht auf der Tugend, die dem Weisen [dem Stoiker] nie entrissen werden kann. Die Tugendhaften [die Weisen] sind daher allein reich. Sie allein besitzen unschätzbare und dauernde Güter; und sie sind mit dem zufrieden, was sie haben, denn sie vermissen nichts.

Dies sind die wichtigsten Lehren der Stoiker.

Voltaires >Deismus< ist nur eine andere Bezeichnung für >Epikureismus<, >Stoizismus< oder >existentialistische Naturphilosophie<. Die alles entscheidende Frage ist die: Kann ein Mensch, der voll und ganz im Erwerbsleben steht, und daher keine Zeit oder Lust für philosophische Überlegungen hat, zu der Erkenntnis seiner endlichen Existenz gelangen? Kann er diesen Gedanken überhaupt ertragen? Am Beispiel des größten deutschen Dichters und Aufklärers, Johann Wolfgang Goethe, werden wir erkennen, daß diese Frage berechtigt ist und gar nicht hoch genug als Erklärung für den bisherigen Verlauf der Aufklärung (bis zum heutigen Tage) eingeschätzt werden kann.

Es gibt zweifellos sehr viele Menschen, vor allem ungebildete und ältere, die den Gedanken einer endlichen Existenz nicht denken, nicht begreifen können; er ist unfaßbar für sie. Wir müssen daher im alltäglichen Leben Rücksicht auf diese menschliche Minderleistung oder Unzulänglichkeit nehmen.

Das Verhältnis des Naturphilosophen Goethe zu dem Theologen Herder während ihres gleichzeitigen Straßburgaufenthalts (Herder unterzog sich in Straßburg einer Augenoperation) kann aus dem oben Dargelegten kein rein freundschaftliches gewesen sein, sondern war durch starke Spannungen wegen der gegensätzlichen Weltanschauungen geprägt. Goethe war der Verfechter eines konsequenten Existenzialismus' nach d'Holbachischer Prägung und der Theologe Herder tolerierte höchstens einen spinozistischen Theismus. Goethes Beziehung zu Herder stand bis zum Tode des letzteren unter dieser Spannung.

Außer den griechischen Naturphilosophen und Dichtern zog Shakespeare mit großer Macht Goethe an. Im >Wilhelm Meister< kommt seine Shakespeare - Begeisterung deutlich zum Ausdruck, außerdem finden in den >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe< Hamlet und Ophelia Erwähnung. Hier an dieser Stelle, nach der zeitlichen Reihenfolge, möchte ich Goethes Rede >Zum Schäkespears Tag< abdrucken, aus der nicht nur seine Verehrung für den großen Briten, sondern gleichzeitig wiederum seine wirkliche Weltanschauung deutlich zum Ausdruck gelangt.

Zum Schäkespears Tag

Mir kommt vor, das sey die edelste von unsern Empfindungen: die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksaal uns zur allgemeinen Nonexistenz⁷² zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz, Zeuge, daß ieder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird, als zu leben; und dass keiner sein Ziel erreicht, wornach er so sehnlich ausging - denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich, und oft im Angesicht des gehofften Zwecks, in eine Grube, die ihm, Gott weis wer, gegraben hat,

⁷² Nonexistenz = Nichtexistenz.

und wird für nichts gerechnet.

Für nichts gerechnet! Ich! Der ich mir alles binn, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weeg drüben. Freylich ieder nach seinem Maas. Macht der eine mit dem stärcksten Wandertrab sich auf, so hat der andre siebenmeilen Stiefel an, überschreitet ihn, und zwey Schritte des letzten, bezeichnen die Tagreise des ersten. Dem sey wie ihm wolle, dieser embsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte ienes, anstaunen und ehren, seinen Fustapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! die Betrachtung so eines einzigen Tapfs, macht unsre Seele feuriger und grösser, als das Angaffen eines tausendfüsigen königlichen Einzugs.

Wir ehren heute das Andenken des grössten Wandrers, und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, das ich viel und ordentlich schreibe, Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Schäckespearen gedacht; geahndet, empfunden wenss hoch kam, ist das höchste wohin ich's habe bringen können. Die erste Seite die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenckt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und, danck sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft was ich gewonnen habe.

Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäsigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäsig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft. Ich sprang in die freye Lufft, und fühlte erst dass ich Hände und Füsse hatte. Und ietzo da ich sahe wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freye Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Türne zusammen zu schlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war, nach innrer und äuserer Beschaffenheit, so, dass eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sop[h]okles zu folgen möglich wär.

Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feyerlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne grose Handlungen der Väter, dem Volck, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze grose Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz, und gros.

Und in was für Seelen!

Griechischen! Ich kann mich ⁷³ nicht erklären, was das heisst, aber ich fühls, und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

Nun sag ich geschwind hinten drein: Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schwer.

Drum sind auch alle Französische Trauerspiele Parodien von sich selbst.

Wie das so regelmäsigen zugeht, und dass sie einander ähnlich sind wie Schue, und auch langweilig mit unter, besonders in genere im vierten Act, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst drauf gekommen ist die Haupt- und Staatsaktionen auf's Theater zu bringen weiss ich nicht, es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Schäckespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich; genung, er brachte diese Art, auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen, und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Schäckespear, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir, wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest, lieber als die geehrwürdige Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abrechen meine Herren und morgen weiter schreiben, denn ich binn in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist als er mir von Herzen geht.

Schäckespears Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane, sind nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punckt/: den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat:/ in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die präterdirte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Unser verdorbner Geschmack aber umnebelt dergestalt

⁷³ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mich< anstatt >mir<. Siehe dazu ausführlich den anonymen Goetheschen Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Oberrn der höhern Illuminaten und höhern Propagande<.

unsere Augen, dass wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bey dieser Gelegenheit, wie bey mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire der von iher Profession machte, alle Maiestäten zu lästern, hat sich auch hier, als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.

Die meisten von diesen Herren stosen auch besonders an seinen Carackteren an.

Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schäckespears Menschen.

Da hab ich sie alle überm Hals.

Lasst mir Lufft dass ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Grösse; darinn liegts dass wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unter stehen von Natur zu urteilen. Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf, alles geschnürt und geziert, an uns fühlen, und an andern sehen. Ich schäme mich oft vor Schäckesperen, denn es kommt manchmal vor, dass ich beym ersten Blick dencke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich dass ich ein armer Sünder binn, dass aus Schäckespearen die Natur weissagt, und dass meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluss, ob ich gleich noch nicht angefangen habe.

Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Schäckespearen, das was wir böses nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen, und Lap[p]land einfrieren muss, dass es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe.

Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bey ieder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Auf meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftruncken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen, und doch zu faul sind um täthig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen.

Goethe.

III. Kapitel

Goethes Musengöttin Urania - Die zweite Liebestragödie des jungen Goethe⁷⁴

Kapitel III.1: Der Traum der Liebe

Henriette Alexandrine von Roussillon, im Kreis der Empfindsamen „Urania“ genannt, nach einer der neun Musen, lebte nun schon mindestens vierzehn Jahre bei der verwitweten Herzogin von Pfalz - Zweibrücken als deren Hoffräulein. Das damals „übliche“ Heiratsalter hatte sie bereits lange überschritten. Jetzt mußte, im wahrsten Sinne des Wortes, ein kleines Wunder geschehen, wenn sie den Schritt zur Ehe noch wagen würde.

Die Hoflangeweile bedrückte Urania im Winter des Jahres 1771 auf das Jahr 1772 angeblich derartig, daß sie „sehr melancholisch“ gewesen wäre, berichtete Caroline ihrem Freund Herder. Merck „sucht sie zu zerstreuen und aufzumuntern“. Wir brauchen nichts Arges dahinter zu vermuten, denn im nächsten Satz berichtet Caroline: „*Der Freundschaftsdienst ist, wie er [Merck] sich äußert, ihm oft zur Last, und aus lauter übler Laune hat er Ihnen [Herder] so lange nicht geschrieben*“.⁷⁵ Dieser „Freundschaftsdienst“ Heinrich Mercks war keineswegs selbstlos, sondern, im Gegenteil, sehr eigennützig. Denn durch Uranias Hände ging höchstwahrscheinlich seine Korrespondenz mit seiner heißgeliebten Lila, der adeligen Louise von Ziegler. Aber dies wußte Caroline Flachsland selbstverständlich nicht.

Der äußere Glanz des Hoflebens verdeckte kaum die innere Unzufriedenheit und Leere der beiden Hofdamen Lila und Urania. Als unbemittelte Frauen würden ihre gewiß sehr anspruchsvollen Träume von irdischem Glück wohl immer nur Träume bleiben. Einen armen, adeligen Offizier zu heiraten, der nichts als seinen schmalen Sold zu seinen Einkünften zählen konnte, und sich unter den Gehorsam eines solchen befehlsgewohnten Herrn zu „ducken“, wie Goethe es im >Werther< nannte, das behagte den Beiden ganz und gar nicht. Heinrich Merck, der ältere und eheerfahrene Mann, spürte die innere Unzufriedenheit und Unausgefülltheit dieser ledigen und einsamen Hofdamen. In der adeligen Lila fand er eine Freundin, ja eine Geliebte, die ihre Herzensleere mit höchst empfindsamen Träumereien auszufüllen versuchte. Der Literat und Kunstfreund Heinrich Merck, wie der „Empfindsamsapostel“ Franz Michael Leuchsenring gaben Lila und Urania genau das, was ihnen fehlte: empfindsame geistige Nahrung, Ersatzbefriedigung für ihre femininen Gefühle und Instinkte, um ihnen über die gefühlsarmen Hoffpflichten und über die Schalheit des Repräsentierens hinwegzuhelfen.

Bereits sehr viel früher als die Goethe - Philologie bisher vermutete, lernte Goethe Henriette Alexandrine von Roussillon kennen. Möglicherweise fuhren Urania und Merck Ende Dezember des Jahres 1771 gemeinsam über Frankfurt nach Homburg, um Lila zu besuchen. Merck dürfte jede Gelegenheit wahrgenommen haben, um seine Angebetete zu sehen. Auf der Hin- oder Rückreise verweilten die Beiden wohl noch ein oder zwei Tage in Frankfurt. Urania fand bei Pater Dumeix eine Unterkunftsmöglichkeit. Während eines Stadtbummels traf Goethe den neuen Bekannten Merck, in dessen Begleitung sich Urania befand. Im >Werther< führte Goethe das Fräulein von B., alias Fräulein von Roussillon, am 24. Dezember 1771 ein, zumindest Jahr und Monat könnten mit der Realität übereinstimmen. Der vierundzwanzigste, also der Heiligabend, könnte so viel bedeuten, daß Goethe die Bekanntschaft mit Urania als ein „Geschenk des Himmels“ ansah.

Merck wird Goethe, auf dessen neugierige Frage, alles erzählt haben, was er über die adelige Urania wußte. Andererseits dürfte er Henriette Alexandrine einiges von dem jungen Dichter und Verfasser des >Götz von Berlichingen< berichtet haben. Tatsächlich war der >Götz< in dieser Zeit bereits fast vollendet; nur der Schluß dürfte noch gefehlt haben, bzw. wurde von Goethe später stark abgeändert. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Goethe dem Redakteur der >Frankfurter Gelehrten - Anzeigen<, Heinrich Merck, eine Abschrift des >Götz< überreichte, die dieser nach Darmstadt mitnahm. Urania könnte das Werk daher bereits Ende Dezember 1771 oder Anfang Januar 1772 gelesen haben.

Am 14. Januar 1772 fand in Frankfurt die öffentliche Hinrichtung der Kindsmörderin Susanna Margaretha Brandts statt. Das betrogene Mädchen tötete ihr kurz vorher geborenes Kind, um dadurch einer uns kaum

⁷⁴ Auszug aus dem gleichnamigen Buch.

⁷⁵ >Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland<, hrsg. von Hans Schauer, (82. Brief: Caroline an Herder), Verlag der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1926 ff;

vorstellbaren Schande zu entgehen. Ein Schlüsselerlebnis für den jungen Goethe, das er, mit noch einigen, der Goethe - Philologie bisher unbekanntem, realen Ereignissen, im >Faust< geistig und künstlerisch „verarbeitete“.

In den tagebuchartigen Aufzeichnungen der Landgräfin Caroline von Hessen - Darmstadt fand ich unter dem Datum 19. Februar 1772 folgenden Eintrag:

„*Louis* [ihr jüngster Sohn] *est parti pour Homburg* [zu seiner Schwester, der Landgräfin von Homburg] *avec* [Baron de] *Zillenhard et* [Baron de] *Roussillon*.“

Am darmstädtischen Hof lebte demnach auch ein Baron von Roussillon. Ob es sich um einen Cousin oder einen Bruder Urania handelte, konnte ich bisher nicht feststellen. Dieser Baron von Roussillon ist meiner Überzeugung nach identisch mit dem „Obrist von B.“ in Goethes >Werther<.

Am 28. oder 29. Februar 1772 fuhren Goethe und Schlosser gemeinsam nach Darmstadt. Bis zum 3. März blieben sie. Zumindest während eines ausgedehnten Spaziergangs dürfte Goethe mit Urania „geschwärmt“ haben. Mephistopheles Merck, der dem Pastor Herder in seinem Haus Gelegenheit zu einem tete à tete mit Caroline verschaffte, wird auch imstande gewesen sein, dem Freund Goethe zu einem Rendezvous mit Urania zu verhelfen.

Während dieses Darmstädter Aufenthalts begegneten sich Goethe und Leuchsenring zum ersten Mal. Leuchsenring schrieb am 18. März 1772 an Isaak Iselin: „... *Herrn Schlosser habe ich kennen lernen u. noch einen merkwürdigen Mann, namens Goethe*.“

Der wechselseitige philosophische Einfluß, den die Beiden aufeinander ausübten, ist bisher unerkannt und daher unerforscht geblieben. Leuchsenring wurde wegen seines offensichtlich religionskritischen Gedanken- und Ideengutes bis heute totgeschwiegen. Seine Verbindungen zu Zeitgenossen und zu Goethe sind daher nur noch in schwachen Umrissen zu erkennen.

Henriette Alexandrine dachte anfangs an nichts anderes als an eine reine Freundschaft zu dem Bürger und Dichter Goethe. Goethe wußte genau so gut wie Urania, daß eine eheliche Verbindung (fast) unmöglich war. Das war so gewiß und selbstverständlich, als wenn beide bereits verheiratete Leute gewesen wären, um einen passenden Vergleich zu nennen. Natürlich können zwei Liebende, die verheiratet sind, sich scheiden lassen; aber die Klassenschranken vermochte man damals nur in ganz seltenen Ausnahmefällen zu überwinden.

Goethes Fähigkeit, innerhalb kürzester Zeit das Vertrauen seiner Mitmenschen zu gewinnen, auch und besonders das Vertrauen der Frauen, ist geradezu phänomenal zu nennen. Caroline Flachsland war sogleich Feuer und Flamme von dem jungen Goethe. Sie bedauerte, daß er ihr nicht geschrieben habe, obwohl Schlosser sie mehrere Zeilen lang in einem Brief an Merck erwähnte. Aber Schlosser besaß für sie zu viel „Weltfiriß“. Sie nannte dagegen Goethe einen „äußerst guten Menschen“. Ihrer Seelenfreundin Lila gönnte sie diesen Mann, aber leider, es standen ja die Schranken der Klassengesellschaft diesem Wunsch entgegen. Mercks Liebe zu Lila und Goethes wachsende Liebesleidenschaft zu Urania wurden streng geheim vor Caroline Flachsland gehalten. Nicht zuletzt deswegen, weil Carolines Korrespondent und Vertrauter der Pastor Herder war, vor dem Goethe zu viel Respekt besaß und Merck zu viel Mißtrauen, um die Beiden (Caroline und Herder) zu Mitwissern ihrer Liebesgeheimnisse zu machen. Mephistopheles Merck bewirkte in diesem Fall, wie auch in anderen Fällen, daß Caroline völlig im unklaren blieb, ja sie sogar total verwirrt wurde über die wahren Liebespaare. Dadurch wurde auch der Heimatforscher Heinrich Jacobi in die Irre geführt. Sein Buch über den Homburger Landgrafenhof und die Darmstädter Empfindsamen (Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe, XXV. Heft, 1957) trägt daher einen irreführenden (falschen) Titel, nämlich: >Goethes Lila, ihre Freunde Leuchsenring und Merck und der Homburger Landgrafenhof<. Bei einer wünschenswerten (verbesserten) Neuauflage dieses interessanten Werkes, das sehr viele Informationen über Lila enthält, müßte der Titel aufgrund neuerer Entdeckungen und Forschungen lauten: >Mercks Lila, ihre Freunde Leuchsenring, Goethe und Urania, sowie der Homburger Landgrafenhof<.

Am 6. April 1772 wanderte Goethe zu Fuß von Frankfurt nach Darmstadt. Er blieb eine Woche bei dem Dichter- und Gesinnungsgenossen Heinrich Merck und am 13. April fuhren sie zusammen nach Frankfurt.

Ungefähr am 15. April 1772 teilte Merck seiner Ehefrau brieflich mit, daß er mit Goethe eine ausgelassene Reise (mancher übersetzt: Spritztour) von Frankfurt nach Homburg vor der Höhe unternommen habe. Weiter schrieb er ihr:

„...*Am Montag* [wohl den 16. März 1772] *hoffen wir* [Goethe und Merck], *daß Fräulein von Ziegler* [Lila]

und Fräulein von Roussillon [Urania] zum Mittagessen hierher [nach Frankfurt] kommen. Wir werden am Dienstag in Darmstadt ankommen. Fräulein Ziegler und Fräulein Roussillon senden Dir tausend Grüße...“

Wenn die beiden adeligen Fräulein Louise Merck Grüße ausrichten konnten, dann mußten die beiden Herren sie auch in Homburg getroffen haben, obwohl Merck dies nicht ausdrücklich in seinem Brief an seine Ehefrau erwähnte.

Heinrich Merck kam mit Sophie de La Roche in Darmstadt an. Caroline Flachsland beklagte sich in einem Brief an Herder, daß Goethe nicht mit hergefahren sei, angeblich sei er „aufgebracht wie ein Löwe“ gegen Sophie de La Roche. Dies halte ich wiederum für eine Zwecklüge von Mephistopheles Merck. Ihr (Carolines) „Lilamädchen“ (Louise von Ziegler) und Fräulein von Roussillon wären auch nicht mitgekommen. Aber einige Tage später, gegen Ende April, sind Goethe und Lila dann doch in Darmstadt angekommen.

Diese Reiselust ist bemerkenswert und auffallend. Das verdient, genauer untersucht zu werden. Also: Goethe ist am 6. April nach Darmstadt gewandert, am 13. April reisen Merck und Goethe nach Frankfurt, am 14. und /oder 15. April sind sie in Homburg, am 16. April kamen Lila und Urania nach Frankfurt, wo sie mit den Herren Goethe und Merck zu Mittag speisten, am 17. April reiste Merck mit Sophie de La Roche nach Darmstadt. - Was taten Lila, Urania und Goethe? Ganz einfach: Uranias Urlaub ging dem Ende entgegen. Lila und Goethe begleiteten Urania in der Postkutsche bis zum Schloß von Bergzabern, dem Witwensitz der Herzogin von Zweibrücken. Hier hielten sie sich noch einige Tage auf, dann fuhren Lila und Goethe nach Darmstadt, wo sie erst einige Tage später als Merck und Sophie de La Roche eintrafen.

Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Henriette Alexandrine von Roussillon bereits am 13. April mit Goethe und Merck zusammen nach Frankfurt fuhr. Da die beiden Herren zuerst noch ihre Redaktionsarbeit für die >Frankfurter Gelehrten-Anzeigen< verrichten mußten, reiste Urania alleine weiter bis Homburg. Erst am Samstag oder Sonntag kamen die Herren bürgerlichen Verehrer nachgereist.

Möglicherweise befanden sich Lila, Goethe und wohl auch Urania anfangs Mai erneut in Darmstadt. Caroline berichtete Herder (107. Brief) am 8. Mai 1772:

„... Meine Lila habe ich, seit sie hier ist, nur etliche Mal gesehen, und einmal in Gesellschaft Mercks; und Goethe die Geschichte des armen Le Febre aus dem Tristram Shandy lesen hören. - O wenn Sie das Mädchen [Lila] kennen [kennnen würden], sie ist ein Engel von Empfindung und tausendmal besser als ich. Sie gab mir Blümchen aus ihrem Garten ... Wenn Goethe von Adel wäre, so wollte ich, daß er sie [Lila] vom Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird - aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch und sie wären sich beide wert ...“

Am 8. Mai kehrte Goethe nach Frankfurt ins Elternhaus zurück. Ich vermute, er fuhr mit Lila zuerst bis Homburg und dann erst nach Hause.

Caroline berichtete Herder auch von der Eifersucht der Louise Merck. Sie schrieb (111. Brief, ungefähr 25. Mai 1772):

„... die gute Frau [Louise Merck] lebt wieder auf, da Fräulein von Roussillon und [Fräulein von] Ziegler nicht mehr hier sind und ihr Mann jetzt wieder mehr bei ihr lebt. Sie hat es meiner Schwester [Frau Hesse] und mir aufrichtig gestanden, daß es ihr weh getan [habe], daß er [Merck] so oft bei ihnen gewesen. - also war ich's nicht [auf die Louise Merck eifersüchtig war, wie Merck Caroline glauben machen wollte] ... die sie beunruhigte, und das freut mich ...“

Goethe bekennt uns in >D.u.W.< (leichtsinnigerweise) etwas sehr Wichtiges, das ein wesentliches Indiz in diesem „Indizienprozeß“ genannt zu werden verdient. Er gesteht uns im dritten Teil, zwölftes Buch:

„... Man pflegte mich ... den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüt [das viele Laufen in der frischen Luft], die mir nur unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zuteil ward, kam die Lage von Frankfurt zustatten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältnis standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg [Taunus] und dem flachen Lande [Rhein-Main-Ebene] hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft [in Gesellschaft Mercks, Uranias oder Lilas] durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben ...“

Arglos gesteht uns Goethe also in >D.u.W.<, daß er zwischen Homburg und Darmstadt hin und her gewandert sei. In Darmstadt wohnte Merck, aber welchen Freund besaß er in Homburg? Keinen Freund,

sondern eine Freundin: Lila. Warum wanderte Goethe zwischen Darmstadt und Homburg hin und her? Auch auf diese Frage gibt es eine sehr plausible und einleuchtende Antwort. Goethe spielte den Boten, genauer den Liebesboten für Heinrich Merck und Lila. Merck, der Bürger, konnte ja unmöglich der adeligen Lila jede Woche ein oder zwei Liebesbriefchen schicken. Wehe, wenn solch ein Brief in falsche Hände geraten wäre. In den Sommermonaten fiel Urania als Empfängerin von Lilas Liebesbriefen und als Spediteurin von Mercks Briefen aus, da sie in Bergzabern lebte. Deshalb mußte Goethe als Liebesbote einspringen. Wegen dieser seiner vertrauensvollen Eigenschaft erhielt er von den beiden Liebenden den Titel „der Vertraute“, denn er wußte alles über ihre Liebe. Außerdem wurde er der „Wanderer“ genannt, weil er wegen ihnen zwischen Homburg und Darmstadt hin und her wanderte. Ein Jahr später, nach Uranias Tod, wurde er der „Pilger“ oder der „liebe Pilgrim“ genannt, weil er wie ein Büßender zu Uranias Grab „pilgerte“ oder weil er zwischen den beiden Höfen Homburg und Darmstadt, wie zu den „heiligen Stätten“ eines verlorenen Glückes, hin und her „pilgerte“.

Goethe tat seine Botendienste im Frühjahr des Jahres 1772 ebenfalls nicht nur aus selbstloser Freundschaft. Ich vermute, in den Briefen Uranias an Lila steckte so manches kleine Briefchen, das für Goethe bestimmt war. Umgekehrt steckte in den Briefen Lilas an Urania so manches Gedichtchen und Briefchen von Goethe, an die Geliebte in Bergzabern gerichtet.

Drei Gedichte schrieb Goethe kurz vor oder sogar während der Fahrt nach Wetzlar. Er übersandte sie wahrscheinlich nicht an Lila, wie Caroline Flachsland vermutete, sondern händigte sie ihr persönlich aus. Die Begründungen für meine Vermutung sind diese: erstens besaß Goethe die Funktion eines „Liebesboten“ zwischen Lila und Heinrich Merck; er überreichte Lila höchstwahrscheinlich ein Liebesbriefchen von Merck und empfing dafür von ihr ein Briefchen für den Darmstädter Freund. Und zweitens läßt das Gedicht „An Lila - Morgennebel, Lila, / Hüllen deinen Turm um. / Soll ich ihn zum / Letzten Mal nicht sehn!“ vermuten, daß Goethe einen Umweg über Homburg machte.

Caroline schrieb an Herder am 25. Mai 1772 (111. Brief):

... *Hier haben Sie ... einige Empfindungsstücke von unserem großen Freund Goethe. >„Elysium“ - an Uranien< und >„Morgenlied“ - an Lila< beziehen sich fast ganz auf die Zeit, wo er Uranien und Lila in Homb[urg] zusammen zum ersten Mal sah. - Jetzt sitzt er [Goethe] in Wetzlar, einsam, öde und leer, und überschickte [richtig: übergab] diese drei Stücke [das dritte Gedicht >„Felsweihegesang“ - an Psyche< war an Caroline gerichtet] an Lila zum Austeilen. Sie ist seit acht Tagen wieder in Homb[urg] und hat mir seitdem einmal unter freiem Himmel einen Brief geschrieben [und mit diesem Brief hat Lila die drei Gedichte Goethes an Caroline gesandt] ...*

Der Brief Carolines an Herder offenbart uns wieder einmal ihre völlige Ahnungslosigkeit. Gerade die beiden Gedichte >Elysium< und >Morgenlied< hätten sie eines Besseren belehren müssen, aber man kann sie, wie die Goethe - Philologie bisher, auch in naiver Ahnungslosigkeit lesen.

PILGERS MORGENLIED - An Lila

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Turm um.
Soll ich ihn zum
Letzten Mal nicht sehn!
Doch mir schweben
Tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er so stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum ersten Mal
Du dem Fremdling
Ängstlich liebevoll
Begegnetest
Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! -
Zische, Nord,

Tausend-schlangenzülig
Mir ums Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.
Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich,
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust,
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben,
Freude, zu leben,
Und Mut!

E L Y S I U M - An Uranien

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie Du das erste Mal
Liebannend dem Fremdling
Entgegentratst
Und Deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegenkeimte.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie Du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lilas Brust
Entgegenbebe,
Wie ihr, euch rings umfassend,
In heil'ger Wonne schwebtet
Und ich, im Anschauen selig,
Ohne sterblichen Neid
Daneben stand.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie durch heilige Täler wir
Händ' in Hände wandelten
Und des Fremdlings Treu'
Sich euch versiegelte,
Daß Du dem Liebenden,
Stille Sehrenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wenn Du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,

Wandeln Liebesgestalten
Mit Dir den Bach hinab;
Wenn mir auf dem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundesgestalten
Mir winken durch
Wehende Zweige
Des dämmernden Hains.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Seh ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels,
Öde Gestade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lilan an Deiner Hand,
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen -
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken seh ich sie,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila; sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke -
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Ach, warum nur Elysium!

Ich bin der Überzeugung, daß das letzte „Empfindungsstück“ - >Elysium - An Uranien< - von Goethe für Caroline Flachsland und für die übrigen Uneingeweihten bewußt abgeändert wurde. Zumindest die Stelle im dritten Gedicht: „*Werfe den hoffenden Blick / Auf Lila; sie nähert sich mir,*“ dürfte in Wirklichkeit gelautet haben: „*Werfe den hoffenden Blick / Auf Urania; sie nähert sich mir*“, denn das Gedicht bezieht sich, laut Titel, eindeutig auf Urania und nicht auf Lila. Doch Goethe war viel zu vorsichtig, um Carolines Korrespondent, den Pastor Herder, in sein Liebesgeheimnis einzuweihen. Die ursprüngliche Fassung des Gedichts >Elysium - An Uranien<, das Goethe (durch Lila) an Urania übersenden ließ, könnte, meinem Gefühl nach, gegen Ende des Gedichtes so gelautet haben:

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Seh ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels,
Öde Gestade;
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Urania an meiner Hand,
Seh mich Schüchternen
Ihre Hände fassen,
Bittend blicken,
Ihre Hände küssen -
Unsere Augen sich begegnen,

Auf mich blicken seh ich,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Urania; sie nähert sich mir,
Himmliche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke -
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Ach, warum nur Elysium!

Das Gedicht, in dieser rekonstruierten Fassung, hätte natürlich sofort bei Caroline zu der Erkenntnis geführt, daß Goethe Urania liebt, und so wäre für Merck nur noch Lila übriggeblieben. Aber die beiden Herren, und noch mehr die beiden adeligen Damen, waren an strengster Diskretion interessiert.

Der letzte Vers: „*Mir gaben die Götter / Auf Erden Elysium! / Ach, warum nur Elysium!*“ ist in seiner Doppeldeutigkeit äußerst verräterisch, wenn man ihn richtigerweise auf Urania bezieht und nicht (fälschlicherweise) auf Lila. Goethe erhoffte von seiner geliebten Urania mehr als nur Elysium, himmlisches Glücksgefühl; er erhoffte sich von ihr auch noch irdisches Glück.

Am 25. Mai 1772 trug sich Goethe in die Matrikel des Reichskammergerichts ein. Was tat er anschließend? Er verschwand wieder aus Wetzlar. Bis zum 7. Juni 1772 (Brief Goethes an die Eltern von Wetzlar abgesandt, laut >Goethes Leben von Tag zu Tag< haben wir kein einziges direktes Zeugnis, daß sich Goethe auch tatsächlich in Wetzlar aufhielt.

Am 9. Juni fand der „Ball auf dem Lande“ statt, auf welchem Goethe Lottchen Buff kennenlernte. Am 10. Juni machte er auch mit Lottchens „Versprochenen“, Christian Kestner, und der Familie Buff erste Bekanntschaft.

Vom 11. Juni bis Anfang August 1772 gibt es wiederum kein einziges direktes Zeugnis dafür, daß sich Goethe in Wetzlar aufgehalten hätte. Zu alledem waren ab Mitte Juli am Reichskammergericht „Gerichtsferien“. Erst am 8. August besitzen wir einen Brief Goethes an Kestner, demnach dürfte er spätestens am 6. oder 7. August nach Wetzlar zurückgekehrt sein.

Ich frage allen Ernstes: wo hielt sich Goethe in der Zeit vom 26. Mai bis zum 6. Juni und vom 11. oder 12. Juni bis zum 6. oder 7. August 1772 tatsächlich auf? Für fast zwei Monate besitzt die Goethe - Philologie nur Goethes Mitteilungen aus >Dichtung und Wahrheit<, mit denen man die leeren Seiten in Goethes Leben auszufüllen versuchte. Es grenzt bereits an Manipulation, wenn, wie zum Beispiel in dem chronologischen Werk >Goethes Leben von Tag zu Tag<, diese Wochen und Monate mit Vermutungen ausgefüllt werden, die einzig und allein aus indirekten Äußerungen von oder über Goethe bestehen, die genauso gut zeitlich mehrere Wochen vorher oder nachher stattgefunden haben können.

Was war der Grund, weswegen Goethe nach Wetzlar fuhr, sich auf dem Reichskammergericht als Rechtspraktikant eintrug, und dann wieder von Wetzlar verschwand? Die einzige plausible Erklärung ist die, daß er seine Mutter über seine wahren Unternehmungen in den Monaten Juni und Juli des Jahres 1772 täuschen wollte.

Folgendes könnte denkbar sein. Lila und Urania verabredeten, im Sommer für vier oder sechs Wochen gemeinsam ihre Verwandten zu besuchen. Lila besaß Verwandte in Schloß Waldeck und in Arolsen, Urania eine Cousine in Detmold.

Goethe schmerzte diese lange Trennung natürlich sehr. Denn vier oder sechs Wochen von seiner Angebeteten und sogar noch von jeder Kommunikation mit ihr abgeschnitten zu sein, er durfte Urania ja keine Briefe schreiben, nein, das war für einen Wolfgang Goethe kaum denkbar, und schon gar nicht aushaltbar. Also machte Goethe den keineswegs selbstlosen Vorschlag, sie auf ihren Reisen, womöglich noch inkognito, begleiten zu dürfen. Eine Reise war damals tatsächlich mit der Gefahr verbunden, ausgeraubt oder zumindest bestohlen zu werden; außerdem mit vielerlei Unannehmlichkeiten verknüpft, erst recht für zwei junge Damen.

Lila und Urania waren über Goethes Vorschlag wahrscheinlich sofort Feuer und Flamme. Heinrich Merck hatte leider das Pech, daß er zu Hause bleiben mußte. Aber Goethe dürfte dem schmachtenden Liebhaber Lilas dafür oft geschrieben haben, und ein Briefchen von Lila an Merck wird in Goethes Briefen jedesmal

mit eingeschlossen gewesen sein; demnach profitierte auch er davon, wenn Goethe mitreiste.

Aber das Problem war, und das überlegte Goethe wohl erst hinterher, wie bringe ich es meinen Eltern bei, daß ich mit zwei adeligen Hoffräulein durch Deutschland kutschiere? Sein Pflegevater erwähnte gewiß bereits mehrmals, daß es sehr nützlich für den jungen Herrn Rechtsanwalt sei, wenn er für einige Monate nach Wetzlar gehen würde, um seine praktischen Kenntnisse am Reichskammergericht zu erweitern. Wolfgang Goethe griff entweder selber diesen früheren Vorschlag seines Pflegevaters auf, gewiß zur größten Freude seiner Mutter, oder er ließ sich endlich dazu überreden; aber nur scheinbar. In Wirklichkeit paßte dies dem Herrn Liebhaber gerade in den Kram. Eine andere Möglichkeit wäre noch, daß Goethe erst in Wetzlar den Entschluß faßte, als er von den Plänen Lilas und Uranias hörte, das Reichskammergericht zu schwänzen und stattdessen mit der Geliebten und deren Freundin auf die Reise zu gehen. Goethes Äußerung gegenüber Christian Kestner, daß er, Goethe, die Juristerei hasse, spricht für sich und untermauert meine Vermutung.

Kapitel III.2: F. H. Jacobis Roman >Woldemar<

Goethe machte in seinen Jugendwerken >Werther<, >Clavigo< und >Erwin und Elmire< dichterischen „Gebrauch“ von seinem eigenen Leben; nicht zuletzt deswegen, um seiner verstorbenen Geliebten Henriette Alexandrine von Roussillon literarische Denkmäler zu setzen.

Aber auch ein Zeitgenosse, Friedrich Heinrich Jacobi, nahm aus Goethes Leben den Stoff zu zwei literarischen Werken. Der Briefroman >Allwill< setzt sich überwiegend aus echten Goetheschen Briefen zusammen, die Goethe an Heinrich Merck, Franz Michael Leuchsenring, Sophie von La Roche und Fritz Jacobi schrieb. Im >Woldemar< nahm Jacobi unzweifelhaft Goethes Liebesgeschichte mit Urania zum Hauptinhalt seines Romangeschehens. Wie es zu diesem „*kleinen Ungeheuer*“ kommen konnte, das habe ich nach der chronologischen Reihenfolge in Kapitel V.1 mit Titel >Goethes wechselhafte Beziehung zu F. H. Jacobi< zu rekonstruieren versucht.

Für den Goethefreund ist es von größter Bedeutung, wie es um den Wahrheitsgehalt in den „Werken“ F. H. Jacobis bestellt ist. Ich bin der festen Überzeugung, daß Jacobi in dem Roman >Woldemar< sehr authentisches Material über Goethes Leben und das der übrigen Empfindsamen „verarbeitete“. Franz Michael Leuchsenring, Sophie von La Roche und sogar Heinrich Merck dürften ihm die Liebesgeschichte Goethes mit Urania sehr realistisch und teilweise sogar aus unmittelbarem Miterleben geschildert haben.

Im Briefroman >Allwill<, der überwiegend aus echten Briefen Goethes „zusammengeschnitten“ wurde, über deren Authentizität ebenfalls keine Zweifel bestehen können, tritt uns vor allem Goethes verwirrter Geisteszustand nach Uranias Tod deutlich vor Augen.

Die reinen „Hinzudichtungen“ F. H. Jacobis, meist am Anfang oder vor einem neuen Kapitel als Einführungen gedacht, die den „Werken“, wie der Leim dem Holz, erst den notwendigen Zusammenhalt geben konnten, habe ich bewußt ausgelassen, um dem interessierten Leser nur das (fast) schlackenlose Edelmetall der Jacobi'schen Schilderungen von Goethes und Uranias Liebesgeschichte darbieten zu können.

Hier zuerst noch einige Analogiehinweise, die sozusagen die Dechiffrierung der Texte erst ermöglichen, denn nur ein Eingeweihter konnte die „Romane“ richtig verstehen, d. h. richtig dechiffrieren.

In der „Gemeinschaft der Heiligen“, wie Goethe den engeren Kreis seiner Freunde bezeichnete, nannte man sich gegenseitig zärtlich „Bruder“ und „Schwester“. Fritz Jacobi machte daraus eine „Familie“.

Im Roman „erfand“ Jacobi eine „Vermählung“ Woldemars (alias Wolfgang Goethes) mit Allwina (alias Louise von Ziegler, Lila genannt). Dies ist eine von mehreren Abänderungen im Roman gegenüber der Realität, die F. H. Jacobi absichtlich begehen mußte, damit sein „Werk“ nicht allzusehr mit dem Leben Goethes übereinstimmen würde, denn dies hätte ihm möglicherweise eine Verleumdungsklage einbringen können, wovon sich Goethe klugerweise hütete. Im >Woldemar< geht aber zweifelsfrei und wahrheitsgemäß hervor, daß Woldemar (alias Wolfgang Goethe) eigentlich Henriette (alias Henriette Alexandrine von Roussillon) liebt und nicht Allwina (alias Lila).

Auch der Vater Henriettes, „der alte Hornich“, ist eine Erfindung, bzw. eine bewußte Abänderung der Realität, denn Uranias Vater starb bereits 1745. Mit dem „Vater“ analogisierte, bzw. chiffrierte Jacobi, meiner Überzeugung nach, die Generalin und Freiin von Pretlack, die, wie im Roman der alte Hornich, ebenfalls an der Wassersucht litt und im Herbst 1772 schwer erkrankt war (*VI).⁷⁶

Der Verlauf des Romans ist identisch mit dem Verlauf von Goethes Liebesgeschichte mit Henriette Alexandrine von Roussillon in der Zeit vom März bis Dezember 1772.

Allein schon die Gegenüberstellung der handelnden Personen im Roman >Woldemar< mit denjenigen in der Realität, wäre genügend Beweis dafür, daß F. H. Jacobi sein „Werk“ nicht frei erfunden hat, sondern bei

⁷⁶ Siehe Anhang: Fußnoten mit römischen Ziffern.

der Konzeption und Niederschrift nachhaltigen, authentischen und absichtlichen „Gebrauch“ von Goethes Leben machte.

Roman >Woldemar<	Realität
Woldemar.....	alias Wolfgang Goethe
Biederthal.....	alias Heinrich Merck
Louise (Biederthals Frau) ..	alias Louise Merck
Dorenburg.....	alias Franz Michael Leuchsenring
Der alte Hornich.....	alias die alte Freiin von Pretlack
Die drei Töchter:.....	alias die drei empfindsamen Frauen, die sich „Schwestern“ nannten:
Caroline.....	alias Psyche (Caroline Flachsland)
Allwina.....	alias Lila (Louise von Ziegler)
Henriette.....	alias Urania (Henriette Alexandrine von Roussillon)

Diese Entdeckungen sind die schönsten und wünschenswertesten Bestätigungen, die man sich wünschen könnte und die nur noch von einem schriftlichen Eingeständnis Goethes überboten werden könnten. Aber sind Goethes Jugendwerke >Werther<, >Clavigo< und >Erwin und Elmire< denn keine schriftliche „Eingeständnisse“? Der Roman >Woldemar< von F. H. Jacobi ist der absolute Beweis, daß meine Hauptthesen der Realität von Goethes und Uranias Liebesgeschichte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nahekommen.

Quelle: F. H. Jacobis Roman >Woldemar< von Seite 37 bis Seite 70 der Originalerstaufflage von 1779.
Ort des Geschehens: Darmstadt und nähere Umgebung
Zeit: Frühling des Jahres 1772

Beschreibung des empfindsamen Treibens

Da Biederthal [Heinrich Merck] diesen Brief hatte, stellte er ein Fest an. Er gab es auf dem Lande; dort sollten seine Freunde mit ihm die ersten Verheißungen eines neuen Frühlings empfangen. Es war aber schon mehr als Verheißung da. Sie gingen zu Fuß hinaus [zum Gehaborner Hof? zum Herrgottsberg?]. Die Sonne kam so warm und doch so sanft hernieder, daß man nicht anders konnte, man mußte 'gen Himmel schauen und sagen: o die liebe Sonne! Nach dem Tor, wo ihr Weg hinausging, schwingt eine fruchtbare Ebene sich allmählich hinab und weit umher. Sie sahen da die frischgepflügte Erde vom höchsten Braun bis zum falbesten Gelb mannichfaltig schattiert, und Felder wie Smaragd, die sie durchstreiften; ein Gemisch von Farben und Lichtern, so süß, so zauberisch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge schwamm. Nur wie im Traum wurden sie das lustige Zwitschern der Vögel gewahr, und daß schon der Buchfink schlug, und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biederthal fühlte alle Augenblicke an seinen Brief in der Tasche, aber er zog ihn erst hervor, nachdem sie auf seinem Gut angelangt waren und sich ausgeruht hatten. Niemand war von dieser Vorlesung so gerührt wie Henriette [Alexandrine von Roussillon]. Sie hatte Woldemars [Wolfgang Goethes] geheimstes Wesen aus diesem Brief wunderbar geahndet. Lieber Armer, seufzte sie innerlich; komm nur, du sollst Pflege finden, sollst finden, woran du verzweifelst: ein ganzes Herz und das nichts verlangt als nur dem deinigen Ruhe zu geben. Die Tränen, die ihr zuweilen aus den Augen flossen, ihre Farbe, die sich öfters veränderte, und die Blässe, die endlich auf ihrem Angesicht ruhen blieb, machte nach und nach jedweden aufmerksam auf sie. Sie ward es inne, aber es machte sie im mindesten nicht verlegen: „O“, sagte sie, indem sie von ihrem Sitz aufstand, „mich verlangt sehr nach diesem Woldemar [Wolfgang Goethe].“

Biederthal [Heinrich Merck] ging auf sie zu, schloß sie in die Arme: „Liebe Henriette! Wenn sie noch einmal, wenn Sie zum zweiten Mal meine Schwester würden!“

„Das nicht“, erwiderte Henriette, „wie Sie es verstehen nicht; aber meiner Clarenau [Allwina, alias Lila] gönnte ich den Mann [Wolfgang Goethe], und nur diesem Mann meine Clarenau. An mir soll er eine Schwester finden; und glauben Sie mir, Biederthal, daran ist ihm mehr Not als um eine Geliebte.“ [Siehe 1. Analogon] ⁷⁷

Woldemar traf am bestimmten Tag ein.

Es geschah, was in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, jeder fand ihn anders als er sich

⁷⁷ (1. Analogon) Vergleiche damit den Brief Caroline Flachslands an Gottfried Herder (107. Brief) vom 8. Mai 1772: „... Wenn Goethe von Adel wäre, so wollte ich, daß er sie [Lila] vom Hof [zu Homburg] wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird - aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch und sie wären sich beide wert ...“

ihnen vorgestellt hatte; aber, was nicht so gewöhnlich ist, alle waren nur desto mehr von seiner Gegenwart entzückt. Es war in der Tat fast unmöglich, Woldemar [Wolfgang Goethe] in seinen glücklichen Augenblicken zu sehen, ohne bis zur Schwärmerei für ihn eingenommen zu werden. Seine Gesichtsbildung, seine Gestalt, seine Gebärden, sein ganzes Wesen, alles an ihm wirkte melodisch ineinander und stimmte zu einem außerordentlichen Eindruck zusammen. Sein Ansehen hatte etwas sehr Hohes, aber hinterher auch etwas so Gutes und Liebliches, etwas so Entgegenkommendes, daß, wer vor ihm stand, bald voll Sehnsucht wurde, ihn umarmen zu dürfen. Nach seinem Anstande hätte man die feinste Hofsitte von ihm erwartet; aber er tat damit so schlechtweg, als wär's die Zeit der Patriarchen. Die Eigenschaften eines liebenswürdigen Gesellschafters besaß er in einem hohen Grad.

Diesen Vorzug zu erwerben, hatte ihn in der frühesten Jugend seine Eitelkeit angespornt und mehr noch eine gewisse ärgerliche Heftigkeit gegen allen Widerstand. Er wollte überall hin können, und da ihm seine Geburt [bürgerliche Abkunft] den freien Eintritt in die große Welt [adelige Gesellschaft] versagte, so war er bemüht, ihn durch Zaubermittel zu erhalten. [Siehe 2. Analogon]⁷⁸ Alle Türen gingen ihm bald auf und er brachte es so weit, daß man sich um ihn riß. Nun floh er [in Wirklichkeit erst ein halbes Jahr später zurück nach Wetzlar], und nahm einen tiefen Ekel an allem Flitterwesen zur Beute mit sich davon. Von den Eigenschaften, die er damals erworben, waren ihm nur diejenigen geblieben, die sich in ganz einfache Natur hatten umsetzen lassen. Da er jetzt nie etwas zum Schein war, so wirkten seine Äußerungen desto unwiderstehlicher; sein ganzes Wesen war voll Bedeutung und überall erweckend.

Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde die Seele der liebenswürdigen Familie [der „Gemeinschaft der Heiligen“], die ihn in ihre Arme gezogen hatte.

Einen so glücklichen Zustand als derjenige, worin er dieselbe angetroffen, durch seinen Beitrag noch zu erhöhen, mußte ihm die süßeste Zufriedenheit geben; nur war ihm das peinlich dabei, daß er spürte, er vermindere die Unabhängigkeit dieser würdigen Menschen, indem er ihnen zu unentbehrlich werde, und er fürchtete, bald in die Verlegenheit zu geraten, entweder sie öfters zu kränken oder seine eigene Freiheit aufopfern zu müssen. Aber Freiheit läßt sich nicht aufopfern; es ist eine Sache, die nur im freiesten Tausch gewechselt werden kann. Das wußte er, und darum war es seiner Zärtlichkeit unausstehlich, wenn sich jemand um Vieles mehr und stärker an ihn hing, als er selber gegenseitig tun [erwidern] konnte. Seine ganze, volle Liebe ... „Ach!“ seufzte er wohl einmal in der Stille, „ach! Ich sauge Küsse aus allem was ich seh' in der Natur, sie füllen meine Lippen, man muß sie darauf schweben, zittern sehen ... aber wohin damit?“

Jacobis Ansichten über Goethe

So sorgfältig er war, allen falschen Erwartungen von sich vorzubeugen, so konnte er es doch nicht genug sein. Sein Charakter war zu sehr außer der gemeinen [gewöhnlichen] Ordnung, die Leute mußten häufig an ihm irre werden.

„Ich habe Ihnen ja von Anfang [an] gesagt, daß ich so bin und daß kein Bessern an mir ist“, war seine gewöhnliche Antwort auf die Vorwürfe, die man ihm machte.

„Aber“, erwiderte man ihm, „warum sind Sie so? Wie [warum] mögen Sie nur so zu sein? Es läßt sich ja auf keine Weise reimen!“

Hierauf pflegte er weiter nichts als ein freundliches, nachsichtsflehendes Achselzucken zu geben. Sein Hauptverbrechen war, daß er zu sehr für sich lebte, und hierin seinem Sinne auf eine Weise folgte, welche die Zärtlichkeit seines Herzens verdächtig machte.

An einem Abend, da man ihn früh erwartet hatte, nachdem er seit vielen Tagen nur ein paarmal auf Augenblicke sichtbar geworden [war], und nun wieder spät noch nicht angekommen war, wurden seine Freunde einer nach dem anderen verdrießlich und es entstand ein allgemeines Murren. Henriette [Alexandrine von Roussillon], welche nie in die Klagen über Woldemar einstimmt, sondern ihn immer verteidigte, wurde traurig: „Wir werden so lange machen“, sagte sie mit einer Bewegung und in einem Ton, welche man nicht an ihr gewohnt war, „bis Woldemar [Wolfgang Goethe] unserer müde wird. Sein Witz, seine zauberische Laune, sein vortreffliches Herz machen ihn uns wert, aber soll er darum allein für uns leben? Und dennoch lebt er ja fast allein für uns. Er gewiß viel mehr für uns, als wir für ihn! Oder vermag wohl einer hier, vermögen wir alle zusammen soviel für sein Glück, als er für das unsrige? Und wie liebt er uns nicht? Sagt, hat wohl einer von uns so viel wahre, echte Freundschaft für den andern, als Woldemar [Wolfgang Goethe] für jedweden von uns beweist? Freilich hängen wir an ihm mehr, als er an uns hängen kann, aber ist dies seine Schuld? Sind wir nicht eben darum weit besser d'ran als er? O, hat er nur seines Gleichen, nur einen anderen Woldemar; geschweige jemand, der ihm wäre, was Woldemar uns ist? So gönnt ihm doch wenigstens, daß er in sich selbst, daß er im All der Schöpfung suche, was wir ihm nicht zu geben

⁷⁸ (2. Analogon) Vergleiche damit die Erstfassung von Goethes Jugendwerk >Erwin und Elmire< WA I.38: „... Aber daß ich arm bin, war ich verachtet ...“ Arm war Goethe mit Sicherheit nicht, doch er war nicht von Adel. „Arm“ ist ein Synonym für „nichtadelig“.

im Stande sind.“

Indem trat Woldemar [Wolfgang Goethe] mit freudiger, liebevoller Eile ins Zimmer. Die Gesichter waren noch nicht in ihrer natürlichen Lage.

Henriette [Alexandrine von Roussillon] sprang auf, trat vor Woldemar [Wolfgang Goethe], legte ihre beiden Hände auf seine Schultern. „Ach, Woldemar“, sagte sie, „Sie sind so gut, so lieb; fühlen Sie das doch, wie lieb Sie sind und haben Sie Geduld.“

Wolfgang Goethes geselliges Verkehren im Haus der Freiin von Pretlack

Henriette [Alexandrine von Roussillon] war öfter mit Woldemar als die Übrigen der Familie [„Gemeinschaft der Heiligen“], wegen ihres vertrauten Umgangs mit Allwina [Louise von Ziegler, Lila genannt]. Woldemar [Wolfgang Goethe] fand großes Behagen in der Gesellschaft dieser Allwina und ihrer Tanten, welche beide Personen von Verstand und sehr vorzüglichen Eigenschaften waren; besonders hatte die jüngere [noch keine fünfzig Jahre alt] eine Lebhaftigkeit, eine Schnelligkeit des Geistes, die zu Woldemars Laune ausnehmend stimmte.

Da fand ihn denn Henriette oft bei ihnen sitzen; und weil Henriette [Alexandrine von Roussillon] kam, lief Woldemar eben nicht weg. Manchmal blieb er dann unvermerkt ganze Nachmittage und bis in die Nacht; schwatzte, las vor, machte Musik mit den beiden Mädchen [Urania und Lila], zeichnete mit ihnen, ließ sich so hingehen, in immer wärmerer Neigung, zu allerhand Mitteilungen; und ihm war sehr wohl dabei, den Mädchen sicher nicht weniger. Wenn es ihm aber einfiel, sie unversehens zu verlassen, so war darüber auch weiter keine Frage. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigsten Anschlage, oder wenn sie wirklich schon im besten Wesen d'rinnen waren. „Da läuft er nun fort!“ Dies war das Ärgste, was je die lieben Geschöpfe sagten; und sie sahen dabei so von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es sich schwer aus dem Sinn schlagen konnte und manchmal, wenn er kaum auf seinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte. Aber dann litt Henriette [Urania] schlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. Er solle nicht so wankelmütig sein, sagte sie zu ihm, das zieme keinem Manne. Sie oder Allwina [Lila] oder die Tanten, sie hätten [sich] jetzt etwas vorgenommen, das sie um nichts fahren ließen und wobei seine Gegenwart sie störe, und damit die Tür auf und fort mit Woldemar [Wolfgang Goethe]! Zuweilen tat er hartnäckig, das half zu nichts, er mußte abziehen. War es aber, daß sie merkte, er habe wirklich seinen Sinn geändert, und es sei ihm frei darum zu tun, wieder zugelassen zu werden, so wußte sie den Streit so zu lenken, daß er zuletzt die Oberhand behielt. Er mußte gestehen, daß er ein Kindskopf sei, und dann kriegte er seinen Willen.

Allwina [Lila] hatte nie vorher das Leben so schön gesehen und sie sagte es gerad' heraus, daß nach Henriette [Urania] Woldemar [Wolfgang Goethe] ihr lieber als alles sei. Es war ihr ganz neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Mann umzugehen, der sie lebhaft interessierte, ohne sie in irgendeine Art von Verlegenheit zu setzen. Ja, sagte sie, wenn aber auch Woldemar so albern gegen einen täte wie die anderen Herren, so merkte man gleich, daß er einen nur zum Besten hätte, und man könne ihn [nur einen Augenblick] nicht ausstehen. Auf Ansprüche an ihn dachte sie so wenig, daß [da] er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang [an] Henriette gegeben, [er] bei ihr hauptsächlich in Ansehen gekommen war. „Du mußt den lieben Menschen heiraten“, sagte sie zu ihrer Freundin, „ich schenke ihm mein halbes Vermögen, sobald ich Meister darüber bin, und wohne bei euch. Das Übrige kriegen eure Kinder, denn ich heirate gewiß nie.“

Henriette [Alexandrine von Roussillon] lächelte. „Du guter Narr!“ Und [sie] küßte den Engel [Lila]. „Laß mich nur gehen, ich habe etwas anderes vor; aber beisammen wollen wir dennoch bleiben.“

Jacobis Ansichten über Urania

Henriette [Urania] hatte nicht jene funkelnde, sprühende Empfindsamkeit, jene röstende Wärme, wobei das Herz so schwer in Frieden bleiben kann, und die nur ein sehr zweideutiges Merkmal von seiner Vortrefflichkeit ist. Das ihrige war so glücklich gebildet, daß es die Unterstützungen der Sinne und der Einbildung gewissermaßen entbehren, daß es seine Verrichtungen allein bestehen konnte, und genug hatte an seinen eigenen lautersten Gefühlen. Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man von allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen weiß; wie sehr das allein schon [er-]heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereien der Eitelkeit ein Ende machen. Henriette konnte das wissen, und das machte das Mädchen so milde, und ließ ihren munteren Geist so hell, so wunderbar fassend werden.

Woldemar [Wolfgang Goethe], der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Ihr [gegenseitiges] Einverständnis wurde von Tag zu Tag leiser und inniger. Henriette [Alexandrine von Roussillon], die zu ihrem eigensten Dasein bisher nicht hatte gelangen können,

erhielt es in dem Anschauen eines Mannes, der durchaus selbständig war, und ihren besten Ideen und Empfindungen, den einsamen, verschlossenen, Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit erteilte.

Wessen Seele je mit himmlischer Liebe befruchtet gewesen, und der gefühlt hat in seinem Inwendigen das unsägliche Weben, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens beginnt und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft, der wird von der Wonne, welche Henriette [Urania] und Woldemar [Wolfgang Goethe] in diesem Zeitpunkt erfuhren, keine Beschreibung erwarten.

Liebeszene auf Jagdschloß Kranichstein zwischen Henriette Alexandrine von Roussillon und Wolfgang Goethe

Freund und Freundin kamen nie zusammen, daß sie nicht an irgend einem Ereignis sich noch genauer erkannten; irgend eine Erwartung, die sie von einander geschöpft, sich erfüllt sahen, und dann Empfindung die Stätte einnahm, welche Ahndung bereitet hatte. Daß die Begebenheiten oft an sich zu den unerheblichsten gehörten, benahm ihrem Eindruck nichts.

So waren sie einst mit ihren Geschwistern [ihren empfindsamen Freunden und Freundinnen] auf ein nahe gelegenes Jagdschloß [Kranichstein] gefahren, wo ein künstliches Reiten von Engländern zu sehen war. Das schöne Wetter hatte ein Menge Leute hinausgelockt. Die meisten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten den Rückweg lieber zu Fuß machen. Woldemar [Wolfgang Goethe], der seine Freundin [Urania] führte, sah, als sie zwischen die Tore kamen, ungefähr dreißig Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Gemüsekorb auf dem Kopf, das einem Phaeton ausweichen wollte und darüber seine Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdessen das arme Ding seine Sachen wieder in den Korb packte, kam ein kleiner Bube mit einem schweren Bündel Holz beladen, der vermutlich ihr Bruder war. Sie rief ihn an, daß er ihr hülfte. Der Bube warf auf die Mauer vom Glacis zürnend sein Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beide zu wenig Stärke hatten, so schwankte ihnen der Korb auf die Seite und alles was d'rin war lag von Neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen [wohl die Bürger] über den Spaß, und die Vornehmen [wohl die Adligen] lächelten oder schielten gravitatisch hin und wieder weg.

Woldemar [Wolfgang Goethe] ließ Henriettes [Uranias] Arm [los]. „Machen Sie sich so lange zu Dorenburgen [Leuchsenring]“, sagte er, und sprang hinzu, [um dem Kind zu helfen].

Aber Henriette [Alexandrine von Roussillon] sprang mit. Sie packten gemeinschaftlich das Gemüse wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufsetzen, als zwei Soldaten von der Wache [Torwache] herbei gelaufen waren, die es ihnen gar freundlich wehrten.

„Das freut mich“, sagte Henriette beim Weggehen und indem sie noch einmal umguckte, „daß die Soldaten uns gesehen haben. Wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Not kömmt, so lassen sie ihn schwerlich so lange zappeln.“

„Und erzählen auch ihren Kameraden wohl noch die Geschichte“, fügte Woldemar [besorgt] hinzu, [denn Uranias Bruder, der Obrist von Roussillon, war möglicherweise einer ihrer Vorgesetzten]. „Indessen ... Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Trupp Menschen um uns stand?“

„Ich gab nicht Acht“, erwiderte Henriette [Urania]. „Die glaubten wohl, es gäbe da ein großes, sehenswertes Unglück zum Besten!“

„Nicht anders“, antwortete Woldemar. „Wenn ich so denke“, fuhr er fort, „es ist doch wunderbar [wunderlich], wie die Leute in ihrem Fratzenwesen sich so verlieren können, daß sie zu nichts Natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrtesten dünkt, was es am wenigsten ist. Da war doch keiner, der sich nicht für [vor der] Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es d'rauf wagten, nun werden sie es uns zur Eitelkeit auslegen.“

„Zur Eitelkeit?“ stutzte Henriette [Alexandrine von Roussillon].

„Ja“, sagte Woldemar [Wolfgang Goethe], „sie werden es für Liebe des [zum] Sonderbaren halten, für Hochmut, was weiß ich, allemal für Fratze.“

„Eben fällt mir ein“, unterbrach ihn Henriette, „daß Sie zu mir sagten: machen Sie sich so lange zu Dorenburgen [F. M. Leuchsenring]! Wie, wenn ich's getan hätte?“

„Es wäre mir nie eingefallen, Sie deswegen zu tadeln“, antwortete Woldemar [Wolfgang Goethe]. „Sie sind ein Mädchen, Sie haben gerad' einen Putz an, der sie vorzüglich ins Auge stellt; ich hatte Ihre Hilfe nicht nötig und also konnten Sie umhin, sich dem Begaffen auszusetzen und die Sache [noch] abenteuerlicher zu machen.“

„Und also tadeln Sie mich, daß ich mitging? - Aber Sie haben recht! Schwerlich hätte ich es auch getan, wenn ich mich erst besonnen hätte; aber ich hing so an Ihrem Arm, sah nur auf das Mädchen und den Buben, und dachte nur darauf, was Woldemar tun würde: und wie der ging, ging's eben hinterdrein mit mir,

ich weiß nicht wie; und was soll's denn auch!“

„Engel“, sagte Woldemar [Wolfgang Goethe], wendete sich auf Henriettes rechte Seite und drückte ihren Arm fest an sein Herz. - „Engel“, und er bebte davon, wie er's leiser noch einmal aussprach, und sein Angesicht schwand.

„Woldemar“, sagte Henriette [Alexandrine von Roussillon]. „Woldemar [Wolfgang], was ist?“ Und doch war sie selbst bis zu Tränen gerührt.

„Was mich bewegt?“ erwiderte Woldemar. „Beste, es ist nicht von [seit] heute, nicht eben von itzt. Es ist, Gottlob, schon von [seit] langem; aber bei jedem neuen Vorfall durchdringt's mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! Liebe! Das, daß Du da bist, wirklich da, daß ich Dich endlich habe. Ein Wesen, dessen Herz, wie das meinige, sich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt. Das sich nicht scheut, allein [dasjenige] zu tun, was unter tausenden [anderen Mädchen] keins möchte und keins dürfte! Das eine Tat, die in tausend Fällen nicht schön und nicht gut wäre, in dem einzigen [Fall], wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da mutig sie ausübt. Das immer nur seinen eigensten Willen tut, und doch, mit hellem Blick 'gen Himmel, sagen darf: Vater, deinen Willen! - O, Du Eine [Einzigartige]! Du Meine!“

Es dauerte keine zwei Jahre [richtiger: zwei Monate, von Anfang März bis Ende April 1772], da waren beide Seelen so ganz voneinander durchwittert, waren miteinander in so geheime durchgängige Verfassung geraten, daß sie nie in etwas sich mißverstanden. Woldemar [Wolfgang Goethe] erlaubte sich nun gegen seine Freundin nicht die kleinste Zurückhaltung mehr; er wollte nicht höher bei ihr gelten, als seinen innerlichen Wert. Und da sie [Urania] ihn [Wolfgang Goethe] so gut zu fassen im Stande war, als er nur selber vermochte, so sah er keinen Grund, ihr irgend etwas zu verhehlen. Sie durfte so leise in sein Zimmer treten, als sie Lust hatte, und bei jedem Geschäft ihm über die Achsel gucken. Wenn er verreist war, erbrach sie alle Briefe ohne Ausnahme, die an ihn kamen, und beantwortete viele davon, auch die von dem vertrautesten Inhalt, an ihres Freundes Statt.

Woldemar fühlte sich wie neugeboren; alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht fehlen, nachdem er einmal in ein Geschöpf ein unumschränktes Vertrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung [des weiblichen Geschlechts und/oder des Adels] dabei gewinnen mußte. Wie viel mehr seine näheren Bekannten und Freunde! Jedermann pries die Veränderungen, die man an ihm wahrnahm; daß er so merklich offener, mitteilender, duldsamer, gleichmütiger und geselliger geworden sei; daß man itzt so viel mehr als sonst von ihm habe. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer, er hat ja soviel [nicht] zu missen!

Unterdessen aber hatte man auch allgemach in der Familie [in der „Gemeinschaft der Heiligen“] gelernt, Woldemars [Wolfgang Goethe] besser zu verstehen; und das war größtenteils Henriettes [Uranias] Werk. Sie wußte so einnehmend zu erzählen, wie bei den Clarenaus [bei ihrer Tante, der Freiin von Pretlack] mit Woldemar umgegangen wurde, daß dadurch unvermerkt bei den Zuhörern der Reiz zur Nachahmung entstand und die Grillen des Menschen [die Grillen Wolfgang Goethes] ein Ansehen von Liebenswürdigkeit, manchmal gar von Erhabenheit bekamen. Es läßt sich nicht sagen, was für einen leichten, nachlässigen und muntern Ton sie [Urania] dabei hatte; den [Ton] hatte sie aber vorzüglich, wenn sie auf besondere Entwicklungen von Woldemars Charakter kam, oder seine Vortrefflichkeit darstellte; das immer nur von ohngefähr [unbeabsichtigt], oder doch wie von ohngefähr geschah [wie unbeabsichtigt geschah]. Man war im höchsten Enthusiasmus und wußte es nicht; wenigstens konnte man Henriette nicht Schuld geben, daß sie einen angesteckt habe, so frei, so unbefangen schien sie dabei, und so rein und schlecht [-weg] gab sie's hin. Die Unarten ihres Freundes [Wolfgang Goethe] war sie geständig, und sie neckte ihn bei jeder Gelegenheit damit. Dies mochte sie mit dem schärfsten Witze tun, Woldemar wurde nie böse, sondern er hatte eine wahre, herzliche Freude darüber. Nur zuweilen, wenn sie ihn an einer Seite traf, die er selbst noch nie so recht wahrgenommen hatte, wurde er ernsthaft und brach dann auf die herbeste Weise und manchmal mit ungemeiner Hitze wider sich selber aus; aber ihre [Uranias] Laune wußte dieses Feuer noch geschwinder zu löschen, als sie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Fall, wenn Woldemars Enthusiasmus in Schwärmerei ausarten wollte, war sie gleich da, um ihn beim Ärmel zu zupfen. Sie [Urania] konnte seinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchsten Schwunge nach; und er [Wolfgang Goethe] war nicht weniger aufgelegt, ihre feinsten Bemerkungen und scharfsinnigsten Raisonsnements in ihrem ganzen Umfang zu erwägen [zu fassen], und sie für das, was sie waren, bei sich gelten zu lassen. Daher die herzlichste Gattung von Übereinstimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht, jenes Zusammenfließen im Glauben, oder im Zweifel, jenes, wo man die Gegenwart des Freundes so lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umschlingt, die nichts anderes so erwecken kann.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 84 bis Seite 88 der Originalerstaufflage von 1779

Ort des Geschehens: Homburg vor der Höh

Zeit: Ende April 1772

Es war im März [1772], da diese Unterredung vorfiel. Einige Zeit darauf glaubte der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] sich von neuem zu erholen, und Henriette [Urania] bekam Erlaubnis, die Clarenaus [Lilas Verwandte] auf ihren Landsitz [nach Homburg vor der Höh] zu begleiten. Woldemar [Wolfgang Goethe] ging auch mit.

Henriette [Alexandrine von Roussillon] stand in sehr geheimen Verträgen mit der Natur. Hier schien diese ganz mit ihr dazu verschworen, daß das Herz des guten Woldemar von der Liebe beschlichen würde. Wie ihm zu Mute war, erhellt [wird deutlich sichtbar] aus einem ziemlich dithyrambischen Brief, den er in die Stadt [Darmstadt] an seinen Biederthal [Heinrich Merck] schrieb. Hier ist er.

I. Originalbrief (Brieffragment) Wolfgang Goethes, an Heinrich Merck geschrieben:

[Homburg vor der Höh] Am 28sten April [1772]

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. All die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in ununterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe schweben. Rundherum die ganze vollständige Symphonie. Und dann - hör! - durch all den Gesang durch - aus allen möglichen Distanzen - die Wechsellieder der Nachtigallen. Man weiß nicht, wohin sich kehren und wenden. Und ruht das Ohr nur einen Augenblick, dann fallen all die Baum- und Heckenblüten über einen - all das neu [grün] gewordene Laub ... - Und sieh da! die herrliche Ebene; - das vielfarbene Grün dort im Tal! - O, und die Hügel da hinauf! - Seitwärts die darüber ragenden Höhen! - Hier, durch die Öffnung, noch weiter! Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll lebendigen Atems, sich einander anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausströmend seine beste Kraft in Schönheit und Wohltun ... - Da auf einmal, laut vom nächsten Zweig, der hellste Schlag! - Es fuhr durch Mark und Bein. - Offen allem! - Welt und Himmel! - Meine Begleiterinnen, die zwei lieben Mädchen [Urania und Lila] standen da vor dem Verzücken. - Gott! Meine Brust so eng, so fest! Ich wankte, taumelte nieder, verbarb mein Gesicht ...

Es war Sonnenuntergang. Ich wandelte mit meinen Freundinnen sachte unserer Wohnung zu, sammelnd in mir alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallen, wenigstens nicht so geschwinde verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Melodie, und diese Melodie wieder in Accorde. In den schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erschienen die übrigen Sterne. Wir [Wolfgang Goethe, Urania und Lila] hörten die Musik der Sphären.

So weit hatte ich gestern abend geschrieben. Jetzt komm' ich von einem Spaziergang mit Allwina [Lila] nach Hause. Henriette [Urania] hatte zu schreiben. Schon um fünf Uhr [am Morgen] waren wir draußen. Als wir [an] einem Wäldchen, auf einem Hügel gelegen und schön wie ein Paradies, vorbeikamen, wünschte ich uns in den Stand der Unschuld. Nun ließen wir's linker Hand liegen, und wandelten nach dem Wasserfall zu [siehe 3. Analogon],⁷⁹ und setzten uns nächst dem großen Teich, der so hell und schön da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. - Am Sonnabend schreib' ich Dir wieder, und, wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar [Dein Wolfgang]

Es gibt eine Menge lieblicher Szenen, wo die verborgensten Quellen der Seele sich öffnen, und die sich auf kein Schaugerüst bringen lassen. Sie lassen sich auch nicht malen, weil sie rundum im vollen Himmelslicht gesehen sein wollen.

Allwina ruhte an Henriettes Busen. Da empfing sie Woldemars Gelübde, und es ergab sich ihre Seele dem Edlen.

In der Realität war es genau umgekehrt: Henriette (Urania) ruhte an Allwinas (Lilas) Busen. Da empfing sie (Urania) Wolfgang Goethes Liebeschwur, und es ergab sich ihre Seele dem Edlen. Diese theatralische Szene spielte sich Ende April bis Anfang Mai 1772 in Homburg vor der Höh ab.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 107 bis Seite 116 der Originalerstaufflage von 1779

Ort des Geschehens: Homburg vor der Höh

Zeit: Mai 1772

⁷⁹ (3. Analogon) Vergleiche damit den Brief Lilas an Heinrich Merck vom 20. September 1773 (siehe oben Seite ...).
... Ich [Lila] war lange an dem schönen Wasserfall, wo sie [ihre empfindsamen Freunde] alle ganz entzückt waren ... “

II. Originalbrief (Brieffragment) Wolfgang Goethes an Heinrich Merck:

[Homburg vor der Höh] *Am 12ten Mai* [1772]

Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüten, [dem] Nachtigallen-, Finken- und Lerchengesang daher wandelte, der weichenden Sonne nach, entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschossenes Gewölk über den ganzen Himmel. - Zu dieser süßen Tagesdämmerung nun allmählich die Dämmerung der Nacht - und tuschender Schauer. Aus den Dörfern umher das Mägeläute, nicht mit dem Wehen der Lüfte, kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte, es schlich von selber an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen; und ebenso an mein Auge das Grün und die Blüten. Kein rascher Lichtstrahl, der mir die Gegenstände aufdrang; ich genoß alles in Freiheit, in Ruhe, schwebte im Meer der Allmacht ... Und ebenso sanft und leise wie der Alliebende, wie sein Frühling um mich her - ebenso leise, sanft und liebend faßte ihre [Uranias] Hand die meinige [siehe 4. Analogon]; ⁸⁰ nicht damit ich umblickte, auch blickt' ich nicht um: aber vor mir hin, auf dem schönen Pfade, lächelte ich mit doppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an.

III. Originalbrief (Brieffragment) Wolfgang Goethes an Heinrich Merck:

[Homburg vor der Höh] *den 20sten Mai* [1772]

Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall [siehe 3. Analogon] gesessen und den schönsten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir durch leuchtende Schatten am Ufer des Baches her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Teil seiner Krümmungen überschauen kann. Es war ein bezaubernder Anblick, wie die schlanken, flammenden Pappeln sich in ihm bespiegelten. Es schien als hätten sie zur Lust sich hinunter getaucht, und es durchfahre sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde, als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Ästen lispelten und auf sanften Wellen über den kleinen Fluß gleiteten, und mit der ganzen Natur sich ergötzten. - Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unseren Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niedriges Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel - in Wasser der Erde! ... Leben - in Leben hinübergestrahlt! - ... Kraft - mit Kraft sich begattend! ...

Hohe Ahnungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele währte, den Unbegreiflichen in etwa zu fassen. Sie [Urania], die einst nicht einer Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Dasein - aus dem Nichts! - Schöpfung!

Dergleichen Aufsätze flossen häufig aus Woldemars [Wolfgang Goethes] Feder, und waren nicht [dazu] bestimmt, von jemandem außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie [die Briefe] die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden [des Glückes mit Urania], in dem nämlichen Sinn, wie man auch die Seelen Schatten zu nennen pflegt. Sie [Goethes Briefe] werden in der Folge dieser Geschichte uns [noch] sehr zu statten kommen.

Die Vermählung [in der Realität: die Kohabitation zwischen Wolfgang Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon] wurde nicht lange verschoben [die Empfängnis Uranias muß Ende Mai, Anfang Juni 1772 erfolgt sein]; aber man hielt sie, aus Familienursachen [aus verständlichen Gründen], äußerst geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen sein würde, sollte sie bekanntgemacht werden.

Woldemar [Wolfgang Goethe] fand sich wie in eine neue und bessere Welt versetzt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwina [richtig: Henriette] in seinen Armen werden sah, und er konnt' es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Teil an ihm genommen, so wunder [-lich] lieb und lauter, so aus ganzer Herzensfülle, bis zur blinden Parteilichkeit, und doch ohne weiter eine Spur von Leidenschaft. Es schien, seitdem Woldemar ihr Mann [Geliebter] sei, habe sie weniger Recht an ihn als zuvor; sie [Urania] hatte sich ihm völlig hingeeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst. Seiner [Wolfgang Goethes] Liebe zu ihr freute sie sich; aber in der Tat mehr weil sie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklicher wurde, als daß sie dabei an sich gedacht hätte; nur sein Wohl war ihre Sorge, ihr Wunsch. Und wie das alles in ihr bestand und aus ihr hervorging; man mußte glauben, sie sei durch eine unmittelbare Einwirkung des

⁸⁰ (4. Analogon) Hier drängt sich mir Goethes Gedicht >Elysium - An Uranien< auf (von mir rekonstruierte Fassung):
Uns gaben die Götter / Auf Erden Elysium / Seh ich, verschlagen / Unter schaudernden Himmels / Öde Gestade; / In der Vergangenheit / Goldener Myrtenhainsdämmerung / Urania an meiner Hand / Seh mich Schüchternen / Ihre Hände fassen, / Bittend blicken / Ihre Hände küssen - / Unsere Augen sich begegnen, / Auf mich blicken seh ich [Urania], / Werfe den hoffenden Blick / Auf Urania, sie nähert sich mir, / Himmlische Lippe! / Und ich wanke, nahe mich, / Blicke, seufze, wanke - / Seligkeit! Seligkeit! / Eines Kusses Gefühl! / Mir gaben die Götter / Auf Erden Elysium. / Ach, warum nur Elysium!“

Himmels dazu begeistert worden. Ich wiederhol' es, Woldemar [Wolfgang Goethe] wußte es [selber] nicht zu ergründen und das schwelte sein Herz nur desto höher von Wonne; es stand unter einer Flut süßer, nie gekannter Empfindungen. Und die Flut hub ihn empor und trug ihn zurück - sanft hinauf den Strom bis zu den Quellen seines Lebens. Von allem erwachte wieder seiner Seele die erste frischblühende Empfindung. Der Frühling seines Daseins ward ihm wiedergegeben, eine zweite Jugend, voller und kräftiger als die erste, Unschuld, Zuversicht und Paradies.

Henriette, welche um die versprochene Zeit angekommen war und zu Pappelwiesen [Homburg vor der Höh] für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, sah das alles, und konnte fast die Wonne nicht [er-] tragen, die sie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke süß, daß sie die Glückseligkeit ihrer Freunde, großen Teils, als ihr Werk anzusehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieser Gedanke sie manchmal beklommen [gewiß aus Furcht vor Schwangerschaft]; sie scheute [sich], ihren Jubel zu verkünden, als verherrlichte sie damit sich selber. Wenn sich nur etwas ergeben könnte, wünschte sie tausendmal, das Woldemars und Allwinas [Lilas] Dankbarkeit gegen sie aufhöbe, oder denselben zu betrachten verstattete, wie ihr Verdienst um sie nur dem Anschein nach so groß, aber im Grunde so gar nichts sei. „Denn“, sagte sie, „was hab' ich aufgeopfert? War wohl ein widersprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünsche befriedigt? Alle meine Wünsche? - Das hab' ich getan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer Seele liebte. - Getan, was ich nicht lassen konnte. Und dafür Dank? - Und dennoch fühl' ich, daß ich den Unsinn nicht aus ihnen [den Köpfen der Mitmenschen] vertilgen werde, und daß ich ihn sogar in mir selber mittlerweile gutheißen muß.

Aber auch die Art Verschlossenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henriette [Urania] neue Seligkeit bereiten. Leise, aber tief und bedächtig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina [Lila] fand oft die Edle, sitzend oder wandelnd [spazierengehend] in ihrer Demut, mit eingekehrtem Blick; schlich dann geschwind sich an ihren Hals, lispelte alle Namen des Himmels in ihren Busen, drückte mit geschlossenem Auge die Freundin sanft an sich, und verschwand.

Woldemar [Wolfgang Goethe] aber konnte nicht immer sein Herz übermannen. Zusammen mit Allwina [Lila] zwang er Henriette [Urania], daß sie sich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preise.

„Ja“, rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank sei dem Höchsten, ich hab' euch glücklich gemacht; ewig, ewig sollt' ihr mir danken. Und ich gelob' ihn, ich weih' ihn dem Himmel, allen diesen Dank!“

Woldemar [Wolfgang Goethe] kam selten, nur wenn es die äußerste Not seiner Geschäfte wegen erforderte, in die Stadt. Den ganzen August und noch ein Teil des nachfolgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande, [in der Realität: den ganzen August und bis zum 14. September 1772 blieb Goethe verstimmt in Wetzlar], und ohne allen Besuch, denn Biederthal [Heinrich Merck] hatte seine Frau ins Bad begleitet. Dorenburg [F. M. Leuchsenring] konnte wegen Biederthals Abwesenheit nicht wohl [gut] aus der Stelle; und seine übrigen Freunde oder Bekannte waren zerstreut. Von denen [denjenigen] Briefen, die er [Wolfgang Goethe] während dieser Zeit [richtig: in der Zeit von Juni bis Ende Juli 1772, während seiner „Urlaubsreise“ mit den beiden adeligen Fräulein Urania und Lila] an seinen Bruder [Heinrich Merck] schrieb, wollen wir einen, aber diesen auch seiner ganzen Länge nach, mitteilen, wie er vor uns [vor F. H. Jacobi in Abschrift] da liegt.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 117 bis Seite 148 der Originalerstaufflage von 1779.

Ort des Geschehens: Goethe reiste höchstwahrscheinlich mit den beiden adeligen Fräulein Urania und Lila, und möglicherweise sogar mit der Generalin und Freiin von Pretlack von Homburg vor der Höh nach Schloß Waldeck, nach Arolsen, nach Lemgo - Brake bis nach Cleve, wo die Freiin von Pretlack im Sommer der Jahres 1772 einen Prozeß führte. (Siehe 3. Analogon.)

Zeit: Juni bis Ende Juli 1772.

IV. Originalbrief Wolfgang Goethes an Heinrich Merck

Pappelwiesen, den 23sten August [richtig: Juni oder Juli 1772]

Liebster Biederthal [Heinrich], ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beinah' vierzehn Tage Dich ohne Briefe von mir lassen konnte. Allwina [Lila] und Henriette [Urania] haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr, aber ich konnte nicht. Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen, für Dich [ein Brief darauf begonnen], worauf sehr deutlich zu lesen steht, den Wievielten wir jedesmal hatten in diesem Jahr; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; etliche sogar mit einer ganzen Zeile, mit zwei, mit drei; aber dann wollt' es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr, wie ich es ehemals anfang, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleid gereizt, weiß mir nicht zu helfen und gerate in Wut. Mir dünkt, es müßte mein Feind sein, der mir zumutete, meine Empfindungen bis auf den Grad zu schwächen, daß ich sie mir klar vorstellen, in eine lange Rede fassen und hinschreiben könnte. Die edle, unwiderbringliche Zeit auf diese Weise umzubringen! Soll zu leben aufhören, damit ein and'rer etwas zu lesen kriege! Im ganzen Ernst, wenn ich mir so einen teuren Freund denke, der das will, und mit zärtlich, verdrießlichem Gesicht da sitzt und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will ... Ich kann ordentlich hämisch auf ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr ansehen mögen.

Freilich kommen hernach vernünftiger Augenblicke, worin ich gleichwohl fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich mich sehr sträflich beweise, wo ich gegen mein Gewissen nicht aufkommen kann: und das ist eben mein Unglück!

Aber nun, was soll dies alles hier? - Vielleicht eine Entschuldigung gegen Dich? - Gott im Himmel! - Ja, wenn man einmal so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

... Lieber, ich habe eben Deine zwei letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde doch ganz bange um's Herz dabei, und ich danke Gott, daß wenigstens Allwina [Lila, Mercks Geliebte] und Henriette [Urania] an Deine Frau geschrieben hatten, und letztere [Urania] eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. - Du kennst mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Nein, verzeihen nicht, danken sollst Du dem Himmel, der mich [Wolfgang Goethe] so glücklich machte, daß ich Dir's nicht sagen konnte und Dich verabsäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen, brüderlichen Herzen fordern: und dies Zutrauen, Lieber! Ist es nicht mehr wert als tausend Briefe, und sagt es nicht alles?

Ich bin seit gestern ganz allein hier [möglicherweise in Lemgo - Brake]. Die beiden Tanten [richtig: die Freiin von Pretlack] mit Allwina [Lila] und Henriette [Alexandrine von Roussillon] sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in diese Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht ein Mal zu einem solchen alleinigen [einsamen], ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht danach geseht; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ohngefähr [zufällig] dazu gelangte. - Könnst' ich Dir in etwas nur bedeuten, wie mir war und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Äste bog und die Blätter drängte, dann sich verwehte im Laub, drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume; und beinahe Sturm war in ihren Gipfeln. - In den mannigfaltigen Millionen Blätter, welch ein unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Äste! Unter und über das luftige Laubmeer! - Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Flut, und ließ sich von ihr verschlingen. - Leise rieselte unterdeß der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlinde; und die Fische hatten ihren Scherz mit Springen, Schnalzen und Klatschen. - Der mächtige Stamm, an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her, bald stärker, bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte fast schauerlich mein Haupt. - Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! - Lauter Genuß mein ganzes Wesen! - Ewigkeit mein fliehendes Dasein! - Hülle der Gottheit um den Endlichen!

Ich verließ nach einer Weile den Platz, aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselbigen Zustand. Alles entzückte mich, so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hoffnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich kein Blatt. Ich ging umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; die Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen - von Dir; dachte, wie Du jetzo wohl vielleicht auch an mich dächtest; Deine Gespräche mit Luisen, Dein Sehnen nach mir zurück, Dein Kommen, Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten ...

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bei den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Kastanienbäume scheinen. Er zog heran - wie mit später Dämmerung feierlich die Stille heranzieht; lächelte zwischen dem dunkeln Laube, gleich einem Freunde, der sich zur Überraschung herbeischleicht, bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten kann ... Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wär' es so in der Tat, und ich fürchtete, ihm die Freude zu verderben. Da

kam er endlich über den Gipfeln der Eichen und trat vor mich hin, und ich flog auf. Lieber, es war ein Becher voll Himmelslust! - Ich ging und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Oranienbäumen, unter den Linden und in der langen Buchenhalle, ganz durchglitzert vom Mond. Es war eine Nachtstille - ein Schweigen um mich, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich schien und ich nicht weg konnte unter der Ulm' am Kanal. Ich saß, umfungen von ihren prächtigen Ästen, um mich gewebt ihr Laub - wie jene Wolken um den Mond. - Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln [des Baches] durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. - Hell und heller wurde das Wasser - und ich schwebte, wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Äther eine neue Bildung.

Lieber Biederthal [Heinrich], wie ist mir so anders! - Du weißt, schon als Kind hatte ich diese süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geist in Schönheit entgegen kam; war in beständigem Ringen, und so voll Lust und Mut - und so voll Trauer! Wie wurd' ich des Lebens so froh? Ach, und so müde? - Ich erfuhr, daß ich ein Herz im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von sich selber mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß [weil] ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so töricht, so warm und so gut, das fand ich in keinem [anderen Menschen] ... - Von den mehrsten dacht' ich deswegen nicht schlechter; zuweilen, im Gegenteil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen im Grunde keinen rechten Sinn füreinander haben. - Ich wurde duldsam und stille ... Lieber, mir rollen die Tränen herunter vom Andenken meiner einsamen Wehmut! Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war vom Wind aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigstens für mein Teil, was an mir war: aber ach! Dann erwachte mein Herz und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft hab' ich auf meinem Angesicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt wie Pygmalion vor dem Bild seiner Göttin... - Und wie er, Dank und Preis sei dem Ewigen, und wie er nicht vergebens!

Lieber, wie ist mir so anders! Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebenssaft zurückgetrieben worden [war], weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefressen hat. Es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wiedergegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn in Allwinas [Lilas] oder Henriettes [Uranias] Auge fallen sehe. Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina [Lila] und Henriette [Urania], von ihnen beglänzt, mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wiedergegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche. - Lebendiger Atem ist in den Erdenklos gefahren; er ist Mensch geworden: Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, nun die ganze Schöpfung - geschlungen an meine Brust und erwidern meine Küsse!

O, Lieber, wie ist mir so anders!

Und wie das begann? Die Stimme vom Himmel, die mir ⁸¹ rief? Der Engel, der mir den Weg zeigte? - Du [Heinrich Merck] warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebt, mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! Ich werde nicht müde, es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern, alle die goldenen Ringe aneinander zu ketten. Besonders von dem Zeitpunkt an, wo ich, durch Deine brüderliche Vorsorge, nach B. [Darmstadt oder Wetzlar?] versetzt wurde.

Ich kam und rechnete allein auf Dich. Kam und fand gleich in Dir noch mehr als ich gehofft hatte. Du warst mir um Vieles näher, verstandest mich in tausend neuen Dingen; hattest ein Weib liebgewonnen, Dich zu ihr gesellt und mit ihr ein Haus gegründet. Du hingst nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; warst von einem der traurigsten Steckenpferde auf ein wackeres, lebendiges Roß gestiegen; von allen Seiten sah ich Dich liebenswürdiger und besser. Dein Gewerbe, Deine Wirtschaft mit Dorenburgen [F. M. Leuchsenring], Euer ganzes Wesen, das mit anderen Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen, wie Du wohl weißt, ich sage, Euer ganzes [empfindsames und enthusiastisches] Wesen untereinander gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen [F. M. Leuchsenring] erhielt ich einen zweiten Bruder; und was ich nie gehabt hatte, zwei Schwestern in Euren herzigen Frauen [richtig: Freundinnen: Lila und Urania].

[Hier ein zeitlicher Bruch. Das folgende Fragment wurde erst nach Uranias Tod geschrieben.]

Du [Heinrich Merck] hattest mir Henriette [Alexandrine von Roussillon] zur Gattin ausersehen; aber das sollte nicht sein. Sie war bestimmt, meinem Schicksal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft, half ihm zur Erfüllung, machte mir ihn wahr. Kaum dacht' ich zuweilen noch an diesen Traum und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnst

⁸¹ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<. Der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft.

denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit anhaltender Leidenschaft den Menschen tief erforscht, hatte meiner eigenen Seele auf den Grund geschaut, und hatte gefunden, daß wir sammt und sonders zu viel und zu heftige Begierden im Busen tragen, zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin- und hergerissen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo in diesen Zeiten zwei Menschen so Eins werden und bleiben können, wie meine liebevolle Schwärmerei es mich hatte träumen lassen.

Das andere Geschlecht hatte ich flüchtiger beobachtet und war über seinen Charakter, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Ideen bei diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich ineinander verschwemmten und daher keine von jenen zu einem gewissen Grad der Stärke, von diesen zu einem gewissen Grad der Deutlichkeit sich erheben könnte. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgendetwas nur einen festen, eigenen Geschmack gehabt hätte; nicht einmal was Gestalt und Zierde, Putz und Gerät anging. Dagegen aber fand ich in ihr [Uranias] Wesen die schönsten Triebe gelegt: einen wunderbaren Instinkt der Verleugnung, holdselige Lust nur ändern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesieghchen Zauber, der uns alle bestrickt und mich ewig fesseln wird. Ich sagte zuweilen mit Lachen: an Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz überträfen sie [die Frauen] uns Männer unendlich und wichen kaum - dem besten Pudel. Das sagt' ich mit Lachen, aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob, allerdings mit etwas Bitterkeit vermischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber als überhaupt gegen die Menschheit.

Ich sah Henrietten. Sie zog mich ganz an, aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlecht zu tun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und wurde aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir sichtbar, sichtbarer als allen andern; wie sie, hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch raubte sie mir nicht das Herz. - Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen, konnte aber zugleich nicht in Abrede sein [stellen], daß sie ganz Mädchen war. Öfter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könne sich überwinden, einen Gedanken zweimal zu denken, noch weniger im Handeln, auf Veranlassung, inne zu halten, alles gehe bei ihnen so in einem fort. Wenn sie in einem schwierigen Fall zu Überlegungen schritten, so begnügten sie sich, einen gewissen, so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hintereinander auf und ab zu haspeln, in Stränge zu schlingen, ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln, ohne je sich einfallen zu lassen, ihn an dem einen oder anderen Ende auseinanderzudrehen und aufzulösen. Auf nichts vermöchten sie mit stetem, scheidenden Blick zu haften, wären keiner eigentlichen entschlossenen Geduld fähig, wären, außer sich und in sich, ewig zerstreut. Wie mit ihrem Denken, so sei es natürlich auch mit ihrem Empfinden beschaffen, ja, aus Ursachen [bestimmten Gründen], mit diesem noch etwas schlechter [bestellt], u.s.w. - Henriette widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie. Sie habe über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können; überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Fall das Nötige überlegt und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die [angeblich] Lose mich an Einsicht weit übertreffen, so daß ich wie dumm vor ihr stand, und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh' ich noch das Vorurteil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstand und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sei.

Nun aber stund mir das Gegenteil vor Augen; ich sah meinen Irrtum und begriff ihn doch nicht, bis ich durch Henrietten [Urania] von ohngefähr [zufällig] zum Aufschluß gelangte.

Wir waren in Allwinas [Lilas] Garten und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen den verhältnismäßigen Wert ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedener Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald hatte sie nicht den Ausspruch getan als wir mit ihr eins wurden.

„Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte“, sagte unversehens Henriette [Alexandrine von Roussillon], „und käme über diese Bäume!“

„Himmel!“ rief ich [Wolfgang Goethe] und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte. „Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet“, sagte sie, „und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe! Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre süße Labung so wie itzo empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr bloße Stillung eines Schmerzes gewesen als eigentliche Wollust, und kaum hätten sie erkannt, was Sie hinuntergeschlungen.“

Ich gab das zu.

„Also“, hub sie an, „wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben so wenig für den

Heißhungrigen als für den Übersatten, und der mäßig Gereizte allein genösse sie wirklich und lauter?“

Ich wußte nicht, was sie wollte, und gestand es abermals.

Sie fuhr fort. „Ich habe Sie Weine versuchen sehen, mein lieber Woldemar, da warteten Sie nicht eine Stunde des Durstes ab, auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge, sondern Sie wollten mit frischem Munde und, daß ich so sage [sozusagen], in einem ganz begierdenlosen Zustand sie kosten. - Was meinen Sie, mein Freund, sollte man von hier aus nicht weiter gehen und mit Sicherheit behaupten können, daß ein gewisser Mittelzustand, ein Zustand, worin die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frei und unbefangen sind, für ihn auf alle Fälle, sowohl zum Genuß als zur Wahl, die schicklichste Fassung sei?“

„Nun“, antwortete ich lachend, „wir machen ja ein ordentliches platonisches [philosophisches] Gespräch; und da Sie den Sokrates vorstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleistift nehme, um Ihre Reden aufzuschreiben.“

„Schreiben Sie nur“, erwiderte Henriette [Alexandrine von Roussillon], „ich will sehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.“

Damit fing sie an und brachte, mittels eines kurzen Übergangs, mein System von den Mängeln des weiblichen Charakters auf die Bahn. Sie zeigte, daß diese Mängel zusammen am Ende nur auf einen Hauptmangel, auf den Mangel - an sinnlicher Begierde hinausliefen. Und sie bewies, daß eben dieses Mangels wegen das weibliche Gefühl weit reiner, schärfer, vollkommener sei als das männliche. Die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnismäßigen Wert zuverlässiger unterscheidet, daß endlich, und eben dieses Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkomme, ungehinderter und dauerhafter wirke.

„Da alle wichtige Geschäfte des Lebens in euren Händen sind“, fuhr sie fort, „so habt ihr mehr Übung, mehr Erfahrung; des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den ihr von Kindesbeinen an genießt. Aber bei Gelegenheiten, wo euch alles dies verläßt, wo ihr mit uns in gleichem Fall euch befindet, wer von uns sieht da richtiger und weiter, wer ahndet tiefer und schneller? - Neben euren anderen Sinnen habt ihr auch ein Herz, und seid der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar euch zugeben, wenn ihr wollt, euer Herz sei größer als das unsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult eurer Begierden beständig unterdrückt wird? - Daß ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet und euren Leidenschaften entgegen, daran ist nicht zu denken. Leidenschaft muß überall euch unterdrücken, selbst in der Freundschaft. Wo ihr nicht eifert, da seid ihr kalt und tot! Hingegen ein Weib, aber das begreift ihr nicht, das seht ihr nicht, das lästert ihr sogar; lästert [ihr], weil ihr selber nur nach Lust schnaubt, ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft euch an niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur euch selber außer Acht lassen könnt, [über das] lästert [ihr], weil ihr lieber mögt gelüstet als geliebt sein, lieber gepriesen als hochgeschätzt.“

Sie [Urania] schwieg. - Ihr Auge senkte sich ein wenig, öffnete darauf sich wieder. - Es verklärte sich ihre ganze Gestalt. - Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne einer schönen Seele zu verkünden: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demut und ihre Stärke. - Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte göttliches Wesen in der Tat und in der Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. Wir näherten uns einander von Tag zu Tag mehr, und von Tag zu Tag wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen, ein Gräuel wie von Blutschande. - Jener blöde Enthusiasmus, den wir platonische Liebe zu nennen belieben, konnte ebensowenig mich anwandeln. Ich war ihm nie ergeben, und Henriette [Urania], die Erzwidwersacherin von aller Schwärmerei, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabendsten Sinne des Wortes, Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren. Darum läßt sich auch von unserem Verhältnisse so wenig bedeuten.

Wir dachten an nichts, als ihr, untereinander, eine Heirat zwischen uns fast unwiderruflich beschlossen hattet. Die Eröffnung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwina [in der Realität: beschleunigte meine Verbindung mit Henriette, denn Lila beredete Urania, ihr Herz vor dem Bürger Wolfgang Goethe nicht länger zu verschließen], die sich längst, ganz in der Stille [vor-] bereitet hatte, und auch, ohne jede Veranlassung durch Henriette [richtig: durch Lila] jetzo bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden sein. - Henriette [Alexandrine von Roussillon] war für mich eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, die einzige [einzigartige] Henriette, und es wäre gewesen, als hätt' ich sie verloren, als hätt' ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen; in unserem Sein, in unserem Tun und Wesen irgend eine Veränderung. Nicht so Allwina. Ich fühlte oft nur zu lebhaft neben ihr, daß wir mit uns zweien waren, sie Mädchen und ich Mann. Sie [Urania] war mein Urbild von reinem weiblichen Charakter, durchaus angelegt zur Gattin und zur Mutter, der Ausbund ihres Geschlechts. - Ich nahm sie [Urania] mit Freuden; sie mit Freuden mich. Ich war

entschieden für sie der einzige Mann, sie entschieden für mich das einzige Weib.

Was ich aber gar nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahndet hatte, und doch so natürlich erfolgen mußte, [das] war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henriette [Alexandrine von Roussillon] und mir [Wolfgang Goethe]. Allwina [richtig: Urania], als ich um sie warb, hatte hundertmal ihre Freundin [Lila] gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar [Wolfgang Goethe] noch eben das [wie früher] für Dich sein?“ Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Lila, würde Lila nicht dabei verlieren?“ Wir [Lila und Wolfgang Goethe] hatten beide die Frage auf sie zurückgewendet: Ob sie vielleicht in ihrem Herzen fühle, daß sie nachher weniger an ihrer Freundin hangen würde?

„Ach, Himmel!“ rief sie [Urania] dann, „was für ein Gedanke!“

Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegenteil erhalten. Jeder Blick, den ich Henriette [Alexandrine von Roussillon] gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohltat für meine betretene Allwina [Lila]. Sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. [Siehe 5. Analogon]⁸² Wie mir [Wolfgang Goethe] dabei im Herzen geschah, was aus uns dreien in einem solchen Umgang werden mußte, kannst Du [Heinrich Merck] Dir leicht vorstellen, und hast es zum Teil gesehen. Wir wurden je länger je vertraulicher untereinander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henriette [Urania] und mir, als zwei unverheirateten Personen gegeneinander oblag, durfte nunmehr wegfallen, und tat es sehr bald. Wir wurden Bruder und Schwester, ganz und wie von Mutterleibe an. Allwina [Lila] weinte oft vor Freude, und ich selber fühlte mich kaum vor Wonne; wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war all mein Wesen und dabei meine Seele doch so still, mein Geist so helle! - Die frohe, freie, volle Liebe war's, die hatte dies alles getan! Sie hatte bis in den Grund mich erschüttert, und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte. Hatte so erneut, vervielfacht alle meine besten Kräfte, unaussprechlich mein Dasein erhöht, ein Leben wie von Ewigkeit zu Ewigkeit in meine Seele geboren. - Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn gibt, den sie zu sich erhöht, den sie vollendet!

Bester, komm! Mit einem Mal entsinkt die Feder meiner Hand. Komm! Ich ringe Dich in meine Arme, drücke, presse Dich an mich, und mir ist, als senkt' ich mein Herz in Deinen Busen.

Woldemar [Wolfgang Goethe]

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 149 bis Seite 160 der Originalerstaufflage von 1779

Ort des Briefschreibers: unbekannt (Biederthal, alias Heinrich Merck, begleitete, nach F. H. Jacobi, seine Frau angeblich ins Bad. Wolfgang Goethe hielt sich bis zum 10. September 1772 in Wetzlar auf.)

Zeit: 3. September 1772

I. Originalbrief (Brieffragment) Heinrich Mercks an Wolfgang Goethe

Biederthal an Woldemar [Heinrich Merck an Wolfgang Goethe]

Den 3ten September [1772]

Es fehlte wenig, mein trauter Lieber, so hättest Du auf Deinen herrlichen, langen Brief keine Zeile Antwort bekommen. Es läßt sich auf einen solchen Brief hier nicht antworten; nur ihn hier zu lesen ist beinah' Sünde. Gott bewahre Dich, daß Du je unter diese schalen, verzerrten, aufgeblasenen, flitterköpfigen Menschen geratest! Ich habe mir manchmal vorgestellt, wie Dir sein würde, wenn Du hier wärst, und mir's in Deinem Namen recht grimmig werden lassen. Die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des hiesigen Adels ist weltkündig. Da ich eine gewisse Reputation habe, und verschiedene Fremde vom ersten Rang uns aufsuchten, so wollten die läppischen Gesichter wohl ein bißchen freundlich mit uns tun; sie holten uns [her-] an, und luden uns an ihre vornehme Tafel, aber ich habe sie dir heimgeschickt, einmal über das andere! Daß die Affenart [gemeint ist: die adelige Gesellschaft] sich einbilden darf, einem rechtlichen Menschen eine Ehre erzeigen zu können mit ihrer Companie! Sieh, das kann mich erst grimmig auf sie machen. Anders! Ich bin ja nicht vom Geschlecht [von Adel], und habe unter ihnen nichts zu suchen; möchten sie also meiner wegen ruhig sich begaffen und ihre Purzelbäume schlagen! Und sie sollten sehen, es käme mir auf eine paar Nüsse für sie nicht an, wenn ich gerad' [damit] versehen wäre.

*Mit * und * hab' ich mich so gut als brulliert, weil sie nicht widerstehen konnten und sich von den Fratzen [den Adeligen] schöntun ließen. Männer von verdientem Ruhm sollten sich so nicht wegwerfen und von dergleichen Leuten eine Distinction annehmen. Es sieht sonst so aus, als hätt' es wirklich mit diesen armen Tröpfen [den Adeligen] etwas zu bedeuten; und sie dürften wohl so gut sein und sich zu einem großen Mann herablassen, ihm gnädigst einmal gestatten, zu sein für die [für kurze] Zeit wie [so] hoch ihres Gleichen. Ich kann's nicht ausstehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!*

Unsere zwei distinguierte Herren schämen sich jetzt vor uns, und schämen sich voreinander, und wären so gern der Ehre wieder los; zumal da es allmählich bei tausend Gelegenheiten an den Tag kommt, wie Ihre

⁸² (5. Analogon) Vergleiche damit den Brief Carolines an Herder: „... sie [Lila] hüpfte vor Freude ...“

Gnaden es im Herzen [tatsächlich] mit ihnen meinen. Es sieht scandalös aus, wie sie nun dastehen und umher schleichen, und, um sich nicht gar zu prostituieren, bon gré mal gré die inferieurs spielen müssen: sie sind's dermalen auch in der Tat und es geschieht ihnen recht. Darum lassen wir sie stecken, und laden sie nie zu unserer Gesellschaft, die doch artig genug componiert [zusammengesetzt] ist, wenigstens aus den besten Leuten, die hier sind; wir haben einige sehr vergnügte Partien zusammen gemacht. - Aber gewiß komm' ich nie wieder hierher. Sollte ich noch einmal den Brunnen trinken müssen, so erneuere ich meine Bekanntschaft mit Spa. - Da möcht' ich einmal von dem allerlei vornehmen Volk (denn die Collekction ist hier sehr vollständig), da möcht' ich einmal dies oder das davon hinkommen sehen, Himmel! Was sie da für eine Figur machen würden! Denn eigentliche Welt, echten guten Ton, Lebensart, auch das haben sie dir nicht einmal; sie sind ungeschliffen, un gelenk und im höchsten Grade fad' und langweilig. - Aber womit ich die Zeit verderbe? Steht es denn nicht schon geschrieben, daß die Erde hervorbringen muß Vieh, Gewürm und [allerlei] Tier' auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und daß Gott machte die Tier' auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und daß Gott sah, daß es gut war? - Haben wir also weiter nichts dagegen, hüten uns und halten uns nur fein reinlich!⁸³

Am künftigen Montag geht es, dem Himmel sei Dank, von hier weg. Wie mich zurückverlangt, nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch [allen] miteinander, nach Stadt und Land wo ihr seid, nach eigenem Haus und Herd: davon ist kein Sagen! - Sei Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar [Wolfgang Goethe]! Das ist mein Morgen- und Abendgebet, mein stündlicher Seufzer. Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar! - Ich bin fest überzeugt, so liebend wie Dein Herz auch ist, daß Dir nichts so beständig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegst. Jetzt, da Dir so wohl ist, jetzt ist mir vor lauter Freuden - Angst; und, teils wegen dieser Angst, teils von einer Art von Aberglauben, prophezeih' ich mir allerhand Böses, damit das Gegenteil eintreffe. Wie abergläubisch mich die Freundschaft macht, das ist ordentlich zum Lachen. Zum Exempel: die Nacht, eh' Dein Brief ankam, hatt' ich einen entsetzlichen Traum von Dir. Ich mag ihn gar nicht erzählen. Genug, am Ende warst Du - tot. Es wurden zwei Särge aus Deinem Haus getragen, aber in dem zweiten Sarg war nicht Allwina [Lila], die lebte. Ich fuhr mit einem ängstlichen Geräusch aus dem Schlaf, so daß Luise davon mit auffuhr und ganz erschrocken fragte, was mir wäre. Ich erzählte ihr, noch in völliger Betäubung, das fürchterliche Gesicht [den fürchterlichen Traum]. „Pfui“, sagte sie, „was für ein abscheulicher Traum!“ und schlief bald darauf wieder ein. Ich fiel endlich auch wieder in Schlaf. Und nun, da ich am Morgen erwachte, und mir gleich mein Traum einfiel: wirst Du glauben, daß ich kindisch, albern genug war, um mir Gedanken darüber zu machen? Daß ich diesen Traum meiner Frau erzählt, und zwar, meiner selbst halb unbewußt und gleichsam gegen meinen Willen, nüchtern erzählt hatte? - Es war ein Glück, daß mir ein paar Stunden nachher Dein Brief gebracht wurde, und nun der Geck sich das Ding zu seinem Vergnügen auslegen konnte.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epistel [Deines Briefs]; mein Ermessen ihrer Länge; wie ich sie erst für mich, hernach mit meiner Luise gelesen, und alles was folgte, von dem miteinander, find ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. Es mag wohl irgend' besser aufgehoben sein. Lieber! O, sei doch immer glücklich! Ich danke Gott so von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es hie oder da nicht genug tue, aus Kleinmut, aus Unglauben, Vater im Himmel, da sieh das inbrünstige Gebet an, worin meine Zweifel gehüllt sind, und verzeih, oder strafe doch nur mich allein! Ich weine, ich bin zaghaft wie ein Weib. Was ist das?

Wären wir nur erst ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich sähe Dich einmal recht eingenistet auf dieser Erde! Immer kamst Du mir vor unter den Menschen wie ein Fremdling, als könntest Du nicht bleiben.

Unter uns, das ist wahr, hast Du Dich [doch bereits] sehr gut gewöhnt, aber daß Du dich so gut gewöhntest, haben wir das nicht größten Teils der Traumdeuterin [Urania] zu verdanken? - Und hat sie wirklich ihn Dir gedeutet Deinen alten Traum, ihn erfüllt, ihn wahr gemacht, wie Du sagtest; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erweckt? - Wende Dich nicht weg von mir, edler Mann! Es ist nicht Lästerung was ich sage. Am wenigsten Lästerung gegen den Engel [Urania], den wir alle zu uns herab vom Himmel steigen sahen. Du hältst nicht mehr von Henrietten, als sie verdient; und es ist nichts anders als ihr wahrer, wirklicher Eindruck, was Du für sie empfindest. Aber in Dein Verhältnis mit ihr bringst Du eine Phantasie, vor der mir bange wurde, sobald ich sie entdeckte. Ich hatte eigentliche [wahre] Liebe unter Euch vermutet, und so lange war ich ruhig. Ruhiger als ich in Absicht Deiner je in meinem Leben war. - Armer Woldemar, ich kenne Dich so gut! Und wenn ich Dich recht ins Auge fasse, sieh, so will mir das Herz zerspringen vor Lieb' und Wehmut. - Es ist etwas in Dir, etwas, das Dich beständig über alles Gegenwärtige hinaussetzt, ins Unendliche hinüber. - Dich selber überspannst Du nicht leicht; aber außer Dir überspannt Deine Imagination beinah' Dir alles. Du bist mit keinem Dinge recht zufrieden, als das Du so erblickst. Darum wird Dir, in die Länge, kein Mensch aushalten; nein, Woldemar [Wolfgang Goethe], kein Mensch!

Es ist traurig, daß Dir nie wohl sein kann, als im Irrtum. Wo Du auch am Wahren, am Wirklichen hängst:

⁸³ Unzweifelhaft ein polemischer Ausfall Heinrich Mercks gegen den Adel.

Du machst so lange, bis ein Hirngespinnst daraus geworden ist, und dann - zu Boden damit! - Ach, Dein letzter Brief hat mich an so vieles erinnert, dies und jenes mir so klar aufgedeckt! Die volle Wonne, die er atmet, die hohe, allerhöchste Himmelsfreude. Lieber! Wenn Du das alles nur an einem Haar festhieltest - durchaus nur an einem Haare festhalten wolltest. Und das Haar zerriß, zerrisse vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? Lieber! O, erbarme Dich Deines Biederthals [Heinrich Mercks]!

Es ist Zeit, daß ich abbreche. Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich hoffe, daß ich einer bin; und mir ahndet, daß ich's fühlen werde, sobald ich Dich wiedersehe. Was ich geschrieben habe, wird Dir das Herz nicht schwer machen. Und so leb' wohl. Gruß und Kuß an Allwina [Lila] und Henriette [Urania]! Auch von Luise. - Bester, Teuerster, leb' wohl! Leb' wohl und bleib meiner Liebe eingedenk. Dein Biederthal [Dein Heinrich Merck] heute wie gestern und immerdar.

Kapitel III.3: Ein „düsterer Zwischenraum“⁸⁴

Um den interessierten Leser nicht zu verwirren mit schier endlosen und anfangs scheinbar ungläublichen Hypothesen, und um ihm über die sogenannten „leeren Seiten“ in Goethes und Uranias Biographie hinwegzuhelfen, werde ich an dieser Stelle meines Buches eine Zusammenstellung all derjenigen Indizien bringen, der bereits abgehandelten und der noch folgenden, was Goethes und Uranias Liebestragödie betrifft. Dieser zeitliche Vorgriff ist unbedingt erforderlich, um Uranias angebliche Krankheit durchschauen und Goethes Benehmen richtig verstehen zu können.

Meine Indizienkette über Henriette Alexandrine von Roussillons angebliche „Krankheit“ und ihre wirkliche Todesursache:

1. Indiz: Lila und Urania kannten sich seit frühester Jugend. Die adelige Lila, die von zwei Adelligen anscheinend bereits enttäuscht wurde (nach Caroline Flachsland hatte sie mit 15 Jahren bereits einen Verehrer in Zweibrücken, und vor drei Jahren, ungefähr 1769, liebte sie einen Herrn von Rathsamhausen), liebte den Bürger und Literat Heinrich Merck.

2. Indiz: Urania verliebte sich (nach dem Vorbild ihrer Freundin Lila und möglicherweise unter direktem Einfluß Lilas) in den Bürger und Literat Wolfgang Goethe.

3. Indiz: Das Vorbild Lilas und Mercks bestärkten Urania und Goethe in der Hoffnung, ihrer Liebe könnte trotz der Klassenschranken Dauer vergönnt sein, ja sogar eine Erfüllung, nämlich Heirat.

4. Indiz: Wo sich Lila und Urania in der Zeit vom 26. Mai bis zum 7. Juni 1772, und in der Zeit vom 11. oder 12. Juni bis zum 6. oder 7. August 1772 aufhielten (wahrscheinlich in Begleitung Goethes) wissen wir nicht sicher. Hinweise über eine gemeinsame Reise nach Norddeutschland finden sich in F. H. Jacobis >Woldemar<.

Jetzt muß ich in meiner Indizienkette zeitlich vorgreifen:

5. Indiz: In die Zeit von ca. 26. Mai - 9. Juni oder in die Zeit von ca. 12. Juni bis ca. 20. Juni 1772 fällt die Empfängnis Uranias.

6. Indiz: Spätestens Ende Juli, Anfang August 1772, kurz vor der Rückkehr Goethes nach Wetzlar, mußte in Urania, wegen des Ausbleibens der Menstruation, wegen häufigem morgendlichem Übelsein, Erbrechen und Schwindelgefühl, zumindest der Verdacht aufsteigen, daß sie schwanger sein könnte. Urania teilte Goethe höchstwahrscheinlich kurz vor dem Abschied in Bergzabern oder Darmstadt (Ende Juli bis Anfang August 1772) diese ihre Befürchtung mit. Gleichzeitig dürfte sie ihm angedeutet haben, daß sie sich nie mehr wiedersehen könnten, wenn sie tatsächlich schwanger wäre. Henriette Alexandrine von Roussillon mußte sogar befürchten, daß sie von ihren adeligen Verwandten in ein Kloster eingewiesen würde. Ein völlig verzweifelter und aufgeregter Goethe kehrte nach Wetzlar zurück. Diese furchtbare Situation führte zu einem Befremden zwischen den Liebenden; siehe >Clavigo<, WA I.11, Seite 87: „...weil ein düsterer Zwischenraum [August bis November 1772] sich unseren Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie [mir], die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein, die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen ...“

7. Indiz: Nach Caroline Flachslands Brief an Herder (Brief Nr. 146, vom 23.10.1772) soll Fräulein von Roussillon (angeblich) den ganzen Sommer über (abzüglich sechs bis acht Wochen Urlaub, wovon Caroline nichts wußte) in Bergzabern „krank“ gewesen sein. Schwangerschaft ist selbstverständlich keine Krankheit, aber ihre Symptome ähneln einem krankhaften Zustand. Im selben Brief schrieb Caroline an Herder, daß die Herzogin (Caroline von Zweibrücken) wieder nach Darmstadt gekommen sei. Weiterhin teilt sie ihm mit: „...“

⁸⁴ Siehe Goethes >Clavigo<, WA I.11, Seite 88: Clavigo: „Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte?“

die arme Roussillon liegt sehr übel an Magenschmerzen hier ...“

8. Indiz: Urania schwindelte eine unbekannte Krankheit (Übelkeit, Kopfweh, häufiges Erbrechen) vor, um ihre Umgebung zu täuschen. Nur Goethe, Lila und Merck wußten, daß Urania schwanger war.

9. Indiz: Ungefähr am 27. November teilte Caroline Flachsland Herder mit, daß sie mit Fräulein von Roussillon gesprochen habe. „... sie ist wieder so wohl, als eine Kranke sein kann, und geht aus ...“ Urania unternahm möglicherweise wieder Spaziergänge, um mit Goethe sprechen zu können, denn auch Goethe befand sich Ende November in Darmstadt. Eine Bestätigung dieser Vermutung fand ich wiederum im >Clavigo<, WA I. 11, Seite 87: Unwandelbare Liebe und Treue konnte Goethe seiner geliebten Urania schwören. Eine Heirat vor der Niederkunft war wohl nicht mehr realisierbar, wünschte Urania wahrscheinlich gar nicht, weil sie bisher die Herzogin und den Hof von Darmstadt über ihren Zustand, ihre Schwangerschaft, zu täuschen vermochte. Henriette Alexandrine von Roussillon war Ende November 1772 im sechsten Monat schwanger.

10. Indiz: Im Februar 1773 täuschte Urania eine Verschlimmerung ihrer „Krankheit“ vor. Sie ging ab Ende Januar kaum noch aus dem Haus. Sie lebte möglicherweise bei einer Tante, der „alten Schachtel“ (siehe Goethes >Werther<); das könnte die Generalin und Freiin von Pretlack gewesen sein. Wenn Besuch kam, flüchtete Urania ins Bett, damit man an ihrer gewachsenen und jetzt immer stärker wachsenden Körperfülle nicht ihren wahren Zustand zu erraten vermöge.

11. Indiz: Uranias Niederkunft fand um den 10. März 1773 statt. Das Kind war lebensfähig und entwickelte sich positiv. Das Gegenteil war bei Henriette Alexandrine der Fall. Ihre Lebensweise in den letzten Wochen vor der Niederkunft, wenig Bewegung, häufiges Liegen, ihre tiefen Schuldgefühle, die ständige Angst vor Entdeckung und vor der öffentlichen Schande, die Gewißheit ihrer Erniedrigung durch die adelige Gesellschaft (nicht nur wegen ihrer außerehelichen Schwangerschaft, sondern vor allem, weil sie von einem Bürger geschwängert wurde), all dies zehrte an ihren physischen und psychischen Kräften. Henriette Alexandrine bekam nach der Geburt das Kindbettfieber. Ein Arzt (z.B. der Bruder Franz Michael Leuchsenrings) wurde möglicherweise aus Geheimhaltungsgründen nicht gerufen, die Hebamme war vielleicht verschwiegen, aber ungeschickt in ihrem Beruf. Urania war nach ihrer Niederkunft jetzt erst wirklich tödlich erkrankt. Ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends. Ende März wurde Lila nach Darmstadt gerufen. Am 16. April wanderte Goethe von Frankfurt nach Darmstadt. Am Abend des 18. April starb Urania an den Folgen der Niederkunft mit einem Kind Goethes.

12. Indiz: Am sehr frühen Morgen des 21. April 1773 wurde Henriette Alexandrine von Roussillon in aller Stille in Darmstadt beerdigt. Der Hof von Darmstadt und ihre adeligen Freunde und Bekannte übergangen ihren Tod mit Schweigen. Goethe war zutiefst erschüttert. Schuldgefühle plagten ihn, so daß er beinahe Selbstmord beging. Als einzige von all seinen adeligen Bekannten wandte sich Lila nicht von ihm ab. Sie nannte Goethe in Zukunft ihren „lieben Pilgrim“. Wohl einzig der Gedanke an sein Kind vermochte Goethe am Leben zu erhalten. Wenn er auch jetzt nichts für das Kind tun konnte, außer Geld für seine Versorgung zu spenden (über die Landgräfin Caroline von Hessen - Darmstadt, die deswegen von Goethe den Titel einer „Großen“ Landgräfin erhielt, höchstwahrscheinlich wegen ihres Großmuts, ihres Edelmut), so hoffte Goethe doch, bzw. er faßte den Vorsatz, seinem Kind, spätestens wenn es erwachsen wäre, väterliche Hilfe und Unterstützung zukommen zu lassen. Den Namen der Pflegeeltern seines und Uranias Sohnes erfuhr Wolfgang Goethe wohl erst einige Jahre später, als er in Weimar zum Geheimrat avanciert war.

Ich fahre jetzt nach der zeitlichen Reihenfolge fort.

Ende Juli, Anfang August 1772 wußte Urania, daß sie von dem Bürger Goethe schwanger war. Beim Abschied, Goethe fuhr wahrscheinlich noch mit ihr bis Bergzabern und kehrte dann erst nach Wetzlar zurück, dürfte Uranie ihm ihre Befürchtung mitgeteilt haben. Gleichzeitig wird sie ihm gesagt haben, daß sie sich nie mehr wiedersehen könnten, falls sie tatsächlich schwanger wäre. Ihre Mutter oder (wenn diese nicht mehr gelebt hätte, was ich bisher nicht klären konnte) ihre adeligen Verwandten würden gewiß darauf dringen, daß sie in ein Kloster ginge. Ein innerlich aufgewühlter Goethe kehrte nach Wetzlar zurück.

Als Goethe vom 18. bis zum 23. August Heinrich Merck in Gießen besuchte, händigte der Freund ihm wahrscheinlich einen Brief Uranias aus. Folgendes könnte sie Goethe mitgeteilt haben: „Lieber Goethe, der Himmel hat uns für unsere Sünden bestraft. Wir können uns nie mehr wiedersehen. Was aus mir wird, ist gleichgültig. Ich kann meiner Mutter und/oder meinen adeligen Verwandten nicht vor den Kopf stoßen. Eine Heirat zwischen uns ist ausgeschlossen. Bitte besuchen Sie mich nicht mehr in Bergzabern. Ich habe große Angst, die Herzogin könnte etwas erfahren. Bisher konnte ich es vor ihr geheimhalten. Leben Sie wohl. Im Himmel sehen wir uns wieder.“ Der letzte Satz sollte ein kleiner Trost für Goethe sein.

Goethe las Uranias Brief dem Freund und Vertrauten Merck vor.

„Im Himmel!“ wiederholte Merck lachend.

Goethe lief aufgereggt im Zimmer auf und ab. „Warum redet sie nicht mit ihrer Mutter! Früher oder später kommt es ja doch heraus! Auf was wartet sie! Ich habe ihr beim Abschied die Ehe versprochen! Wenn sie noch vor der Niederkunft verheiratet sein will, müssen wir uns beeilen! Drei Wochen sind bereits unnütz verstrichen! Kein Mensch kann ihr verbieten, mich zu heiraten!“

„Sie würde“, entgegnete Merck ruhig und vorsichtig, „wenn sie dich heiratet, ihren Verwandten schweren gesellschaftlichen und finanziellen Schaden zufügen.“

„Das kann ich nicht glauben. Zugegeben, es würde Aufsehen erregen. Die Gemüter würden gewaltige Wellen schlagen, aber nach einer gewissen Zeit wäre es wieder vergessen und für ihre adeligen Verwandten wäre alles wie vorher!“ meinte Goethe.

„So einfach ist das nicht. Ihre Verwandten, die an den Höfen ihr tägliches Brot sauer genug verdienen, müßten die Suppe auslöffeln, die Urania ihnen einbrockte. Einige würden ihre Hofämter verlieren, andere hätten erst gar keine Aussicht, eine Anstellung zu erhalten. Urania wäre deswegen von ihrer ganzen Verwandtschaft geächtet!“

„Glaubst du, Urania würde sich, ihren Verwandten zuliebe, bereden lassen, in ein Kloster zu gehen?“ fragte Goethe leise.

„Das halte ich für die größere Wahrscheinlichkeit. Man würde sie so lange beschwatzen, bis sie selber der Überzeugung wäre, daß es das Beste für alle Beteiligte sei.“

„Für alle? Und ich? rief Goethe empört aus.

„Wer bist Du schon“, entgegnete Merck provozierend mit gespielter Ruhe. „Du bist ein Bürger, ein Nichts! Für die adelige Klasse zählst Du nicht!“

„Urania liebt mich! Ich liebe sie! Um unserer Liebe willen kann sie nicht in ein Kloster gehen! Um des Kindes wegen ebenfalls nicht! Ich werde ihr einen Brief schreiben! Sie kann sich jederzeit hilfeschend an mich wenden! Niemand auf der ganzen Welt kann ihr verbieten, mich zu heiraten!“ rief Goethe überzeugt aus.

„Um eurer Liebe wegen, soll sie die Liebe ihrer Mutter, die ihrer zwei Brüder, möglicherweise noch die Liebe ihrer Großeltern, die Liebe von Cousinen und Cousins aufs Spiel setzen? Die Liebe zu Dir, mein Guter, die Liebe zwischen Mann und Frau ist noch zu neu für Urania, um die älteren Liebschaften zu verdrängen. - Was hat Dein Vater gesagt, als Du ihm erzählt hast, daß Urania von Dir schwanger ist. Hast Du überhaupt schon mit Deinen Eltern darüber gesprochen?“ fragte Merck.

Goethe schüttelte verneinend den Kopf.

„Du bist mir ein schöner Held! Von Urania verlangst Du, daß sie ihrer Mutter beichten soll, aber der Herr Liebhaber wagt selber nicht, seinen Eltern zu beichten!“ rief Merck höhnisch.

„Du mußt mir beistehen“, bat Goethe kleinlaut.

Goethes Benehmen gegenüber den beiden Versprochenen, Lotte Buff und Christian Kestner, war nach seiner Rückkehr Anfang August 1772 „unartig“ geworden, ja ganz und gar unverständlich und unbegreiflich. Jetzt wissen wir den Grund: Er beneidete das angehende Ehepaar Kestner um ihr ruhiges und vor allem sicheres Glück; das genaue Gegenteil von seiner eigenen Liebesgeschichte. Goethe und Urania vollzogen den Koitus bereits vor der Eheschließung, dies wäre Lottchen und Christian nicht im Traum eingefallen. Da sie ihres Eheglückes sicher waren, konnten sie warten. Goethe und Urania waren sich ihres Glückes keineswegs sicher, weil die schier unüberwindlichen Klassenschranken zwischen ihnen standen.

Wie konnte es zum Koitus zwischen der adeligen Urania und dem Bürger Goethe kommen? Das negative Vorbild dafür gaben, so meine Überzeugung, Lila und Heinrich Merck her. Auch deren Liebe war nicht frei von Erotik. Jedoch der eheerfahrende Merck war weitaus vorsichtiger als der unerfahrene und vier Jahre jüngere Goethe. Die wohl am häufigsten angewandte Verhütungspraxis damals war der coitus interruptus, also der, der kurz vor dem Höhepunkt des Mannes unterbrochen wird. Bei einem unerfahrenen Mann kann allerdings der Höhepunkt überraschend schnell kommen. Dies war Goethes und Uranias Schicksal.

Nicht erst beim Tode Uranias trug sich Goethe mit Selbstmordgedanken, ja mit Selbstmordabsichten, sondern bereits sehr viel früher. Ich vermute, seit Anfang August 1772. Christian Kestner notierte in seinem Tagebuch am 9. August 1772:

„... *Unterwegs handelten wir ein ganz System von des Menschen Bestimmung hier [auf Erden?] und dort [im Jenseits?] ab. Eine merkwürdige, wichtige Unterredung ...*“

Im >Werther< steht fast unter dem selben Datum, hier ist es der 12. August 1772, etwas sehr Ähnliches. Werther, alias Goethe, berichtet dem Brieffreund ebenfalls von einer Unterredung mit Albert, alias Christian Kestner.

Werther, alias Goethe, „*wandelte die Lust an, ins Gebürg zu reiten, von daher ich dir auch jetzt schreibe*“. Mit dem „Gebirge“ meinte Goethe wahrscheinlich den Taunus. Demnach ritt er von Wetzlar nach Homburg

zu Lila; und der Freund, dem er diesen Brief in der Wirklichkeit schrieb, dürfte Merck gewesen sein.

Von Albert, alias Christian Kestner, lieb Goethe sich eine Pistole. Möglicherweise um Lila damit zu imponieren und um ihr deutlich zu machen, daß es ihm mit seiner Selbstmordabsicht Ernst sei. Auch gegenüber Christian Kestner spielte Goethe anscheinend den tragischen Helden. *„Ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen [dumme Gedanken] und mit einer auffahrenden Gebärde drückte ich mir die Pistole über's rechte Auge an die Stirn. - Pfui, sagte Albert, alias Christian Kestner, indem er mir die Pistole herabzog, was soll das! - Sie ist nicht geladen, sagt ich. - Und auch so! Was soll's? versetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so töricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.“*

Nun kamen die beiden Freunde Werther und Albert, alias Goethe und Christian Kestner, ins Disputieren, ob es einem Menschen in der größten Herzensnot, wohlgemerkt im Liebeskummer, erlaubt sei, sein Leben wegzuworfen; und ob man es ihm als Schwäche oder Stärke auslegen müsse.

In diesem Zusammenhang fiel ein bemerkenswerter Satz. Werther, alias Goethe, stellte die Frage: *„Wer hebt den ersten Stein auf gegen ... das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde, sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert?“* Ich füge hinzu: und das schwanger ist wie Urania.

Genau so könnte es gewesen sein. Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon verloren sich, möglicherweise nur ein einziges Mal, in einer wonnevollen Stunde in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe. Im Liebesrausch verloren sie die Besinnung. Sie wußten nicht mehr, was sie taten.

Albert, alias Christian Kestner, entgegnete genau das Richtige: *„... ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, [der] alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird“*, der erhält natürlich vor jedem Richter mildernde Umstände.

Das erste Beispiel war von Goethe schlecht gewählt. Und wenn er jetzt sogar noch Trunkenheit, Leidenschaft und (gespielten) Wahnsinn verteidigte, verirrte er sich vollends in Entschuldigungen über seine eigene Fehler und Schwächen. So schrieb er: *„... Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich [Werther, alias Goethe] lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnahme da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester, und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße [Unmaße?] begreifen lernen: Wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müßte [ausgeschrien hatte]. Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, einem Kerl bei halbwegs einer freien, edlen, unerwarteten Tat nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken, der ist närrisch. Schämt euch, ihr Nüchternen. Schämt euch, ihr Weisen.“*

Albert, alias Christian Kestner, war von diesen Ausführungen Werthers, alias Goethes, nicht im geringsten beeindruckt, ja er war offensichtlich gegenteiliger Meinung. Und dies sagte er dem Freund offen.

„Das ist nun wieder von deinen Grillen“, sagte Albert, alias Christian Kestner. *„Du überspannst alles, und hast wenigstens hier gewiß unrecht, daß du den Selbstmord, wovon wir jetzo reden, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts anderes als eine Schwäche halten kann, denn freilich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.“*

Das konnte Goethe nicht auf sich sitzen lassen. Wenn er schließlich doch noch Selbstmord wegen Urania begehen würde, wollte er nicht als ein Schwächling dastehen, zumindest nicht vor seinen Freunden. Wie konnte er Christian Kestner seine Gefühle beschreiben, ohne ihm seine wirkliche Liebesgeschichte mit Urania verraten zu müssen? Nun, er vertauschte in seinem „Gleichnis“ ganz einfach das Geschlecht der handelnden Person: anstatt „ein junger Mann“ schrieb er „ein junges Mädchen“. Hier haben wir eine Beschreibung von Goethes Gefühlen aus seiner eigenen Feder, also ein echtes Selbstbekenntnis Goethes, warum er seinen (eventuellen) Selbstmord wegen Urania als Stärke und nicht als Schwäche angesehen haben möchte:

Seine [Goethes] feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Frauen vermehrt werden, all seine vorige Freuden werden ihm nach und nach unschmackhaft, bis er endlich ein Fräulein [Urania] antrifft, zu der ein unbekanntes Gefühl ihn unwiderstehlich hinreißt, auf die er all seine Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergift, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als sie, die Einzige; sich nur sehnt nach ihr, der Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht sein Verlangen grad nach dem Zwecke: er will der Ihrige werden, er will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihm mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen er sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihm die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die seine Begierden vermehren, umfassen ganz seine Seele, er schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, er ist bis auf den höchsten Grad gespannt; wo [als] er endlich seine Arme ausstreckte, all seine Wünsche zu umfassen - und seine Geliebte verläßt ihn - erstarrt [er]; ohne

Sinne steht er vor einem Abgrunde, und alles ist Finsternis um ihn her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung, denn die hat ihn verlassen, in der er allein sein Dasein fühlte. Er sieht nicht die weite Welt, die vor ihm liegt, nicht die Vielen, die ihm den Verlust ersetzen könnten, er fühlt sich allein, verlassen von aller Welt - und blind, in die Enge gepreßt von der Not seines Herzens, stürzt er sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode all seine Qualen zu ersticken. - Sieh, Albert [alias Christian Kestner], das ist die Geschichte so manches Menschen, und sag, ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Die Erwiderung Alberts, alias Christian Kestners, läßt vermuten, daß er sehr wohl durchschaute, daß das Gleichnis von dem Mädchen, das angeblich Selbstmord beging, in Wirklichkeit Goethes eigene Gedanken waren. Er entgegnete auf das oben Gesagte, Werther, alias Goethe, habe „*nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie denn aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersähe, [bei solch einer Selbstmordtat] zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen.*“ Weiterhin mußte Christian Kestner, da er höchstwahrscheinlich keine blasse Ahnung besaß, welche Frau Goethe wirklich liebte, die Befürchtung haben, Goethes Leidenschaft und offensichtliche Verzweiflung würde sich auf seine Versprochene, auf Lottchen Buff, beziehen.

Am späten Abend des 10. September 1772, Goethe hatte möglicherweise bereits einige Gläser Wein getrunken, kam Lottchen Buff in ihrer Ahnungslosigkeit auf das Thema von „*dem Zustand nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen*“ zu sprechen. Ausgerechnet dieses Thema konnte Goethe in seinem Liebeskummer und wegen seiner Selbstmordgedanken am allerwenigsten ertragen.

Goethe hoffte auf ein baldiges Wiedersehen mit seiner heißgeliebten Urania, nicht erst im Himmel, sondern hier auf der Erde. Er hoffte weiterhin, daß sie ihn heiraten würde, ihrem eigenen Glück und dem des Kindes zuliebe. Wäre sie aber erst einmal mit dem Kind niedergekommen, das Kind einem bürgerlichen Ehepaar zur Erziehung übergehen (richtiger noch: untergeschoben) worden und sie (halb freiwillig und halb unter Druck) in ein Kloster gegangen, dann wäre Urania für immer für ihn verloren gewesen.

Das unschuldige Mädchengeschwätz Lottes brachte Goethe an diesem Abend völlig aus der Fassung. Er brach in Tränen aus, redete wirres, unverständliches Zeug, verplauderte wohl auch ein Teil seines Geheimnisses, was Lotte Buff und Christian Kestner aber gar nicht merkten, sondern sie mußten annehmen, wie die Goethe - Philologie bisher, Goethe würde sich wegen seiner „*Liebe*“ zu Lottchen derartig aufführen. Von einem Fräulein von Roussillon besaßen die Beiden nicht die blasseste Ahnung. Und Goethes „*Liebe*“ zu Lottchen, war in Wirklichkeit nur theatralischer Unsinn, er wollte die beiden Versprochenen möglicherweise ein wenig eifersüchtig aufeinander machen.

Wahrscheinlich im Jahre 1785 oder 1786, als Goethe an der ersten Ausgabe seiner gesammelten Werke arbeitete, schrieb er einen Prolog zur 2. Fassung des >Werther< (WA I, 19, Seite 341). Dieses Gedicht („*Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten...*“) bezieht sich einzig und allein auf die verstorbene Geliebte, Henriette Alexandrine von Roussillon, nur ganze vier Zeilen beziehen sich auf den Selbstmörder Jerusalem.

In diesem Gedicht steht auch etwas, das sich auf das Abschiednehmen und ein Wiedersehen (im Himmel) beziehen könnte, wie Urania Goethe möglicherweise vor den Kopf stieß:

Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder - Wiedersehn beglückt noch mehr,
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Dies sind eindeutige Reflexionen von Gedanken und Gefühlen, die Goethe im September 1772 in Wetzlar beschäftigten.

Auch die Assoziation von Scheiden und Tod, bzw. Selbstmord, taucht in diesem Gedicht auf.

Und wir, verschlungen [in] wiederholter Not,
Dem Scheiden endlich - Scheiden ist der Tod. -
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!

Goethe spielte nicht nur mit dem Gedanken, falls Urania ihm ihre Hand verweigern sollte, sich das Leben zu nehmen, sondern er nahm sich womöglich an diesem Abend, den 10. September 1772, den festen Vorsatz, es auch wirklich zu tun. Darauf bezieht sich auch Goethes Abschiedsbrief an Lottchen Buff:

„*Wohl hoff ich wiederzukommen.*“ Die drei sprachen an diesem Abend davon, wer zuerst sterben würde, „*solle, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustand jenes Lebens [des Lebens im Jenseits] geben.*“

„*Goethe wurde ganz niedergeschlagen*“, nach Christian Kestners Tagebuch. Er wurde deshalb ganz niedergeschlagen, weil er wußte, er sei derjenige, der *zuerst* sterben würde. „*Lotte, wie war mir's bei deinem*

Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie [unwillkürlich in der Höflichkeitsform und mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, was sich demnach nicht auf Lotte, sondern auf Henriette Alexandrine von Roussillon bezieht] sehe. Nicht das letzte Mal [er hofft, sie zumindest in einer besseren Welt wiederzusehen], und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch [hier duzt er die beiden Freunde wieder] auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte; ach mir war's um hienieden zu tun, um Ihre [Henriette Alexandrine von Roussillons] Hand, die ich zum letzten Mal küßte...“

Goethe bat Urania um ihre Hand - zum Ehebund. Sie entließ ihn aber anfangs August in Ungewißheit über ihre endgültige Entscheidung. Einige Tage oder Wochen später erhielt Goethe wahrscheinlich auch noch einen Abschiedsbrief von Urania, in welchem sie ihm mitteilte, daß sie ihn aus Gründen des Standesunterschieds niemals heiraten könne. Seit dieser Zeit hegte Goethe Selbstmordgedanken. Am Abend des 10. September steigerte sich diese Gedankenspielerei möglicherweise zum festen Vorsatz. Goethe wanderte am frühen Morgen des 11. September von Wetzlar ab. Der Grund dafür könnte gewesen sein, weil er erstens merkte, daß er seinen Freunden mit seinen Selbstmordgedanken zur Last fiel, und zweitens wollte er möglicherweise mit Lila in Bad Homburg sprechen. Er wollte ihr diesen seinen Vorsatz mitteilen und sie bitten, an Urania zu schreiben, daß, wenn sie ihn nicht heirate, er sich das Leben nehmen würde. Dies sollte ein „Druckmittel“ für die Geliebte sein, sich ihre endgültige Entscheidung reiflich zu überlegen. In die Waagschale ihrer Entscheidung, ob für oder gegen ihn, warf Goethe jetzt auch noch sein Leben.

Aber solch einer schweren Entscheidung Uranias sollte es letztlich gar nicht mehr bedürfen. Das Schicksal hatte seine Karten anders gemischt: Goethe besaß am bitteren Ende zu seiner doppelten Schande den Koitus vor der Heirat vollzogen und ein adeliges Fräulein geschwängert zu haben sogar noch das ethische „Halbverschulden“ an Uranias Tod, denn sie starb im Kindbett. So schrieb Goethe in dem oben genannten Zueignungsgedicht für seinen >Werther<:

Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.

Ungefähr am 22. September 1772 traf Wolfgang Goethe, der verlorene Sohn, mit Heinrich Merck und dessen Ehefrau in Frankfurt ein. Spätestens ab diesem Datum dürfte Goethe seine Mutter und seinen Pflegevater, im Beisein des Freundes Heinrich Merck, über seine Liebe zu der adeligen Urania eingeweiht haben. Auch den Zustand seiner Geliebten, ihre Schwangerschaft, dürfte er den entsetzten Eltern nicht verschwiegen haben. Es war gewiß ein harter Schicksalsschlag für sie.

Vom 6. bis 9. November 1772 befand sich Goethe noch einmal in Wetzlar. Goethe benutzte die Rückreise zu einem Abstecher nach Homburg, um Lila zu besuchen. Der Satz im Brief an Christian Kestner vom 14. November 1772 „... und habe wieder das Leben lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen [richtig wohl: dem trefflichen Geschöpf Lila] Freuden machen kann“, beweist, daß Lila sich nicht von Goethe abwandte. Von Lila erfuhr Goethe gewiß einige Neuigkeiten über seine geliebte Urania. Auch erhielt er von ihr gewiß ein Liebesbriefchen für Merck ausgehändigt. Goethe versprach Lila, am kommenden Montag nach Darmstadt zu wandern. Noch einen Grund gab es dazu für Goethe. Er erfuhr von Lila, Urania sei Ende Oktober wieder mit der Herzoginwitwe von Bergzabern nach Darmstadt gekommen. Bis jetzt und noch einige Monate lang, konnte Henriette Alexandrine ihre Schwangerschaft vor der Herzogin verheimlichen. Die Formulierung „das Erscheinen solch eines Elenden“, bezieht sich zweifellos auch auf Goethes Scham vor Lila, wegen Uranias Schwangerschaft und nicht wegen seiner angeblichen „Liebesleidenschaft“ für Lotte Buff.

Kapitel III.4: Die Versöhnung

Nach dem 16. November 1772 ging höchstwahrscheinlich der „düstere Zwischenraum“ zu Ende, der sich Goethes und Uranias „Hoffnungen eingeschoben hatte“. Lila beredete Goethe, mit Urania während eines Spaziergangs zu sprechen. Möglicherweise signalisierte sie ihm, Urania ist versöhnungsbereit. Auch die anderen Freunde, Merck und Leuchsenring, dürften Goethe beredet haben, seinen gekränkten Stolz zu vergessen und mehr Verständnis für Uranias Denkweise entgegenzubringen. Jetzt existierte möglicherweise sogar ein genauer Plan, wie Urania und ihre Freunde verhindern wollten, daß ihre Schwangerschaft und Niederkunft der Herzogin von Zweibrücken und dem Hof von Darmstadt bekannt werden würde. Der Plan bestand darin: Urania solle sich krank stellen. In den letzten vier oder sechs Wochen ihrer Schwangerschaft solle sie nicht mehr das Haus verlassen, ja kaum mehr das Bett, also eine Verschlimmerung ihrer „Krankheit“ vortäuschen. Die Niederkunft müßte in aller Heimlichkeit erfolgen, danach würde Urania (natürlicherweise) schnell wieder gesund werden. In den Augen der ahnungslosen Herzoginwitwe und des

ahnungslosen Darmstädter Hofes hätte sie eben eine unbekannte Krankheit durchgemacht, die sie schließlich glücklich überwunden habe. Zur Durchführung dieses Plans benötigte Urania natürlich eine Verbündete, eine adelige Mitwisserin, in deren Wohnung sie sich mehrere Wochen aufhalten und in der die Niederkunft stattfinden konnte. Die „alte Schachtel“ von Tante könnte diese Mitwisserin gewesen sein.

Wäre dieses Vorhaben gelungen, so wäre natürlich Urania von allen schlimmen Folgen einer doppelten Schande verschont geblieben. In aller Ruhe hätte sie nach der Niederkunft versuchen können, ob es bei ihren Verwandten möglich ist, ihre Einwilligung zu einer Eheschließung mit dem Bürger Goethe zu erreichen. Dies war der einzig vernünftige Weg; und wohl der einzige, der zum Erfolg hätte führen können.

Louise Merck erklärte sich womöglich bereit, für Uranias Kind vorläufig Mutterpflichten zu übernehmen, bis Urania mit Goethe verheiratet gewesen wäre und die Eltern sich um ihr Kind selber hätten kümmern können. Uranias Freunde und Freundinnen dachten sich gewiß einen perfekten Plan aus.

Goethe hielt sich über vier Wochen lang in Darmstadt auf. Nach gewiß mehrmaligem Zusammentreffen mit Henriette Alexandrine, während sie spazieren gingen, schöpfte Goethe wieder Hoffnung für seine Liebe zu ihr.

Die folgenden Szenen im >Werther< mit Datum zwischen 16. November und 14. Dezember 1772 beziehen sich höchstwahrscheinlich auf Goethes Gespräche mit Henriette Alexandrine, während ihrer Begegnungen und Spaziergänge in Darmstadt, und auf Goethes Gedanken und Gefühle.

>Werther<, am 21. November 1772:

„... *Gestern als ich wegging, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: Adieu, lieber Wolfgang! - Lieber Wolfgang! Es war das erste Mal [nach dem „düsteren Zwischenraum“], daß sie mich „lieber“ hieß, und mir ging's durch Mark und Bein. Ich habe mir's hundertmal wiederholt und gestern nacht, da ich in's Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagt ich so auf einmal: „Gute Nacht, lieber Wolfgang!“ Und mußte hernach selber über mich lachen.*

>Werther<, am 24. November 1772:

„... *Sie fühlt, was ich [wegen ihrer Schwangerschaft] dulde. Heut' ist mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand sie allein. Ich sagte nichts und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes; das war all vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Anteils, des süßesten Mitleids. Warum durft' ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten. [Wahrscheinlich waren sie nicht allein.] - Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier und hauchte mit süßer leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie hab' ich ihre Lippen so reizend gesehen, es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süße Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der heimliche Widerhall aus dem süßen Munde zurück klänge ...*

Henriette Alexandrine von Roussillon spielte Klavier und sang dazu. Es war ihr und wohl auch Goethes Lieblingslied. Goethe fühlte tief seine Liebe zu Urania, außerdem peinigte ihn sein schlechtes Gewissen. Er wäre ihr gerne vor die Füße gefallen, aber da möglicherweise Zeugen anwesend waren, mußte er seine Gefühle unterdrücken. Es raubte ihm fast die Besinnung, aber um Uranias Zukunft nicht zu gefährden, mußte er sich beherrschen.

Aber Goethe wäre nicht Goethe gewesen, wenn er in seiner Ungeduld und Unbeherrschtheit nicht auch etwas Gefährliches unternommen hätte. Da er wußte, daß Urania an einem Abend allein zu Hause wäre, wagte er sogar, sie zu besuchen.

>Werther<, Seite 190 der Originalerstaufgabe:

„... *Sie saß in ihrer Einsamkeit, ihr Herz ward weich, sie sah das Vergangene, fühlte all ihren [der schönen und glücklichen Vergangenheit] Wert, und ihre Liebe zu ihrem Geliebten, der nun statt des versprochenen Glückes anfang das Elend ihres Lebens zu machen [wegen ihrer Schwangerschaft] ... Sie schalt ihn, und konnte ihn nicht hassen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfang ihrer Bekanntschaft teuer gemacht, und nun, nach so viel Zeit, nach so manchen durchlebten Situationen, mußte sein Eindruck unauslöschlich in ihrem Herzen sein [Goethe konnte anscheinend selber nicht begreifen, was Urania an ihm liebenswert fand.] Ihr gepreßtes Herz machte sich endlich in Tränen Luft und ging in eine stille Melancholie über, in der sie sich je länger je tiefer verlor. Aber wie schlug ihr Herz, als sie Goethe die Treppe heraufkommen und außen nach ihr fragen hörte. Es war zu spät, sich [von ihrem Hausmädchen] verleugnen zu lassen, und sie konnte sich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen als er ins Zimmer trat. „Sie haben nicht Wort gehalten!“ rief sie ihm entgegen. - „Ich habe nichts versprochen“, war seine [Goethes] Antwort. - „So hätten Sie mir wenigstens meine Bitte gewähren sollen“, sagte sie. [Selbstverständlich war es nicht die Bitte, „um ihrer*

beider Ruhe willen“, sondern es war die Bitte, alles zu vermeiden, was den Verdacht erregen könnte, Goethe wäre Uranias Geliebter.] ... *Darüber ward sie einige Minuten nachdenklich, bis das Gefühl ihrer Unschuld sich mit einigem Stolz empörte. Sie bot Goethes Grillen Trotz, [im >Werther< verschrieb sich Goethe, anstatt „sie bot Werthers Grillen Trutz“ schrieb er „sie bot Albertens Grillen Trutz“] und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Festigkeit, daß sie nicht, wie sie anfangs vorhatte, ihre Tante oder Bekannte in die Stube rief, sondern, nachdem sie einige Menuets auf dem Clavier gespielt hatte, um sich zu erholen und die Verwirrung ihres Herzens zu stillen, sich gelassen zu Goethe auf's Canapee setzte. „Haben Sie nichts zu lesen?“ sagte sie. Er hatte nichts. „Da drinne in meiner Schublade“, fing sie an, „liegt Ihre Übersetzung einiger Gesänge Ossians; ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören, aber zeither sind Sie zu nichts mehr tauglich.“*

Goethe las also Ende November, Anfang Dezember 1772 Urania einige Gesänge Ossians vor, die er aus dem Englischen übersetzte.

Caroline Flachsland stellte, trotz ihrer Naivität und Ahnungslosigkeit, einige bemerkenswerte Veränderungen an Goethes Benehmen fest, als er in dieser Zeit in Darmstadt weilte. Sie schrieb ihrem Herder (156. Brief, vom 5.12.1772):

„... Mich dünkt, er [Goethe] ist überhaupt etwas stiller und geläuterter [ge-] worden ... Er denkt, noch ein Maler zu werden, und wir rieten ihm sehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlen, sagte er, so wolle er sich auf Talente legen ... Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser wie sonst und ist uns herzlich gut...

Goethes Ausspruch, „da mir doch alle Tugenden fehlen, will ich mich auf Talente legen“, ist urtypisch und charakteristisch für ihn. Goethe kann es einfach nicht lassen, doppeldeutige Bemerkungen zu machen, sogar über sich selber. Weil wir es aus Goethes eigenem Munde haben, können wir es als ein Indiz für unsere These verwerten. Die Aussage des „Angeklagten“ wird zu seinen eigenen Ungunsten verwendet.

Der folgende Textabschnitt aus F. H. Jacobis >Woldemar< enthält ein Indiz, daß Henriette Alexandrine von Roussillon und Wolfgang Goethe sich sogar heimlich *verlobten*, und zwar noch vor dem „düsteren Zwischenraum“ von Anfang August bis Mitte November 1772.

Weiterhin wird von den Machenschaften des „alten Hornich“, alias der Freiin von Pretlack, berichtet, die mit List und Tücke von Urania den Schwur ablockte, Woldemar, alias Wolfgang Goethe, niemals zu heiraten.

Quelle: F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 93 bis Seite 104 der Originalerstaufgabe von 1779.

Ort des Geschehens: Darmstadt und wahrscheinlich Crumbach

Zeit: ca November bis Dezember 1772

Der Zweck heiligt (angeblich) die Mittel

„In der Nacht kam Biederthal [Heinrich Merck] mit einer Postchaise, um Henriette [Urania] eilends abzuholen. Der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] war wieder eingefallen [von einer Reise zurückgekehrt] und neue Zufälle verkündigten ihm [ihr] ein schleuniges [baldiges] Ende.

Biederthal [Heinrich Merck] ward von der Nachricht, daß sein Bruder [Wolfgang Goethe] mit Allwina [in der Realität: mit Urania] verlobt sei, wie versteinert. Er konnt' es nicht glauben und traute nicht, sich von ganzem Herzen darüber zu freuen.⁸⁵

Henriette fand ihre Geschwister [ihre zwei Brüder?] zu Hause [im Haus der Freiin von Pretlack] beisammen. Der [die angeblich] Kranke war etwas eingeschlummert. Dieser Umstand war für Biederthal [Heinrich Merck] erwünscht, denn nun konnte, nachdem Henriette über ihres Vaters [ihrer Tante] Befinden alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelassener da saß, sogleich die Wundergeschichte von Woldemars Verlobung (mit Henriette und deren Schwangerschaft) vorgenommen werden.

Er [Heinrich Merck] sah mit Befremdung, daß die beiden Schwestern [in der Realität: die beiden Brüder Uranias] und Dorenburg [F. M. Leuchsenring] mehr erfreut und weniger erstaunt waren als er vermutet hatte. Dabei schien es ihm, als herrsche etwas Geheimnisvolles in ihren Mienen. Er war ungeduldig, auf den Grund zu kommen, und wußte sich nicht zu helfen. Henriette hatte auch etwas bemerkt; sie hub plötzlich an: „Ihr habt etwas miteinander; was ist's?“

Alle drei wurden rot. Und nach und nach kam es herausgestottert: der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] befinde sich in einer Art von Höllenangst wegen Woldemar [Wolfgang Goethe] und Henriette [Urania], und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geist aufgeben, wenn er [sie] nicht von seiner Tochter [ihrer Nichte] das feierliche Gelübde erhielte, daß sie nie Woldemaren [Wolfgang Goethe] die Hand

⁸⁵ Es könnte auch die Nachricht von Uranias Schwangerschaft gemeint sein, über die Merck wie versteinert war und nicht getraute, „sich von ganzem Herzen darüber zu freuen“.

geben wollte.⁸⁶

„Denkt auch die Beklemmung, worin wir uns befanden“, sagte Dorenburg [Leuchsenring], „und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht auf uns machen mußte, die ihr mitbrachtet.“

„Aber damit ist [meiner Tante, der Freiin von Pretlack] nicht geholfen“, sagte Henriette, „denn so lange noch einige Hoffnung zur Genesung bei meinem Vater [bei meiner Tante] ist, darf ihm [ihr] Woldemars Verlobung [mit mir] nicht kund werden; und ihn [sie] durch die Erklärung, die er [sie] wünscht, zu beruhigen, das ist mir [ebenfalls] unmöglich.“⁸⁷

„Wie? Warum denn nicht?“, fragten die geängstigten Schwestern [richtig: Uranias Brüder] wie aus einem Mund.

„Warum?“ antwortete Henriette [Urania] und ward feuerrot. „Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen [Wolfgang Goethe] nicht die Hand bieten will, weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund [Wolfgang Goethe]! - Ein feierliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! - Ha!“ rief sie [Urania], die Augen 'gen Himmel, und schluchzend ging sie zur Tür hinaus.

Als Hornich [die Freiin von Pretlack] erwachte, war sein [ihr] erstes Wort, nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt, sich zu fassen und war schon in sein [ihr] Zimmer geschlichen; und sobald man dem [der] Alten geantwortet, sie sei da, stand sie auch schon vor seinem [ihrem] Bett. Wie er [sie] sie erblickte, hob er [sie] Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe. „Liebe Henriette“, sagte er [sie] und konnte für Wehmut es kaum über die lächelnde Lippe bringen, „sieh, Du hast mir Wort gehalten!“

Der rührende Sinn dieser Rede ging Henriette in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters [ihrer Tante], und er [sie] lispelte ihr an der Wange her „Ja, bis in den Tod, Du gutes Kind, Gott wird Dir's vergelten!“

Eine Weile nachher. Henriette saß jetzt neben seinem [ihrem] Bett, ihm [ihr] nah gegenüber.

„Es kommt mir hart vor, daß ich sterben muß“, sagte der Greis [die Greisin], „denn Du hattest mich vergessen gemacht, daß ich so alt war; Du hast mich so süß und sanft ans Grab geleitet... Aber dennoch, ich hab etwas auf dem Herzen, wenn Du mir das davon nimmst, ja, liebe Tochter, auch hinunter in die Grube könntest Du mich sanft geleiten!“

„Ach, lieber Vater [liebe Tante]!“ rief Henriette, „ich weiß schon, was Sie von mir verlangen. Ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Ansprüche auf mich gemacht; und ebensowenig habe ich den entferntesten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müssen sich erinnern, daß ich Ihnen das schon mehrmals bekräftigt habe; ich wiederhole es Ihnen nochmals, und schwöre Ihnen bei allem was heilig ist, daß ich die lautere Wahrheit sage. Wozu dann ein feierliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne einige Not, sich so gehässig gegen einen Mann beweisen, den Sie für den Ärger, den er Ihnen einigemal unbesonnener Weise zugefügt, unmittelbar beleidigt hat er Sie niemals, lange genug bestraft haben? O, besänftigen Sie Ihr Gemüt, machen Sie Friede mit Woldemar [Wolfgang Goethe], tun Sie's, lieber Vater [liebe Tante], auf mein Wort, Ihrer betäubten Henriette zuliebe!“

„Beste Tochter [Nichte]“, antwortete der [die] Alte, „sei versichert, ich besinne mich kaum, daß mir durch Woldemar [Wolfgang Goethe] je eine Minute unangenehm geworden [ist]. Wollte Gott, er hätte mich auf's Äußerste gekränkt, und wäre nur ein anderer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann [keine so unversöhnliche Frau] bin. Und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? - Bloß um Dich ist's mir bei der Sache zu tun. Woldemar gönnte ich gern alles Glück, das Du ihm gewähren könntest. Aber sieh! Ich habe genau auf den Menschen Acht gegeben, und da ich wahrgenommen, daß Du Dich immer stärker an ihn hingst, mich allerwärts nach ihm erkundigt. Gewiß, liebe Henriette, er glaubt weder recht an Gott noch an Menschen; er ist durchaus ein desperater Charakter, hitzig, ausschweifend, unbesonnen ... Kurz, ich weiß kein Unglück, das Du nicht mit ihm zu befahren [zu befürchten] hättest; Du wärest verloren für diese Welt und wahrscheinlich auch für jene.“

Die Ankunft der Ärzte unterbrach diese Unterredung. Hornich [die Freiin von Pretlack] erriet aus ihren Mienen, daß es um ihn [sie] geschehen sei; und er [sie] drang in sie [die Ärzte], um so genau als möglich zu erfahren, wieviel Frist ihm [ihr] noch bleibe. Aus ihren Antworten ließ sich abnehmen [vermuten], daß er

⁸⁶ Dies ist ein offensichtlicher Widerspruch in F. H. Jacobis Roman. Auf Seite 93 (der Erstauflage) steht, daß Woldemar mit Allwina verlobt sei, auf Seite 168 steht, Allwina „sei nicht erst die Braut, sie sei wirklich seit sechs Monaten schon mit Woldemar vermählt“. Warum sollte daher der alte Hornich von Henriette das Gelübde verlangen, Woldemar nie zu heiraten, wenn er bereits mit Allwina verheiratet war?

⁸⁷ Wiederum ein Denkfehler F. H. Jacobis: Eben die Nachricht von Woldemars Verheiratung mit Allwina hätte den alten Hornich, alias die Freiin von Pretlack, ja beruhigen können. Es ist ein offensichtliches Indiz, daß F. H. Jacobi in Wirklichkeit an Urania dachte.

[sie] es höchstens bis an den dritten Tag, vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen werde. Henriette [Alexandrine von Roussillon], die ferne [unvorbereitet] war, einen so plötzlichen Wechsel zu vermuten, geriet in die äußerste Bestürzung. Der [die] Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn [sie] die Angelegenheit wegen seiner Tochter [ihrer Nichte] ängstigte. Er [sie] eilte, die Ärzte von sich wegzuschaffen. Henriette wollte ihn [sie] nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erschrak über die Nachricht. „Das gute Blut!“ sagte er. „Doch vielleicht wird's noch rückgängig; bei Leuten wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen; da Du aber anderer Meinung bist, so seh ich nun gar nicht mehr, was Dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angst von mir abzuwälzen, bei der mir die Todesangst schwindet, die mich aber im Tod [im Sterben] zur Verzweiflung bringen wird.“

Henriette [Urania] weinte bitterlich. Sie stürzte neben seinem [ihrem] Bett auf die Knie und trug ihm [ihr] die Gründe ihrer Weigerung mit so viel Stärke, auf eine so zärtliche und rührende Weise vor, daß der alte Vater [die alte Tante] äußerst davon bewegt wurde, ohne jedoch sich überwältigen [überzeugen, überreden] zu lassen. Dieser Kampf vermehrte die Unruhe seines [ihres] Gemüts bis zum Tumult [bis zur Aufregung, Wut], und unversehens sah man ihn [sie] von einer Atemnot ergriffen, die in wenigen Augenblicken so gräßlich [gefährlich] wurde, daß Henriette laut um Hilfe schrie und alle nicht anders dachten, als wär' es aus. Henriette glaubte zu vergehen, so unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters [ihrer Tante] auch nur um einige Stunden verkürzt zu haben. Er [sie] kam wieder zu sich. Unterdessen waren zwei der nächsten Anverwandten und der Beichtvater angelangt: alle drei sehr wackere Leute. Sie wußten um Hornichs [um der Pretlacks] Bekümmernis, und hatten bereits alle Mittel versucht, ihn [sie] auf andere Gedanken zu bringen. Das alles erzählten sie Henriette genau und fügten sehr eindringende Gründe hinzu, um sie [Urania] zum Nachgeben zu bewegen. Beide Schwestern [Brüder Henriettes] stimmten ihnen bei. Zuletzt auch Dorenburg [F. M. Leuchsenring], welcher seiner Schwägerin [seiner empfindsamen Freundin] zu Gemüte führte, es sei wider ihre eigene Grundsätze und [auch] Woldemars [Wolfgang Goethes] Moral ganz entgegen, einer eingebildeten Pflicht, einer unwirksamen Grille wegen, ein wahres Übel zu verursachen.⁸⁸

„Das paßt hier nicht“, antwortete [widersprach] Henriette [Alexandrine von Roussillon]. „Ach, Dorenburg [Leuchsenring], was man so spricht, ist immer in den Tag hinein!“⁸⁹

Biederthal [Heinrich Merck] schlug vor, man solle seinen Bruder [Wolfgang Goethe] eilends benachrichtigen. Aber der Clarenauische [Pretlack'sche] Landsitz war vier Meilen von B. [Darmstadt] entfernt; und ohnedem verwarf Henriette diesen Vorschlag.

„Ihr versteht meinen Eigensinn nicht“, sagte sie [Urania]. „Ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es sehr verkehrt wäre, ihr die mindeste Wichtigkeit zu geben.“⁹⁰

Sie [Henriette Alexandrine von Roussillon] unterlag endlich [dem Zureden der Frau von Pretlack, dem ihrer Brüder, dem des Beichtvaters und dem der anderen Verwandten]. Der kommende [nahende] Tod, den sie immer näher und näher sich an ihren Vater [an ihre Tante] lagern sah, seinen fürchterlichen Arm schon zwischen ihr und ihm [der Tante], um ihn von ihr [von F. H. Jacobi verschrieben: richtig wäre „ihm“ gewesen] wegzureißen, das erschreckte ihren [Uranias] Geist bis zur Verwirrung und betäubte ihre Sinne. Jeder angstvolle Blick, den der [die] Sterbende auf sie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte wie [ein] Blitz in der Nacht der Gedank' ihr durch die Seele: wenn er [sie] wo noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher, von dem Rand des Grabes zurückkehren? Wenn diese Blicke um Leben flehten? Um Leben, bei seiner Tochter [bei ihrer Nichte]? Daß sie ihm [ihr] die Hand böte umzukehren? Und sie [ver-] weigerte die Hand? Und sie ließe ihn [sie] hinabsinken [ins Grab]? Das liebe Mädchen fiel in Ohnmacht über diesen Vorstellungen; und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie bebend und blaß: „Ich will es tun.“

Die Sache wurde sogleich ins Werk gerichtet, und Henriette gab die Erklärung von sich, daß sie ihrem Freund [Geliebten] und Bruder Woldemar [Wolfgang Goethe], den sie unter allen Menschen am höchsten

⁸⁸ Nach F. H. Jacobi wäre auch Leuchsenring gegen eine Heirat Uranias mit Goethe gewesen, weil er meinte, dieser Schritt wäre gegen Uranias eigene Grundsätze. Auch über Goethes Moralbegriffe schien Leuchsenring keine gute Meinung gefaßt zu haben. Einer „eingebildeten Pflicht, einer unwirksamen Grille wegen“, offensichtlich wegen Uranias Schwangerschaft, müsse man, so angeblich Goethes Ansicht, nicht ein „wahres Übel“ verursachen, nämlich zu heiraten.

⁸⁹ Urania war offensichtlich über Goethes Moral anderer Überzeugung als Leuchsenring.

⁹⁰ Urania war gewiß unentschlossen und voller innerlicher Zweifel und Bedenken. Einerseits verteidigte sie ihren Geliebten, Wolfgang Goethe, vor ungerechten Vorwürfen, andererseits sah sie selber ihre Schwangerschaft nicht als einen unbedingten Grund an, Goethe auf der Stelle und ohne alle Erwägungen zu heiraten. An eine Eheschließung vor ihrer Niederkunft war im November 1772 wohl aus mehreren Gründen gar nicht mehr zu denken.

schätze, nie als Gattin angehören wolle.

Daß Woldemar [Wolfgang Goethe] auf die Nachricht von Hornichs Tod [auf die Nachricht einer schweren Erkrankung der Freiin von Pretlack] in die Stadt [Darmstadt] fliegen [eilen] würde, war natürlich zu erwarten, und darüber geriet nun sein Bruder [Heinrich Merck] die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, damit er sie bewege, von allem Vorgegangenen [von ihrem Gelübde] Woldemar [Wolfgang Goethe] doch ja nichts zu offenbaren.

„Sorgen Sie nicht“, sagte das betübte Mädchen. „Wie in aller Welt sollt' ich es angreifen, Woldemar [Wolfgang Goethe] diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch das geringste ... O, ich weiß, ich weiß nur zu wohl, daß ich schweigen muß!“

Und mit einem schmerzvollen Seufzer [sprach Heinrich Merck]: „Arme Henriette [Urania], daß Du nicht stärker warst.“

F. H. Jacobi malte die Zweifel in den Gemütern der beiden Liebenden, Urania und Wolfgang Goethe, mit allzu schwarzem und kräftigem Pinsel.

In >Erwin und Elmire< legte Goethe ein deutliches dichterisches Bekenntnis ab, daß er den Glauben an Uranias Gegenliebe wiedergefunden habe. Die Zweifel Woldemars, alias Wolfgang Goethes, beziehen sich, meiner Überzeugung nach, mehr auf die Zeit des düstern Zwischenraums, von Anfang August bis Mitte November 1772, weniger auf die Zeit danach, während Goethe sich in Darmstadt aufhielt.

Quelle: F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 160 bis Seite 182 der Originalerstaufgabe von 1779.

Ort des Geschehens: Darmstadt

Zeit: November und Dezember 1772, während Goethe in Darmstadt weilte

Kein Glaube, keine Liebe, keine Hoffnung?

Er [Wolfgang Goethe] pflegte wechselweise [...] bei Biedertahl [Heinrich Merck], dann bei Dorenburg [Franz Michael Leuchsenring] abzutreten [zu wohnen]. Sie sahen ihn nie, ohne daß sich neue Aussichten von Glückseligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden bis der Winter einbräche.

Einst traf es sich, daß Woldemar unversehens in die Stadt kam und niemand zu Hause fand als Luise [Merck], die anderen waren aufs Land zu einem Anverwandten von Dorenburg [Leuchsenring], welcher Oberamtmann war. Woldemar hatte ein (selbstgemaltes?) Bildnis von Henriette [Urania] mitgebracht, welches er ganz neuerlich gezeichnet, ohne daß sie ihm dazu gesessen [denn seit Anfang August 1772 hatte Goethe die Geliebte nicht mehr gesehen, wegen des „düst'ren Zwischenraums“]. Er machte gern Portraits, und hatte seine Freunde zu B. [zu Darmstadt und zu Wetzlar] mehrmals und sehr treffend abgezeichnet. Von Henriette [Urania] waren eine Menge Abbildungen da, die er vor und nach in allerhand Manieren und Launen verfertigt hatte. Aber so regend, so voll Bedeutung, wie diese [letzte Zeichnung], [war] noch keine. Luise [Merck] schrie vor Freude, da sie das Bildnis sah. Für Woldemar war es ein reiches Gemälde, welches ihm die ganze Geschichte seiner Glückseligkeit darstellte, und auf eine Weise darstellte, daß er viel mehr als ihren wiederholten Genuß davon empfing; hier genoß er sie mehr im Geber [Druckfehler? Richtig: im Gebet?]; freute sich desselben und fühlte dessen höhere Wonne.

Niemand hatte ihn noch so von seiner Freundin reden hören, als er vor ihrem Bildnisse itzo mit Luise [Merck] sprach. Seine Begeisterung teilte sich dem gefühlvollen Weibe mit, und sie wurden beide, je länger je mehr, bis zum Überfließen ihres Gegenstandes voll. So brachten sie, äußerst miteinander zufrieden, diesen und den folgenden Tag zu Ende. Es war schon nach Mitternacht, als Woldemar [Wolfgang Goethe] aufstand und nun zu Bett gehen wollte. Stehend fiel ihm [noch] ein Zug von Henriette [Urania] ein, den er noch eben erzählen mußte. Er bemerkte, daß Luise [Merck] ganz außerordentlich davon getroffen wurde, und fragte nach der Ursache. Sie veränderte die Farbe bei dieser Frage; und da er zu bitten anfang, schossen ihr die Tränen über die Wangen. Woldemar wurde dringender; aber Luise konnte ihn nicht befriedigen, ohne ihm zu entdecken, was sich bei ihres [Uranias] Vaters Tod [bei einer schweren Erkrankung der Freiin von Pretlack] zugetragen hatte, denn in der genauen Beziehung, welche das von Woldemar Erzählte hierauf hatte, lag die Ursache ihrer [Luise Mercks] Erschütterung.

„Es ist unmöglich“, sagte endlich Luise, „daß ich Ihnen willfahre [Auskunft gebe]; es sei Ihnen genug, daß Sie [Wolfgang Goethe] Henriette nie zu viel lieben, nie zu sehr verehren können; daß Sie mehr Grund dazu haben, als Sie selbst wissen.“

Diese Worte machten Woldemar [Wolfgang Goethe] nur noch aufmerksamer. Er war durch nichts mehr zu stillen [zu beruhigen], flehte unablässig und drohte endlich, daß er durch Henriette [Alexandrine von Roussillon] selbst das Geheimnis schon herausbringen wolle. Kurz, er setzte der armen Luise von allen Seiten so lebhaft zu, bis sie, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit, nachgab und ihm alles offenbarte.

Woldemar [Wolfgang Goethe] brachte die Nacht in seinem Sessel zu. Eh' er sich dazu versehen, hatten

schnell seine Gedanken sich so gehäuft und sich so vielfältig durcheinander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben - [das] konnte er um alles, was er itzt [auch] erfahren hatte, nicht. Er mußte viel eher [vielmehr] sie bewundern, ihr Dank wissen; und doch fühlte er, daß er unzufrieden mit ihr war. - Unzufrieden mit Henriette! - Er erschrak vor dieser Vorstellung. Und warum unzufrieden? - Durft' er es wohl jemandem sagen? - Konnte er's nur sich selbst erklären? - „Es ist die erste Befremdung“, sagte er zu sich, „morgen werd' ich [wieder] ruhig sein.“ Und [er] wollte aufstehen und sich zu Bett legen. Aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt: „Mir entsagt - feierlich - heimlich! - Ihr Vater [ihre Tante], ihre Geschwister [ihre Brüder] vermochten sie dahin zu bringen! - Sie hat ein Geheimnis mit ihnen gegen Woldemar [gegen mich, Wolfgang Goethe]! - O, ich bin ihr nicht, was ich dachte! - Henriette ist nicht ...“ Er [Wolfgang Goethe] fuhr in die Höhe - wieder zurück - wußte nicht zu bleiben.

Der Morgen graute schon, da legte er sich. Der Kopf schmerzte ihm entsetzlich [vom vielen Wein?], es kam Schwindel dazu und so schlummerte er endlich ein. Gegen Mittag stand er auf, sehr abgemattet, aber um vieles heiterer; und gefaßt genug, um Luise gänzlich die Ursache seiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er schalt sich je, länger je ernstlicher, über seine ausschweifende Empfindlichkeit und gab ihr allerhand gehässige Namen. Viel lieber wollt' er sich der verkehrtesten Eigenliebe als seine Henriette einer Sünde gegen die Freundschaft [richtig: gegen die Liebe] schuldig finden. Es gelang ihm endlich, die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen [nach Wetzlar?] zurück, [um] sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen.

Bei seiner Ankunft [Rückkehr in Darmstadt, Mitte November 1772] nahm die einzige Henriette etwas Verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf die Unpäßlichkeit, wovon er überfallen worden, doch gestand er zuletzt, einer von seinen bösen Geistern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte [des Bleibens] gefunden.

Die Freude [Wolfgang Goethes], seine Allwina [Lila], seine Henriette [Urania] wiederzusehen [nach dreieinhalbmonatiger Abstinenz], war ihm noch keimlich so warm durch Herz und Adern gelaufen. Es kam ihm vor, als nähm' er zum ersten Mal wahr, daß er so sehr geliebt sei. Tief in sein Innerstes ging das sanfte Forschen seiner Freundin [Urania] mit Blicken und Liebkosungen, ob etwas seine Glückseligkeit störe? Ob sie's nicht von ihm nehmen könne? Für ihr Glück, für ihr Leben, für den Tod ihrer Seele? Woldemar ertrug's kaum. Der Zustand, worin er sich zu B. [hier ist mit „B.“ möglicherweise Wetzlar gemeint], schien ihm itzt zu Pappelwiesen [richtig: zu Homburg] so töricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meinte. Wär' es nicht um Luise [Merck] gewesen, er hätte alles entdeckt.

Er [Wolfgang Goethe] warf sich seiner Freundin [Urania] in die Arme: „Engel!“ rief er mit beklommener Stimme. „Wie Du mich liebst! - Ich verdien' es nicht; ich habe kein Herz [nicht Herz genug], das zu [be-]lohen.“

Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann, auf eine unangenehme Weise, der Gedanke an Henriettes Gelübde - an das Geheimnis zwischen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

Sie verließen erst im November das Land [Bergzabern]. [In der Realität: Mitte November 1772 waren die Empfindsamen, war die „Gemeinschaft der Heiligen“ wieder (außer Lila?) vollzählig in Darmstadt versammelt.] Von Allwinas [Lilas] Verheiratung [freie Erfindung F. H. Jacobis] war zu B. nicht das mindeste ruchbar geworden. Die Frage war dort schon lange gewesen, lange vor Hornichs Tod, welche von beiden, ob Allwina oder Henriette, Woldemars Gattin werden würde.⁹¹

Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut sei; und so konnten die guten Leute bis dahin andere Sachen sich angelegen sein lassen. Sie gerieten außer sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie itzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden, Allwina [richtig: Henriette Alexandrine von Roussillon] sei nicht erst die Braut, sie sei wirklich seit sechs Monaten schon mit Woldemar vermählt [richtig: von Wolfgang Goethe schwanger]. - Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein! Es mußte etwas dahinter stecken, und nun hatten sie keine Ruhe, bis sie das Wahrscheinlichste nach ihrem Begriff herausgebracht [hatten].⁹²

Man kann sich die Vermutungen, die da zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer [-lich] genug denken. Am ärgsten wurde Henriette [Urania] mißhandelt. Nicht, daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern,

⁹¹ In der „Gemeinschaft der Heiligen“ war man sehr erstaunt, als das Gerücht von Uranias Schwangerschaft bekannt wurde und daß Goethe ihr Geliebter sei. Zumindest Caroline Flachsland dürfte sehr erstaunt gewesen sein, da sie im Glauben war, Goethe würde Lila den Vorzug geben. Daß Lila Heinrich Mercks Geliebte war, wußte Caroline demnach auch nicht.

⁹² Dies ist eine von mehreren versteckten Andeutungen einer unehelichen Schwangerschaft Uranias im Roman F. H. Jacobis.

weil bei ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Weg lag. Selten haben, auch die schlimmsten Verleumdungen, eine andere Quelle; es ist nur, daß die guten Leute nach Maßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes urteilen, daß sie [nicht?] ihre eigentliche Meinung entdecken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß unsere Henriette [Alexandrine von Roussillon] den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Kot [ge-] treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde auf die schönste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angetan.⁹³

[Ohnmächtiger und schmerzvoller Ausruf Goethes:]

„Ich habe sie gesammelt in der Stille meiner Seele, die Tränen des Engels [Urania]. Und ich zitterte, daß eine von den meinigen sich darunter mischen möchte. - Sollt' ich sie ausgießen, vor einer Menge voll Unreiner, die ich nicht wert hielte, nur die meinigen zu sehen? - Euch sollt' ich mit keuscher, jungfräulicher Träne, mit der Weihe der Unschuld besprengen?“

Feig' war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht sein. Henriette blieb die selbige in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grad vermochte sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen und sie wäre lange kein so herrliches Geschöpf gewesen, wenn sie das gekonnt hätte, daß ihr dabei, [aber] nicht sehr oft, die verkehrten Urteile der Leute [über ihre uneheliche Schwangerschaft und ihren bürgerlichen Geliebten] vorgeschwebt und ihr einen Schauer durch's Blut gejagt hatten. Ihr geheimer Schmerz ward dadurch vergrößert, und unvermerkt schlich sich einiger Unwille gegen sie selbst, und ihm nach [nachfolgend] einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar [Wolfgang Goethe] hatte von allen denen Verleumdungen, welche zu B. [Darmstadt] herumgeflüstert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt und von den Anderen zu sehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß sein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, sich um ihrentwillen zu bequemen oder Wege der Klugheit einzuschlagen, das spie er an. In allen solchen Fällen war seine Seele lauter Trotz. Überhaupt fühlte er seine Stärke und brauchte zu seinem Recht gerne Gewalt.

Was sich mit Henriette zutrug, entging eine Zeitlang seiner Beobachtung. Und als ihn endlich däuchte, er nähme etwas Verändertes an ihr wahr, besonders in Absicht seiner, suchte er sich's auf alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise [Merck] gemacht, äußerst schüchtern und gegen sich selber mißtrauischer als jemals geworden. Aber eben das mußte seine Aufmerksamkeit, da sie einmal gereizt war, nur in desto stärkeren Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so geriet er, immer unwillkürlich, endlich dahin, daß er seine Freundin bald hie und bald da auf die Probe setzte. Verschiedene dieser Proben fielen so aus, daß seine Bemerkungen dadurch bestätigt schienen. O, das wollt' er nicht! Falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch! Sie mußten es, beim Himmel, sie mußten! Der Unglückliche [Wolfgang Goethe] stand am Abgrund der Verzweiflung und durfte nicht einmal fürchten. „Keine Sorge!“ rief er schwindelnd, „keine Sorge! Bei allem, was heilig ist, ich bin nur ein Thor! - Gott weiß, ich bin nur ein Thor, und es wird offenbar werden!“ So drang er immer weiter voran, ging unablässig hin und her in dem Nebel, der zwischen ihm und seiner Freundin aufgestiegen war, ob er nicht verschwände? Zuweilen, nah' bei [Urania], da schien er weg zu sein; einige Schritte davon, ach, da war er wieder! Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann, um des Drangs [Gefühls] loszuwerden, war alles eitel; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmut in Henriettes Armen ihm wieder einige Erleichterung verschaffte.

Schon vorher, nämlich seitdem er das Geheimnis von Henriettes Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit in seinen Umgang mit ihr [Urania] gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bei diesem Vorfall außerordentlich erregt und in eine Art von Gärung gesetzt worden. Und wie einem, dem ein teures Geschöpf, das seine ganze Wohlfahrt [sein ganzes Glück] trägt und bindet, in Gefahr schwebt, fühlte er itzt doppelt ihren Wert und all seine Liebe für sie. Da ergriff er [Wolfgang Goethe] sie [Urania] dann manchmal und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme. „Du bleibst mir doch, Henriette“, sagte er zu ihr. „Ich verliere Dich nie? Nicht wahr, ich verliere Dich nie. Tausend Tode eher, als Dich missen! - O, Du weißt nicht, wie an Dir mir alles hängt. Wie an Dir mir so alles gelegen sein muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich Dich liebe!“

Henriette [Alexandrine von Roussillon] ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben.

Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer anderen Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage [seiner Liebe zu ihr und seiner zukünftigen Vaterschaft?] zuzuschreiben, welche alle Saiten seines Herzens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten Ton in vollem Klang anzugeben. Aber nun, ganz neulich, hatte sie angefangen etwas stutzig zu werden. Das konnte nicht

⁹³ Dies ist eine von mehreren versteckten Andeutungen im Roman >Woldemar<, die sich auf ein erotisches Verhältnis Uranias mit Goethe und auf eine Schwangerschaft Uranias beziehen.

ausbleiben, zumal bei dem Gemütszustand, worin wir sie erblickt haben [wegen ihrer Schwangerschaft?]. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeiten desselben vermehren, und da sie je länger je zudringlicher wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette [Urania] wußte nicht, wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemar [Wolfgang Goethe] weder Maß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteste Gedanke an dergleichen war ihr je in die Seele gekommen, und nun auf einmal: Was? Es ließ sich nicht ausdenken. Schranken! Grenzen! Einer solchen Freundschaft! Woldemars [Wolfgang Goethes] und Henriettes [Uranias] Freundschaft! Grenzen? Schranken? Wie? Warum? Welche? Sie glaubte von Sinnen zu kommen.

Sie fühlte, mit unendlichem Zagen, daß sie ihrem Woldemar sich offenbaren mußte. Ja, sie wollte! Aber in fürchterlichen Finsternissen lag ihr Entschluß. Da kam unversehens Gelegenheit und [ein günstiger] Augenblick und drängte zur Tat.

Es war in Woldemars Haus [richtig: in Heinrich Mercks Haus] auf einem Gastmahl. Henriette [Urania] befand sich in der höchsten Spannung [aus Furcht vor Entdeckung ihrer Schwangerschaft], und kaum wollt' es [ihr Vorsatz mit Wolfgang Goethe zu sprechen] ihr gelingen, indem sie alle ihre Kräfte zusammengerafft hielt, die Bedrängnisse ihres Herzens zu verbergen. Woldemar [Wolfgang] fuhr zusammen von ihrem Anblick, suchte aber seine Befremdung durch einen desto wärmeren Empfang unmerklich zu machen; aber starr sanken darauf seine Arme an ihr herab. Henriette fühlte es und beide überließ es kalt. Woldemar [Wolfgang Goethe] sah sie an, und wieder an, und wieder, bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen, abzulassen. - „Verloren! Verloren!“ schrie's in seiner Seele. „Verloren!“ Er hatte sich umgekehrt und stand am entlegensten Fenster, sein Gesicht an eine Scheibe geheftet, und sah geradauf 'gen Himmel. Sein Bruder [Heinrich Merck] und Caroline [Flachsland], die zu ihm traten und sich nach seinem Befinden erkundigten, und seine Gäste, die nacheinander ankamen, erlaubten ihm nicht, in dieser Stellung zu verweilen. - Er hätte sein Leben gewagt, um einige Minuten mit Henriette allein zu sein.

Henriette [Urania] litt Todesangst. Auf einmal ging sie auf ihren Freund zu. „Lieber Woldemar [Wolfgang]“, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, „nicht wahr, wir haben etwas miteinander zu reden. Auf den Abend. Nur bis dahin, Lieber, sei ruhig!“⁹⁴

Diese Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche sie begleitete, erhellten Woldemars [Wolfgang] Gemüt auf einige Augenblicke. Aber kaum daß er recht zu Gedanken darüber gekommen war, so kehrte seine Unruhe desto unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung und Furcht trieben ihn bis zur Verwirrung umher. Es war also richtig, Henriette hatte etwas auf dem Herzen, etwas, das ihn anging, sie hatte er schon lange auf dem Herzen gehabt; schon so lange ihm verheimlicht, was konnte es sein? Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen Vorstellungen, daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geschah, sondern unablässig mit Forschen an Henriettes Augen, an ihren Mienen und Gebärden hing. Henriette wurde äußerst verlegen; Woldemar, der ihren Unmut beobachtete, desto verwirrter. Seine Zerstreung stieg auf's Höchste und nun begab sich alle Augenblicke etwas, das sie ihm selber auffallend machte. Er erschrak darüber und begann in der Angst allerlei, um sich zu helfen. Er wurde laut, warf mit witzigen Einfällen um sich, unterbrach bald hie bald dort ein Gespräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verschiedenen Weinen, und in weit größerer Menge als er gewohnt war. Diese gewaltsame Erheiterung, bei dem ganz entgegengesetzten Gemütszustand, worin er sich eigentlich befand, brachte ihn vollends aus aller Fassung. Man ging von Tisch und es ward immer ärger mit ihm. Seine Phantasie glühte, sein Herz zerrann. Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widerspruch, der sein Wesen von allen Seiten auseinander trieb.

Henriette, voll Bekümmernis, sah sich verstohlen nach ihm um. Von ohngefähr [zufällig], bei einer schnellen Wendung, begegnete sein Auge einem solchen Blick; da flog er auf sie zu, faßte ihre Hand und stand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlassen wollte. Henriette erschrak bis zum Erblassen.

„Allwina [Lila] winkt mir“, sagte sie [Urania] und sprang ihr [Lila] an die Seite.

Woldemar [Wolfgang Goethe] durchkreuzte einigemal den Saal, dann kam er wieder geradezu auf Henriette [zu], zog sie beiseite. „Ich muß“, sagte er, „ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit.“

„Das kann nicht sein“, erwiderte Henriette mit einem äußerst gefaßten Ton. „Auf den Abend, sagt' ich Ihnen; dabei bleibt.“

Woldemar glaubte, in ihrer Miene etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und ging mit

⁹⁴ (6. Analogon) Vergleiche damit Goethes >Werther<: „... Gestern als ich wegging, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: Adieu, lieber Werther [Adieu, lieber Wolfgang] Lieber Werther. Es war das erste Mal [nach dem düsteren Zwischenraum], daß sie mich „Lieber“ hieß, und mir ging's durch Mark und Bein. Ich hab mir's hundertmal wiederholt und gestern nacht, da ich ins Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sag ich so auf einmal „gute Nacht, lieber Werther! Und mußte hernach selbst über mich lachen ...“

zerrissenem Herzen davon.⁹⁵

Der Rest des Tages war für beide entsetzlich. Woldemar [Wolfgang Goethe] strengte sich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch seine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte. Es dünkte ihr schon lange, alle Anwesenden seien heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. Und, weiter hinaus, der Ausgang [ihrer Schwangerschaft?], das Ende [ihrer Liebe?]. Und ohne weiteres an sich die bloße Sache, Woldemar [Wolfgang Goethe] und Henriette [Alexandrine von Roussillon] in solchem Zustand, in solcher Lage? - Mit Qualen der Hölle folterte beide dies in gleichem Maß.

Kapitel III.5: Ein Werk für die Geliebte

Ich bin der Überzeugung, das Singspiel >Erwin und Elmire< wurde von Goethe bereits im Winter des Jahres 1772 auf das Jahr 1773 geschrieben, möglicherweise sogar während seines Darmstädter Aufenthaltes im November und Dezember 1772. Es stellt eine halb ernst- und halb scherzhafte dichterische Entschuldigung für die Geliebte dar, wegen des „düsteren Zwischenraums“, an dem Goethe wahrscheinlich die meiste Schuld trug, aber auch Urania war daran nicht unschuldig. Wir haben wirklich das einmalige Glück, ein Jugendwerk Goethes lesen zu können, das einzig und allein für Urania, für die Geliebte, gedacht und konzipiert war.

Die Ausgangssituation in der Realität ist folgende: Urania sah eine persönliche Katastrophe für sich heraufziehen, da sie, die Adelige, von dem Bürger Goethe schwanger war. In ihrer Angst und Gewißheit, daß ihre adeligen Verwandten kaum, zumindest nicht vor ihrer Niederkunft in eine Heirat mit dem Bürger Goethe einwilligen würden, tat sie so, als wenn ihr Goethe gleichgültig geworden wäre. Goethe bestürmte sie, ihn zu heiraten, noch vor der Niederkunft. Urania, in ihrer furchtbaren Lage, konnte sich zu keinem klaren Entschluß durchringen. Möglicherweise wagte sie erst gar nicht, ihre Mutter oder ihre Tante zu fragen, sondern sie versank in Lethargie. Goethe legte ihre Unentschlossenheit als mangelnde Liebe für ihn aus und kehrte, vorsichtig ausgedrückt, verstimmt nach Wetzlar zurück. Dieses Ereignis fand am Ende ihrer „Urlaubsreise“ statt, als Urania nach Bergzabern zurückgekehrt war, ungefähr Ende Juli, Anfang August 1772. Darauf folgte der „düstere Zwischenraum“ von ca. dreieinhalb Monaten.

Die Freunde, Lila und Heinrich Merck, führten eine Versöhnung zwischen den beiden Liebenden herbei. Ja sie dachten sich wahrscheinlich den Plan aus, Urania solle ihr Kind heimlich zur Welt bringen. Später könnten dann die beiden Liebenden in aller Ruhe versuchen, ob es bei den Verwandten Uranias möglich wäre, eine Einwilligung zur Eheschließung mit dem Bürger Goethe zu erhalten.

In dem Werk >Erwin und Elmire< wird verständlicherweise eine Schwangerschaft Elmires, alias Uranias, nicht erwähnt, aber alles andere stimmt sehr treffend mit der Realität überein. Elmire, alias Urania, wandte sich von Erwin, alias Goethe, aus Gründen der Eitelkeit ab. „Mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung“, bezeichnet es Goethe in seinem Werk. Urania war natürlicherweise enttäuscht über Goethe, weil er ihr versprach, beim Koitus aufzupassen, und nun war sie doch schwanger. Erwin, alias Goethe, ist deswegen verstimmt und zieht sich aus der Welt zurück, das ist eine Umschreibung für Selbstmord. Elmire, alias Urania, bekommt Gewissensbisse. Der Freund Bernardo, alias Heinrich Merck, malt gegenüber Elmire, alias Urania, den Teufel an die Wand, nämlich Erwin, alias Goethe, könnte seine Drohung wahrgemacht und tatsächlich sich aus dieser Welt „zurückgezogen“, d.h. Selbstmord verübt haben, oder unter die Soldaten gegangen sein. Bernardo, alias Merck, erkennt, daß Elmire, alias Urania, den früheren Freund Erwin, alias Goethe, immer noch liebt. Er führt auf geschickte Weise eine Versöhnung herbei, wobei der Zweifler Erwin, alias Goethe, in aller Deutlichkeit erkennt, daß Elmire, alias Urania, ihn so liebt wie früher. Der weitere Zweck dieses Werkes könnte demnach gewesen sein, außer der Geliebten zu verdeutlichen, wie sehr er, Goethe, sie immer noch liebt, ihr zu sagen, daß er auch den Glauben an ihre Gegenliebe wiedergefunden habe.

Einige Textauszüge aus >Erwin und Elmire< möchte ich im folgenden dem Leser bekanntmachen, weil sie so einmalig schön sind und so treffend die Gedanken des liebenden Goethe widerspiegeln.

>Erwin und Elmire< (alias Wolfgang Goethe und Urania) WA I.38, ab Seite 77:

Elmire, alias Urania: (in Bewegung) Ich möchte!

Olympia: Nur nicht so aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, du gingst jetzo in's Kloster, wenn man dir die Freiheit ließe. [Urania war gewiß in Versuchung, ihre Schande hinter Klostermauern zu

⁹⁵ (7. Analogon) Vergleiche damit wiederum Goethes Jugendwerk >Erwin und Elmire<: „*anscheinende Verachtung*“ war es, was Goethe unzweifelhaft bewog, Anfang August 1772 nach Wetzlar zurückzukehren und der Geliebten mit Selbstmord zu drohen, falls sie ihm ihre Hand verweigern und in ein Kloster gehen wolle.

verbergen.]

Elmire, alias Urania: Warum nicht?

Olympia: Liebes Kind, ich versichere dich ⁹⁶, es würde dir dort nicht besser werden, als dir's hier ist. Ein bißchen schwer ist's, sich mit sich selbst vertragen, und doch im Grund das einzige, worauf's ankäme [Goethe meint wohl: worauf's zum Glücklichsein ankommt]. Jetzt da der junge Erwin [alias Goethe]; der hatte auch solche Knöpfe [dumme Einfälle], es war ihm nirgends wohl. Und verzeih' ihm Gott den dummen Streich, und die Not, die er seiner Mutter macht. Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn in's Elend stürzt.

Elmire, alias Urania: (bewegt) Glauben Sie, Mama!

Olympia: Was ist natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Not kommen, er wird kümmerlich sein Brot verdienen, wird unter die Soldaten gehen.

Elmire, alias Urania: Gott im Himmel!

Olympia: Ich versichere dich, wenn draußen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt.

Elmire, alias Urania: (verlegen) Erwin!

Olympia: Es war ein lieber, guter Junge. Sonst so still, so sanft! Wie beliebt war er bei Hofe [zu Darmstadt, Homburg?]. Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß ersetzte den Mangel eines Vermögens [gemeint ist: nicht von Adel zu sein]. Hätte er warten können! Er ist von gutem Hause, ihm würd' es an Versorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieser Entschliebung gebracht hat ...

[weiter unten]

Elmire, alias Urania: (allein) Liebste, beste Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und sind für ihre dringendsten Empfindungen taub; und diese Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Anteil an meinem innersten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht schon lang meine Liebe [zu Goethe] und nicht meine Qual [wegen ihrer Schwangerschaft]? Warum nicht eh? [früher?] Armer Erwin! Sie wissen nicht, was ihn quälte, sie kannten sein [wahres] Herz nicht! [Auch Christian und Lottchen wußten nicht, was Goethe in Wirklichkeit quälte.] - Weh dir, Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der Edelste von allen, die dich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach, bis er, in dem Überfall des heftigsten Schmerzens, seine Mutter, seine Freunde, und ach! Vielleicht die Welt verließ [Indiz für Goethes Selbstmorddrohung]. Schrecklicher Gedanke! Er wird mich um's Leben bringen.

[weiter unten: Bernardo kommt, alias Heinrich Merck; dieser verstärkt noch Elmires, alias Uranias dunkle Ahnungen um das Schicksal ihres Geliebten. In ihrer Furcht erkennt sie erst richtig, wie sehr sie Erwin, alias Goethe liebt.]

Bernardo, alias Merck: Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hoffnung schmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewissen, wenn ich Sie auf alle Weise zu bewegen suche, sich dem Schicksal zu ergeben? [Mit der Umschreibung „*sich dem Schicksal zu ergeben*“ könnte er in der Realität Uranias Schwangerschaft gemeint haben.]

Elmire, alias Urania: Wenn ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht. Schmerzensvolle Erinnerung, du bist das Labsal meiner Seele. [Dies bezieht sich ebenfalls auf die Klassenschränken, die in der Realität zwischen ihnen standen.] Wäre er nicht so sittsam, so gut, so *demüthig* gewesen, ich hätte ihn nicht so geliebt, und er wäre nicht unglücklich: er hätte merken müssen, daß ich mich oft nach ihm umsah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher, eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht seine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht seine Früchte - doch immer fällt's über mich, unerwartet fällt's über mich, da ich mich sehnlichst entschuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo, alias Merck: Wenn das so fort geht, will ich mich empfehlen. Das ist nicht auszustehen, wie Sie sich selbst quälen!

Elmire, alias Urania: Und ihn, hab' ich ihn nicht gequält? Habe [ich] nicht durch eitle, leichtsinnige Launen ihm den tiefsten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirsische brachte, auf die er so lange ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbstgepropftes Bäumchen zum ersten Mal trug. Er brachte sie mir, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinns genug, nicht Leichtsinns, [sondern] Bosheit! Auch das drückt's [noch] nicht aus! Gott weiß, was ich wollte - ich präsentierte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen, ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo, alias Merck: Er hatte so ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl in so einem Augenblick dichtete.

⁹⁶ Eigentümliche Grammatik Goethes >dich< anstatt >dir<.

Elmire, alias Urania: Erinnerst du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor der Seel' und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und jedesmal da ich's ende, ist mir's als hätt' ich einen Giftrank eingesogen:

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher! Daher!
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach! nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen mattgedrückt,
Ach nur! Ach nur!
Ein Viertelstündchen lang.

Aber ach, ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie! Durch sie!
Zu ihren Füßen doch!

[Bernardo, alias Heinrich Merck, weiß wo sich Erwin, alias Goethe, aufhält. Und zwar lebt er von der Welt zurückgezogen als Einsiedler in einer felsigen Berglandschaft. Bernardo führt Elmire angeblich zu einem frommen Einsiedler, tatsächlich aber zu ihrem Geliebten.]

Zwischen Felsen eine Hütte, davor ein Garten. Erwin, alias Wolfgang Goethe, bleibt vor einem Rosenstock stehen, an dem die Blumen schon abfallen.

Erwin [Wolfgang Goethe]:
Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Was hab' ich getan! Welchen Entschluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich getan! - Sie nicht mehr sehn!
Abgerissen von ihr! Und fühlst du nicht, Armseliger, daß der beste Teil deines Lebens zurückgeblieben ist,
und das Übrige nach und nach traurig absterben wird! O mein Herz! Wohin! Wo treibst du mich hin! Wo
willst du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeschlossen bist, der sie umgibt? Täusche mich, Phantasie!

Wohltätige Zauberin, täusche mich! Ich sehe sie hier, sie ist immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Gestalt schwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blicken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! In denen ich manchmal Güte, Teilnehmung zu lesen glaubte - und sollte meine Gestalt nicht auch ihr vorschweben, sollte ich, den sie so oft sah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erscheinen! - Elmire, und achtest du nicht auf diesen Schatten? Hältst du ihn nicht freundlich einen Augenblick fest? Fragst du nicht: was hast du angefangen, Erwin [alias Goethe]? Wo bist du hin, Junge? - Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. - Vergebens! Vergebens! In den Zerstreungen ihrer bunten Welt [des Darmstädter Hoflebens] vergißt sie den Abgeschiednen, und mich umgibt die ewig einfache, die ewig neue Qual, dumpfer und peiniger, als die, [die] mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechselnde Hoffnung und Verzweiflung bestürmen meine rastlose Seele. [gekürzt]

Nach Uranias Tod hätte Goethe das Werk >Erwin und Elmire< niemals so konzipiert, wie wir es in der Erstfassung kennen. Die Motivation zur Niederschrift entspricht vollkommen Goethes Situation vom November und Dezember 1772, längstens noch bis zu Uranias Niederkunft, nämlich sich bei der Geliebten für den „düsteren Zwischenraum“ dichterisch zu entschuldigen und ihr zu bedeuten, daß er auch den Glauben an ihre Gegenliebe wiedergefunden habe. Nach Uranias Tod schrieb Goethe deshalb das Werk um. Jetzt wurde das Singspiel >Erwin und Elmire< (wie >Werther< und >Clavigo<] ebenfalls zu einem versteckten dichterischen Denkmal für die Geliebte. Die Worte Erwins, alias Goethes, nach dem Gedicht „Ihr verblühet, süße Rosen“ bezeugen es (>Erwin und Elmire<, 2. Fassung, WA I.11, 2. Aufzug):

So ist es denn vergebens, jenes [Uranias] Bild
 Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
 Bleibt die Gestalt und glänzend vor mir stehn.
 Je tiefer sich die Sonne hinter Wolken
 Und Nebel bergen mag, je trüber sich
 Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
 Und heller glänzt im Innersten dies Bild,
 Dies Angesicht hervor, ich seh', ich seh's! -
 Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
 O welch ein Wuchs! O welch ein stiller Gang!
 Sie [Urania] tritt so gut und so bescheiden auf,
 Als sorgte sie zu zeigen: „Seht, ich bin's.“
 Und doch geht sie so leis und leicht dahin,
 Als wüßte sie von ihrer eignen Schönheit
 So wenig als der Stern, der uns erquickt.
 Aber bald wächst das Gefühl in meinem Busen;
 Diese stille Betrachtung, heftiger, heftiger
 Wendet sie Schmerzen tief in der Brust.
 Unwiderstehlich faßt mich das Verlangen
 Zu ihr! Zu ihr! Und diese Gegenwart
 Des schönen Bilds [Uranias Bild] vor meiner Seele flieht
 Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife ...

Kapitel III.6: Das Organ der deutschen Religionsfeinde - Die >Frankfurter Gelehrten-Anzeigen<

Goethes literarische Tätigkeit im Jahre 1772 beschränkte sich keineswegs nur auf das Verfassen von Liebesgedichten und Oden an Urania und von kleinen Dramen, sondern er betätigte sich aktiv als Aufklärer.

Die Redaktion der >Frankfurter Gelehrten-Anzeigen< hielt Heinrich Merck nicht allein in Händen, sondern Wolfgang Goethe und Leuchsenring waren gleichgewichtige Partner. Bereits mehrere Germanisten haben den Versuch unternommen, die Rezensionen den angeblichen Mitarbeitern des Blattes zuzuschreiben. Jedoch waren es gar nicht so viele Mitarbeiter als vermutet und dann war Goethes Funktion und Tätigkeit stark unterbewertet. Das meiste, was im Jahre 1772 veröffentlicht wurde, hat unbezweifelbar Goethe zum Verfasser, das wenigste Herder, falls er überhaupt welche schrieb. Viele Rezensionen können auch Gemeinschaftsproduktionen von Goethe und Merck oder Goethe und Leuchsenring gewesen sein. Aber das ist nur von untergeordneter Wichtigkeit. Uns interessiert vor allem der Geist, der in dem Rezensionsorgan herrscht. Hier wurde versucht, die Vernunft und der gesunde Menschenverstand der Mitmenschen wachzurütteln. Für eine offene Kampfansage gegen die Religion war es noch zu früh in Deutschland. Zuerst

mußten Zweifel geweckt und die Absurditäten des Unsterblichkeitsglaubens den Gebildeten dargelegt werden.

Welche Gründe mag die Herausgeber bewogen haben, ihre Rezensionen ohne Verfasserangaben drucken zu lassen? Es gab mindestens drei gravierende Gründe: Schutz der eigenen Person vor gegnerischen Angriffen, Schutz vor Verfolgung durch die Zensur und drittens die bewußte Vorspiegelung, die Zahl der Mitarbeiter und der progressiven Denker größer erscheinen zu lassen als sie in Wirklichkeit war.

Hier aus Platzgründen nur einige wenige Rezensionen in gekürzter Fassung, die die Absicht und den Geist der Herausgeber, Goethe, Merck und Leuchsenring, in aller Deutlichkeit erkennen lassen:

Ausgabe Nr. 12, Seite 95: London

>Plutarchs Lives, Translated from the Original Greek, with notes critical and historical, and a new Life of Plutarch<. By John Langhorne D.D. and William Langhorne, M.A., 1770.

... Wenn wir Plutarchen in eine Sekte setzen sollen, so gehört er nach der Bescheidenheit und Vernunftmäßigkeit seiner Lehrsätze in die Sekte der neuern Akademie. Er war aber im Grunde ein Eklektiker. Von den Akademikern nahm er die Bescheidenheit der Meynungen an, und ließ ihnen ihren ursprünglichen Skepticismus. Von den Peripatetikern lernte er die praktische Erkenntniß der Physik und Logik, und ließ ihnen die Träumereyen der Hypothesen. Den Stoikern hatte er den Glauben einer besondern Vorsehung zu danken; aber er nahm ihre künftige Belohnungen und Bestrafungen nicht an. [...] Die sich bequemende Philosophie des Aristipps findet man zwar als eine Spur des Epikurismus in seinen /96/ politischen Schriften und zuweilen in der ganzen Anordnung seines Lebens: Allein der vernünftige Genuß war alles, was er vom Epikur borgte. Er ließ ihm seine speculative Grundsätze. Führen wir ihn in die Schule des Pythagoras, so scheint sein wohlwollendes Herz seine zarte Sympathie gegen alle Nebengeschöpfe, ihn von seinem System des Eklektikers oder des philosophischen Cosmopoliten abzuführen. Er wird ein Verteidiger der Seelenwanderung, um den Stolz und die Herrschsucht des Menschen zu demütigen, sein Gefühl rege zu machen und ihm zu zeigen, daß sein künftiger Zustand vielleicht eben derselbe seyn könne, worin sich die Geschöpfe finden, die seine Leidenschaft der Marter übergibt ...

Ausgabe Nr. 14, Seite 104: Nachricht

Unsere Leser werden uns erlauben, daß wir bey dieser Gelegenheit einige Anekdoten nachholen, die den letztverstorbenen berühmten *Helvetius* angehen, und die der Menschheit zu viel Ehre machen, als daß sie nicht bekanntzuwerden verdienten. *Helvetius* hatte das Herz, von seinen Reichtümern einen edlen Gebrauch zu machen. Er ernährte mehr denn 300 Arme auf seinen Gütern. Er war der beste Vater, der zärtlichste Ehegatte, der eifrigste Freund. Hier ist ein Zug seines Charakters, der für alles andre, was wir zu seinem Lobe sagen könnten, Bürge seyn wird. Vor zwey Jahren fand sich seine Kutsche in einer engen Straße durch Lastwagen aufgehalten. Es währte ihm zu lange, und aus Ungeduld schalt er zur Kutsche heraus auf den Fuhrmann. „Sie haben Recht“, versetzte der Fuhrmann gelassen, „Sie haben vollkommen Recht; denn Sie sind im Wagen und ich bin zu Fuß.“ *Helvetius* empfand diesen Vorwurf so lebhaft, daß er aus der Kutsche sprang, dem Fuhrmann um den Hals fiel und ihm mit einem großen Thaler für die Lektion dankte.

Ausgabe Nr. 23, Seite 177: Hamburg

Bode verlegt: >Anleitung zum Gespräch über die Religion, in kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Tugend<, von Julius Gustav Alberti.

In der Vorrede dieser lesenswürdigen Schrift klagt *H[err] A[lberti]* mit Recht über den Verfall des Christentums, über Lauligkeit in der Religion, und besonders über den erstaunenden Leichtsinns und die Sicherheit, mit welcher die Christen in allen Ständen sich der Herrschaft ihrer Leidenschaften unterwerfen und dabey doch der von Christo verheißenen Seligkeit sich getrösten; und er ist darin der Meynung, die *Hr. D. Bahrdt* in seinen „Vorschlägen“ geäußert hat, daß die Quelle dieses Verderbens vornehmlich in dem Mangel eines guten Unterrichts in der Religion zu suchen sey ...

Ausgabe Nr. 23, Seite 180: Leipzig

>Gedanken über eine alte Aufschrift<, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772.

Sie reden was sie wollen, mögen sie doch reden! Was kümmert's mich. So heißt die Aufschrift. Zwo Arten von Menschen leben nach dieser *Maxime*, sagt der Verf[asser]: Die großen und kleinen Sultane und die Cyniker. Jene weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche, diese entweder weil sie kein Verdienst haben und sich weder /181/ über diesen Mangel ärgern noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der *Musarion* und des *Agathons* nicht verkennen kann, wie wunderlich

die Welt Lob und Tadel verteilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern. Diese wenige Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zu hört, uns auch den Wachspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie [gemeint ist: die Besitzung eines eigenen Herzens] kaum zwei.

Ausgabe Nr. 77., Seite 609: Leipzig

>Bemerkungen über den Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft<, von Joh. Millar Esq. Aus dem Englischen. Bey Schwickert 1772.

Der Geist der Britannischen Philosophie scheint über Hadrians Mauer hinüber zu seyn, und gegenwärtig in den Schottischen Gebürgen sich ein Häufchen der Seinigen gesammelt zu haben. Ferguson, Robertson, Gerard, Home, Beattie und hier Millar sind, dünkt mich, Leute, die den meistens matten und einzigen Search sehr überstimmen, und durch das Feld, das sich Alle gleichsam zusammenstimmend erwählet haben, wird ihre Philosophie noch schätzbarer - meistens nämlich Philosophie der Gestalten und Veränderungen des menschlichen Geschlechts nach Maßgabe der Geschichte und Erfahrungen - ein großes, großes Feld! Auf dem sich freylich säen und ernten, Garben binden und Ähren lesen läßt, wenn nämlich erstlich gut geackert worden.

... /610/ Ob nicht überhaupt die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts jetzt ein Modestudium werde, das hinter den Montesquieus, Rousseaus, Helvetius', Voltaire u.s.w. nach ziemlich einförmigen Regeln und sehr einförmigen Vorurteilen gehandhabt werde? Und ob also nicht auch hier, wie bey allen guten Sachen in der Welt, die Mode den Geschmack und das Einverständnis die Natur töten werde?

... Auch ist's vortrefflich und recht göttlich für einen Philosophen, uns in Zuständen ein Gutes, ein Vortreffliches, ein Weises zu entwickeln, wo es der gemeine menschliche Blick, das Gefühl der Bedürfnis und Schwachheit nicht oder nicht immer findet. Dies Geschäft ist die wahre Würde der Philosophie. Aufflug des menschlichen Geistes in den Rat der himmlischen Wächter, die immer Gutes beschließen, nur daß ihr Schluß für uns arme Sterbliche zu groß, zu hoch, zu weit und zu breit ist. Von dannen ein leises Wort des Aufschlusses im Munde des Philosophen ist wirkliche Gesandtschaft Gottes. - Aber nun alle Szenen der Menschheit, gut oder böse, als ob sie alle gleich gut wären, vor einem kalten, gleichgültigen Blick vorbeistreichen lassen. Die bösen höchstens mit einem Wort berühren ohne aber die bessern, die vorhergegangenen oder nachfolgen könnten oder vielleicht schon unsichtbar nahe sind, auch zur Besserung, Aufweckung, Lehre und Trost zu brauchen, und sie gleichsam sanft in jene zu verflößen - über alle Zustände der Menschheit zu schreiben, als ob man in keinem Zustande jetzt selbst lebte - es kann dies allerdings historischer Geist, philosophischer Geist, Geist der hohen, unfühlbaren leidenschaftslosen Stoischen oder Epiku/614/rischen Götter seyn, aber - was braucht's Wiederholung? Man siehet, was und wo es für Menschen fehle?

Ausgabe Nr. 78, Seite 620: Frankfurt und Leipzig

>Die Geschichte des Selbstgefühls<. 1772.

... Wenn der Verf[asser] je geliebt hätte, so würde er wissen, daß hier gar nicht die Rede vom Selbstgefühl der Vollkommenheit, von Freude über das Urteil anderer von unserm /623/ Wert sei, sondern daß Liebe eine unabhängige Empfindung ist, die keinen Endzweck hat als Liebe; daß das Umfassen, das Zusammenschmelzen verschwisterter Seelen, das Ruhen auf dem geliebten Gegenstand, das Ausdehnen seiner eignen Existenz, das beständige Ausfließen und Zurückfließen des wärmsten Gefühls, das wechselweis Glücklicherweise und Glücklichmachen und tausend andere Seligkeiten die Liebe zum größten Geschenke erheben, das Gott den Menschen geben konnte.

Ausgabe Nr. 79, Seite 625: Mietau, Hasenpoth und Leipzig

>Über die Sittlichkeit der Wollust<, von E. F. Okel. Bey Jakob Friedrich Hinz, 1772.

Herr Okel hat die neueren schönen Schriften nicht umsonst gelesen, hat im St. Evremont, Bayle u.s.w. etwas über das Stoische, Epikurische und Pythagorische System nachgeschlagen, den Home, Sulzer und Mendelsohn über die Empfindungen ausgezogen ... Der Charakter eines Wollüstlings in dem 2ten Abschnitt ist das schalste, was man in der Studierstube zubereiten kann, ohne irgend eine Nuance von Weltkenntnis. Nun folgt die Charakteristik der Stoischen, Epikurischen und Pythagorischen Philosophie, wo nicht einmal Cicero zu Rate gezogen worden [ist], sondern alles nach Lesung Agathons und der Musarion ohngefähr so niedergeschrieben werden konnte. An dem St. Evremont setzt er hauptsächlich dieses aus, „daß er zu Verteidigung des Epikur ausführlich hätte zeigen sollen, warum ein Mensch, der nach diesem System lebt, unendlich glücklich seyn müßte, als ein anderer, der nach einem andern System lebte“. St. Evremont kannte

ohne Zweifel den Wert der Systeme, und also unterzog er sich nie dieser unnützen Deklamation. Er mußte wissen, daß die Natur zu allen Systemen zum voraus Nein gesagt und ihre Vorkehrung so getroffen hat, daß sie ohngefähr alle wahr sind, und daß sie nichts bleiben als Sprachen, Charakteristiken der Geister. Die übrigen Abschnitte des Buches enthalten unter Aufschriften des bettelhaftesten Stolzes leere und gemeine Deklamationen, und wir verdammen unsere Leser zur eignen Lektüre, wenn sie uns nicht auf unser Wort glauben wollen, daß hier nichts als ausgehängte Fahnen und prahlhafte Überschriften zu ausgebalgten inländischen Seltenheiten zu sehen sind.

Ausgabe Nr. 84, Seite 665: Kopenhagen und Leipzig

James Beattie: >Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit - im Gegensatz der Klügelei und der Zweifelsucht<, bei Heineck und Faber, 1772.

Endlich wieder ein Mann, der über und für den ganzen Menschen philosophiert hat, bey dem Kopf und Herz und Ader des Lebens doch nicht so unermesslich entfernt scheinen als den meisten Metaphysikern. Beattie ist ein Freund, ein Streiter, ein Eiferer für die Wahrheit; aber nicht für jene bunte Iris von Wahrheit, die sich von einigen Sonnenstrahlen gegenüber auf das düstre wolkichte, wässrige Gehirn der sogenannten Philosophen malet, wo sie auf Dunst scheint und mit dem Dunst verfliegt: Unser Verf. ist einer der baumstarken Leute, bey denen gesunde Vernunft Alles ist: mit der sich auch selbst der „Verstand“ (den wir Deutschen, und das hätte der Übersetzer bemerken sollen! eben im Gegensatz des Verstandes, des Common sense, lieber Vernunft nennen) auch nicht einmal zu messen habe. Er geht also den Vernünftlern, Klüglingen, Metaphysikern, Idealisten, Skepti/666/kern, und wie soll ich sie [alle] nennen? tapfer zu Leibe, zeigt oder will zeigen, daß alle ihre Vernünfteleien nur Schatten an der Wand seien, die bei allem schönen Spiele, da ihnen selbst Substanz fehlet, auch kein Substanzielles verdrängen können. - Kurz, Wahrheit, Überzeugung, Gewißheit bleibe die ewige Grundfeste des menschlichen Geistes, sei der erste wesentliche Trieb desselben - bei Menschen ein sicherer Instinkt, den kein Beweis geben, kein Wortstreit heben könne u. s. w.

[...] Spekulation als Hauptgeschäft des Lebens - welch elendes Geschäft! Sie gewöhnt endlich alles als Spekulation anzusehen! Ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tötet und mit süßen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süßen Träumen? - Wie oft ist das Reich der Abstraktionen die wahre Gegend unterirdischer arsenikalischer Dünste, wo die Goldgräber (Goldgräber nach dem Wahn der Menschen) als Verdammte der Hölle umhergehen, mit blassen Wangen und früh verpestetem Odem. Spekulation löset das eiserne Band der Natur, Trieb und Nerv, in Zwirnsfäden - des Widerspruchs und Nichtwiderspruchs im Handeln des Guten und Bessern auf - eine flächsne Schnur, die, wenn Feuer an sie reicht, auffährt mit üblem Geruche. Spekulation, wenn der Sinn des Wahren, Common-sense, und noch mehr, wenn der Sinn des Guten, Treue, Gewissen fehlt - ist und bleibt ewiglich, auch im feinsten Kopf aller Köpfe ein Farbenspiel an der Wand - nehmt das Licht weg! - wie dunkel! - Rückt das Prisma ein wenig! - Die Farben laufen, mischen sich, sind Schatten, sind verschwunden! -

Ausgabe Nr. 89, Seite 704: Lemgo

>Die Vorzüge des alten Adels<, eine Erzählung aus dem Französischen, 1772.

Eine Karikatur von einem alten Baron, der außer dem alten Adel kein Heil kennet, versagt seiner Tochter einen [...] Edelmann. Die junge Baronessin ist nicht so bekümmert um die Ahnen und flieht mit ihrem Geliebten davon [...] Man kann einen alltäglichen Gegenstand der Satire nicht alltäglicher bearbeiten. Wird denn das Dichter- und Philosophenvolk nie begreifen, daß der Adel noch ganz allein dem Despotismus die Waage hält? Wir wünschten, daß der wahre Adel nur eine bessere, erleuchtete Erziehung haben möchte, und dann wollten wir gerne den, nach unserer Verfassung so nötigen Unterschied der Stände dulden. Ahnenstolz ist nicht ein Haar mehr lächerlich als Gelehrtenstolz, Kaufmannstolz, Bürgerstolz und alle übertriebene Parteilichkeit für Vorzüge des Glücks. Wer gelernt hat, Zufriedenheit auf der Stufe zu finden, wo er steht, der wird alle Stufen über und unter sich mit Gleichgültigkeit ansehen. Aber erst muß man aufhören selbst Scapin zu sein, ehe man über den Harlekin spotten darf.

Ausgabe Nr. 90, Seite 717: Frankfurt und Leipzig

>An meine Landsleute<, 1772.

[...] Im 2ten Stück beweist ein König zween andern Königen in einer Art von Göttersprache, daß ein unterrichtetes Volk gehorsamer sei als ein dummes, weil es seine Verhältnisse mit dem Staat besser verstünde. Der Geistlichkeit, die so gern Unwissenheit und Dummheit um sich her verbreiten möchte, werden bittere Wahrheiten gesagt.

Zuletzt noch ein Gedicht Goethes, das zwischen Ende 1772 und Anfang 1773 entstanden ist und den

trotzigen Übermut des jungen Aufklärers Goethe deutlich widerspiegelt. Solch ein Gedicht vermag mehr als viele Worte zu sagen. Die Lektüre des gleichnamigen Dramas ist empfohlen, der Abdruck muß aus Platzgründen leider unterlassen werden:

P R O M E T H E U S

Bedecke deinen Himmel Zeus
Mit Wolkendunst!
Und übe [einem] Knaben gleich
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn.

Und meine Hütte,
Die du nicht gebaut,
Und meinen Herd
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenn' nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch Götter.
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern und Gebetshauch
Eure Majestät, und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Als ich ein Kind war
Nicht wußte wo aus wo ein
Kehrte mein verirrtes Aug'
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir wider
Der Titanen Übermut,
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du's nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine!

Wähntest etwa
Ich sollt' das Leben hassen,

In Wüsten fliehn,
Weil nicht alle Knabenmorgen
Blüenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde.
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich.

Kapitel III.7: Eine wahre Liebestragödie

Der interessierte Leser kann nun bereits verstehen, daß es nicht nur für Henriette Alexandrine von Roussillon eine Lebens- und Liebestragödie war, sondern auch für Goethe, ihren Geliebten. Gottfried Herder, der von Uranias Schwangerschaft wußte, nannte sie nach ihrem Tod die „große Märtyrerin des Lebens“. Louise Merck bezeichnete er als die „große Märtyrerin der Ehe“, weil ihr Ehemann ihr untreu war, wegen Lila, und weil Merck sie absichtlich mit der Schande des Ehebruchs belud, um von ihr geschieden zu werden. Die Bezeichnung Herders für Urania, sie sei die „große Märtyrerin des Lebens“ gewesen, besagt daher nichts anderes, als daß sie sterben mußte, weil sie neues Leben gebar. Dadurch wurde sie, im wahrsten Sinne des Wortes, zu einer Märtyrerin des Lebens.

Im folgenden werde ich zu beweisen versuchen, daß Urania nach ihrem Tode zu einer „Musengöttin“ für Goethe wurde. In den ersten Jugendwerken und auch noch in späteren Werken versuchte Goethe, diese Liebestragödie mit Urania, dieses Trauma seines Lebens, geistig zu „verarbeiten“. Nach der Niederschrift des >Werther< (und natürlich auch nach der des >Clavigo<) fühlte sich Goethe zwar „wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt“, aber nur für kurze Zeit. In Wirklichkeit transferierte er dieses Trauma in eine höhere Region seines Ich, in das Überich. Sein Drang zum Schreiben war der unbewußte Versuch, sich vor seinen Mitmenschen, besonders vor den Mitwissern seiner Liebestragödie mit der adeligen Urania, zu rechtfertigen. Dadurch wurde Goethe zum größten deutschen Dichter und Aufklärer der Neuzeit. Aber keins seiner Werke, kein Wunderheilmittel und keine Mythologie der Welt vermochte Goethe von diesem Schicksalsschlag zu heilen. Erst das intensive Studium der stoischen und epikureischen Philosophie konnte ihm wirkliche Beruhigung verschaffen, die überlegene Ruhe des stoischen Weisen.

Ich fahre mit der Schilderung der von mir rekonstruierten wirklichen Ereignisse nach der zeitlichen Reihenfolge fort.

Goethe kehrte im Dezember 1772 voller Hoffnungen für die Zukunft nach Frankfurt ins Elternhaus zurück. Alles hing nun davon ab, daß der Plan der Freunde und Freundinnen, Uranias Schwangerschaft und Niederkunft geheimzuhalten, gelingen würde. Falls Urania eine adelige Vertraute fand, in deren Wohnung sie niederkommen konnte, was ich stark vermute, so stand es nicht schlecht um diesen Plan.

Ich bin geneigt, folgende „versteckte“ Andeutungen in mehreren Briefen Goethes an Christian Kestner als „gedämpften“ Optimismus zu bezeichnen, was die Geheimhaltung von Uranias Schwangerschaft angeht.

WA IV.2, Brief Nr. 113 vom 12. Dezember 1772:

... *Da bin ich wieder in Frankfurt, gehe mit neuen Plans [Plänen] um und [mit] Grillen, das ich all' nicht tun würde, hätt' ich ein Mädgen ...*

Der Zusatz „*das ich all' nicht tun würde, hätt' ich ein Mädgen*“, sollte wieder einmal zur Verwirrung der Wetzlarer Freunde dienen, denn Goethe besaß nicht nur ein „Mädgen“, sondern sogar eine wiedergewonnene Geliebte!

WA IV.2, Brief Nr. 114 vom 15. Dezember 1772:

... *Seit ich von Darmstadt wieder hier bin, bin ich ziemlichen Humors [ziemlich guter Laune] und arbeite brav ...*

Da Goethe nur wenig als Rechtsanwalt arbeitete, „arbeitete“ d.h. schrieb er wahrscheinlich an >Erwin und Elmiere< oder an anderen Werken.

WA IV.2, Brief Nr. 116 vom 25. Dezember 1772:

... *Der neue Tag kommt mit Macht, wenn das Glück [sein Liebesglück mit Urania] so schnell im Avancieren [im Aufsteigen] ist, so machen wir [du, Christian Kestner, und ich, Wolfgang Goethe] balde Hochzeit ...*

Die folgenden Briefstellen beziehen sich eindeutig auf Goethes Besorgnis wegen der Niederkunft der Geliebten und auf seine Angst, Urania könnte es nicht gelingen, die Geburt ihres Kindes geheimzuhalten. Die Folgen wären, wie ich bereits oben ausgeführt habe, für beide katastrophal gewesen.

WA IV.2, Brief Nr. 118 vom 8. Januar 1773:

... *Es wird ein sonderbares Frühjahr geben [Uranias „Termin“ für ihre Niederkunft war um den 10. März 1773.] Ich sehe nicht, wie das alles auseinander gehen wird, was wir angesponnen [angerichtet] haben; indess sind Hoffnungen uns willkommen, und das Übrige liegt auf den Knien der Götter ...*

WA IV.2, Brief Nr. 123 vom 26. Januar 1773:

... *Lotten sagt: ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe und das ich, wenn ich zu heiraten hätte, gewiß von allen anderen griffe, ist auch den 11. Januar geboren. Wäre wohl hübsch, so zwei Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist ...*

Henriette Alexandrine ist am 19. Januar 1745 geboren. Und die Sätze: „*Wäre wohl hübsch, so zwei Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist*“, können sich einzig und allein nur auf Goethes (verschobene und nicht aufgehobene) Eehoffnungen mit Urania beziehen.

Von Heinrich Merck erhielt Goethe am 5. Februar 1773 gewiß sogar Grund zu gesteigerter Hoffnungsfreude. Durch sein vernünftiges Betragen stieg Goethe anscheinend in der Gunst Uranias. Goethe schrieb am 5. Februar an Christian Kestner:

WA IV.2, 125. Brief:

... *Nichts, denn gute Nachrichten, lieber Kestner ... Mit eurem Brief erhielt ich von Mercken, daß er kommt ... und Leuchsenring mit ... Und noch andere Sujets der Freude, die ich nicht sagen kann. Darüber laßt euch wohl sein, daß ich fast so glücklich bin als Leute, die sich lieben wie ihr, daß eben so viel Hoffnung in mir ist als in Liebenden, daß ich sogar zeither einige Gedichte gefühlt und was mehr ist dergleichen ... Es grüßt euch meine Schwester ... und der Bote Mercurius, der Freude hat an den schnellen [Boten] und [der] mir gestern unter die Füße band seine göttliche Sohlen, die schönen, goldenen [Sohlen], die ihn tragen über das unfruchtbare Meer ...*

Dieser Brief Goethes an Christian Kestner wird dann erst leicht verständlich, wenn man weiß, daß in Darmstadt (und nicht in Wetzlar) seine Geliebte lebte. Heinrich Merck übersandte ihm mit seinem Brief wohl auch einen Brief Uranias, in welchem stand, daß es ihr gut gehe und daß sie ihre Schwangerschaft bisher vor aller Welt geheimhalten konnte. Die Erwähnung des Götterboten Mercurius ist eine Gedankenassoziation Goethes und besagt, daß er von Darmstadt göttlich schöne Briefe erhielt.

Hier möchte ich noch erwähnen, daß Goethe meiner Überzeugung nach über Heinrich Merck oder sogar über Franz Michael Leuchsenring in brieflichem Kontakt mit der Geliebten stand. Der Trick mit den „lebenden“ Briefkästen funktionierte reibungslos. Da Urania den Winter über wieder in Darmstadt wohnte, brauchte Goethe auch nicht mehr den „Mercurius“ für Lila und Merck zu spielen. Franz Michael Leuchsenring war höchstwahrscheinlich ebenfalls als Liebesbote tätig, damit sich Mercks Besuche bei Urania nicht zu sehr häufen würden, und er nicht in den Verdacht käme, ihr Liebhaber zu sein. Und wie wir wissen, war Leuchsenring der Liebhaber der Louise Merck. Der Kreis der Empfindsamen bestand nur aus echten Liebespaaren.

WA IV.2, 128. Brief vom 22. Februar 1773:

... *Alles tanzt um mich herum. Die Darmstädter, ihr, überall, und ich sitze auf meiner Warte ...*

Es war Fastnacht. Goethe saß in seinem Dachstübchen und wartete. Er saß auf seiner Warte und „wartete“ Uranias Niederkunft ab.

WA IV.2, 131. Brief vom 15. März 1773

...*Adieu, wie's mit euch jetzt kracht nach Weise des landenden Kahns, so stürmt's und kracht's in der Flotte, in der ich diene. Mein eigen' Schiff kümmert mich am wenigsten. Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meinen Liebsten. Und ich verderbe die Zeit, welches denn auch eine Kunst ist. Adieu...*

Uranias Niederkunft stand kurz bevor oder war bereits erfolgt. Ob es Urania gelungen war, dieses Ereignis geheimzuhalten, ist zu vermuten, denn ihre Zukunft hing von der Wahrung dieses Geheimnisses ab.

WA IV.2, 133. Brief von Ende März 1773?

Goethe an Johanna Fahlmer

... ich befinde mich in einem [Zu-] Stand von Perturbation [geistiger, psychischer Verwirrung, Störung], in dem es den Seelen, sagen sie, nicht vorteilhaft ist, aus der Welt zu gehen...

Ende März, Anfang April 1773 begann sich die Tragödie abzuzeichnen. Urania konnte sich nicht mehr aus dem Kindbett erheben.

WA IV.2, 138. Brief, Anfang April 1773?

Goethe an Christian Kestner

... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen...

Goethe war der Verzweiflung nahe. Er schwebte zwischen Hoffnung und Furcht wie zwischen Himmel und Hölle.

WA IV.2, 139. Brief, 10. April 1773

Goethe an Christian Kestner

... Sonst, feiner Herr, war der Tag eurem Fürsten, der Abend eurer Lotte, und die Nacht für mich und meinen Bruder Schlaf... [Der Schlaf ist bekanntlich der kleine Bruder des Todes.]

... Ich würde auch hier geschlossen haben, wenn ich was Bessers im Bett erwartete, als meinen lieben Bruder [der Schlaf] ...

... Wir redeten, wie's drüben aussah über den Wolken; das weiß ich zwar nicht, das weiß ich aber, daß unser Herrgott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der euch die Lotte läßt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hol' sie euch wahrlich. D'rum betet fein für mein Leben und Gesundheit, Waden und Bauch pp. und sterb' ich, so versöhnt meine Seele mit Tränen, Opfer und dergleichen, sonst, lieber Kestner, sieht's schief aus.

Ich weiß nicht, warum ich Narr so viel schreibe, eben um die Zeit, da ihr bei eurer Lotte gewiß nicht an mich denkt. Doch bescheid ich mich gern nach dem Gesetz der Antipathie. Da wir die Liebenden fliehen, und die Fliehenden lieben.

Aus diesem Brief werden Goethes erneute Selbstmordgedanken erkennbar. Von Heinrich Merck erhielt er immer beunruhigendere Nachrichten über Urania Zustand. Sie wurde ständig schwächer. Damit schwand die Hoffnung, Urania könnte aus dem Kindbett aufstehen, von Tag zu Tag mehr.

Goethe haderte mit Gott, weil dieser anscheinend beschlossen hatte, Urania sterben zu lassen. Goethe nannte ihn einen „kaltblütigen“ Mann. In den Augen eines Liebhabers, dessen Geliebte in Todesgefahr schwebt, muß solch ein Gott in der Tat sehr kaltblütig, ja gefühlkalt erscheinen.

Der letzte Satz: „*Da wir die Liebenden fliehen und die Fliehenden lieben*“, ist wiederum ein echtes Selbstbekenntnis Goethes, welche Frau er in Wirklichkeit liebte. Die Liebenden, Lottchen und Christian Kestner, floh er und die Fliehende, die aus der Welt Fliehende, liebte er.

Seit ungefähr 24. März 1773 befand sich Lila in Darmstadt, um ihrer schwerkranken Freundin Gesellschaft zu leisten. Es klingt etwas sonderbar für uns heute, wenn es heißt, um ihrer Freundin „Gesellschaft zu leisten“. Aber es war wirklich so. Der Pflegedienst wurde von einer Magd oder Bediensteten verrichtet, Lila leistete ihrer schwerkranken Freundin „nur“ Gesellschaft.

Am 15. April wanderte Goethe nach Darmstadt, auf dem Hut die Reste von Lottchens Brautstrauß tragend. Er konnte nicht mehr „ruhig“ in Frankfurt in seinem Zimmer sitzen, während Urania in Darmstadt immer schwächer und schwächer wurde.

Durch Lila wurde Merck über Uranias Zustand auf dem neuesten Stand gehalten. Am 15. April hatten die Ärzte gewiß alle Hoffnung aufgegeben. Eine Stelle im >Werther< läßt mich vermuten, daß Goethe sogar die Erlaubnis erhielt, an das Sterbebett der Geliebten zu gelangen.

>Werther<, Seite 58 der Originalerstaufgabe:

... Und wenn die letzte bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten und das Aug' gefühllos [bewußtlos] gen Himmel sieht, und der Todesschweiß auf ihrer Stirn abwechselt, und du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten [tiefempfundenen] Gefühl, daß du nichts vermagst mit all deinem Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, um dem untergehenden Geschöpf einen Tropfen Stärkung, einen Funken Mut einflößen zu können.

Die Erinnerung einer solchen Szene, da ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen [bei seinen

eigenen] Worten über mich ...

Das „Geschöpf“, um das es sich handelt, ist eindeutig weiblichen Geschlechts, denn Goethe schreibt „*und sie nun daliegt*“ und „*Todesschweiß auf ihrer Stirn abwechselt*“. Wie ein Verdammter stand er vor ihrem Sterbebett. Dies bezieht sich wiederum eindeutig auf die Ursache von Uranias Krankheit: das Kindbettfieber. Die obige Textstelle im >Werther< offenbart uns mit aller Deutlichkeit Goethes tiefe Schuldgefühle.

Ich vermute, als Goethe Urania besuchte, lag sie bereits im Koma. „*Das Aug' gefühllos [d.h. bewusstlos] gen Himmel gerichtet, und der Todesschweiß auf ihrer Stirn*“, bedeutet wohl, daß sie nicht mehr wußte, was um sie herum geschah, und sie erkannte auch nicht mehr, daß ihr Geliebter sie besuchte.

In einigen Briefen der Großen Landgräfin, Caroline von Hessen - Darmstadt, an ihre Tochter Friederike in Berlin erfahren wir etwas über den Krankheitsverlauf Henriette Alexandrine von Roussillons. Abschriften der Originalbriefe fand ich im Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt.

Darmstadt, den 18. Januar 1773:

... *Die Roussillon hat starke Schmerzen im Kopf...*

Urania versuchte ihre Schwangerschaft zu verheimlichen, indem sie eine unbekannte Krankheit vortäuschte.

Darmstadt, den 15. Februar 1773:

... *Meine vortreffliche Mutter stimmt überein mit der Idee der La R.*

Im Französischen steht „de La R.“, damit könnte Sophie de La R(oche) gemeint sein.

Darmstadt, den 18. März 1773:

... *Die Roussillon erbricht sich seit acht Tagen, man fürchtete am Sonntag einen Darmverschluß, und jetzt hat sie eine große Schwäche. Sie kann kaum Hühnerbrühe trinken.*

Um den 10. März 1773 fand Urania Niederkunft statt. Bald danach erbrach sie wieder. Möglicherweise erbrach sie Eiter.

Darmstadt, den 21. März 1773:

... *Die gute Roussillon ist immer noch im gleich Zustand. Die Hoffmann ist wieder aufgestanden.*

Frage: Stand die Hoffmann vom Kindbett wieder auf?

Darmstadt, den 29. März 1773:

... *Die gute Roussillon ist immer noch im gleichen Zustand. Als ich aufwachte, sagte man mir, sie liege im Sterben, aber der Arzt versicherte, daß ihr Puls noch nicht ganz schwach sei.*

Urania Kindbettfieber, das sich zu einer tödlichen Krankheit entwickelte, zerstörte wohl jetzt erst den Plan der Freunde und Freundinnen, ihre Niederkunft geheimzuhalten. Henriette Alexandrine weihte die Große Landgräfin, Caroline von Hessen - Darmstadt, wahrscheinlich erst nach der Geburt des Kindes in ihr Geheimnis ein und bat sie, im Falle ihres Todes für das Kind zu sorgen. Und das tat die Große Landgräfin auch, wie aus folgenden Briefen an ihre Tochter in Berlin zu ersehen ist:

Darmstadt, den 2. April 1773:

... *Die Roussillon ist in ihrem Gedächtnis voller Güte vorhanden [anwesend]. Sie ist zu Ihren Füßen. Es geht ihr weniger schlecht, aber sie ist noch nicht geheilt. Das Erbrechen ist weniger häufig; aber es besteht immer noch. Das ältere Fr. [von] Ziegler [Lila] ist hier seit acht Tagen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie [Lila] geht nur abends in den Gesellschaftsraum.*

Darmstadt, den 5. April 1773:

...*Die junge Gromfeld bleibt [an Stelle Henriette Alexandrine von Roussillons]; meine Mutter will die Güte haben, sie bei sich zu behalten in Bergzabern, bis zu meiner Rückkehr. Das ist eine große Gunstbezeugung für mich [Caroline] ... Die gute Roussillon hatte gestern und vorgestern Fieber gehabt. Wenn sie es doch ausgehalten hat [nicht gestorben war], [aber] ihr armer, entkräfteter Körper wird nicht mehr lange aushalten können. Sie hat mir noch gestern wiederholt, mit einer schwachen Stimme, wie dankbar sie ist für Ihre Wohltaten und Ihr Interesse, das Sie, meine liebe Tochter, an ihrem [Henriette Alexandrine von Roussillons] Schicksal nehmen.*

Frage: Welche „Wohltaten“ erwies die zukünftige Königin von Preußen, Friedrike, die Tochter der Großen Landgräfin, der sterbenden Henriette Alexandrine von Roussillon? Sie erwies ihr eine große „Wohltat“. Sie

versprach Urania, sich um ihr Kind zu kümmern. Das heißt, sie suchte ein bürgerliches Ehepaar aus, welchem das Kind zur Adoption übergeben wurde. Uranias und Goethes Sohn wuchs in Berlin auf.

Darmstadt, den 9. April 1773:

... Die gute Roussillon ist von einer außerordentlichen Schwäche, fast nichts mehr. Ein Krampf in der Brust kann ihr Ende sein. Vielleicht kann sie aber noch davonkommen. Ich war heute morgen bei ihr. Wenn sie aber nicht geheilt werden kann, wünsche ich, daß Gott sie bald zu sich nimmt. Sie macht, durch ihren Zustand, daß diejenigen leiden, die sie lieben ...

Darmstadt, den 12. April 1773:

... Wir haben hier auch seit vorgestern den Grafen Goertz von Weimar, seine Frau und ein Sohn des älteren Grafen Goertz. Der Onkel ist ein Mann von Verdienst, seine Frau ist sehr gut, und der Neffe ist ein kenntnisreicher Mann, den man sehr lobt. Er hat ein charaktervolles Aussehen.

Graf und Gräfin Goertz waren Goethe (später in Weimar) nicht wohlgesonnen, deswegen wahrscheinlich, weil sie von seiner Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon wußten.

Darmstadt, den 19. April 1773:

... Die gute und liebe Ro(u)ssillon ist gestern abend [am 18. April 1773] gestorben. Alle diejenigen, die sie geliebt haben, müssen dem Himmel danken, daß er sie von ihren Schmerzen erlöst hat. Ihr Tod war sanft; meine Mutter ist sehr traurig. Ich habe es aber lieber, daß sie hier gestorben ist als in Bergzabern ...

Henriette Alexandrine starb am Abend des 18. April 1773, nicht am 19. April, wie man bisher vermutete.

Frage: Was soll der letzte Satz bedeuten: „*Ich habe es aber lieber, daß sie [Urania] hier [in Darmstadt] gestorben ist als in Bergzabern*“. Es kann nur eine einzige Bedeutung haben: Für die Landgräfin Caroline war „der Fall Urania“ mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Sie mußte dafür sorgen, daß der Kreis der Eingeweihten möglichst klein blieb, um dadurch einen Riesenskandal zu verhüten. Auch bei Uranias Beerdigung mußte vorgesorgt werden, damit es zu keinem Skandal käme. Aus diesem Grund wurde sie am frühen Morgen des 21. April in aller Stille beigesetzt. Deswegen war es der Großen Landgräfin lieber, daß Henriette Alexandrine von Roussillon in Darmstadt starb und nicht in Bergzabern.

Am 21. April 1773 schrieb Goethe von Darmstadt aus an das Ehepaar Kestner:

WA IV.2, 145. Brief:

... Der Tod einer teuer geliebten Freundin ist noch um mich. Heut' früh ward sie begraben und ich bin immer an ihrem Grabe, und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu sein aus dem Stein, dem zukünftigen. Aber ach, auch ist mir verboten, einen Stein zu setzen ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch.

Lieber Kestner, der du hast Lebens in deinem Arm [nämlich Lottchen], ein Füllhorn [des Glückes], lasse dir Gott [sie], [dich] zu freuen. Meine Existenz [er]starrt zum öden Fels ... Wenn ich kein Weib nehme oder mich [nicht] erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder [et-] was, das mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt...

Dieser Brief Goethes ist in seiner Aussagekraft so eindeutig und klar, fährt einem derartig „unter die Haut“, daß ich mich frage, warum vor mir noch kein Goethe - Biograph auf die Idee kam, die Ursache dafür zu untersuchen? Aber wegen des Klassensystems, das bis 1918 bestand, ja bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts wirkte, wagte kein Goethe - Philologe Derartiges zu veröffentlichen, ja kaum zu denken.

Folgende Textabschnitte im >Werther< beziehen sich wiederum eindeutig auf Henriette Alexandrine von Roussillon und nicht auf Lottchen Buff. Sie dokumentieren Goethes übergroßen Schmerz wegen des Todes seiner wirklichen Geliebten.

Diese Textpassagen versuchte die Goethe - Philologie mit Goethes Verzweiflung zu interpretieren, und zwar deswegen, weil die (angeblich) von Goethe geliebte Lotte Buff ihren Versprochenen, Christian Kestner, geheiratet habe. Diese Auslegung des >Werther< war eine Geschmacklosigkeit, ja eine Unmoral sondersgleichen. Es ist ein klarer Beweis dafür, daß Goethe als Persönlichkeit sogar noch gewinnt, wenn seine wahre Liebestragödie und sein wirkliches Leben erkannt und rekonstruiert wird. Goethe war ganz gewiß kein „Spinnerter“, sondern im Gegenteil, ein hochintelligenter junger Mann und Schriftsteller, der durch das Klassensystem seiner Zeit in unnennbares Leid und Unglück verstrickt wurde.

Die Textabschnitte des >Werther< werden nach der Originalerstaufgabe von 1774 bezeichnet:

Seite 15

... Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist; ach, daß ich sie je gekannt habe! Ich würde [ansonsten]

zu mir sagen: du bist ein Thor! Du suchst, was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich hab' sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt, konnt' ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt; war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinsten Empfindung, schärfstem Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun? - Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher an's [in's] Grab als mich. Nie werd' ich ihrer [sie] vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung ...

Wirklich alles stimmt mit der Realität überein. Mit dem Tode der Geliebten datierte Goethe einen neuen Lebensabschnitt. Alle jugendlich hoffnungsvollen Lebensaussichten waren mit Urania zu Grabe getragen. Goethe trug sich mit Selbstmordgedanken. Er glaubte bei der Niederschrift des >Werther< nicht, daß er von seiner Todessehnsucht „geheilt“ werden könnte. „Nie werd' ich ihrer vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.“ Dieser Satz bezieht sich auf Uranias Schwangerschaft und ihre Krankheit danach, bis sie von den Folgen des Kindbettfiebers durch den Tod erlöst wurde.

Seite 96

... Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, morgens wenn ich von schweren Träumen aufdämmere; vergebens suche ich sie nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säße ich neben ihr auf der Wiese, und hielte ihre Hand und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich denn [dann] noch halb im Taumel des Schlafs nach ihr tappe, und d'rüber mich ermuntere [darüber erwache] ... ein Strom von Tränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finsternen Zukunft entgegen ...

Seite 100

... Unglücklicher! [nennt sich Werther, alias Goethe, selber] Bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll all diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie [Urania], meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her, sehe ich nur im Verhältnisse zu ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde ...

Es waren „glückliche Stunden“ der Rekapitulationen, seiner Reflexionen der göttlich schönen Tage und Stunden mit Urania im Frühling und Sommer, und sogar noch im November und Dezember des Jahres 1772.

Seite 101

... Muß hinaus! Und schweife dann weit im Feld umher. Einen jähen [steilen] Berg zu [er-] klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durcharbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich für [vor] Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einem krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerchein hinschlummere! O Wilhelm! Die einsame Wohnung einer Zelle, das härte Gewand und der Stachelgürtel, wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu. Ich seh all' dieses Elends kein Ende als das Grab ...

Goethes Selbstmordgedanken erreichten mit Uranias Kindbettod erst ihren Kulminationspunkt. Das „eigentliche“ Wunder besteht in der Tatsache, daß er keinen Selbstmord verübte. Aber der Gedanke an das Kind, Uranias und sein Kind, hielt ihn davon ab.

Seite 139:

... Ich habe die Wallfahrt [vom Grabe Uranias] nach meiner Heimat mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen ...

und Seite 141:

... ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerung, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung ...

Lila nannte Goethe ebenfalls einen „Pilgrim“.

Seite 153:

... Ach, diese Lücke! Diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! Ich denke oft: wenn du sie [Urania] nur einmal, nur einmal [noch] an dieses Herz drücken könntest. All diese Lücke würde ausgefüllt sein.

Seite 156 und 157:

... Weiß Gott, ich lege mich oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; und morgens schlag ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, - nicht Schuld! - Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen. Und das Herz ist jetzo tot, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Tränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirne zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich [er-] schuf. Sie ist dahin! - ...

Seite 171:

... wie mich die Gestalt [Uranias Gestalt] verfolgt. Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele. Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! Ich kann dir's nicht ausdrücken. Mach' ich meine Augen zu, so sind sie da, wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden [Fällen] eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem stumpfen kalten Bewußtsein zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte ...

Seite 175:

... Diese Nacht! Ich zittere es zu sagen, hielt ich sie [Henriette Alexandrine von Roussillon] in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt, und deckte ihren lieben, lispelnden Mund mit unendlichen Küssen. Mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihrigen. Gott! Bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? ... Und mit mir ist's aus! Meine Sinne verwirren sich. Schon acht Tage hab' ich keine Besinnungskraft, meine Augen sind voll Tränen

...

Goethes >Werther< wurde als ganz und gar unmoralisch verschrien, weil seine Zeitgenossen glaubten, er wollte die Braut Alberts, alias Christian Kestners, an seinen Busen drücken und ihren lieben, lispelnden Mund mit unendlichen Küssen bedecken. Goethe hatte in Wirklichkeit nachts von seiner verstorbenen wirklichen Geliebten, von Urania, geträumt.

In die höchst empfindsamsten Herzen der Darmstädter Freunde und Freundinnen schlug der Tod Henriette Alexandrine von Roussillons tiefe Wunden. Franz Michael Leuchsenring schrieb an Füssli:

Leyden [in Holland], den 16ten Juny 73

Endlich finde ich doch einmal wieder einen Augenblick, meinem lieben Fueßlin zu schreiben. Was mögen Sie wohl von mir bisher gedacht haben? Aber wenn Sie alle Umstände wüßten, unter denen ich seit einiger Zeit gelebt habe, und die Herzensleiden, die in Menge mich bestürmten, mit denen ich kämpfte fast ohne Hoffnung, Kräfte übrig zu behalten - - - . Eine Freundin, meine Uranie, die ich nach langem Leiden durch den Tod verloren - noch hab' ich niemand verloren, den ich s o geliebt - Krankheit, Unglück, Kummer anderer - - Besorgnis wegen ihrer Glückseligkeit - - einige auf dem Rande des Abgrundes⁹⁷ - - Treulosigkeit und entdeckte Abscheulichkeiten eines Menschen, dem ich immer das tätigste Wohlwollen erzeugt⁹⁸ - - bei dem allem schwache [eigene] Gesundheit - - physische und moralische Leiden vereinigt - - . Wenn ich Ihnen sage, daß das noch nicht alles ist - - - . Aber es bleibt mir noch Glückseligkeit übrig und vielleicht entsteht aus diesen Trümmern noch ein herrlicher Palast. Aber einige dunkle Gänge werden immer darin seyn. Bei dem allem bin ich aber so wenig geändert, daß ich vielmehr im wesentlichen nur zuverlässiger bin und fester auftrete.

Meine Freundin Psyche, von der ich Züge an Ihrem Kinde erblickte, ist nun Herders Gattin. Ich habe beide bis nach Homburg (3 Stunden von Frankfurt) zu meiner Lila begleitet, die ich mit einer Idylle vergleiche, weil sie mit jeder auch der kleinsten Bewegung in der Welt unschuldiger Menschen lebt und webt und mit den sanftesten Tönen der Natur so innig harmonisiert. Psyche ist die edelste Seele - - wenn wir uns wieder

⁹⁷ Offensichtlich ist Wolfgang Goethe damit gemeint.

⁹⁸ Hier ist Heinrich Merck gemeint, der seine Ehefrau und die Geliebte Leuchsenrings mit der Schande des Ehebruchs belud, um von ihr geschieden zu werden, siehe dazu das Kapitel >Der Darmstädter Kreis der Empfindsamsten - Die Gemeinschaft der Heiligen< in >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon<.

sehen, bester Fueßli, so erzählen wir uns etwas hierüber. [...] Meine Adresse zu Paris ist: à Mr. L[eu]chsenring] recommandée à Mr. Daudiran rue Michel le Compte à Paris. [...] Wenn Sie Herrn Meister sehen, so grüßen Sie ihn meinetswegen recht freundlich und ersuchen [Sie] ihn um die Adresse seines Veters in Paris.

Vor einiger Zeit schickte ich unserm Geßner einen Einschluß von Mercken aus Darmstadt.⁹⁹ Ich weiß nicht, ob er ihm die Zeit wieder geschrieben hat. Erkundigen Sie sich beiläufig deswegen. Einige höchst unangenehme Erfahrungen bestimmen mich, ihnen und den Unsrigen zu sagen, daß der Mann *n i c h t* [mehr] mein Freund ist. Meine Gutmütigkeit hat mir mit diesem Menschen einen häßlichen Streich gespielt, von dem ich Ihnen einmal mündlich mehr erzählen will. Nur so viel sage ich itzt - nie hatte ihm mein Herz recht getraut - ich fühlte etwas, das mich zurück hielt. - Aber ich konnte ihm nützlich sein - das schmeichelte meinem Herzen - - das machte, daß er sich an mich anschmiegte - - für keinen Menschen war ich so aktiv als für diesen alle meine Freuden suchte ich mit ihm zu teilen .. ihn - den ich allein gefunden hatte, mit allen meinen Freunden zu binden pp unterdessen suchte er meine Freunde künstlich von mir zu entfernen, mich zu verleumden, bestrebte sich, alle Quellen meiner Glückseligkeit zu vergiften - - . Streute den Samen der Verwirrung in der ganzen Welt aus, worin mein Herz lebet. Er hat mir einen gewissen Teil meiner Glückseligkeit vernichtet. So viel zu Ihrer Warnung und derer, die es bedürfen - denen er schädlich werden könnte. Sonst ist's natürlich, daß dieses geheim bleiben muß. [...]

Kapitel III.8: Die wirkliche Entstehungszeit des >Werther<

Eine eingehende Untersuchung über die Entstehungszeit des >Werther< führt uns wiederum zu ganz neuen Erkenntnissen. Zuerst lasse ich Goethes Mitteilungen in >D.u.W.< folgen, die darüber etwas aussagen, wobei die reine Wahrheit „zwischen“ den Zeilen steht, aber es steht ja in >Dichtung und Wahrheit<.

>D.u.W.<, WA I.28:

... zufällig an demselben Tag, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheiratete [Montag, den 1. November 1773], und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von [dem Verleger] Weygand aus Leipzig [ein], mich um ein Manuskript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen; ich sendete den >Werther< ab, und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurden, die ich um des „Götz von Berlichingen“ willen zu machen genötigt gewesen ...

Diese Goethesche Darstellung ist irritierend, um nicht zu sagen unwahr. Es war keineswegs so, daß der Brief von Weygand ankam und Goethe ihm im Gegenzug den >Werther< schickte. Den >Werther< in der endgültigen (weil abgeänderten) Fassung übersandte Goethe frühestens im März 1774 an Weygand. Der Brief des Verlegers Weygand regte Goethe vielmehr erst zur Niederschrift an. Dies beweist folgender Brief.

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 187)

An Betty Jacobi (Frankfurt, Ende November 1773)

...Ich habe gar keine Zeit, meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stückgen Arbeit [den >Werther<] angefangen, stricke für Sie und alle lieben Seelen, die Ihnen gleichen, nicht zur Nahrung, doch aber, hoff ich, zur Ergötzung. Auf Fastnacht könnt's anmarschieren, wenn die Sterne nicht gar grob zuwider sind ...

Goethe teilte uns in >D.u.W.< mit, daß er den >Werther< in nur vier Wochen niedergeschrieben habe. Hier kommen wir zu einem weiteren eklatanten Widerspruch in seinen Zeitangaben. Wenn Goethe am 1. November 1773 zur Niederschrift angeregt wurde, dann hätte er spätestens am 1. Dezember 1773 das Werk vollendet gehabt.

Weiterhin bekennt Goethe in >D.u.W.< etwas äußerst Merkwürdiges über den >Werther<:

... Allen den Übeln und dem Unglück, das es [das Werk >Werther<] hervorgebracht haben soll, wäre zufälligerweise beinahe vorgebeugt worden, als es, bald nach seiner Entstehung, Gefahr lief, vernichtet zu werden; und damit verhielt sich's also [so]. Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem >Werther<, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich auf's Canapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Mute, als er mich, da ich eine Pause machte mit einem: „Nun ja, es ist ganz hübsch“, auf das schrecklichste niederschlug, und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber

⁹⁹ Im Brief Leuchsenrings an Geßner war ein Brief von Heinrich Merck an Geßner mit eingeschlossen.

in der ersten Zeit kein Urteil [Urteilsvermögen] über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen ...

Heinrich Merck kam spätestens am 20. Dezember 1773 von seiner Reise nach Petersburg in Frankfurt an. Ende Dezember 1773 soll kein Kaminfeuer zur Hand gewesen sein? Das ist wenig glaubhaft.

Warum sich dieses Ereignis nur Ende Dezember, spätestens Anfang Januar 1774 abgespielt haben kann, dafür ist folgender Brief Goethes ein Indiz:

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 198)

An Boie, Frankfurt, 8. Januar 1774

... Bei der Rückkunft des Fr[eu]ndes] Merck von Petersburg [20. Dezember 1773] hab ich den Verlag des „Götz“ über mich genommen, und bitte Sie also, mir ein bißchen herauszuhelfen, der ich mich zu nichts weniger als einem Handelsmann schicke ...

Frage: Warum nahm Goethe „den Verlag“, d. h. den Verkauf des „Götz“ selber in die Hand? Es gibt nur eine plausible Erklärung hierfür: Goethe und Merck waren Ende Dezember 1773 im Streit auseinandergeschieden.

Meine Rekonstruktion der Ereignisse: Kurze Zeit nach Mercks Rückkehr von Petersburg las Goethe ihm den fertigen >Werther< vor. Merck urteilte so, wie Goethe in >D.u.W.< schreibt: daß es ihn „auf das schrecklichste niederschlug“. Warum urteilte Merck auf diese grasse Art und Weise? Er war hellauf empört, weil Goethe seine Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon zu realistisch und zu leicht durchschaubar in den >Werther< hineinarbeitete. Er fürchtete nicht nur für Goethes Ruf, sondern auch und vor allem für seinen eigenen. Merck riet Goethe eindringlich davon ab, den >Werther< drucken zu lassen, ja er beschwor ihn, um ihrer Freundschaft willen, das „Stück“ im wahrsten Sinne des Wortes lieber ins Kaminfeuer zu werfen als drucken zu lassen. Da es Winter war und in fast jedem Zimmer ein Kaminfeuer brannte, könnte Merck versucht gewesen sein, den >Werther<, der vor ihm auf dem Tisch lag, zu packen und zum Wurf in den brennenden Kamin damit auszuholen. Goethe warf sich ihm in den Arm und rettete sein Manuskript. Alle Gegenargumente Mercks (er, Merck, könnte mit diesem Werk auf's schwerste kompromittiert werden, weil man in dem Freund Werthers unschwer seine Person herauslesen könne, die weiteren Zusammenhänge, Tod Uranias, der wahre Grund ihres Todes, tiefste Trauer und Verzweiflung Werthers, alias Goethes, die Werther zum Selbstmord trieb und Goethe zu Selbstmordgedanken, könnten von einem Schlaupkopf durchschaut werden und dann hätte er, Goethe, erst wirklich Ursache, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, respektive ein Messer ins Herz zu stoßen, weil er nämlich an seiner Blamage, ja öffentlichen Verdammung, selber schuld sei) bewirkten bei Goethe rein gar nichts. Wolfgang Goethe war nicht von dem Vorsatz abzubringen, den >Werther< dem Verleger Weygand zum Druck zu übersenden, denn es war für ihn mehr als nur ein Werk unter vielen: Er wünschte sich den >Werther< als ein literarisches Denkmal für seine verstorbene Geliebte. Außerdem, was ich erst sehr viel später herausfand, war der >Werther< als ein aufklärerisches Werk gedacht. Hier ist ein geradezu ideales Beispiel für die stoische Philosophie Goethes gegeben, warum es einem Menschen erlaubt sei, Selbstmord zu begehen: Wenn man keine, aber wirklich gar keine Aussicht mehr besitzt auf ein glückliches Leben, dann darf man der eigenen Vernichtung zeitlich vorgreifen. Werther-Jerusalem verlor seine Angebetete durch Heirat mit einem anderen Mann, Goethe verlor seine Geliebte im Kindbett.

Dieser Vorfall belastete die Freundschaft der Beiden natürlicherweise schwer. Merck drohte, nie mehr einen Fuß über die Schwelle von Goethes Elternhaus zu setzen, falls der >Werther< gedruckt werden würde, und ließ ihn stehen. Goethe mußte wegen des Zerwürfnisses mit Merck den Verlag des „Götz“, das heißt die Eintreibung der Forderungen und den Verkauf der restlichen Exemplare, selber übernehmen.

„Nun lag es da“, das Manuskript des >Werther<, wie Goethe selber bekannte. Schließlich sah er ein, daß Mercks Rat ein guter, tatsächlich berechtigt und wohlgemeint war. Goethe nahm also ein zweites Mal das Manuskript des >Werther< unter die Feder, und tilgte alles (nein, fast alles), was sich zu offensichtlich auf seine wahre Liebe und seine wahre Verzweiflung wegen des Todes seiner Geliebten bezog. Jedoch tat Goethe dies äußerst widerwillig und nur halbherzig, sein Unterbewußtsein sträubte sich gewaltig dagegen, weil dies die einzige Form war, um der verstorbenen Geliebten ein Denkmal setzen zu können. Aus diesem Grund blieben noch eine ganze Menge von Hinweisen übrig, die Goethe, teils unbewußt, teils absichtlich, versteckt in das Werk hineinarbeitete oder einfach darin beließ, damit zumindest diejenigen, die von seiner Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon wußten, sehen könnten, wie sehr er sie geliebt habe. Weiterhin „erfand“ Goethe aus diesen oben genannten Gründen, um den Verdacht von Urania abzuwälzen, eine „Liebesgeschichte“ mit Lottchen Buff, der späteren Frau Kestner.

Der Briefroman >Werther<, so wie wir ihn heute kennen, ist meiner Überzeugung nach die zweite, stark abgeänderte, sozusagen eine „verhundete“ Fassung. Aber gerade das mag noch zu seinem Erfolg beigetragen

haben. Der >Werther< in der Erstfassung wäre wahrscheinlich kein Bestseller geworden.

Erst während der Umarbeitung des >Werther<, in den Monaten Februar und März des Jahres 1774, wurde aus dem Denkmal für Henriette Alexandrine von Roussillon ein angebliches Denkmal für Lottchen Buff. Folgende briefliche Äußerungen Goethes beziehen sich höchstwahrscheinlich auf eine Umarbeitung des >Werther< und sind gleichzeitig Indizien dafür, daß Goethe jetzt erst daran dachte, Lottchen Buff als „Alibi“ in den Briefroman einzubauen.

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 210)

An Johann Christian Kestner (Frankfurt, März 1774)

... *Wie oft ich bei euch bin, heißt das: in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht ehestens ein Dokument [den >Werther<] zu Gesicht kriegen ...*

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 211)

Goethe an Charlotte [Lottchen] Kestner (Frankfurt, März 1774)

... *Liebe Lotte, es fällt mir den Augenblick so ein, daß ich lang einen Brief von dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht, du bist diese ganze Zeit, vielleicht mehr als jemals, in cum et sub (laß dir das von deinem gnädigen Herrn [Gemahl] erklären) mit mir gewesen. Ich lasse es dir ehestens drucken. - Es wird gut, meine Beste. Denn ist mir's nicht wohl, wenn ich an euch denke? ...*

Ein weiterer Beweis dafür, daß Goethe den >Werther< stark umarbeitete, sind diese Briefe:

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 215)

An Höpfner (Frankfurt, Anfang April 1774)

... *Ich dachte, diese Messe [Frühjahrsmesse] als Autor dem geehrten Publikum [Publikum] einen abermaligen Reverenz zu machen, ist aber in Brunne gefallen ...*

Wegen Mercks eindringlichen Mahnungen entschloß sich Goethe schweren Herzens zur Umarbeitung des >Werther<.

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 216)

An Johann Caspar Lavater und Johann Konrad Pfenninger gleichzeitig geschrieben, (Frankfurt) am 26. April 1774:

An Pfenninger:

Danke dir, lieber Bruder, für deine Wärme um deines Bruders [Goethe] Seeligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, du redest mit mir, als [wie mit] einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist grade das Gegenteil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Mspt, das ich euch bald schicke ...

An Lavatern:

Dein Schwager bringt dir nichts [kein neues Werk von mir]. Doch will ich verschaffen, daß ein Mspt dir zugeschickt werde. Denn bis zum Druck währts eine Weile. Du wirst großen Teil [Anteil] nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander [her], an die sechs Jahre, ohne uns [innerlich] zu nähern. und nun habe ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen und so machts ein wunderbares Ganze.

WA IV.2: (Goethes Briefe Nr. 229)

An Boie (Frankfurt) am 22. Juni 1774

... *Was ich drucken lasse ist: >Die Leiden des jungen Werthers<, Geschichte [Briefroman] und >Clavigo<, ein Trauerspiel ...*

Wegen der Umarbeitung des >Werther< verzögerte sich der Druck.

Kapitel III.9: Textstellen im >Werther<, die sich eindeutig *nicht* auf Lotte Buff beziehen

Im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< schrieb sich Goethe nicht seinen Liebeskummer wegen seiner (angeblichen) Liebe zu Lottchen Buff, sondern wegen seiner tragischen Liebe zu Henriette Alexandrine von Roussillon vom Herzen. Das Werk spiegelt seinen psychischen Zustand im Verlauf des ersten Jahres nach Uranias Tod. Es ist zu viel Selbsterlebtes, höchstes Glück und tiefster Schmerz, hineingewoben, als daß Goethe zu einer klaren und logischen Konzeption hätte gelangen können. Seine Gefühlsschwankungen waren noch viel zu unkontrolliert und konnten urplötzlich von „beglückendem“ Rückerinnern in ein todunglückliches Erkennen seiner jetzigen Lage ausschlagen. Aber gerade das, die

absolute Echtheit der Gefühle, respektive der Gefühlsschwankungen, machte wohl den großen Erfolg des >Werther< aus.

>Die Leiden des jungen Werthers<, I. Teil:

Im Brief mit Datum 17. Mai 1771 (des Briefromans >Werther<) ist der erste Textabschnitt, der sich einzig und allein nur auf Henriette Alexandrine von Roussillon beziehen kann:

... Ach daß die Freundin [in Wahrheit: Geliebte] meiner Jugend dahin [d.h. gestorben] ist, ach daß ich sie je gekannt habe! Ich würde zu mir sagen: du bist ein Thor! Du suchst, was hienieden [auf der Erde] nicht zu finden ist. Aber ich hab' sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt, konnt' ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt; war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinsten Empfindung, schärfstem Witze [Verstande], dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun - ach ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher an's Grab als mich. Nie werd ich ihrer vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung ...

Im Brief vom 26. Mai 1771 wird der Unterschied der Liebe eines Christian Kestner und eines Wolfgang Goethe deutlich:

... Guter Freund, soll ich dir ein Gleichnis geben: es ist damit, wie mit der Liebe; ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tags bei ihr zu, verschwendet all seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: feiner junger Herr, lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Teilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen und was euch von eurer Notdurft [Existenzgrundlage] übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ec. - Folgt der Mensch [diesem Rat], so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in sein Collegio zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraust und eure staunende Seele erschüttert? Liebe Freunde, da wohnen die gelass'nen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden und die daher in Zeiten [bei Zeiten] mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen ...

Dieser Satz im >Werther< ist eindeutig:

am 6. Juli (1771)

... Sie ist immer um ihre sterbende Freundin und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht ...

Dieser Satz ist eindeutig - ein Lob auf Louise von Ziegler, Lila genannt, die ihre todkranke Freundin, Henriette Alexandrine von Roussillon, in Darmstadt wochenlang pflegte. Goethe dankte ihr an zwei Stellen im >Werther<.

Im Brief mit Datum 18. August (1771) bricht wieder einmal das schreckliche Bewußtsein durch, daß die Geliebte, Henriette Alexandrine von Roussillon tot ist:

... Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig off'nen Grab's. Kannst du sagen: das ist! Da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird. Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt ... Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumele ich beängstet! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Hier nun ein wirklich eindeutiges Indiz für meine These, daß Werthers, alias Goethes „Liebeskrankheit“ nicht von Lotte Buff verursacht wurde:

>Werther<, Brief vom 28. August

Es ist wahr, wenn meine Krankheit [Liebeskrankheit] zu heilen wäre, so würden diese Menschen [Lottchen und Albert, alias Lottchen und Christian Kestner] es tun

Jeder Fälscher (oder Verfälscher der Wirklichkeit, wie Goethe) macht mindestens einen Fehler; Goethe machte sogar mehrere im >Werther<. Der obige Satz ist solch ein Fehler, ein kleiner Denkfehler Goethes,

der dem Briefroman >Werther< allerdings keinen Schaden tat. Lottchen wäre imstande, Werthers, alias Goethes „Krankheit“ zu heilen? Im Briefroman >Werther< ist sie aber doch die *Ursache* seiner Liebeskrankheit! In der Realität jedoch offenbar nicht, denn Goethe bekannte gegenüber den Eheleuten Kestner (WA IV. 2, Brief Nr. 262):

Könntet ihr [Christian und Lotte Kestner] den tausendsten Teil fühlen, was >Werther< tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten [gemeint ist: die Wahrheit, die Realität] nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! ... Ihr fühlt ihn [den >Werther<] nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt [frei erfunden] heißt - und trutz euch - und andern - eingewoben ist - Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke - bist also nicht Albert - Und also - ... - O du! - Hast nicht gefühlt, wie der Mensch [der „Mensch“ Goethe, also er meint sich selber, nicht die Romanfigur >Werther<] dich umfaßt, dich tröstet - und in deinem [in Lottens] Wert Trost genug findet, gegen das Elend, das schon euch in der Dichtung schreckt. Lotte, leb wohl - Kestner du [auch] - habt mich lieb - und nagt mich nicht - ...

>Die Leiden des jungen Werthers<, II. Teil:

Der erste Teil des >Werther< bezieht sich, was die Realität betrifft, außer kleinen Denkfehlern und beabsichtigten kleinen Denkmälern für Henriette Alexandrine von Roussillon, im Großen und Ganzen noch einigermaßen auf Goethes Wetzlarer Aufenthalt und auf seine Freundschaft (nicht Leidenschaft) für Lottchen Buff.

Der zweite Teil dagegen hat, was Goethes Aufenthalt in Wetzlar betrifft, rein gar nichts mehr mit der Realität gemeinsam. Christian Kestner reagierte sehr empört über den zweiten Teil des >Werther<. Stattdessen finden wir im zweiten Teil einige sehr interessante Textstellen, die sich einzig und allein nur auf Henriette Alexandrine von Roussillon beziehen können.

Im Brief vom 24. Dezember (1771), sozusagen am Heiligabend zur Christbescherung, führte Goethe das „Fräulein von B.“ im >Werther< ein. Bereits mehrere Goethephilologen (u.a. Erich Schmidt, H. Jacobi) waren der Überzeugung, daß damit nur Henriette Alexandrine von Roussillon gemeint sein kann.

>Werther<, Brief vom 24. Dezember (1771)

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vorteile er mir selbst verschafft, nur soll er mir nicht eben g'rad [da] im Wege stehn, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B. kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen [Hof-] Leben [sich] erhalten hat. Wir gefielen uns in unserm Gespräche und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubnis, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so viel Freimütigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, [um] zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der alten Schachtel [der Tante] gefiel mir nicht. Ich bezeugte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt und in minder [weniger] als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher selbst gestund: daß die liebe Tante in ihrem Alter [im Alter des Fräuleins von B., also in der Jugend] und [in] dem Mangel von allem, vom anständigen Vermögen an bis auf den Geist [Verstand], keine Stütze [gehabt] hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand [des Adels], in dem sie sich verpallisadiert, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk [der höheren Klasse] herab über die bürgerlichen Häupter [hin-] weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein und ihr Leben so weggegauckelt [haben], erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen [jungen Mann] gequält und in den reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrne [eherne] Jahrhundert [ich schätze 20 - 25 Jahre] mit ihr zubrachte und starb, und nun sieht sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehen [werden], wär' ihre Nichte [das Fräulein von B., alias Henriette Alexandrine von Roussillon] nicht so liebenswürdig.

Der obige Textauszug bedarf einer gründlichen Untersuchung. Ich vermute sehr stark, Goethe verwob darin reale Tatsachen und Begebenheiten, weil er Henriette Alexandrine von Roussillon ein literarisches Denkmal setzen und sich außerdem noch am Adel rächen wollte, weil er sich so hochmütig gegen ihn, den Bürger, betragen hatte.

Über das Fräulein von B., alias Fräulein von Roussillon, gibt uns Goethe folgende biographische Informationen: außer der rein subjektiven Feststellung, daß sie ein „liebenswürdiges Geschöpf“ sei, charakterisiert Goethe sie als ein Fräulein, „das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben [sich] erhalten hat“. Die Umschreibung „mitten in dem steifen Leben“ könnte sich sehr gut auf Uranias Dienst als fille d'honneur (als Ehrenfräulein) der Herzoginwitwe Caroline von Pfalz-Zweibrücken beziehen.

Weiterhin erfahren wir, daß das Fräulein von B., alias von Roussillon, „nicht von hier sei“ (höchstwahrscheinlich ist mit „hier“ Darmstadt gemeint) und sie „wohnt bei einer Tante im Haus“. Urania

wohnte demnach höchstwahrscheinlich, wenn sie in Darmstadt weilte, bei einer Tante.

Was über die Tante ausgesagt wird, daß sie einen (adeligen) Offizier geheiratet habe, ist wiederum kongruent mit Uranias Familie, die eine typisch adelige Offiziersfamilie repräsentierte, der Großvater, der Vater und wahrscheinlich auch der Bruder befanden sich als Offiziere im Dienste von Landgrafen, Herzögen oder Königen. Siehe hierzu die Ahnentafel Henriette Alexandrine von Roussillons.

>Werther<, Brief vom 20. Januar (1772)

Ein einzig weiblich Geschöpf hab ich hier gefunden. Ein Fräulein von B. Sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! Werden Sie sagen: der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist's nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders sein kann; habe viel Witz und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben als ich, und zu lügen, setzen sie hinzu, denn ohne das geht's nicht ab, verstehen Sie. Ich wollte von Fräulein B. reden! Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt; ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel und wir verphantasieren manche Stunde in ländlichen Szenen von ungemischter Glückseligkeit ...

Wir erfahren im >Werther<, daß Urania blaue Augen und „viel Seele“ besaß, das letztere soll wohl bedeuten, sie war höchst empfindsam, wie Lila und Psyche.

„Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt“, bedeutet höchstwahrscheinlich, daß ihre Aussichten, in Bezug auf eheliches „Glück“, denen ihrer Tante ähnlich waren, das heißt, nach dem Willen ihrer Mutter und nach den Gegebenheiten der damaligen Klassengesellschaft, hatte sie kaum eine andere Aussicht, als einen mittellosen (selbstverständlich adeligen) Offizier zu heiraten, der nichts besaß als seinen schmalen Sold, und unter dessen Willen sie sich beugen, ja „ducken“ mußte. Aus diesem Grund war ihr adeliger Stand ihr, Urania, zur Last. Der Wunsch ihres Herzens wäre vielleicht, ja höchstwahrscheinlich sogar, gewesen, einen Dichter und Intellektuellen, ja einen reichen Bürger wie Goethe zu heiraten, der sehr wohl vermocht hätte, die „Wünsche ihres Herzens“ zu befriedigen. Es war damals tatsächlich gegeben, daß eine bürgerliche Frau ein erfüllteres und glücklicheres Leben, auch und gerade in Bezug auf ihre Ehe zu erwarten hatte, als eine adelige Frau, die aus Gründen des Standesdünkels auf viele Annehmlichkeiten des Lebens verzichten mußte, ja sogar ärmer war als viele bürgerliche Frauen, weil der Ehemann, von Beruf Offizier, nur einen mittelmäßigen Sold bekam und meistens keine andere Einkünfte, wie etwa Großgrundbesitz, besaß.

Etwas sehr Aufschlußreiches und Erhellendes würde dieser Satz bedeuten, wenn er der Realität entsprechen würde: „Sie [das Fräulein von B., alias Urania] gleicht Ihnen, liebe Lotte“. Wenn Henriette Alexandrine von Roussillon tatsächlich Lottchen geglichen hätte, würde dies viel über Goethes Verhalten gegenüber Lotte Buff erklären! Dann wäre er nämlich in ihrer Gegenwart ständig an seine wirkliche Geliebte erinnert gewesen! Diese durchaus denkbare Möglichkeit würde Goethes Unbeherrschtheiten gegenüber dem angehenden Brautpaar Kestner noch mehr entschuldigen.

Höchstwahrscheinlich gab es in der Beziehung Goethes zu Henriette Alexandrine von Roussillon eine Begebenheit, wie sie im Brief vom 15. März 1772 im >Werther< beschrieben ist.

Was hierbei auffällt, und ich vorweg erwähnen möchte, ist die Tatsache, daß der Briefroman >Werther< jetzt und an mehreren anderen Stellen mit der Realität, und nicht nur was das Datum betrifft, übereinstimmt. Goethe lernte Urania bereits Mitte oder Ende Dezember des Jahres 1771 kennen. Wo sich Goethe am 15. März 1772 aufhielt, wissen wir absolut nicht. Es wäre denkbar, daß er sich in Darmstadt, in Homburg vor der Höhe oder in Bergzabern aufhielt, ja sogar die folgende Szene im >Werther< einer realen, zumindest ähnlichen Begebenheit ihren Ursprung zu verdanken hat.

Folgendes „malheur“ passierte, dazu noch in Gegenwart der von Goethe so sehr verehrten Henriette Alexandrine von Roussillon:

>Werther<, am 15. März (1772)

... Der Graf von C. liebt mich, distinguirt [unterscheidet] mich [wohl von anderen Bürgern und Adeligen, aufgrund seiner (Werthers, alias Goethes) philosophischen Bildung], das ist bekannt, das hab ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich bei ihm zu Tische gestern, eben an dem Tage, da abends die noble [adelige] Gesellschaft von Herren und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nie gedacht hab', auch mir nie aufgefallen ist [mir nicht bekannt war], daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Ich speise beim Grafen und nach Tische gehen wir im großen Saale auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obrist B. [Obrist von Roussillon?], der dazukommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. mit dero Herrn Gemahl und [dem] wohlausgebrüteten Gänslin Tochter mit der flachen Brust und [dem] niedlichen Schnürleib, machen en passant ihre

hergebrachten [angeborenen] ad[e]lichen Augen- und Naslöcher [weit auf?], und wie mir die Nation [der hochnäsigen Adelligen] von Herzen zuwider ist, wollt ich eben mich empfehlen und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche [Gespräch] frei wäre, als eben mein Fräulein [von] B. [von Roussillon] hereintrat, da mir denn das Herz immer ein bißchen aufgeht [,leichte“ Untertreibung Goethes], wenn ich sie sehe, [so] blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, [sogar] mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie all das [adelige] Volk, dacht' ich, [so] hol' sie der Teufel! Und [ich] war angestochen und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich intriguiert war, das Ding [ihr Verhalten mir gegenüber] näher zu beleuchten. Über dem füllt sich die Gesellschaft ... und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind, ich dachte - und gab nur auf meine [von] B. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saals sich in die Ohren pisperten, daß es auf die Männer zirkulierte [übergriff], daß Frau von S. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein [von] B. nachher erzählt) bis endlich der Graf auf mich losging und mich in [zu] ein [-em] Fenster nahm. „Sie wissen“, sagt er, „unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merk' ich, Sie hier zu sehen, ich wollte nicht um alles“ - „Ihro Excellenz“, fiel ich ein, „ich bitte tausendmal um Vergebung, ich hätte eher daran denken sollen und ich weiß, Sie verzeihen mir diese Inkonsequenz, ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten“, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich [ver-] neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer [solchen] Empfindung, die alles sagte. Ich machte der vornehmen Gesellschaft mein Compliment, ging und setzte mich in ein Cabriolet und fuhr nach M., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirtet wird...

... Und da man nun heute [am Tag danach] gar wo ich hintrete mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphieren und sagen: da sähe man's, wo's mit den Übermütigen hinausging, die sich ihres bißchen Kopfs [Verstands] überhöben und glaubten, sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was das Hundegeschwätzes mehr ist. Da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren ...

Der letzte Satz: „Da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren“, offenbart uns, wie peinlich Goethe diese, bzw. eine ähnliche (vermeintliche) Erniedrigung in Gegenwart der Geliebten war.

Im >Werther< im Brief vom 16. März 1772 wiederholt sich Goethe sogar: „Ach ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten [bedrängten] Herzen Luft zu machen“. Wir müssen berücksichtigen, der >Werther< ist fast ein Jahr nach dem Tode Henriette Alexandrine von Roussillons geschrieben worden. Die Selbstmordabsicht mit dem Dolch, die uns Goethe in >D.u.W.< eingesteht, bezieht sich hauptsächlich auf die „Krankheit“, das Kindbettfieber, durch welches der Tod Henriette Alexandrine von Roussillons verursacht wurde. Goethe dachte keineswegs an Selbstmord, weil die Familie von Roussillon ihn aus Standesdünkel nicht als zukünftigen Schwiegersohn anerkennen wollte. Noch dazu, da anscheinend Urania ganz anders als ihre Familie in dieser Sache dachte:

>Werther<, am 16. März (1772):

Es hetzt mich alles! Heut treff ich das Fräulein [von] B. in der Allee. Ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden [richtig wohl: sie auf die vorgestrige Begebenheit anzusprechen], und ihr, sobald wir etwas entfernt von der [übrigen] Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit [meine Betroffenheit] über ihr neuliches [vorgestriges] Betragen zu zeigen. „O Werther“, sagte sie mit einem innigen Tone, „konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblick an, da ich in den Saal trat. Ich sah alles voraus; hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen; ich wußte, daß die von S. und [von] T. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es nicht mit Ihnen verderben darf und jetzt der Lärm [das Gerede].“ - „Wie Fräulein“, sagt' ich und verbarg meinen Schrecken, denn alles, was Adelin [Name] mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. - „Was hat mich's [alles] schon gekostet“, sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Tränen in den Augen standen. Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriff, mich ihr zu Füßen zu werfen. „Erklären Sie sich“, rief ich. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter, ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. „Meine Tante [die alte Schachtel] kennen Sie“, fing sie an. „Sie war [vorgestern in der Gesellschaft] gegenwärtig und hat, o mit was für Augen hat sie das gesehen [daß Werther, alias Goethe, hinter Henriette Alexandrine von Roussillons Stuhl stand]. Werther, ich habe gestern nacht [schlimmes] ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen [mir anhören müssen], und ich habe müssen zuhören, Sie herabsetzen, erniedrigen [wie Sie (Werther alias Goethe) von ihr herabgesetzt und erniedrigt wurden] und konnte und durfte Sie nur halb [halbherzig] verteidigen“.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie Schwerter durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen, und nun fügte sie noch all [das] hinzu, was weiter würde geträtscht werden, was [wie] die schlechten Kerls darüber triumphieren würden ... Das alles, Wilhelm [alias Merck?], von ihr zu hören, mit der Stimme der wahrsten Teilnahme. Ich war zerstört und bin noch wütend

in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde, mir's vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte! Wenn ich Blut sähe, würde mir's besser werden. Ach ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten (bedrängten) Herzen Luft zu machen ...

Folgende Textstellen im >Werther< beziehen sich ebenfalls auf die Zeit nach Uranias tragischem Tod:

>Werther<, am 25. Mai (1772)

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre, jetzt, da nichts daraus wird, ist's eben so gut. Ich wollte in Krieg! Das hat mir lang am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in ^{xxx}schen Diensten ist. Auf einem Spaziergange entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerriet mir's, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Goethe wollte aus Verzweiflung über Uranias Tod sogar Soldat werden, was nur eine andere Art von Selbstmord bedeutet hätte.

>Werther<, am 19. Oktober (1772)

Ach diese Lücke! Diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle: Ich denke oft, wenn du sie nur einmal, nur einmal [noch] an dies Herz drücken könntest: All diese Lücke könnte ausgefüllt sein.

Nur der Tod einer wahren Geliebten kann solch eine „entsetzliche Lücke“ verursachen. Lotte Buff hätte Goethe jederzeit „ans Herz drücken“ können, er hätte nur nach Wetzlar fahren müssen. Und das tat er ja auch Anfang November 1772.

Ein weiterer Denkfehler Goethes im >Werther<, der den Erfolg des Werkes aber wiederum nicht mindern konnte:

>Werther<, am 15. November (1772)

... Was ist's anderes als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken. - Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß tun und mich stellen, als schmeckte er mir süß. Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblicke, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finsternen Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt und in mir die Welt untergeht ...

Bei Uranias Ableben versank in Goethe eine Welt. Der Satz: „da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finsternen Abgrunde der Zukunft leuchtet“, ist der Beweis dafür, daß die Vergangenheit an Werthers (alias Goethes) Verzweiflung schuld ist, nicht die angebliche Gegenwart (im Roman), nämlich Alberts Lottchen, alias Lottchen Buff.

Noch ein gravierender Denkfehler Goethes fand ich im >Werther< mit Brief vom 24. November 1772:

... Sie [nicht Lottchen, sondern Henriette Alexandrine von Roussillon] nahm ihre Zuflucht zum Klavier und hauchte mit süßer leiser Stimme harmonische Laut zu ihrem Spiel. Nie hab ich ihre [Uranias] Lippen so reizend gesehen ... diese Seligkeit - und da untergegangen, die Sünde abzubüßen - Sünde? ...

Frage: Welche Frau ist „untergegangen“, die „Sünde“ abzubüßen? - Sünde? - Kann denn Liebe Sünde sein? Für uns Heutige nicht mehr, zu Goethes Zeit war illegitime erotische Liebe sehr wohl eine Sünde, und zwar eine Todsünde. Ist Lottchen Buff untergegangen? Nein, sie erreichte bekanntlich ein hohes Alter, trotz vieler Schwangerschaften. Ist die Lotte im >Werther< untergegangen? Nein! Aber Henriette Alexandrine von Roussillon ging unter, sie mußte sterben. Und ausgerechnet noch im Kindbett. Die Niederschrift des >Werther< war eine wirkliche Goethesche „Generalbeichte“ und diente auch zur Kompensation seiner Schuldgefühle.

Kapitel III.10: Goethes Selbstbekenntnisse in >D.u.W.<, die „zwischen den Zeilen“ stehen

Die Bezeichnung >Dichtung und Wahrheit< als Titel für eine Autobiographie zu wählen, ist gewiß eine bedenkliche Angelegenheit. Eigentlich dürfte in einer Biographie einzig und allein die reine Wahrheit stehen und keine Dichtung. Aber kann ein Mensch über sich selber die reine Wahrheit berichten? Wir stoßen hier an die Grenze unseres Menschseins.

Anstatt der Bezeichnung „Dichtung“ für Goethes Autobiographie, wäre die treffendere Bezeichnung: Abänderung, Verdrehung, Täuschung, ja sogar bewußte Unwahrheit, um nicht das böse Wort Lüge gebrauchen zu müssen. Aber auch in diesem Fall haben wir über Goethe eher mild als streng zu urteilen. Wir sind es schon sehr zufrieden, daß er >Dichtung und Wahrheit< überhaupt für uns geschrieben hat! Ich kann jedem zukünftigen Autobiograph den guten Rat geben, höllisch aufzupassen, um ja nicht zu viel zu

schreiben, nicht zu viel zu verraten; es gibt sogar Leute, Eingeweihte, Zeitgenossen, oder, wie im Fall Goethes, Liebhaber seiner künstlerisch - literarischen Werke, die es fertigbringen, dasjenige „zwischen den Zeilen“ zu lesen, was man über sich selber klugerweise verschwiegen hat. Für diese meine Überzeugung möchte ich hier den Beweis erbringen.

Der Hauptgrund, warum Goethe nicht die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit in >D.u.W.< schrieb, ist die Tatsache, daß er sie wegen der damaligen Klassengesellschaft gar nicht schreiben durfte! Sie wäre der Zensur sowieso zum Opfer gefallen. Goethe hütete sich sehr wohl, Henriette Alexandrine von Roussillon (wie auch Louise von Ziegler, verheiratete von Stockhausen) in >D.u.W.< auch nur mit Namen zu erwähnen! Dies braucht uns nicht weiter zu verwundern oder gar zu befremden.

Goethe bekennt in >D.u.W.<, Selbstmordgedanken gehegt zu haben. Verständlicherweise verschwieg er uns den wahren Grund dafür und liefert uns einen bewußt falschen: angeblich Lebensüberdruß und zu viel Lektüre der empfindsamen englischen Literatur. Mehr als einhundertsechzig Jahre Goethe-Philologie wurde dadurch in die Irre geführt. Das unvollständige und falsche Goethebild, das wir heute haben, ist nicht nur eine Folge von Metternichs Restaurationsgesetzen und des reaktionären preußischen Militarismus, sondern auch eine Folge der Halbwahrheiten und Unwahrheiten Goethes in >D.u.W.< und in anderen Selbstbekenntnissen.

Goethe schrieb in >D.u.W.<, III. Teil, 13. Buch, ab Seite 208 der Weimarer Ausgabe:

... Als daher jener Überdruß zu schildern war, mit welchem die Menschen, ohne durch Not gedrungen zu sein, das Leben empfinden, mußte der Verfasser sogleich darauf fallen, seine Gesinnung in Briefen [im Briefroman >Werther<] darzustellen: denn jeder Unmut ist eine Geburt, ein Zögling der Einsamkeit; wer sich ihm ergibt, flieht allen Widerspruch, und was widerspricht ihm mehr als jede heitere Gesellschaft? Der Lebensgenuß anderer ist ihm ein peinlicher Vorwurf, und so wird er durch das, was ihn aus sich selbst herauslocken sollte, in sein Innerstes zurückgewiesen. Mag er sich allenfalls darüber äußern, so wird es durch Briefe geschehn: denn einem schriftlichen Erguß, er sei fröhlich oder verdrießlich, setzt sich doch niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber gibt dem Einsamen Gelegenheit, sich in seinen Grillen zu befestigen, einen Anlaß, sich noch mehr zu verstocken. Jene in diesem Sinne geschriebenen Wertherischen Briefe haben nun wohl deshalb einen so mannichfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden, sie sodann aber, in der Komposition selbst, nur an einen Freund oder Teilnehmer gerichtet erscheinen. Mehr über die Behandlung des so viel besprochenen Werkleins zu sagen, möchte kaum rätlich sein; über den Inhalt jedoch läßt sich noch einiges hinzufügen ...

... Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der sich ihnen überläßt, in's Unendliche führen, hätten sich in den Gemütern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem jeden mitteilt, der sich mit ihr beschäftigt ...

Als junger Mann von (offiziell) 24 Jahren (in Wirklichkeit war Goethe bereits 28 Jahre alt gewesen) hätte er Lebensüberdruß gehabt? Nein, das glauben wir Dir nicht mehr, lieber Goethe. Aber in meinen Augen bist Du entschuldigt: Es war eine reine „Selbstschutzlüge“, um den reaktionären Aristokraten keine Munition zu liefern, mit der sie Dich als Weimarerischer Olympier und als Staatsbeamter mit Schadenfreude liquidiert hätte.

Auch der schwelgerische Genuß empfindsamer englischer Literatur, wie er im Darmstädter Kreis der Empfindsamen üblich war, hat wohl noch keinen einzigen Menschen zum Selbstmord getrieben.

Der alleinige Grund, warum Goethe sich mit Selbstmordgedanken beschäftigte, ja sogar kurz vor dieser schrecklichen Tat stand, rührte aus seiner sehr realen Liebestragödie mit Urania.

Goethe liebte es, ein Thema weit ausholend und möglichst erschöpfend zu behandeln. So beschreibt er auch alle nur mögliche Arten des Selbstmords, die zu seiner Zeit gebräuchlich waren. Er möchte uns glaubhaft machen, als hätte er nüchtern und bei kühler Vernunft den „männlichen Entschluß“ gefaßt, auf „ehrenvolle“ Art, wie der römische Kaiser Otho, durch einen Dolchstich ins Herz zu sterben, und das sogar noch zum Wohle seiner Mitmenschen. Aber das ist ein Denkfehler Goethes. Ein richtiger Selbstmörder stellt nämlich derartige Überlegungen gar nicht erst an. In der Verzweiflung, im Affekt, in der tiefsten Depression greift ein Selbstmörder zur ersten besten Gelegenheit, zum ersten besten Mittel, um sich aus dem Leben zu befördern. Ob das Erhängen nun unehrenhaft ist, ob das Ertrinken eine typisch weibliche Art von Selbstmord ist, wobei die Frauen noch kurz vor dem Tod ihre Verzweiflung „abkühlen“ können, das ist doch einem Selbstmörder schnuppe.

Im >Werther< stellte Goethe ebenfalls keine derartige Überlegungen an. Wenn wir von dem Pistolenschuß absehen, der Jerusalem's Tat war, so lesen wir an mehreren Stellen im >Werther< von einem Messer, das

Werther, alias Goethe, sich ins bedrängte Herz stoßen möchte.

So steht im >Werther< mit Brief vom 16. März 1772:

... *Ich war zerstört und bin noch wütend in mir...*

Werther, alias Goethe, war über den Edelmut des Fräulein von B., alias Henriette Alexandrine von Roussillon, zerstört (richtiger: innerlich zerknirscht). Werther, alias Goethe, fürchtete nämlich, auch sie wäre so hochnäsiger und würde sich einbilden, ein höheres und besseres Wesen zu sein, wenn man von Geburt eine Adelige ist. Aber das Fräulein von B., alias Urania, gestand ihm, daß sie wegen Werthers, alias Goethes Erniedrigung durch die gestrige adelige Gesellschaft innerlich große Pein ausgestanden habe. Dies bedeutete eine weitere, jetzt sogar berechnete Erniedrigung für Werther, alias Goethe, weil er nämlich der Angebeteten Unrecht tat mit dieser seiner Unterstellung. Darum also:

...*Ich war zerstört und bin noch wütend in mir* [nämlich über sich selber!]. *Ich wollte, daß sich einer unterstünde, mir's vorzuwerfen* [seine Unterstellung und Verdächtigung gegen Fräulein von B., alias Urania], *daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte. Wenn ich Blut sähe, würde mir's besser werden. Ach ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten* [bedrängten] *Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinkt eine Ader aufbeißen, um sich zum Atem* [zum Atmen] *zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schafft ...*

Wenn man in der allergrößten, fast besinnungslosen Wut zum Messer greift und es sich ins Herz stößt, das ist doch eine eindeutige Affekthandlung. Einem liebevollen, so sehr bedrängten und gequälten Herzen, wie dem Goethes, konnte man auf keine andere Art Luft verschaffen, als es zu durchbohren, um es gleichsam zu bestrafen. Selbstmörder haben eine Wut gegen sich selber, die sie zum Selbstmord treibt. Sie verhängen über sich die höchste Strafe, die Todesstrafe, und sind noch dazu ihre eigene Henker.

Eine weitere Stelle fand ich in >D.u.W.<, wo Goethes „Dichtung“ wieder ganz nahe an der Wahrheit steht:

>D.u.W.<, III. Teil, 13. Buch, Seite 224 der Weimarer Ausgabe:

... *das Ähnliche* [nicht das Gleiche, sondern wirklich nur das Ähnliche], *das mir* [Goethe] *im Augenblicke* [richtig: ein Jahr nach Uranias Tod] *selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung* [ver-] *setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion* [des >Werther<], *die ich eben unternahm, alle die Glut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isoliert, ja die Besuche meiner Freunde verboten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte* [Henriette Alexandrine von Roussillon ein literarisches Denkmal zu setzen] *und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte.*

Ausdrücklich gesteht Goethe hier, daß er von dem Inhalt seines Lebens „*dichterischen Gebrauch*“ machte, als er den >Werther< schrieb. Übrigens machte er auch im >Clavigo< „*dichterischen Gebrauch*“ von seinem früheren eigenen Leben.

Die Ähnlichkeiten bestanden darin: Jerusalem beging Selbstmord aus unglücklicher Liebe. Goethe hegte ebenfalls Selbstmordgedanken aus unglücklicher Liebe und befand sich zum Zeitpunkt von Jerusalem Schreckenstat in ständiger Gefahr, die beim Tode Uranias erst ihren Kulminationspunkt erreichte.

Eine arme Adelige (Maximiliane von La Roche) mußte auf Befehl ihrer Mutter (Sophie de La Roche) einen reichen Bürger heiraten, der weitaus älter war als sie und bereits aus erster Ehe Kinder besaß. Goethe liebte seinerseits eine arme Adelige (Henriette Alexandrine von Roussillon), deren Mutter und adelige Verwandte sich wahrscheinlich aber einer Heirat mit dem reichen Bürger Goethe widersetzen. Der „ganze“ Unterschied zwischen Brentano und Goethe war der, daß Goethe noch jung, noch attraktiver, noch reicher, und auch noch ledig war, Brentano, der Ehemann Maximiliane von La Roches, dagegen in den Augen einer jungen (adeligen) Frau wenig oder gar nicht attraktiv sein konnte. Goethe bemitleidete die totunglückliche (und adelige) Maximiliane darum auch auf's Innigste und versuchte wirklich in selbstloser Freundschaft, sie zu trösten, wobei er sich natürlicherweise in kürze die Eifersucht ihres Ehemannes zuzog.

Dies waren die tatsächlichen „*Ähnlichkeiten*“ der Verhältnisse, die Goethe bei tieferem Nachgrübeln (und nach einer Bouteille Wein) schier in solche Wut treiben konnte, daß er fast zum Messer griff, um seinem bedrängten Herzen Luft zu verschaffen.

Kapitel III.11: Goethes >Clavigo< - Ein weiteres literarisches Denkmal für Urania

Das Trauerspiel >Clavigo< ist an mindestens zwei Stellen ebenfalls ein (verschlüsseltes) literarisches Denkmal für die verstorbene Geliebte. In der Person des Carlos ist sehr realistisch Mephistopheles Heinrich

Merck dargestellt, Maria ist Henriette Alexandrine von Roussillon und Clavigo ist Goethe selber.

Clavigo wandte sich von seiner Geliebten, Maria von Beaumarchaise, aus Gründen der Eitelkeit ab. Bald bereute es Clavigo, weil er Maria immer noch liebte, und kehrte zu ihr zurück. Sie verzieh ihm. Auf Zureden seines Freundes Carlos wandte sich Clavigo ein zweites Mal von Maria ab. Dies brach Maria das Herz und sie starb aus Gram. Clavigo wurde von Marias Bruder am offenen Sarg erstochen.

Bei aller dichterischer Größe Wolfgang Goethes ist die Konzeption des >Clavigo< für uns Heutige mehr als naiv. Aber das ist ab jetzt unwichtig. Uns interessiert nur mehr die Motivation Goethes für die Niederschrift dieses Werkes. Es gab zwei Gründe dafür.

Der erste war, weil Goethe höchstwahrscheinlich im November und Dezember 1772 Henriette Alexandrine von Roussillon mindestens einmal, höchstwahrscheinlich sogar mehrmals während eines Spaziergangs sprechen und ihr seine unwandelbare Liebe beteuern konnte. Caroline Flachsland erwähnte im Brief an Herder (154. Brief, vom 27. November 1772) erstens, daß Goethe sich in Darmstadt befand, und zweitens, daß sie (Caroline) Fräulein von Roussillon gesprochen habe, sie „gehe aus“, wohl spazieren. Die Möglichkeit, daß Goethe ebenfalls Henriette Alexandrine von Roussillon während ihrer Spaziergänge begegnete, ist wahrscheinlich. Aus der Realität ist im >Clavigo< demnach folgendes Ereignis von Goethe hineingearbeitet worden:

>Clavigo< III. Akt, Seite 87, WA I, 11:

Clavigo [alias Goethe]: „*Ja sie ist's! Sie ist's!* [rief Goethe voller Freude aus, als er sie bereits von weitem kommen sah.] ... *Hören Sie mich, [meine] Beste, wenn Sie mich [auch] nicht ansehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert [gemeint ist Merck] mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Übereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer [einiger] Zeit mir schmeicheln konnte, dies [Uranias] Herz ganz zu besitzen? Und nun - bin ich nicht eben derselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Busen nehmen, wenn er unvermutet wieder käme, und sein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? Und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere die Zeit geschwebt? Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterland verschlagen! Marie! [Urania!] Marie! [Urania!] Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühender Aussichten vor uns liegen sahen. - Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgießen, weil ein düsterer Zwischenraum [Anfang August bis Mitte November 1772] sich unseren Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie [mir], die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen, das Vergangene [wieder] herzustellen, eine zerrüttete Familie [die Familie von Roussillon?] wieder aufzurichten, die heldenmütige Tat eines edeln Bruders [Uranias Bruders?] zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? - Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es sein müssen, weil sie Freunde der Tugend sind, zu der ich [zu-] rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen [richtig: verbinden ihr Flehen mit dem meinigen, Goethes Freunde (Heinrich Merck und Lila, möglicherweise sogar noch Franz Michael Leuchsenring) flehten demnach alle Henriette Alexandrine von Roussillon an, Goethe zu verzeihen?] Marie! [Urania!] (Er, Clavigo, alias Goethe, wirft sich (vor ihr) nieder.) Marie! [Urania!] Kennst Du meine Stimme nicht mehr? Vernimmst Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!...*

Marie [alias Henriette Alexandrine von Roussillon]: *O Clavigo!* [O Goethe!]

Clavigo [alias Goethe]: *(springt auf, faßt [und bedeckt] ihre Hand mit entzückten Küssen) Sie vergibt mir, Sie liebt mich! (Umarmt den Guilbert [Heinrich Merck?], den Buenco [Leuchsenring?]. Sie liebt mich noch! O Marie [O Urania], mein Herz sagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füßen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; Du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innere Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nötig war, um die innersten Bewegungen sich mitzuteilen...*

Die zweite Motivation für Goethe, den >Clavigo< zu schreiben, mag der Wunsch, ja der bewußte oder

unbewußte Drang gewesen sein, allen Eingeweihten, allen Mitwissern seiner Liebe und Uranias tragischen Schicksals, versteckt, sozusagen „zwischen den Zeilen“, mitzuteilen, wie sehr er sie geliebt habe und wie mitschuldig er sich an ihrem Tode fühle, obwohl man ihm weder rechtlich noch moralisch die geringste Schuld beimessen kann. Dies geht meiner Überzeugung nach deutlich aus dem fünften und letzten Akt des „Trauerspiels“ hervor.

Maria Beaumarchais starb wegen Clavigos verräterischem Herzen aus Gram. Henriette Alexandrine von Roussillon starb aus einem realeren Grund. Zufällig kam Clavigo am Haus vorbei, als der Sarg herausgetragen wurde.

>Clavigo< V. Akt, Seite 119, WA I.11:

Clavigo [alias Goethe]: *Tot! Marie* [Urania] *tot! ... Es ist wahr. - Wahr? Kannst du's fassen? - Sie ist tot? - Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: sie ist tot! Da liegt sie, die Blume, zu deinen Füßen. - Und du. - Erbarm' dich meiner, Gott im Himmel, ich habe sie nicht getötet! - Verbergt euch, Sterne, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Missetäter saht in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldenen Phantasien hinschweben, und sein am heimlichen Gitter [am Gitter heimlich] lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! - Und du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! Und diesen Schauplatz deines Glückes mit Grabgesang! Marie! Marie! [Urania! Urania!] Nimm mich mit Dir! ... Sie beginnen den Weg zum Grabe! - Haltet! Haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich sie noch einmal sehen! (Er geht auf's Haus los.) Ha! Wem, wem wag' ich's unter's Gesicht zu treten? Wem in seinen entsetzlichen Schmerzen zu begegnen? - Ihren Freunden? Ihrem Bruder? Dem wütender Jammer der Busen füllt! (Die Musik geht wieder an.) Sie ruft mir! Sie ruft mir!¹⁰⁰ Ich komme! - Welche Angst umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!*

[weiter unten]

[Clavigo liegt auf der einen Seite des offenen Sarges, Beaumarchais, Marias Bruder (alias ein Baron von Roussillon?) auf der anderen Seite.]

Clavigo [alias Goethe]: *(der auf der anderen Seite des Sarges aufsteht) Marie! Marie!* [Urania! Urania!]
Beaumarchais, Marias [alias Uranias] *Bruder: (auffahrend) Das ist seine* [Clavigos, alias Goethes] *Stimme! Wer ruft Marie! Wie mit dem Klang der Stimme sich eine glühende Wut in meine Adern goß!*

Beaumarchais [alias Obrist von Roussillon]: *(wild hinsehend und nach dem Degen greifend, Guilbert hält ihn.)*

Clavigo [alias Goethe]: *Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier her, diese geschlossenen Augen, diese gefalteten Hände!*

Beaumarchais [alias Obrist von Roussillon]: *Zeigst du mir das? (Er reißt sich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, sie fechten, Beaumarchais [alias Baron von Roussillon] stößt ihm [Clavigo, alias Goethe] den Degen in die Brust.)*

Clavigo [alias Goethe]: *(sinkend) Ich danke dir, Bruder! Du vermählst uns. (Er sinkt auf den Sarg.)*

Beaumarchais [alias Obrist von Roussillon]: *(ihn weggreißend) Weg von dieser Heiligen, Verdammter!*

Clavigo [alias Goethe]: *Weh! (Die Träger halten ihn.)*

Beaumarchais [alias Obrist von Roussillon]: *Blut! Blick' auf Marie* [alias Urania], *blick' auf deinen Brautschmuck, und dann schließ' deine Augen auf ewig. Sieh', wie ich deine Ruhestätte geweiht habe mit dem Blut deines Mörders! Schön! Herrlich!*

(Sophie [alias Lila, alias Lousie von Ziegler] *kommt.)*

Sophie [alias Lila]: *Gott! Was gibt's?*

Beaumarchais [alias Baron von Roussillon]: *Tritt näher, Liebe, und schau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen; sieh die Rosen, mit denen ich sie ziere auf ihrem Weg zum Himmel. [Clavigos, alias Goethes rotes Blut ist gemeint.]*

Sophie [alias Lila]: *Wir sind verloren!*

Clavigo [alias Goethe]: *Rette dich, Unbesonnener! Rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer sandte, begleite dich. - Sophie - vergib mir! - Bruder - Freunde, vergebt mir!*

Beaumarchais [alias Obrist von Roussillon]: *Wie sein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöscht! Wie mit seinem wegfliehenden Leben meine Wut verschwindet! (auf ihn losgehend) Stirb, ich vergebe dir!*

Clavigo [alias Goethe]: *Deine Hand! Und deine, Sophie! Und eure!*

(Buenco zaudert.)

Sophie [alias Lila]: *Gib sie ihm, Buenco.*

Clavigo: (zu Sophie [alias Lila]) *Ich danke dir! Du bist die alte [Freundin] geblieben. Ich danke euch! Und*

¹⁰⁰ Eigentümliche Grammatik Goethes >mir< anstatt >mich<. Siehe am Ende des Buches das Kapitel: >Goethesche Idiotismen und Stileigentümlichkeiten – Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes<.

wenn du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich deinen Segen dazu, und vergib mir auch! - Ich komme! Ich komme! - Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie [alias Lila]: *Ihr letztes Wort war dein [Clavigos, alias Goethes] unglücklicher Name! Sie schied weg ohne Abschied von uns.* [Siehe dazu Brief Carolines an Herder, Nr. 198: „... Unsere Urania ist tot. Sie hatte keine Schmerzen mehr, ihr Herz hörte auf zu schlagen, ohne daß man's wußte ...“]

Clavigo [alias Goethe]: *Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.*

Lavater notierte in sein Tagebuch unter dem Datum 16. Juli 1774

(GG 117): ... >Clavigo< der Hauptsache nach, ohne den Tod [des Clavigo, alias Goethe], eine wahre Geschichte.

Das Gedicht Heinrich Mercks „Im März (1774) - An A. und W.“ bezieht sich zweifellos auf Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. „An A. und W.“ bedeutet wohl, an die A(bgeschiedene) Urania und den W(anderer) Goethe.

Das Gedicht möchte uns folgendes sagen: Des Sehers oder Dichters (Goethes) Blick, der in dem Meeresschoß der Zukunft sich Dichtkunstschlösser erschafft (siehe Goethes >Werther< und >Clavigo<) und in dem öden Labyrinth des Lebens Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania, dadurch wie aus weiter Ferne nur noch in Engelsklarheit (verklärt) betrachtet, trauert um den Tod seiner Geliebten. Statt die Körperschöne tastet er kalte, flache Wandgestalt, Uranias Silhouette. Merck preist Uranias Gestalt, daß sie himmelsschön auf Erden wandelte, wie sie Plato dachte, Alcámenes Hand erschuf. Heil' des Pilgers Wunden, bittet Merck die Balsamträne, eh' er friedsam seine Straße zieht. Dies bezieht sich eindeutig auf Goethe, der sich selber als Pilgrim bezeichnete und auch von Lila so genannt wurde. Es war die Wunde, die ihm „Wahn und Trug der großen Sklav- und Narrenerde schlug“. Uranias Bild geht ihm nicht wie ein Wetterstrahl vorüber, sondern es begleitet ihn überall hin im Tal des Lebens, wenn er im Geiste Wolkenhöhen erklimmt, oder wenn er des Abgrunds Steinweg nimmt.

Dieses Gedicht ist nicht zuletzt auch ein Huldigungsgesang an Goethes dichterisches Genie, das „ihm die Edlen zuführt“, dessen Werk sich noch über Jahrhunderte erhalten wird, das in denjenigen, die nach Goethe, als Säuglinge seines Geists, der unverweht von Zeit- und Neideswind (in tausenden) noch blüht, ihn als Vater grüßen in der Taten Lied.

Im März [1774]

An A. und W.

An die A(bgeschiedene) [Urania] und den W(anderer) [Goethe]

Des Sehers Blick, der in dem Meeresschoß
Der Zukunft, sich der Ahndung Zauberschloß
Erschafft, und in dem öden Labyrinth
Dich ferne schon in Engelsklarheit find't!
Sieh, wie er dämmert! Von der Wahrheit
Fernen Sonnenfahrt! Und von der Menschheit
Tasten wir ermüdet! Hingebeugt
Zur Brust ersinkt sein Haupt! Und ihm entsteigt
Der Hoffnung Lächeln, ihre Zähre nie!
Nur sie, der Wehmut bitt're Träne, sie,
Die trübe Malerin der Schöpfung, nur
Füllt ihm sein Aug', und malt ihm die Natur
Im Nebel! Deine Mutter! Die so schön
In allen ihren Kindern ist! Verwehn
Will seinem Ohr ihr Schluchzen schon,
Der Sympathie und Liebe Lautenton.
Sein Arm, in Wüsten taumelnd, tastet kalt
Statt Körperschöne flache Wandgestalt!
Gewebe des verkehrten Teppichs! Sie,
Die himmelsschön auf Erden wandelnd, wie
Sie Plato dachte, Alcámenes Hand
Erschuf, wie sie in coischem Gewand
Sich deinem Gang und deinem Aug' enthüllt,

Die sah er niemals im verklärten Bild!
 D'rum blick [send] ihm in sein adelgläubig Herz,
 Den süßen Hoffnungsstrahl; den bitt'ren Schmerz
 Der Menschheit, der sein Inneres verzehrt,
 Den halt an seinem Ort, wie's Würgeschwert!
 Die Balsamträne, die ihm gern entfließt,
 Heil', eh' er friedsam seine Straße zieht,
 Des Pilgers Wunden, die ihm Wahn und Trug
 Der großen Sklav' - und Narrenerde schlug!
 Sei ihm ein Quell des Lebens in dem Sand
 Der Wüste, wo das Schicksal dich verbannt!
 Dein Bild geh' ihm nicht wie ein Wetterstrahl
 Vorüber; es begleitet' ihn in dem Tal
 Des Lebens, wenn er Wolkenhöhen klimmt,
 Da wo er des Abgrunds Steinweg nimmt.
 Da auch wo gebeugt er stille steht,
 Schein es ihm in Tugendmajestät.
 Reich ihm hohes Lächeln, Beifalldank,
 Und Liebe deines Aug's zum Labetrunk.
 Und geht er jenseits hin, woher er kam,
 So sei's dein Bild, das ihn der Erd' entnahm,
 Den Edlen zuführt, die den Lauf vollbracht,
 Und ihm die Edlen zuführt, die die Nacht
 Jahrhunderte noch hält, die nach ihm spät
 Als Säugling' seines Geists, der unverweht
 Von Zeit- und Neideswind in tausend blüht,
 Ihn Vater grüßen mit der Taten Lied.

Während meiner Recherchen stieß ich auf mehrere Indizien, die auf eine Verbindung zwischen Goethes Liebesangelegenheit und seinem Besuch in Koblenz bei Herrn und Frau von La Roche im September 1772 schließen lassen. Sophie de La Roche kannte Henriette Alexandrine von Roussillon gewiß persönlich. Spätestens im Mai 1772 lernten sich die beiden Frauen in Frankfurt kennen.

Ich frage: Was wollte Goethe mit seinem Besuch bei Herrn und Frau von La Roche bezwecken? Suchte er sie um Unterstützung, um Vermittlung bei den Verwandten Urania nach, wegen seiner Heiratspläne? In den Briefen der Landgräfin Caroline an ihre Tochter Friederike, der späteren Königin von Preußen, wird eine „Frau de La R.“ erwähnt. Damit könnte Sophie de La Roche gemeint sein.

Das schwerwiegendste Indiz für meine Vermutung ist ein Brief Goethes an Sophie de La Roche von Anfang August 1774 (WA IV.2, Seite 181, Brief Nr. 238), worin von einer Grabschrift die Rede ist, die sie (Sophie de La Roche) an die Frau von Pretlack (in Darmstadt?) weitersenden soll. Ich vermute, daß es sich hierbei um die Inschrift für Uranias Grabstein handelte.

Die Wortwahl Goethes „*mich würde unendlich freuen*“, wenn sie (die Frau von Pretlack) „*Prinzessin*“ wählte, erscheint mir wieder einmal sehr auffallend und verdächtig. Goethe wünschte „unendlich“, daß man seine verstorbene Geliebte „Prinzessin“ Henriette Alexandrine von Roussillon benennen würde.

Goethe war es nach dem Tod der Großen Landgräfin wahrscheinlich doch noch möglich gewesen, der Geliebten einen Grabstein errichten zu dürfen; zumindest an den Kosten „durfte“ er sich gewiß beteiligen, wenn er den Gedenkstein nicht gänzlich aus eigener Tasche bezahlte.

Ich halte es außerdem für möglich, daß die Frau (oder Generalin) von Pretlack eine Verwandte Uranias war. Sie könnte eine Geborene von Roussillon oder von Geismar gewesen sein. Vielleicht war sie sogar „die alte Schachtel“ in Goethes >Werther<? In ihrem Hausstand könnte sogar Uranias Niederkunft stattgefunden haben.

Am 30. Oktober 1775 notierte Goethe in sein Reisetagebuch:

„Eberstadt. Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter noch am Sabbat, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! - Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montagmorgens sechse, und was das Übrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden [Weimar] und ziehe nach Süden [Italien]; ich sagte zu [dem Herzog von Weimar] und komme nicht, ich sagte ab [der Italienreise] und komme! Frisch also; die Torschließer klimpern vom Burgemeister weg, und eh' es tagt und mein Nachbar

Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet: fort. Adieu, Mutter! - Am Kornmarkt macht der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüßt die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht' ich, wer doch ... Nein, sagt' ich, es war auch [für mich einmal] eine Zeit ... Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. - - Lili. Adieu, Lili [Schönemann], zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden - wir müssen einzeln [getrennt] unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! - Adieu. - Und du! Wie, wie soll ich dich nennen? Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! - Wie nehm' ich Abschied von dir? - Getrost! Denn noch ist es Zeit! - Noch die höchste Zeit. - Einige Tage später! - Und schon. - O lebe wohl. - Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden - - Und Merck, wenn du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze, und an dir vorbeifahre, der so oft das Ziel meiner Wand'rung war. Die geliebte Wüste [der Darmstädter Landgrafenhof], Riedesels Garten, den Tannenwald und das Exerzierhaus. - Nein, Bruder [Merck], du sollst an meinen Verworrenheiten nicht [länger] teilnehmen, die durch Teilnahme noch verworrener werden ...“

Die „Frühlingsblume“, die Goethe am Herzen trug, damit meinte er seine verstorbene Geliebte: Henriette Alexandrine von Roussillon.

Kapitel III. 12: Wer ist der Verfasser des Dramas >Das leidende Weib<?

Das Dichten von schöngeistigen Werken war für Goethe – nach Uranias Tod – zu einer Zwangsneurose geworden. Er verspürte den unwiderstehlichen Drang, den Mitwissern seiner Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon beweisen zu müssen, wie sehr er sie geliebt habe und wie mitschuldig er sich an ihrem Kindbetttod fühle.

Goethe bekannte ausdrücklich, daß er im >Werther< dichterischen Gebrauch von seinem Leben gemacht habe. Dazu möchte ich zwei Thesen aufstellen:

Erste These: Ein Dichter kann nur über etwas schreiben, das er selber vorher erlebt oder erlernt hat. Der Stoff z. B. eines Dramas ist entweder erlebt oder durch Lernen angeeignet. Junge Autoren haben, wegen ihrer relativ kurzen Lebenszeit und dementsprechend geringen Lebenserfahrung, nur ein begrenztes dichterisches Potential zur Verfügung. Bei Goethe ist daher in den dichterischen Denkmälern für Urania viel Selbsterlebtes niedergeschrieben.

Zweite These: Wenn ein Dichter von seinem tatsächlichen Leben „dichterischen Gebrauch“ macht, so ist mindestens eine Figur im Stück er selber. Im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< ist Goethe mit Werther identisch. Und zwar, wie ich im vorliegenden Buch >Goethes Musengöttin Urania – Die Liebestragödie des jungen Goethe< bewiesen habe, in einem weit größeren Umfang, als die Goethe-Philologie bisher für möglich hielt. Werther, alias Jerusalem, erschoss sich aus unerfüllter Liebe. Goethe drohte ebenfalls der Geliebten mit Selbstmord, falls sie sich von ihm abwenden und zum Beispiel in ein Kloster gehen würde. Der „düstere Zwischenraum“ ging glücklicherweise zu Ende; die Liebenden versöhnten sich wieder, wie von Goethe im Singspiel >Erwin und Elmire< wunderschön dargestellt wurde. Doch dann die wirkliche Tragödie: die geliebte Urania starb an den Folgen ihrer Niederkunft mit einem Kind Goethes. Wiederum starke Suizidabsicht Goethes, wegen seiner übergroßen Schuldgefühle. Das Problem beim >Werther< bestand darin, zu erkennen, welche Frau Goethe so sehr liebte, daß er wegen ihr mit Selbstmord drohte: Es war keineswegs Lotte Buff, was Goethe in Briefen an sie und Christian Kestner offen eingestand, sondern einzig und allein Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon.

Durch die unangenehmen Erfahrungen mit dem >Werther< vorsichtig geworden, ließ Goethe >Das leidende Weib< anonym 1775 bei Weygand drucken. Aber die Zeitgenossen glaubten mit Recht, das Drama wäre ein Geistesprodukt des Werther-Autors. So mußte Goethe einen Freund suchen, der sich öffentlich zum Autor des Stückes erklärte. Einen solchen fand er in dem mittellosen Maximilian Klinger. Zu verdienen gab es nicht viel mit dem „Trauerspiel“, jedoch Klinger brauchte dringend Geld für sein Studium.

Ein weiteres Indiz, daß Klinger nicht der Autor war, trotz einer brieflichen Beteuerung (siehe M. Rieger: >Klinger in der Sturm- und Drangperiode. - Mit vielen Briefen<, Darmstadt 1880) ist die Tatsache, daß Klinger >Das leidende Weib< weder 1794 in dem Verzeichnis seiner Dramen genannt, noch in späteren Sammlungen seiner Werke aufgenommen hatte. Ludwig Tieck, nicht auf den Kopf gefallen, nahm es daher in die 1828 von ihm veranstaltete Gesamtausgabe der Werke von J. M. R. Lenz auf. Da wir heute wissen, daß Tieck der Sohn Goethes und der Urania war, so besteht der begründete Verdacht, daß hinter diesem Vorgehen Goethe steckte. Er wollte verhindern, daß >Das leidende Weib< ohne geistigen Vater blieb. Wie

leicht hätte ein Literaturforscher auf den Gedanken kommen können, daß es ein Werk Goethes ist?

Im vorliegenden Drama >Das leidende Weib< hat sich der Autographomane Goethe nicht nur einmal mit ins Stück verwoben, sondern gleich viermal! Siehe weiter unten die Personen des Dramas mit ihren realen Pendanten.

Der Titel des Dramas ist wieder einmal von Goethe total verfehlt: Er dürfte nicht lauten >Das leidende Weib<, sondern viel treffender >Die vier leidenden (liebeskranken) Männer<, wobei nicht weniger als drei der liebeskranken Herren im Trauerspiel mit Goethe analog sind.

Das erste dichterische Denkmal für die Geliebte war der Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers<. Das befreite ihn aber nur für kurze Zeit von seiner Zwangsneurose. Das Gefühl, „zu neuem Leben berechtigt zu sein“, siehe >Dichtung und Wahrheit<, hielt nicht lange an. Das Drama >Das leidende Weib< war ein literarisches Denkmal, das zum ersten Todesjahr der Geliebten gedichtet wurde. Der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< erschien zum 25sten und der Altersroman >Diana von Monesclaros< erschien zum 50sten Todesjahr. Es ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit weiteren dichterischen Denkmälern Goethes für Urania zu rechnen, z. B. zum 10ten Todesjahr der Geliebten.

Das leidende Weib

Ein Trauerspiel
1775¹⁰¹

Personen:

Der Geheimderath
Gesandtin [Malgen], seine Tochter [1. Urania]
Gesandter, ihr Mann
Franz, Sohn des Geheimderath [der affektierte Goethe]
von Brand [der reale Goethe]
Graf Louis [der furiose Goethe]
Sein Hofmeister
Baron Blum [Heinrich Merck]
Läufer
Magister
Sußgen, seine Tochter
Schöne Geister
Julie, Franzens Geliebte [2. Urania]
Louise, Kammermädgen der Gesandtin
Doktor, Franzens Freund [sog. Alibi-Goethe]
Sophchen
Lieschen
Betgen
Kinder des Gesandten

I. AKT ZWEYTE SCENE¹⁰²

Kaffeehaus

Herr v. Brand. Baron Blum, Bret[t] spielend

v. BRAND [der reale Goethe]. Laß es gut seyn, Blum; das Spiel ist zu kalt für die Wallungen meines Bluts. Ich kann nicht begreifen, wie einer an dem Spiel sitzen kann. - - Sag mir was, zerstreu mich, jag mir die Bilder vor den Augen weg!

BLUM [Heinrich Merck]. Mit dir gehts so wunderbar; weiß der Teufel, wie's wieder mit dir steht! Immer im

¹⁰¹ 1775 gedruckt, jedoch bereits 1774 geschrieben. Siehe am Schluß des Stückes die drittletzte Fußnote: Der eindeutige Beweis für die Motivation Goethes zur Niederschrift des Dramas.

¹⁰² Die 1. Szene wurde wegen Bedeutungslosigkeit weggelassen.

Taumel! was soll noch draus werden, ewiger Kreusel? Was jagt dich wieder? He Grillen¹⁰³, Grillen? zum Teufel mit, lieber Brand! Komm, wir wollen auf's Billard.

v. BRAND [der reale Goethe]. Bey jedem Ball, den ich wegstieß, sah ich mich, wie ich herumgejagt werde. Ach, ich war immer ein ehrlicher Kerl. Mangel! Mangel! und ich mußte im Hause seyn, sollt ich auch der unterste Bediente seyn. Wo sie ist! - Leidenschaft! brennende Leidenschaft! ich möchte mir die Augen aus dem Kopf reißen. Blum, ich war immer ein ehrlicher Kerl. Besser, ich wäre betteln gegangen.

BLUM [Heinrich Merck]. Bist's noch, Brand. Warum sollst du keiner mehr seyn? Narre du! Weil du bey der Gesandtin geschlafen hast etwa? Pfuy, für einen Kavalier, der zweymal in Paris war, hält sich für keinen honetten Kerl, weil er beym schönsten Weibe gelegen.¹⁰⁴

v. BRAND [der reale Goethe]. Ich möchte dir die Gurgel zudrücken, daß du's nie wieder sagen könntest. Mir war immer die Keuschheit das Heiligste am Weibe. Und ich ihr Zerstörer!¹⁰⁵ Liebe! und immer mehr Liebe, und immer mehr Zerstörer!¹⁰⁶ Mein einziger Wunsch und Begierde! Hör, lieber Blum, die ganze Familie kann zu Grunde gehn, die Kerls am Hofe alle sind wider sie.¹⁰⁷

BLUM [Heinrich Merck]. Was thut dir das? Was verlierst du dabey?

v. BRAND [der reale Goethe]. Hund, du bist doch aufgetrocknet bis auf den letzten Gran, von - ich will nicht sagen Rechtschaffenheit, die war nie dein Theil, nur Menschlichkeit, kein Gran mehr übrig.

BLUM [Heinrich Merck]. Wo soll dies her? Ist nicht Seel und Geist schlaff[f]? Mattigkeit der Glieder meine Folgerin? Krachen meine Beine nicht unter mir? Alles Mark ausgetrocknet und Krampf in den Knochen. Alles hin; Festigkeit, Kraft, Zufluß der Jugend. O das aufgeleckt, hol der Teufel das andre! Ich mag mich und keinen Menschen mehr ansehen. Es ist eine verfluchte Existenz, euch Kerls zuzusehen, wie's in euch kocht und wallt.

v. BRAND [der reale Goethe]. Recht, Wollüstling! O könnt ich die Sünde von meiner Seele abwaschen; könnt ich sie erst aus diesem Herzen reißen. Der arme Gesandte! ich kann nicht loß.

BLUM [Heinrich Merck]. Fecht mir nicht so mit den Armen! lerm nicht! Mögst ein guter Akteur werden, den Gewissenhaften zu spielen. Wollen aufs Billard.

v. BRAND [der reale Goethe] (zieht die Uhr heraus). Sechs Uhr. (Fällt ihm das Portrait [der Geliebten] in die Augen) Kommst du mir vor die Augen? So ein Weib, so ein Weib! Sie war ein Engel, ein hoher unbegreiflicher Engel, und durch mich niedergerissen, vom Thron herunter. Ach der Taumel! der Taumel! wen ein Weib gefangen hat! - Ein kleiner Funken in die reinste Brust sich eingeschlichen hat - Das Weib ist hin, das Weib ist hin! Du Engel! ich kann dich nicht wieder auf deine Höhe stellen, und könnt ichs, ich liebe brennend.

BLUM [Heinrich Merck]. Hör auf, Brand, um Gottes willen; es kommen Leute. Kommst du denn her, deine Geheimnisse¹⁰⁸ auszurufen, Marktschreyer?

v. BRAND [der reale Goethe]. Wenns so fortgeht - Malgen! Malgen!

DRITTE SCENE

Geheimerathswohnung.

Gesandter. Franz.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Lieber Bruder, hier halt ichs nicht aus. Du kennst mich und weißt, daß ich mich ins Verhältniß vom Hofe nicht schicken kann, am wenigsten jetzo. Ich will aufs Land gehn, mir einige Monate wieder selbst leben.

GESANDTER. Es ist mir leid; ich weiß am besten, was ich an dir verlier. Geh hin, aber sag, nur Einen Monat, kehre in einem Monat zurück!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wir wollen sehen. Hat mich das Ding nicht schon geschoren! Lieber Bruder, es ist was am Hof im Werk, weh dem, dems gilt! Wenn ich nicht wüßte, daß sie mich alle haßten, weiß nicht warum, hätt ich Argwohn. Doch laß es; ob einem ein Geheimerath eine scheele oder lächelnde Miene mehr oder weniger macht, was kommt darauf an? Ich wette meinen Kopf, sie lassen mich zu nichts mehr; ich hab ihnen aber auch das Ding vor die Augen gestellt, und wie sie um sich sahen - ich hätt ihnen hinter die Ohren schmeißen mögen, den großen Perücken, und seiner Excellenz dem Herrn Grafen - macht

¹⁰³ Beliebter Ausdruck Goethes: Grillen.

¹⁰⁴ Im Trauerspiel ist das Problem Verführung zum Ehebruch, in der Realität der außereheliche Koitus zwischen Goethe und Urania.

¹⁰⁵ Goethe und Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, vollzogen den Koitus bereits vor der Eheschließung.

¹⁰⁶ In der Realität: Goethes Schuldgefühle wegen Uranias außerehelicher Schwangerschaft.

¹⁰⁷ Die adelige Familie von Roussillon war zum einen wegen der Schande von Uranias außerehelicher Schwangerschaft und zum anderen, weil sie von einem Bürger schwanger war, ebenfalls in ihrer Existenz bedroht.

¹⁰⁸ Heinrich Merck riet Goethe dringend davon ab, Urania dichterische Denkmäler zu errichten, weil er fürchtete, Goethe könnte seine skandalösen „Geheimnisse“ wie ein „Marktschreier“ selber verraten.

sich so einer dick, lieber Himmel, wo kaltes Blut herkriegen?

GESANDTER. Bist aber auch zu hitzig, sprachst mit einem Feuer

FRANZ [der affektierte Goethe]. Es galt aber auch. Was; sie wollten hinter meinem Vater alle - Ich bin ein junger Kerl, das ist wahr, aber ich seh doch.

GESANDTER. Siehst mehr, als sie alle, Franz. Muß man aber das die Leute weiß machen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wir kommen nicht aus, Bruder. Gottlob, daß ich nicht in Diensten steh, sie hetzten mich zu todt in Kurzem. Deine Geduld wird erfordert, Gesandter!

GESANDTER. Wenn du wüßtest, wies manchmal anders in meinem Herzen ist, wie michs preßt und fast erstickt, und doch muß ich Kälte affektiren -

FRANZ [der affektierte Goethe]. Lieber Gott!

GESANDTER. Eiskalt scheinen, und thu ichs nicht - Franz, ich hab ein Weib, ein liebes Weib.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Gott segne meine Schwester! sie ist es.

GESANDTER. Ich hab Kinder, und hätt ich die nicht, mein Weib nicht, bey Gott, Franz, der Fürst hielte mich nicht, und fiel er mir zu Füßen, machte mich zum ersten Staatsminister.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Sey geduldig, Lieber! Und mir, lieber Himmel, gieb nur ein klein wenig Geduld; nicht viel Geduld, daß es nicht ausarte in Fühllosigkeit! Nur so viel Geduld, daß ich um mich schaue, wie's den andern thut, wenn ich dahinrase. Laß es in mir brausen, aber nur nicht stürmen.

GESANDTER. Ja, Franz, du weißt, der Sturm reißt allenthoben nieder, und hinter ihm ist Weinen und Wehklagen. Dein kochendes Blut kann nutzen, aber überlege nur; wie viel fehlte, wir wären alle hingerissen durch dich. Liegen sie nicht alle dem Fürsten in den Ohren?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Drum geh ich weg. Ich weiß, wenn ich hier blieb, giengs mit Riesenschritten, ich schlug hinein -

GESANDTER. Und könnte dir gehn wie dem Jungen, der ins Wespennest schlug.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Vielleicht - Nieder Hitze! sieh, es tobt in mir. Das Donnerwetter, die Kerls! Laß es gut seyn, das Ding muß so getrieben werden. Geht mein Vater zum Fürsten?

GESANDTER. Er hat ihn beschicken lassen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich wills nicht abwarten. Mein Vater mags leiten und am besten. Der Fürst kann seinen ehrlichen Rath nicht entbehren. Wenn sie alle zusammennimmt, all ihre Weisheit und Gehirn, kommt er keinen Schritt weiter mit ihnen. Ich erstaune über meinen Vater, wie er sich durchgearbeitet; das Ding alle vor ihm liegt, er darf nur greifen, so ist die schwerste Sach in Ordnung.

GESANDTER. Und setzt all sein Vermögen zu.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was, der Quark! Wir haben zu leben, ließen sie uns nur ungeschoren dabey. Wir haben Kraft, Bruder, und die ist noch im Treiben, so lang das ist, Gesandter -

(Gorg und Fränzgen kommen gelaufen.)

GORG. Da bin ich.

FRÄNZGEN. Und da bin ich. Hast du was, Lieber, für mich? Kann dir auch viel erzählen. Guten Abend Papa, hast mich auch lieb, Papa?

GESANDTER. Freylich. Hast du mich denn auch lieb, Fränzgen?

FRÄNZGEN. Recht im Herzen drinn.

GORG. Und ich, Papa, oh ich hab dich recht lieb. Der Franz hat mir meinen Raritätenkasten zerbrochen, waren so viel artige Bilder drinn.

FRÄNZGEN. Papa, er wollte die Kinder nicht nein gucken lassen, und das war doch garstig. Konnte immer meinen Lermen haben, wenn sie sich recht freuten.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Mußt dus denn gleich entzwey schlagen?

FRÄNZGEN. Er hat mir aber auch mein Kartenschloß, das so groß war, zerschmissen, und das du mir machtest. Hatt es recht lieb. Und Raritätenkästen giebts viel; aber nicht Schlösser, und Franz macht sie nicht alle Tage.

GORG. Essen wir bald? Der Präceptor blieb heut so lang da.

FRÄNZGEN. Ich bin bald eingeschlafen, Papa. Hat so viel gesagt, daß ich's nicht weiß mehr. Halts mit einem schönen Märchen. Erzähl mir doch das wieder, Franz, vom Handwerksbursch, der die Prinzessin erlöst, und vom Esel mit den Glocken.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ist jetzt nicht Zeit.

FRÄNZGEN. Nu will ich eins erzählen, das ich heut erdacht, wie der Präceptor da war, und von einem Land sagte, heißt - heißt - wie heißts, Gorg?

GORG. Amerika.

GESANDTER. Schön, daß du Märchen erdichtest, wenn der Präceptor da ist. Ich wett, dein Bruder weiß alles.

FRÄNZGEN. Was gehts aber mich an, Papa?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Gut, Junge.

GESANDTER. Was ist Amerika, Gorg?

GORG. Ein neuer Theil der Welt, erfunden von Kolumbus.

FRÄNZGEN. Will dir sagen, Papa, hätts gern behalten. Da hat er aber so viel gesagt, wie sie die Leute all drinn umgebracht, ihr Geld genommen, das hat mir leid gethan, habs denn vergessen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Goldjunge! setz dich auf mein Knie!

FRÄNZGEN. Laß mich auch reuten. Ha ra, ra, ra, ra. Hurtig.

VIERTE SCENE.

Gesandtin. Louise.

LOUISE. Und fieng vor langer Weil zu donnern an. Ha, ha, ha, der ist doch ein charmanter Mensch. Kein Franzos kann so galant von etwas reden, als er. Die Vorurtheile macht er doch alle so liebenswürdig lächerlich. Und sein Pinsel - in Wollust und Freude getaucht, und von Grazien geführt.¹⁰⁹ Wie er so toll mit dem Dings umgeht, die Überspannung herunter setzt. Ha, ha, ha, die Überspannung; da ists aus, liegt man an der krank. Deutschland wär eine Mördergrube ohne ihn. Er giebt den Ton jetzt; der einzige für die galante Welt.

GESANDTIN [1. Urania] (am Klavier). Was nennst denn du galante Welt?

LOUISE. Das war gefragt, gnädige Frau! Was galante Welt? Fragen Sie den Herrn v. Brand, den **¹¹⁰ Sie sind ein paar Tage schon tiefsinnig, sie waren es nie so arg. Ihr Adonis.

GESANDTIN [1. Urania]. Schweig!

LOUISE. Wenn Sie's erlauben, bin ich verliebt in ihn. Großer Gott! wie vergiengen mir die Sinnen auf der letzten Redoute! All das idealische, überirdische; jede Bewegung Grazie - wenn er tanzte! gnädige Frau, ich hab manchen schönen Mann gesehn.

GESANDTIN [1. Urania]. Schweig!

LOUISE. War ich doch so glücklich, in Teutschland zu finden, was meine Augen nirgends sahen. Ein Frauenzimmer wie Danae mit der sanften Schattirung von Psyche und darf ichs sagen - einen Agathon.

GESANDTIN [1. Urania]. Du machst mich böse.

LOUISE. Auch wieder gut, gnädige Frau. Soll ich lesen, wie Agathon die Danae schlafend fand? Ich hol ihn von der Toilette.

GESANDTIN [1. Urania]. Ich will nichts mehr von ihm wissen, vom ganzen ** nichts. Ein weiblich Aug sollte nicht hinein schauen. Hätt mich Gott bewahrt; mit dem Brand wär ich nie so weit gekommen.

LOUISE. Mon Dieu! wer kanns Ihnen denn auch recht machen? Bald so, bald so. Franz, der schwere Engländer, sagt immer: Weib, dein Name ist Schwachheit, sollte sagen Veränderlichkeit. Vor wenig Tagen gieng nichts übern - *

GESANDTIN [1. Urania]. Brand! Brand! Hast mich meinem Mann, meinem treuen Mann geraubt.

LOUISE. Was vor Einfälle, gnädige Frau! Lachen Sie, muntern Sie sich auf! Sie werden ja so kleinstädtisch, wie eine honette Bürgersfrau.

GESANDTIN [1. Urania]. Schweig, sag ich dir, Unglückliche! Spielt eine Melodie.

LOUISE. Nun das war doch wirklich zum sterben traurig. Doch nicht Ihre Phantasie, gnädige Frau? Das lautet gar erbärmlich. Nehmen Sie was munteres. Ich will was im ** lesen. Kostbarer **.

GESANDTIN [1. Urania]. Wo du noch ein Wort redst! - Ach tief! tief gefallen. Behüte mich Gott! tief gefallen!

LOUISE. Das versichre ich aber auf meine Seele, daß ich nie eine Mannsperson gesehen habe, so in ihrem ganzen herrlichen, männlich schönen, hinreißenden Wesen, als den Brand auf der Redoute. Wie seine Seele an Ihnen hieng, Sie sein einziger Gedanke, sein einziges Seyn schienen, wie seine Augen sich in Ihren Reizen verlohren! Und bey dem Walzen! er glühte, war weg. Aug gegen Aug. Der Himmel um sie beyde - und so hinausgefahren - Blitz! - göttlich! göttlich!

GESANDTIN [1. Urania]. Er ist schön, sehr schön. Könnt ich's verbeten, die Stunde verbeten! Er ist schön, Louise, und Gott weiß, das Weib ist schwach.

LOUISE. Mit Ihrem ewigen Seufzen! er ist schön, und hinten der moralische Satz nach, wie in einer Leichenpredigt: das Leben ist bitter. Desto besser, wenn er schön ist. Soll ers nicht seyn?

GESANDTIN [1. Urania]. Mein Mann! war ich nicht da, seine einzige Glückseligkeit auszumachen, für ihn ganz allein da?

LOUISE. Ich will Ihnen was vorspielen. (Spielt ein französisch Lied.)

GESANDTIN [1. Urania]. Mir vorspielen? ja, spiel mir vor! Ich konnte meine Seele oft laben an meinem Klavier. Es ist nun so, mags denn! Könnt ich meinen Mann ansehen - aber dann, dann seh ich all meine

¹⁰⁹ Eigentümliche Metapher Goethes: Eine Schilderung oder eine Erzählung mit einem Gemälde zu vergleichen.

¹¹⁰ Die Auslassungen ** stellen wohl eine Zensur des Verlegers dar.

Schuld. Und die Güte! Hier liegts - - - Was sind das für Gedanken? was spielst du! was sollen diese Töne?
Du reist mich aus meiner Fassung, O Brand! Brand!
LOUISE. Wie gefiel Ihnen diese Passage?
MALGEN. Mama! Mama!
GESANDTIN [1. Urania]. Was ist dir?
MALGEN. Der Franz hat mich gejagt.
FRANZ [der affektierte Goethe]. Die kleine Närrin, ich wollte sie tragen, da lief sie.
MALGEN. Er geht aber auch gar wild mit einem um. Verdirbt mir die Frisur, und ich werd gezankt.
FRANZ [der affektierte Goethe]. Wie stehts, Schwester? Munter; lustig! Nun ich glaub fast, Liebe, hier hängt dir ein Thränchen.
GESANDTIN [1. Urania]. Wohl gar.
FRANZ [der affektierte Goethe]. Wir gehn zu Tische, Schwester! Ich wollte dich abholen.

FÜNFTE SCENE.

v. Brand in seiner Stube.

v. BRAND [der reale Goethe]. Soll ich hingehen? soll ich? du trinkst mehr Gift. Soll ich? will ich? Da liegts! Ich will, will immer, weil meine Sinne trunken sind. »Ich weiß nicht, was mich ängstet, lieber Brand!«, das fiel mir aufs Herz. Sie ängstet sich. O du heiliger Engel! Könnt ichs gut machen, alle Männer sollten mich mit Pfiemen hauen, bis ich meinen Geist aufgäbe. Hier steht sie vor meiner Seele - ich muß sie sehn. Diese Nacht!

SECHSTE SCENE.

Nachtessen.

Geheimderath. Gesandter. Gesandtin. Franz. v. Brand.

GEH. RATH. Sey doch ruhig, Sohn!

GESANDTER. Franz, ich habs gesehn, wies in der Welt geht. Laß jetzt deinen Kopf ganz heraus, hier muß lavirt seyn. Um die Klippen herum ganz leise durchgeschlichen! Stürme du drauf loß, und du scheiterst. Es ist gefährlich, auf der ofnen See mit einem lechen Kahn zu schiffen, und leider! ist das unsre Lage.

GEH. RATH. Der Gesandte hat Recht, Sohn! Was das für ein Elend ist, wenn man so gehen muß. Ist aber nun einmal. Menschheit! Ich hab alles aufgeopfert, und Gott weiß, es ist mir nicht weh drum. jetzt, wo ich bloß darauf gieng, des Fürsten Nutzen zu befördern -

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich kann nicht zuhören! Machen Sie's zusammen. Ich reit noch diese Nacht weg. Ich will von allem nichts wissen und hören. Blieb hier, ich stieß alles nieder.

GEH. RATH. Tollkopf! was wird genutzt? Ha! was wird genutzt? Ich bin alt. Denk, dein Vater ist alt. Soll ich durch deine Unbesonnenheit Ehr und Leben verlieren?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ruhig, lieber Papa, ich bins auch, wills seyn. Ich versprach Ihnen, von allem nichts zu wissen. Ich will so unwissend ruhig seyn -

GEH. RATH. In deinen Jahren war ich auch so, immer mit der Hitze der erste. Ehe ich michs versah, lag ich.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Alles nach Ihrem Willen, Papa.

GEH. RATH. Nun gut, ich trau dir viel zu, aber nur kälter! Nun, mit der Zeit wirds schon kommen. Was hab ich nicht in der Welt gelitten, Franz, bis ichs so weit bracht, und wär ich nie hingekommen. Hätt ich eine Hacke genommen, dem ersten besten Bauern fürs Taglohn gearbeitet! Was hab ich nun? daß ich meine Kräfte Undankbaren verschwendet, die mich stürzen wollen. Zwanzig Jahr gieng alles durch meinen Kopf, mußte allen Freuden des Lebens entsagen, hab geduldet, und dulde noch.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich lerns von ihnen. Und was auch über mich ergehe.

GEH. RATH. Dients denn zu was, junger Mensch? In der Welt geschieht nichts durch Sprünge. Laß uns gehen, wie rechtschafne Leute, am Ende muß sichs finden. Was dein Doktor letzt sagte, fällt mir immer ein. Es war ein breiter Fluß, sagte er, saß einer am Ufer, mußte hinüber, und wußte doch nicht hinüber zu kommen. Auf dem gegenseitigen Ufer saß ein Poet, sang ihm das Lied vor vom Pegasus, wie der über Berg, See und alles geflohen. Das ärgerte den Kerl. Kam einer zu ihm, sagte: hör, ich will dich hinüber bringen. Ich hab da einen Kahn, er ist zwar lech [leck], ich will dich aber hinbringen. Der Kerl ruderte, und so kamen sie hin über den Fluß. Er gab dem Mann ein Trinkgeld, schmiß den Poet hinter die Ohren - und so geht die Welt, junger Herr!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Recht, lieber Vater! Lassen Sie's! Ich war doch so ganz in meinem guten Wesen, da wir zu Tisch giengen.

GEH. RATH. So gefällt du mir am besten.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wir haben das Essen vergessen.

GESANDTER. Willst du das, Malgen? sag, Liebe, ist nicht wahr von diesem!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Herr v. Brand, trinken Sie doch! Was suchen Sie in dem Teller? Lieber Gott, seyn Sie doch munter!

v. BRAND [der reale Goethe]. Kann mans immer seyn?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich bitt Sie, hängen Sie sich nichts in Kopf! Nehmen Sie den Tag, der andre wirds schon geben, und so immer weiter. Bey Ihren Kräften hat man wahrhaftig nicht nöthig, um Fortkommen bekümmert zu seyn.

GEH. RATH. Könnt ichs Ihnen doch noch ans Herz legen, Brand, daß Sie duldeten! Sie sehn, es muß gut gehen, soll gut gehen. Sie sind in meinem Haus, alles ist Ihr¹¹¹, wie mein. Haben Sie kein Geld mehr? sagen Sie nur ein Wort, so lang ich hab, sollen Sie nicht mangeln.

v. BRAND [der reale Goethe]. Den Bettler im Staatskleide, Herr Geheimderath!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ihr Stolz ist gut, lieber Brand. Ein Mann muß Stolz haben. Wie wir aber nun zusammen sind, dünkt ich, Sie nähmen es anders.

v. BRAND [der reale Goethe]. Aber so immer fort.

GEH. RATH. Bald zu Ende. Der General hat mir versprochen, in einem Monat sollen Sie eine Kompagnie haben.

v. BRAND [der reale Goethe]. Versprochen?

GEH. RATH. Sie haben Recht, daß Sie das Wort auffangen. Ich kanns auch nicht leiden, brauchts auch nie. Aber ich weiß, er hält Wort, der General. Ist das nichts, so ist's was anders. Nur ruhig, ruhig! Daß man euch nicht genug sagen kann. Nun trinken Sie, Brand, die Grillen¹¹² weg!

v. BRAND [der reale Goethe]. Halt ichs aus?

GESANDTER. Was machen die Kleinen, Malgen?

GESANDTIN [1. Urania]. Sie werden zu Bette seyn.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Bring mir die Kinder her, Schwester! Und sollten sie in den Nachthemden kommen. Mein Fränzgen, Liebe, ich muß ihnen Adjeu sagen.

GESANDTIN [1. Urania]. In Nachtkleidern?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Warum denn nicht? Was hat das auf sich! Laß mir meine Kleinen kommen. Du weißt, ich geh diesen Abend noch weg.

GESANDTIN [1. Urania]. Da sollt ichs just nicht thun, weil du uns verläßt. Die Julie?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Meinst du? - ich will sie selbst holen.

GESANDTIN [1. Urania]. Er ist verliebt.

GEH. RATH. Ist ers?

GESANDTIN [1. Urania]. Gewiß.

GEH. RATH. Gut, das wirft ihn wieder ein bißgen herum. Gott erhalt ihn mir! Ich stell ihn gegen den ganzen Hof. Herr Sohn, er hats ihnen vorgelegt, ich hätt rasend mögen werden für Freude. Da staunten sie, wie Weibsleute, denen der Putz verdorben wird, gafften, und er immer in sie hinein. Mich wundert auch nicht, daß es so gegangen.

GESANDTER. Besonders der Graf.

GEH. RATH. Der machte ihm ein tief Kompliment; und der Teufel sah ihm aus den Augen heraus. Bück du dich, dacht ich, du hast deinen Mann.

GESANDTIN [1. Urania]. Solls von übeln Folgen seyn?

GEH. RATH. Mags!

Franz zwey Kinder tragend.

EINS (trippelt neben her.) Trag mich doch auch!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hier Jungens. Stühl! gieb ihnen was, Schwester! Erzehl was, Fränzgen!

FRÄNZGEN. Guten Abend, Großpapa. Mama, Papa. Andre auch guten Abend.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Schwatz was, Fränzgen.

FRÄNZGEN. Gieb mir erst was! dort vom Brezelgen.

GORG. Mir auch!

GESANDTIN [1. Urania]. Komm auf meinen Schoos, Malgen!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Erzähl, Fränzgen!

SIEBENDE SCENE.

Garten.

v. Brand. Gesandtin.

v. BRAND [der reale Goethe]. Warum fährst du an der Laube zurück?

¹¹ Eigentümliche Grammatik Goethes: >Ihre< anstatt >Ihnen<.

¹² Beliebter Ausdruck Goethes: Grillen.

GESANDTIN [1. Urania]. Verzeih dir Gott die Frage!¹¹³

v. BRAND [der reale Goethe]. Malgen!

GESANDTIN [1. Urania]. Lieber Brand!

v. BRAND [der reale Goethe]. Was ist dir?

GESANDTIN [1. Urania]. Ach! ich kann den Himmel, den schönen weiten Himmel nicht mehr ansehen. Ihr keuschen harmonischen Sterne! Keusch! lieber Brand, warum sagen die Dichter, die keusche Sterne? - Heiliger Ausdruck! ich konnte dich fühlen. Ihr keuschen Sterne, silberner blasser Mond! leuchtet, leuchtet, ihr leuchtet einem unkeuschen Weibe Angst in die Seele. - - Brand, ist das der Polarstern?

v. BRAND [der reale Goethe]. Er ist es.

GESANDTIN [1. Urania]. Und Stuhl Gottes. (Neigt sich.) Vor deinem Angesicht sündigte ich; so wars eine Nacht. Alles, alles sah es - meine Augen vergehn mir.

v. BRAND [der reale Goethe]. Du weinst. Engel, du weinst.

GESANDTIN [1. Urania]. Über meine Sünde, Brand! Und in meiner Brust brennts - o fühls, ich bin bereit, neue zu begehen. Mächtiger, über diesen Sternen!

v. BRAND [der reale Goethe]. Du zerreißt mir noch das Herz mit deinem Geschwätz. Ich halts nicht aus, ja ich wills thun.

GESANDTIN [1. Urania]. Was willst du thun?

v. BRAND [der reale Goethe]. Mich todtschießen; vor deinen Augen will ichs thun. Ich bin nichts, ganz nichts ohne dich. Und du, Grausame!¹¹⁴

GESANDTIN [1. Urania]. O lieber Brand, wenn du ein Weib wärest; so geschaffen, wie ich - hättest einen Mann, der dich so zärtlich liebte, dessen ganzes Leben Güte gegen dich wäre -

v. BRAND [der reale Goethe]. Halt ein, halt ein, ich muß enden!

GESANDTIN [1. Urania]. Und glaubst du, daß ich hier bleibe? Nein, du sollst bleiben, deine Knie will ich mit meinen Haaren umwinden, dich fesseln mit; du sollst mich wegreißen, vor meinen Mann hinreißen, und ich will vor ihm liegen wie ich hier liege vor Gott. Hier sollst du bleiben, alles mit mir leiden, es werde, was es wolle.

v. BRAND [der reale Goethe]. Gieb mir zu leiden, oh gieb mir alles! Ich trage aller Welt Sünde für dich.

GESANDTIN [1. Urania]. Hör Brand! lieber Brand - Hah, schon an deinem Herzen klopfes - fühls - - was ist das Geräusch?

v. BRAND [der reale Goethe]. Die Blätter der Bäume, Liebe. -

GESANDTIN [1. Urania]. Wo? wo rauschte es? rauschte es an der Laube?

v. BRAND [der reale Goethe]. Kann ich das wissen?

GESANDTIN [1. Urania]. Sieh, wenn ich so des Nachts ohne dich im Garten geh, das ich oft thu, wenn michs von meinem Mann jagt; komm an die Laube, und nur ein Blättchen rauscht, ein leichtes Windgen nur fährt durchs Gesträuch, ach! da fährt mirs durchs Herz, ich höre, wie's Blättchen mir zuruft: wir rauschten da du sündigtest, und deine Ohren waren verstopft.

v. BRAND [der reale Goethe]. Ich halts nicht aus. Hatt ich nicht ein Recht auf dich, eh dein Mann kam? nur dein Vater war Schuld. Gab mir deine Liebe nicht ein Recht? und meine brennende Liebe? Hatt ich nicht alles für mich? Sag, Malgen, rede.

GESANDTIN [1. Urania]. Eine Ursach, federleicht. Wirst du sie erwägen dort über meinem Polarstern?

v. BRAND [der reale Goethe]. Träumerin! unglückliche Schwärmerin! muß ich verdammt seyn, dich zu sehen? Gott verzeiht dir eher als mir; er machte dich mehr als Weib. Hier liegen, ruhen meine Augen, in deinen unaussprechlichen Reizen wühlen sie. Ich verführte. Malgen! Malgen! (umfaßt sie) so müssen wir in die andre Welt gehn. (Küßt sie) Malgen! dich in meinen Armen! so was! was! was fühle ich?

GESANDTIN [1. Urania]. Brand, schone meiner! ich geh zu Grunde. Entreiß mir den Himmel nicht ganz!

v. BRAND [der reale Goethe]. Wenn du mich liebst, wenn du mich liebst! alle, alle Verdammung nichts.

GESANDTIN [1. Urania]. Laß mich loß! Unglücklicher, wie spielst du mit mir?

v. BRAND [der reale Goethe]. Und du! - O du allmächtiger Gott, wie bin ich denn! ich kanns nicht sagen. Die Liebe hat ja meine Seele, mein ganzes Wesen und Seyn so gefangen genommen, ich kann nichts denken Malgen!

GESANDTIN [1. Urania]. Nun, Brand, knie nieder mit mir; hilf mir Gott unsre Sünden abbeten.

v. BRAND [der reale Goethe]. Ich in deiner Gegenwart beten! Ich würde um den Genuß der Sünde beten.

GESANDTIN [1. Urania]. Ach! daß du Recht hast, ich würde unterm Beten sündigen. - - Du mußst gehen.

v. BRAND [der reale Goethe]. Muß ich? muß ich?

GESANDTIN [1. Urania]. Lieber Brand, du sagst, du liebst mich.

v. BRAND [der reale Goethe]. Thu ich's?

¹¹³ Offensichtlich hatte v. Brand, alias Goethe, in einer Laube die Gesandtin, alias Urania, verführt.

¹¹⁴ Suiziddrohung wie in der Realität, falls Urania ihre Schande hinter Klostermauern zu verbergen suchte.

GESANDTIN [1. Urania]. Nun, so gib mir nur ein bisgen Ruhe, nur ein bisgen Ruhe; daß es mich nicht aufschrecke neben meinem Mann. Thu's um unsrer Liebe willen; nur ein bisgen Ruh macht mich glücklich, so viele Ruhe, ich kanns nicht sagen, wie wenig; und doch wär mir geholfen damit.

V. BRAND [der reale Goethe]. Du willst mich umbringen, daß ich wegkomme. Hab ich Ruhe? Hätt ich die Ruhe eines Heiligen, wollt ich dir sie nicht alle geben, und Pein leiden?

GESANDTIN [1. Urania]. Strafe! Strafe!

V. BRAND [der reale Goethe]. Malgen.

GESANDTIN [1. Urania]. Brand!

v. BRAND [der reale Goethe]. Kannst du schlafen?

GESANDTIN [1. Urania]. Kannst du schlafen?

ACHTE SCENE.

Baron Blum. Schöne Geister. Maidels.

SOPHGEN. Champagner, Herr Baron?

BLUM [Heinrich Merck]. Und für euch Malaga. Nun, meine Herren dort, ob Sie die Messe die neue Poeten alle kaufen oder nicht, das wird Ihnen die Freude lang nicht machen, die ihnen Liesgen macht. Gib mir eins, Liesgen!

1TER SCHÖNER GEIST. Aber Herr Baron, Sie nur allein küssen diese Rosenwangen, und wir müssen das Zusehn haben.

BLUM [Heinrich Merck]. Närrisch genug! ist ja gegen euren Plato.

1TER SCHÖNER GEIST. Den Teufel!

2TER SCHÖNER GEIST. Liesgen, (kneipt ihr in die Backen) wo ist Betgen?

LIESGEN. In der Küche, brät Lerchen, macht Artischockenbrüh.

2TER SCHÖNER GEIST. Haben wir Vögel?

LIESGEN. Lerchen, Herr Poet.

2TER SCHÖNER GEIST. Ich muß ihr doch guten Abend sagen.

LIESGEN (durch ein Fenstergen sprechend, das in die Küche geht). Der Poet kommt, thu ihm die Schürze an.

BETGEN (aus der Küche). Will ihm die Brüh ums Maul schmieren, kommt er mir.

BLUM [Heinrich Merck]. Aber, meine Herren, die Sie immer von Ideal, Schönheit und Tugend das Maul so voll haben, he, sagen Sie mir doch, warum Sie hier - ho, he, - sie schwatzen doch so gegen das sinnliche, rupfen den andern die Federn aus, und die dem Plato, zieren den Discours mit - sagen Sie mir doch - he, warum sie nach der Komödie zu Liesgen und Sophgen laufen?

1TER SCHÖNER GEIST. Die Zeiten ändern sich, man nähert sich dem Menschen immer mehr. Es war eine Zeit, da lebten wir alle von Plato, Hutcheson, und den Hymnen, Dialogen, die aus der Schweiz kamen. Die blieben aus, vergaßen sich selbst, es war der rechte Weg nicht -

BLUM [Heinrich Merck]. Das war der beste Einfall, den ihr in eurem Leben gehabt. Erzählt mir doch was von den neuen Poeten, und euren Mitbrüdern den schönen Geistern, aber nur so lang, bis Champagner kommt, denn kein Wort mehr! Nu?

SCHÖNER GEIST. Ey hier, das wär Prostitution.

BLUM [Heinrich Merck]. Und raisonnirt übern Plato, ihr. Der Teufel soll euch holen, Erzählt, oder ich wette euch. Von der Litteratur will ich Neues wissen -

SCHÖNER GEIST. Oh Herr Baron!

SCHÖNER GEIST. Wein, Herr Baron!

SOPHGEN. Was lärmst du, Sturmglock? Da hast du Wein, hab noch ein Restgen gefunden vom letzten Schmauß, den Louis gegeben. Ist er desertirt, Blumgen? Es geht schlecht, Blumgen!

BARON. Ja bey mir gewiß. Die Freude des Lebens hin! Ach Sophgen zerronnen, zerronnen - bedauerst du mich nicht?

SOPHGEN. Kommt schon wieder.

MAGD. Herr Baron, da fragt ein Herr nach ihnen.

(Kommt einer mit Reis[e]hut. Die vorderste Grempe [Krempe] herunter geschlagen, tief ins Gesicht. Mädgen beleuchten ihn.)

BETGEN (gelaufen). Ein niedlich Gesicht bey meiner Ehr! könnt mans wohl sehen? Mit Erlaubniß! (Er drückt den Hut immer tiefer ins Gesicht. Beleuchten ihn immer näher.)

SOPHGEN. Koquin! Koquin!

BARON. Der Teufel, bist du's?

UNBEKANNTER. Sollst morgen früh zum Louis kommen.¹¹⁵

¹¹⁵ Mit dem Unbekannten, von Sophgen >Koquin< genannt, könnte F. M. Leuchsenring dargestellt sein.

BLUM [Heinrich Merck]. Gieb dich nicht zu erkennen!
SOPHGEN. Laß dein Gesicht sehen, oder ich kratz dich blutig!
BLUM [Heinrich Merck]. Machts Essen! Wein her!
SOPHGEN. Säufer, kannst sonst nichts. Sag, wer ist der?
LIESGEN. Wir wollen ihn schon kennen lernen.
UNBEKANNTER. Wer sind die?
BLUM [Heinrich Merck]. Belletristen. Ist wieder ein Schwarm von Leipzig kommen.
UNBEKANNTER. Das sind mir die rechten.

NEUNTE SCENE.

Andre Seite des Gartens.

Gesandtin. Louis.

GESANDTIN [1. Urania] (plötzlich das Fenster aufmachend). Nur einen kleinen Tropfen Linderung! Gieb mir, Gott, den kleinen Tropfen! Was erhebt sich dort? oh mein Gewissen!

LOUIS [der furiose Goethe] (im Garten). Ich muß noch hieher in der späten Nacht, sonst hätt ich keine Ruh. Du sitzt fest; so fest hats noch nicht an meinem Herzgen gehangen. Schenk mir die Stunde, mein Gestirn! Wenns wahr wäre, daß sie den Brand - in dem Gedanken, Tod und Hölle! Nach der Erzählung, er soll sie geliebt haben, sie ihn, (knirscht mit den Zähnen) und ich härmte mich bleich und ohnmächtig; läg hier des Nachts auf der Fußschwelle, leckte ihre Fußtritte - ich muß hin, mich letzen, (eilt nach der Thür; wirft sich auf die Schwelle) Gesandtin! hier, wo du auftrittst, muß ich liegen; und glaub, König zu seyn. Ha! hätt ich nur dein Bild, ich löscht es aus mit meinen feurigen Küssen - er genöß dich - oh so geh die Welt zu Grunde, mein Vater, sein Vermögen und ich! Ich will das Stück blasen, und weckte ich das ganze Haus auf. Mächtige Reize, die ihr mich so hingeworfen, so wie ein Blitz niedergeschmettert. Oh das Feuer! das Feuer! (Bläbt eine sanfte Melodie auf der Flöte. Nachdem er eine Weile geblasen, Gesandtin am Fenster. Louis, ders öffnen hört, [flüstert] leise) Göttin!

GESANDTIN [1. Urania]. Oh Brand! Brand! daß du mir das Leben nimmst!

LOUIS [der furiose Goethe]. Sie wars, sie wars. Sprach seinen Namen, und ihre Stimme ist mir Donner, mehr als Donner und Gift. So muß ich an ihrem Busen liegen, und sollte sie in der ersten Umfassung des Tods seyn. Brand! Brand! daß du mir das Leben nimmst.

II. AKT

ERSTE SCENE.

Louis im Neglige, lesend.; Blum.

LOUIS [der furiose Goethe]. Oh die verfluchten Bücher! da steht sie, da und da, und allenthalben. Läs ich schön - schön von ihr? - Arme Menschen, was ist eure Sprache, wenns einem so ist. An ihrem Busen schwur ich, zu liegen, nichts, nichts soll das Wort mehr wegwischen! diese Nacht! (Klingelt.) Wo ist der Kammerdiener? Meinen Überrock. Ich muß ihr Haus sehen.

BEDIENTER. Herr Baron, Blum ist da.

LOUIS [der furiose Goethe]. Laßt ihn kommen!

BEDIENTER. Er ist schon auf dem Weg.

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich will ihm warm machen.

BLUM [Heinrich Merck]. Guten Morgen, guten Morgen, Herrchen! Du siehst verflucht zerstreut aus.

LOUIS [der furiose Goethe]. Du darfst davon reden. Hast du heunt wieder dort logirt?

BLUM [Heinrich Merck]. Laß dir den Spuk erzählen!

LOUIS [der furiose Goethe]. Hier sind andre Dinge.

BLUM [Heinrich Merck]. Laß dir nur erzählen! Ha, ha, was hätt ich drum geben, wär mein junger Graf da gewesen.

LOUIS [der furiose Goethe]. Wo denn? mach nur hurtig!

BLUM [Heinrich Merck]. Laß mir Chokolade bestellen! Weißt wohl.

LOUIS [der furiose Goethe]. Ausgemergelter! Mach nur fort; du sollst dich wundern hernach.

BLUM [Heinrich Merck]. Hör, mach mich nicht bös mit deiner Eil! Was soll das? Nu hör. Gestern Abend nach der Komodie war ich bey Sophgens, nun das versteht sich.

LOUIS [der furiose Goethe]. Was du nur da machst?

BLUM [Heinrich Merck]. Ich figurir, wie die schlechten Komödianten, närrisch, bitter närrisch. Wem thuts weh? Nu gut. Da waren die Schöne-Geister.

LOUIS [der furiose Goethe]. Was gehen mich die Kerls an?

BLUM [Heinrich Merck]. Hör nur das Zeugs! Junger Herr, man kommt ja nicht aus mit dir. Das sind dir nun Kerls, hatten das Maul beständig voll von Versen, Amors und den Schwenk, das geht mich nichts an. Weiter!

Champagner, Bourgogner, Malaga floß; da fühlten sie sich bey den Maidels - anfangs giengen sie mit ihnen um, wie mit Göttinnen; ganz sanft und seiden, wurden endlich wilder. Da führt der Teufel auf einmal drey Officiers herbey, die rochen sie gleich. Der eine kam zu mir: was thun die Hunde da? wir brauchen die Maidels -

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich laß dich zum Haus hinausschmeißen.

BLUM [Heinrich Merck]. Hör nur, wie sie geprügelt wurden.

LOUIS [der furiose Goethe]. He! die Peitsche!

BLUM [Heinrich Merck]. Ich rauf dir die Haare aus, Lecker, du. Was steckt dir im Kopf? Chokolade bestell!

LOUIS [der furiose Goethe]. Setz dich! Du gehst mit dem Brand um.

BLUM [Heinrich Merck]. Ein treflicher Mensch.

LOUIS [der furiose Goethe]. Blum, entschließ dich diesen Augenblick, alles haarklein zu erzählen; oder ich schieß dich zusammen. Siehst du hier?

(Nimmt eine Pistole, schließt die Thür ab.)

BLUM [Heinrich Merck]. Was dann? Bist du mondsüchtig¹¹⁶?

LOUIS [der furiose Goethe]. Mehr als mondsüchtig. Sag! du mußt wissen, wie steht der Brand mit der Gesandtin?

BLUM [Heinrich Merck]. Guter Freund mit dem ganzen Hause.

LOUIS [der furiose Goethe]. Will ich das wissen? Du kommst mir nicht vom Fleck. Ich laß meine Leute kommen, bind dich an, und laß dich hauen, bis du gestehst.

BLUM [Heinrich Merck]. Mich?

Louis. Ich hab keine Vernunft mehr. Wärst du mein Vater, ich macht es so. Wie steht der Brand mit der Gesandtin?

BLUM [Heinrich Merck]. Was weiß ich?

LOUIS [der furiose Goethe]. Du weißt, sie hat mich rasend gemacht. Und meynst du, ich wollt mich immer mit den elenden - begnügen? heraus mit; wie stehn sie zusammen? Und wenn dirs im Grund des Herzens säße; ich reiß es heraus.

BLUM [Heinrich Merck]. Wie kann ichs aber wissen?

LOUIS [der furiose Goethe]. Weil du's wissen muß, und weil ich Spur hab. Ich will dirs erzählen. Schon viele Nächte hatt ich mein Lager auf der Gesandtin ihrer Schwelle, die Witterung mochte seyn, wie sie wollte. Vor einigen Tagen war ich in der Nachbarschaft; hörte den Brand im Garten eine Melodie blasen, lernte sie, gestern Abend auf ihrer Schwelle blas ichs ihm nach - o Donner! Donner! ihre Engelstimme!

BLUM [Heinrich Merck]. Was? was?

LOUIS [der furiose Goethe]. Sie öffnete das Fenster, rief Brand, Brand! ich wars, zu dem sie's rief. Nun was machst du Augen, Balg? Wie steht dirs an? Hab ich Spur? hab ich?

BLUM [Heinrich Merck]. Daß dich der Donner erschlug in die Erd hinein! Hättst du mich erschossen, wär mir lieber. Nun ich will dirs sagen, sie lieben sich, ja sie hängen zusammen von ihrer Kindheit. Aber hör noch das! Du weißt, daß ich alle Menschen hasse; alles, alles, was Mensch ist, Mann und Weib, nichts such, als ihnen zu schaden, so sehr ich kann. Bey Brand mach ich eine Ausnahme; ihm will ich mein Leben geben, nutzt's ihm was. Und wo du was unternimmst, wo du's verräthst, so stoß ich dich mit dem Brodmesser übern Haufen, und sollt ich aufm Rad sterben! Hörst du, Taug nichts? Das bist du; kannst nichts anders seyn; der Fürst machte dich im Ehebruche, verführte deine Mutter¹¹⁷, und dein Vater ließ es geschehen und nahm Geld¹¹⁸; du kannst nichts bessers seyn. Daß dich der Donner erschlug! meinen Brand! - ein Brodmesser, gräflicher Bube, wo ich dich treff, ein Brodmesser, und du sollst krepiren! Das ist meine Meynung.

LOUIS [der furiose Goethe]. Bist du fertig? Und du sollst mir behilflich seyn, must es seyn. Ich muß sie an meine Brust drücken, und sollt ich über euch alle hinaus.

BLUM [Heinrich Merck]. Den Teufel sollst du! eine alte Hexe, der die Kinnladen herausstehen, die Zähne gefault sind, die weiße Haare ums Kinn hat. Mit Warzen und Finnen überzogen, und die Beine zusammen rappeln, wenn du sie anrührst. - Ein Brodmesser, gräflicher Bube!

LOUIS [der furiose Goethe]. Sey ruhig, du! Chokolade, Chokolade, nicht wahr Blum? Chokolade, da kommt dirs wieder?

BLUM [Heinrich Merck]. Legt sich Nächte lang hin. Hätt ichs gewußt, du hättest mir liegen sollen,

LOUIS [der furiose Goethe]. Mit dem Alten, dem Gesandten, allen wärs aus gewesen, ich trieb's zurück.

BLUM [Heinrich Merck]. Gewaltiger Ruhm! die Absichten -

¹¹⁶ Richtig: mordsüchtig?

¹¹⁷ Hier posaunte Goethe sogar seine uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII., einem Wittelsbacher, in die Welt hinaus.

¹¹⁸ Goethes Pflegevater, der kayserliche Rat Caspar Goethe, wußte selbstverständlich, daß die Katharina Elisabeth Textor eine kaiserliche Maitresse war.

LOUIS [der furiose Goethe]. Für was hältst du mich, Blum, für ein Bete? Der Geheimderath sollte diesen Morgen Audienz haben, ich hab's ihm absagen lassen. Wär die Gesandtin nicht - sie sollten mir gebüßt haben. Wie sind sie meinem Vater begegnet! Und mir, der Franz, der Alte war mir auch schippig [richtig: schnippig]. Aber sie! - Blum, leb auf, wenn ich sie nenn, abgestorbener Ast ohne Saft, leb auf! Du fühlst, ich seh dir's an, du fühlst. Ists Wunder? einen Todten müsten ihre Blicke zum Leben bringen.

BLUM [Heinrich Merck]. Du sollst mir nicht zu deinem Zweck kommen, sollt ich meinen Mund voll Gift dir entgegen tragen, um dich zu vergiften.

LOUIS [der furiose Goethe]. Chokolade!

ZWEYTE SCENE.

Gesandtin. Gesandter.

GESANDTIN [1. Urania]. Gewiß nicht, Lieber!

GESANDTER. Nein, dir liegt was aufm Herzen, und was dir ist, ist mir auch; dir kann nichts wehe thun, was ich nicht doppelt fühle. Laß mich den Gedanken nicht herumschleppen! Um meiner Ruhe willen, liebes Malgen, sag, was ist dir?

GESANDTIN [1. Urania]. Nichts, Wilhelm, nichts. Du kennst mein weiches Herz, du weißt, was die Einbildung für Vermögen über mich hat, wenn sich einmal so was eingeschlichen hat - es ist würrklich nichts, lauter Einbildung, sey ruhig!

GESANDTER. Malgen!

GESANDTIN [1. Urania]. Sieh mich nicht so an, ich möchte gleich weinen. Gütigster! wie verdien ichs!

GESANDTER. Wie kannst du so was sagen, Beste? es kränkt mich. Sag was kann ich thun? alles will ich thun. Ich fürcht immer, ich begegnete dir nicht wie ich sollte. Ach, daß man nicht sein eigen ist, und so die Stunden des Lebens einem vergällt werden. Du mußt denken, die Schuld sey oft nicht mein.

GESANDTIN [1. Urania]. Genug, genug, lieber Wilhelm! ich wär glücklich. Du hast Wort gehalten, heiliges Wort hast du gehalten. Du gehst mit mir um - Wilhelm!

GESANDTER. Und du! Find ich nicht alle meine Glückseligkeit in dir? Wenn ich nur so eine Stunde des Tages mit dir zubringen kann, bin ich getröstet, und müßt ich auch noch einmal so viel Beschwerden und Bitterkeiten ausstehen. So ein Weib wie du - liebes Malgen, was sind denn alle Bitterkeiten der Welt. Malgen.

GESANDTIN [1. Urania]. Zu wem sagst du das?

GESANDTER. Du bist doch gar zu weich. Weinst schon wieder. Du mußt was haben, das dir Kummer macht. Sag mir's; ich kann nicht ruhig seyn.

GESANDTIN [1. Urania]. Nichts, nichts.

Geheimderath kommt.

GEH. RATH. Was das heißen soll, was das bedeuten soll? Für was halten sie mich? Guten Morgen, Malgen, hast ja gar geweint.

GESANDTIN [1. Urania]. Freude, lieber Papa!

GEH. RATH. Das ist mir lieb, Malgen. Man muß jede Stunde nehmen, das Leben zu fühlen. Ich haß es am Menschen, der sich nur einen Augenblick durch was verdirbt. Was das bedeuten soll? Sie lassen mir die Audienz absagen.

GESANDTER. Die Audienz absagen?

GEH. RATH. Ja, ja, die Audienz beym Fürsten. Es wird ihm nicht gelegen seyn; mags! Ich muß hier stille sitzen, soll nicht an Hof gehen. Kein Wunder, ich rennte hin. Einen ehrlichen Mann herumführen! Warum war ich ehrlich? Daß sie mich foppen jetzt? Sollte man nicht die Stunde verfluchen, die man ihnen aufgeopfert? Mein Leben und Kraft. Ein Schurke hätt ich seyn sollen, dumm und boshaft. Verzeih mir Gott, ich will so bleiben.

GESANDTER. Geduld! Geduld!

GEH. RATH. Freylich.

GESANDTIN [1. Urania]. Lieber Papa, es wird so schlimm nicht seyn.

GEH. RATH. Ja, wenna die Weiber einmal sähen! Nun, was wollen sie, was können sie wollen! Ich bin zwanzig Jahr in Diensten, hab ihnen das Land gestellt, wies jetzt steht. Sie sollen herum gehen, wo's fehlt. An keinem Ort, wo ich zu thun hatte, außer wo die Jungens die Nase hinsteckten. Die feinen Kavaliers, die nichts thun, als Weiber und Töchter verführen und sich herausputzen. Fällt ihnen ein dummer Gedanke beym Wein ein, flugs zum Fürsten, der hört denn alles, da gehts krebsgängig, auf die letzt muß denn doch der alte Rath herbey -

GESANDTER. Wohl, daß es so ist!

GEH. RATH. Ja wohl. Laßt mich meine Rechtschaffenheit ins Grab mitnehmen; ich mag weiter nichts. Fecht jeder, der nachkommt. Ich hab Kinder, die mich freuen. Nicht wahr Maidel, ich muß dich immer so

heißen, kleines zartes Ding?

GESANDTIN [1. Urania]. Lieber Papa.

GEH. RATH. Hätt der Franz ein bisgen von dir! Nun, er ist auch gut, er wird ein edler, redlicher Kerl. Das ist freylich nun gefährlich. Nu, nu mein Reichthum.

GESANDTIN [1. Urania]. Soll ichs Frühstück holen?

GEH. RATH. Thu's, mach mir ein Butterbrod, Malgen!

GESANDTIN [1. Urania]. Recht gern.

GEH. RATH. Auch hat uns der Graf auf diesen Abend invitiren lassen.

GESANDTER. Haben Sie zugesagt?

GEH. RATH. Nicht anders. Fürchten wir uns für ihm? Ich wills ihm unter die Nase reiben. Er soll mir nur kein Wesen machen!

GESANDTER. Geduld!

GEH. RATH. Und das sagt, er immer. Freylich Geduld, das Weibding müssen wir herbergen. Oh mir nagts am Herzen! Wer kann dafür? Es lernt sich viel. Da kommts Frühstück. Laß die Kleinen kommen, Malgen, daß sie mir was vorlallen, da ists doch noch wahr.

DRITTE SCENE.

Landhaus. Zimmer. Antike Köpfe und Zeichnungen.

FRANZ [der affektierte Goethe] (einige Bücher vor ihm liegend). Weg Quark, alles. Der nächste Weg zum Narren zu werden, ist, sich ein System bauen zu wollen. Habs lang gedacht. Da arbeitet man sich durchs Zeugs, bis man einen auf dem Punkt hat, woraus er das Ding ansieht, das er Weisheit und Wahrheit nennt, glaubt mans ertappt zu haben. - Vom Thron der Weisheit strahlt herab - Was? Weisheit? - Seifenblase, Schaum! Vom Thron der Wahrheit - o ihr hungrigen Poeten, die ihr sie alle mit hellen Farben gemahlt, mit dem hellen Glanz der Sonne vergoldet und verglichen! Was strahlt sie dann? siehe da, Narrenkappen hellbeleuchtet, Leute gekrönt damit, die Philosophen heißen. - Lieber Gott, da wird doch kein bißgen genutzt. Meintwegen, ich will kein Buch mehr ansehen. Wenn sie doch dächten, daß es nichts ist mit ihrem Thun, daß Nebel ist, und seyn muß um ihr Gehirn; sich nicht alle Kraft, die ihnen etwa der Himmel gegeben, durch fatales Nachdenken über Sachen, von denen sie nichts wissen können, auftröckneten. Laßt mir meinen Shakespear und Homer. Wir bleiben zusammen bis in Tod. (Stellt sich vor einen Kopf des Laokoons, und drauf vors Brustbild der Venus.) Mein Laokoon, was hast auch du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von dir, und große Leute reden, warum du den Mund aufthust? Hätten sie so vor dir gestanden mit dem innigsten Gefühl Venus! Ausdruck der Gottheit, Leben, Weben, alles - es ist ein Augenblick, nur ein Augenblick - da steh ich oben.

LÄUFER. Guten Tag, Franz. Stehst du schon wieder vor deinen Götzen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Sie sinds nun, meine Götter und Götzen. Bitt dich, laß das Maul heraus! Sieh, du mußt davon nicht reden. Kommst mir just vor, wie die Kerls, die sich dahin stellen, Schönheiten suchen, Ideal, was weiß ich, denn Regeln schreiben, definiren und schwatzen, und das all ohne Gefühl.

LÄUFER. Haben doch auch Sinnen und Herz.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Laß es so! mich ärgerts, wenn ich davon reden hör. Der Künstler hat Sinnen¹¹⁹, wovon sie nun niemals gefühlt, noch gehört. Und was denn der mit allen seinen fassenden, durch und durch schauenden Blicken sieht, mit der äußersten Intensivität - doch was red ich dir?

LÄUFER. Mit dir kommt man nicht aus. Da bring ich dir was neues übern Selbstmord.¹²⁰

FRANZ [der affektierte Goethe] (siehts an). Wieder eine schöne Prise zum Ärger für mich! Thu's weg. Könnt ich ihnen doch all das Gehirn austreten, die für oder darwider schreiben. Seit die Welt steht, haben sie's Maul aufgerissen, disputirt und geschmiert, keiner trifts, kanns treffen. Ach wie wißt ihr, was im Menschen vorgeht zur selben Zeit. So lang er Kraft hat, sich zu souteniren, bleibt er euch gewiß. Übersteigt sie seine Eitelkeit, Selbstigkeit - das läßt sich nicht angeben. Bedauert ihn, er mußte wohl losreißen.¹²¹ Da liegt eben, daß sie das Leiden des krümmenden Wurms, in dem sichs peinlich wälzt, nur in der Ferne sehen, denn erst sehen, wenn er schon weg ist. Träten sie näher; sähens, wies in ihm arbeitet, denn reif wird - - Unglücklicher, ich hab dir immer nachgeweint, als wärst du mein Bruder.¹²²

LÄUFER. Du scheinsts zu vertheidigen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Nimmer. Laß mir meine Kraft!

LÄUFER. Kommst du heute in die Stadt, Julien zu sehen?

¹¹⁹ Eigentümliche Orthographie Goethes: >Sinnen< anstatt >Sinne<.

¹²⁰ Erst nach dem Erscheinen des >Werther< und wegen der Empörung, die Werthers Selbstmord in Deutschland hervorrief, begann sich Goethe intensiver mit dem Thema Selbstmord zu beschäftigen.

¹²¹ Im Sinne von: den Pistolenhahn abdrücken, d. h. sich erschießen.

¹²² Jerusalem ist gemeint.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ach sehen. Was das wieder für ein garstig Wort ist.

LÄUFER. Nun so weiß ich auch nicht.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Fühlen, fühlen, da stehen.

LÄUFER. Aber war das nicht? Allen kams gesucht vor. Stellst dich dahin zwey Stunden, hattest sie nie gesehen, redst kein Wort, bist weg -

FRANZ [der affektierte Goethe]. Lieber, was konnt ich sagen. Mein Herz war über, da sie kaum die Harfe berührte. Und wie das fortgieng, die Arie dazu - in mir lag das alles schon vorbereitet. Jeder Ton fand in mir das Echo, hier traf alles hin. Und da wundert ihr euch, daß ich da stund. Was konnt ich reden? Eure Komplimente nachlallen, o Mademoisell, göttlich, göttlich. Ist das was? Oh wenn sie nicht mehr gefühlt hat, was in mir vorgieng, wenn sie nicht die Fülle meines Herzens sah bey meinem tiefen Schweigen, wenn ihr Aug nicht entdeckte, was auf meinem Gesicht sich zeichnete -

LÄUFER. Sie hats. Aber die Leute -

FRANZ [der affektierte Goethe]. Schon wieder das Hundegeschwätz.¹²³ Wiegt ihr denn alle ein Wort auf, das sie sagte? ich lauschte und verstund sie. Die Jungens faselten um sie herum, dachten Wunder, wie hoch sie stünden, der Franz stund in der Ecke, und hatte die besten Stunden seines Lebens.

LÄUFER. Es hat allenthalben Lärmen gegeben.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was kümmert mich das. Und wie glücklich! Aus diesem Glas hier, hat sie Wasser getrunken.

LÄUFER. Wie bist denn du dazu gekommen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Sie trank Wasser, stellte das Glas bey Seite, ihr alle um sie herum, und so steckte ichs in die Tasche. Wenn ich aus dem Glas trink.

LÄUFER. Ein schönes Glas.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Nicht wahr, der goldne Schnitt?

LÄUFER. Ob sie dich wieder liebt?

FRANZ [der affektierte Goethe]. So lieb ich sie, und wenn sie's auch nimmer thäte. Ich bin gestraft genug, ich gieng aus Eitelkeit mit dir hin, weil du sagtest, es dörfe keiner von Liebe mit ihr reden. Ich wollte die Heldin forschen - aber so dacht ichs nicht. Das heilige Wesen, das sie begleitet. Wenn ich ihr Profil sehe, die Geistesruhe, das sanfte, wohlwollende, sie ist ein erstaunendes Wesen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Kerls um sie herum sind.

LÄUFER. Geh mit!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Laß mich allein hin! Ich geh zu meinem lieben Doktor¹²⁴ in die Stadt, da werd ich oft da seyn.

LÄUFER. Ein wunderbarer Mensch, der Doktor.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, den ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich seyn kann. Läufer, der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war.

LÄUFER. Willst du nicht mitgehen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Allein will ich hingehen. Hör, Läufer, du plauderst gern, und sollte es auch zum Nachtheil deiner Freunde seyn - nimm dich in Acht.

[...]

V. AKT

ERSTE SCENE.

Gesandtin. Malgen.

GESANDTIN [1. Urania]. Mein Vater todt; ich todt; alles todt! weine, weine Ewigkeit! Was thu ich? Was? was? - Weg vor meinen Augen weg! Willst du nicht gehen? Auf den Knien fleh ich dich; siehst du, wie ich niederfall? - Da er weg ist, wird mir leicht ums Herz - schwer, Centnerschwer. Malgen, nimm die Scheere, schneid die Schnür mir auf!

MALGEN. Ja, Mama. Ist so recht? Ach sehn sie mich doch an, liebe Mama!

GESANDTIN [1. Urania]. Wars mein Vater, der da lag, die weißen Haare übers Gesicht und todt? Wars

¹²³ Beliebter Kraftausdruck Goethes: Hundegeschwätz.

¹²⁴ Bereits mehrere Germanisten waren der Überzeugung, daß mit dem „lieben Doktor“ Goethe gemeint ist. Auch in der ersten Zeit in Weimar wird Goethe mit dem Titel Doktor bezeichnet, obwohl er gar kein Doktor war, sondern nur ein Lizenziat der Rechte besaß. Diese Einarbeitung von Goethes Person ist weniger ein Eigenlob Goethes, sondern dient zuallererst als ein Alibi, falls die Herren Zeitgenossen oder spätere Goethe-Philologen untersuchen sollten, welche Person im Stück der Autor darstellt. Aus diesem Grund bat Goethe den Freund und Schützling Maximilian Klinger, seinen Namen als Autor des Stückes herzugeben. Der reiche Goethe unterstützte den mittellosen Klinger finanziell, damit er studieren konnte.

mein Vater? Hab ich kein Gedächtniß mehr. Ein Schlagfluß - deine Tochter - ein Schlagfluß! Wo ist denn der Herr Gesandte, Malgen? - Das Todtenkleid, schwarz, wie meine Sünde. Komm ich dorthin, will ichs gleich sagen, wer ich bin, das schwarze Todtenkleid!

MALGEN. Liebe Mama.

GESANDTIN [1. Urania]. Schweig doch, schweig doch, Kleine! Siehst du, das schwarze Todtenkleid! Wo ist der Herr Gesandte, Kleine?

MALGEN. Der Papa? Ach liebe Mama, was ist Ihnen denn?

GESANDTIN [1. Urania]. Geh doch weg! Ich muß das noch alles zurecht machen, stör mich nicht; ich hab heute noch viel zu thuri.

MALGEN. Wollen Sie denn Besuchen gehen?

GESANDTIN [1. Urania]. Ja, ja besuchen! Wie er mich wegschleudern wird!

MALGEN. Weinen Sie doch nicht immer! Ach der Papa hat auch geweint.

GESANDTIN [1. Urania]. Wie kann ichs aushalten, wie kann ichs aushalten? Ist denn kein Erbarmen, großer Gott? Hier lieg ich Tag und Nacht; gieb mir Gott den Tod! Muß ich Mörderin werden? -

FRÄNZGEN. Mama, der Gärtner hat mir die Rosen gegeben, ich sollt sie Ihnen bringen. Ich will Ihnen eine vorstecken.

MALGEN. Fränzgen, die Mama ist betrübt.

GESANDTIN [1. Urania] (nach einigem Schweigen). Von meinem Busen weg! Eine Rose! Ich habe die Rose gepflückt, ehe sie der Sturm entblättert. Es steht in einem Trauerspiel, glaub ich, der Vater erstach seine Tochter, eh der Sturm kam. Ach, die Rose entblättert? Der Sturm, der grausame Sturm! Die Rose entblättert, so entblättert (zerreißt die Rose) und zertreten, im Staube zertreten.

FRÄNZGEN. Warum zerreißen Sie die Rose, liebe Mama!

GESANDTIN [1. Urania]. Kinder! Kinder!

KINDER. Mama.

GESANDTIN [1. Urania]. Betet, betet mit mir!

ZWEYTE SCENE.

Gesandter. Franz.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Meine Schwester Hure geworden? Kein Weib denn, die keine ist! Verflucht alles, alles! Meine Schwester Ehebrecherin? Red, red! Ist sies? Mit meinen Händen ihr ehebrecherisches Herz -

GESANDTER. Hör mich, Unglücklicher! Es ist so; sag es sey nicht! Es ist so.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Mit Brand?

GESANDTER. Alles, wie ichs sagte.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Denn hier mein Leben, alles Ende! Gesandter, an beyden sollst du blutige Rache haben; gieb dich zufrieden! (Wird seiner Schwester Schattenriß gewahr.) Siehst du sie? Dieses Gesicht, das Ohnmögliche, betrügerische Ohnmögliche, das drinnen liegt! Man sollte schwören, es könnte Gott hintergehen. Herunter, zertreten, zertreten! So will ich dich zertreten. Fort, fort, zur Ehebrecherin! Mein Vater am Schlag todt! Ist er todt?

GESANDTER. Auf der Stelle.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hätt er sie erwürgt! Nun, er ist todt, er ist todt, Gesandter! Ach! Schwester! Schwester!

GESANDTER. Lieber Bruder, ras' nicht! Deine Schwester!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was, meine Schwester? Was? was? red mir nicht! Keiner Hur' ihr Bruder. Mörder! Mörder! - Zertreten liegst du!

GESANDTER. Ich bin ihr Mann, Franz, und -

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was?

GESANDTER. Will nachgeben [im Sinne von: verzeihen].

FRANZ [der affektierte Goethe]. Aus meinen Augen!

GESANDTER. Zu meinen Füßen hat sie gelegen, alles gestanden. Lehr michs vergessen!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wenn sie todt ist - Fort, fort!

GESANDTER. Ich laß dich nicht, bis du mir schwörst.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Nichts thu ich! Hure, Hure! Komm Gesandter, armer Gesandter!

GESANDTER. Ich bin ihr Mann, hab Kinder.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ihr Narr bist du. Ach, Bruder, Bruder; ihr Narr. War sie nicht ein Engelweib? Und sie betrog dich - Engel müssen weinen - eine verfluchte Ehebrecherin! Und alles haben sie uns genommen. Komm, Wir wollen sie strafen! Nimm deine Kinder und wir gehn heischen. Wollen betteln, deine Geschichte erzählen. Fort, fort!

GESANDTER. Sie fällt todt nieder, sieht sie dich.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wo ist Brand?

GESANDTER. Flüchtig.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Er ist in der Welt, und hätte er sich unterm tiefsten Berg vergraben, ich müßte mit meinen Nägeln durchgraben - Schwester, Schwester!

GESANDTER. Malgen! Malgen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hure! Hure!

DRITTE SCENE.

GESANDTIN [1. Urania] (im schwarzen langen Kleid, die Haare zerstreut). Jesus! mir wird ja so wohl! wenn sich doch Gott erbarmte, mich hinzunehmen, eh der Richter käm - mit flammendem Aug und brennendem Zorn! Ich fühl nichts mehr - wens der Tod wär! - Meine Hände kalt - Erstarrung - Ach all meine Sünde, all meine Sünde; noch einmal recht schrecklich - ich wollte meine Kinder segnen, und traute nicht. Großer Richter! meine armen Kleinen - Fränzgen, Malgen - was willst du denn? Still, still, ganz still! Mein Mann! - die Bilder, die sich treiben und jagen - alles dunkel, düster, schwarz. Herr geh nicht ins Gericht mit mir! Bet mirs, Fränzgen, bet mirs - Herr, geh nicht ins Gericht mit mir! - Gott! - ah - (fällt aufs Kanapee mit dem Haupt, die Arme ausgebreitet, kniend.)

VIERTE SCENE.

Franz. Gesandter.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Weib! Weib! Weib!

GESANDTER (hält ihn). Um Gottes willen!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hure, wo bist du?

GESANDTER. Malgen, Malgen, fürchte nichts, erschrick nicht! (Auf sie los.) Malgen! Malgen! was ist dir? Sie ist todt.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Todt! todt! (Auf sie los.)

KINDER (kommen gelaufen und Gesinde.) Mama, Mama!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Schwester!

GESANDTER. Malgen! (Fällt auf sie) verzeih dir Gott! ich hatte es gethan.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ist sie todt? (Fühlt sie an.) eiskalt, todtkalt! Bruder, eiskalt. Lebe wohl!

GESANDTER. Wo willst du hin? Willst auch du mich verlassen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Engel! Gott wirds unterscheiden. Meine Schwester hin, mein Vater hin, alles - so so - Bruder, es ist aus mit mir, es ist gebrochen, meine Kraft verschwunden. - Eiskalt, liebe Schwester! armes Herz, du hast einen bittern Tod gehabt. Ihre Miene sagts, ich sterbe reuend. Schwester! Schwester! - Bruder, wie wird dirs?

GESANDTER. Ach, Malgen!

FRANZ [der affektierte Goethe] (zieht eine Pistole) Brand!

GESANDTER. Wen nennst du?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Die sollte dir durch den Kopf, Malgen! Bruder, wend deine Augen weg! bitt dich, Bruder, sie soll in die Luft.

GESANDTER. Willst du das?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Nein, wir wollen heischen gehn; die Todten begraben, und heischen gehn, siehst du deine Mutter, Fränzgen? Die Kinder sind erstarrt. Denk an deine Kinder, Bruder! Laß uns die Todten begraben!¹²⁵

FÜNFTE SCENE.

Wirthshaus an der Landstraße.

v. Brand. Blum.

Blum [Heinrich Merck]. Du fällst vom Fleisch; siehst aus, wie ein Todtengerippe, fürchterlich - als hättest du im Grabe gelegen. Lieber Brand, du kannst nicht aus der Stelle gehn. Mir blutet das Herz, dich so leiden zu sehn.

v. BRAND [der reale Goethe]. Ach Blum! -

BLUM [Heinrich Merck]. Sprich mit mir!

v. BRAND [der reale Goethe]. Überall schleicht sie mir nach. Schon drey Nächte hintereinander sah ich sie in Todtenkleidern; sie winkt mir mit Geberden, mit Zeichen - ich muß verzweifeln, wens noch länger

¹²⁵ Goethe dachte ebenfalls an sein Kind. An seinen und Uranias Sohn: Ludwig Tieck. Dies war ein starker Halt für Goethe.

dauert. Ich glaub, sie ist todt.¹²⁶

BLUM [Heinrich Merck]. Wenn du nur fortkönntest! Wir wollten uns in die Chaise setzen; und gehs, wies wolle; ich seh, du kannst nicht leben und sterben. Es kann auch nicht lange mehr dauren mit dir! und ob sie mich mein Leben auf die Festung setzen, oder nicht! Ich mag doch von allen andern Menschen nichts mehr wissen, bist du weg. Nun hör doch, lieber Brand, komm doch ein bisgen wieder zu dir!

v. BRAND [der reale Goethe]. Was hab ich gethan? Die nagende, peinigende Verzweiflung - in Schande und Grube gestürzt; sie hats keinen Tag ausgehalten. Lieber, schieß mich¹²⁷ vor den Kopf, daß ich weg komme! Warum rissest du mich weg? Schaff mir Nachricht, oder mit diesem Messer ich hab noch so viel Kraft, mirs durch die Brust zu stossen.

BLUM [Heinrich Merck]. Wart nur, bis du ein wenig wieder bey Kräften bist, denn geh ich mit dir hin.

v. BRAND [der reale Goethe]. Ach, mir ist doch alles zerschlagen!

BLUM [Heinrich Merck]. Armer Brand, du bist wohl zerschlagen.

v. BRAND [der reale Goethe]. Denk nur; der arme Gesandte, und das Weib! Blum, um Gottes willen, gieb mir Gift, und geh heimlich weg! es kennt dich kein Mensch hier. Du siehst, daß ich mehr Verdammung hier [auf Erden] leide, als dort [im Jenseits]. Ach, wenn dus nur eine Zeit fühltest; so kurz, daß ich sie nicht nennen kann, du würdest Mitleiden mit mir haben.

BLUM [Heinrich Merck]. Ich wollte dirs gern abnehmen.

v. BRAND [der reale Goethe]. Ich muß zurück.

BLUM [Heinrich Merck]. Du sollst nicht!

v. BRAND [der reale Goethe]. Du sollst nicht - sags nicht mehr, willst du mich hier [auf der Erde] gefangen halten in Höllenpein?

MAGISTER (kommt). Meine Herren; um Verzeihung, daß ich so frey bin, und hereinkomme; ich wollte Sie nur fragen, ob Sie nicht wüßten, wo mein Hühnchen hingekommen. Mein liebes Sußgen, ach ein böser Bube hat mir sie gestohlen.

BLUM [Heinrich Merck]. Seine Tochter?

MAGISTER. Mein liebes Sußgen, das ich so werth hielt, macht mir so viel Leiden; ich laufe in der Wüste herum, rufe ihr, und höre sie nicht.

BLUM [Heinrich Merck]. Wer ist er denn?

MAGISTER. Der Magister Braun.

BLUM [Heinrich Merck]. Aus der Stadt?

MAGISTER. Ja, wissen Sie was?

BLUM [Heinrich Merck]. Geb er mir erst Antwort!

MAGISTER. Hurtig, hurtig, lieber Herr! wo ist mein Sußgen?

BLUM [Heinrich Merck]. Weiß er was von dem Gesandten und seiner Frau?

MAGISTER. Sie und ihr Vater sind den Tag begraben worden, als ich weggieng. Ach ein großer Jammer!

v. BRAND [der reale Goethe]. Sie ist todt? ich hab Kräfte, sie ist todt! (Ab.)

BLUM [Heinrich Merck] (ihm nach).

MAGISTER (hält ihn). Mein Sußgen!

BLUM [Heinrich Merck]. Im nächsten Dorf, ist Fritz mit einem Mädgen. (Ab.)

MAGISTER. Der Schelm! der Böswicht! Ach mein Hühnchen, soll ich dich wieder haben?

SECHSTE SCENE.

Kirchhof.

v. BRAND [der reale Goethe] (auf einem Grabe). Da unten liegst du? die Erde all über dir? Los, los! weg, verfluchte Erde! Meiner Liebe näher! ich muß ihren Sarg, auf ihrem Sarg mein Leben ausbluten. Ach, Malgen, (wühlt in die Erde) mein Leben auf deinem Grabe ausbluten! ihr nach, ihr nach – (wühlt immer fort. Der Uhu schreyt) der Todesvogel! brauche keinen Todtenruf. Hab die Liebe getödtet. Verdammung ewig über mich! Saust, Winde; reißt meine Seele weg; weht sie hin in Nichts! Tief - nicht tiefer! Engel, deine heilige Ruhe stören mit verfluchten Händen - Gieb mir Raum in Todesgruft! Nicht weiter - deine heilige Ruhe - lieg still, Todesstill! Gieb mir Raum in Todesgruft! Nicht weiter - deine heilige Ruhe - lieg still, Todesstill! Gieb mir Raum in Todesgruft! dring, mein Blut, zum Sarg hinan! Kraft! Kraft! (Bohrt sich ein Messer ins Herz.)¹²⁸

¹²⁶ Halluzination Goethes. Er sah seine verstorbene Geliebte nachts in Alpträumen.

¹²⁷ Eigentümlichkeit Goethes: >mich< anstatt >mir<. (Lieber, schieß *mir* vor den Kopf ...)

¹²⁸ Von Brand, alias Goethe, bohrt sich ein Messer ins Herz. Goethe bekannte in >Dichtung und Wahrheit<, daß er ebenfalls nahe daran war, sich ein Messer ins Herz zu bohren. Wiederum ein eindeutiges Indiz für Goethes Verfasserschaft. Der klassische Selbstmord war früher wie heute der Pistolenschuß, wie sich Jerusalem umbrachte.

LETZTE SCENE.

Gesandter auf einem Acker grabend. Zwey Kinder, in der Furche spielend.

Franz an einem Baum. Fränzgen neben ihm.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hast du mich ganz vergessen, Minna? ich denk deiner immer noch, vergessen von dir und aller Welt: Oh der böse Bube! Pfropft einen Baum.

FRÄNZGEN. Was machst du an dem Baum?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich schneid ein Reisgen ein, ich nahms vom Birnbaum dort.

FRÄNZGEN. Die Birn schmecken gut.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Mit der Zeit trägt dieser auch die Birnen.

FRÄNZGEN. Die nemliche? das ist schön! Das thut das Reisgen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ja, Fränzgen, das kleine Reisgen schlägt an, wächst hinein, zieht Kraft vom Baum, und wird groß. Denn dauerts eine Weile, und denn haben wir viel von den Birnen. Red mit deinem Vater, Fränzgen! sag, warum er so still wäre?

FRÄNZGEN (läuft hinüber). Lieber Papa, warum reden Sie heut nichts?

GESANDTER. Beym Abendbrod will ich viel reden, Fränzgen.

FRÄNZGEN. Sie könnten aber auch jetzt mit uns reden. Den Abend erzählen Sie uns wieder von der lieben Mama?

GESANDTER. Ja, Fränzgen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was ist dir, Bruder?

GESANDTER. Mir ists ganz wohl. Was kann uns fehlen? wir haben alles.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Sie haben uns eine Last abgenommen, da sie uns Vermögen und Ehrenstellen nahmen. Bruder, wir leben uns.

GESANDTER. Ja wir leben uns.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wenn du nur gesund wärest!

GESANDTER. Das ändert sich schon. Ach! meine Liebe über den Sternen!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ach! nun bald ein Jahr, Bruder.¹²⁹

GESANDTER. Wirds ein Jahr, und ich lebe noch¹³⁰, wandle ich an dem Tag an ihr heiliges Grab, [und] das alle Jahr, so lang meine Wallfahrt hier noch dauert! Ach meine Liebe über den Sternen!¹³¹

IV. Kapitel

Wer ist der Verfasser – Lenz oder Goethe?

Kapitel IV.1: Chronologie der wichtigsten Ereignisse

Über Goethes Verhältnis zu Jakob Michael Reinhold Lenz sind bereits mehrere Bücher veröffentlicht worden. Aber ohne den wirklichen Goethe gekannt zu haben, ich meine speziell meine Entdeckungen zu Goethes Biographie, konnte ein Germanist, bzw. ein Goethe-Philologe natürlich auch nicht das wahre Verhältnis zwischen den beiden Zeitgenossen und Schriftstellern richtig ausloten. Ein wesentlicher Aspekt des Zerwürfnisses zwischen den beiden Dichtern durfte ebenfalls bis in jüngste Zeit nicht veröffentlicht werden, bzw. ist noch heute verpönt: die offensichtliche Tatsache, daß Goethe ein Atheist und Lenz ein Theist war. Gerade im Verhältnis zwischen den beiden Dichtern tritt uns der Stürmer und Dränger Goethe in großer Deutlichkeit zu Tage, so daß es sich lohnt weiter auszuholen, bzw. mit der Untersuchung der Verfasserfrage von einigen Werken, die bisher Lenz zugeschrieben wurden, die sogenannte Sturm und Drang – Periode noch genauer und realistischer als bisher darzustellen.

Hier zuerst eine Chronologie der wichtigsten Ereignisse der Sturm- und Drang – Periode:

Goethes fixe Idee war jedoch, sich ein Messer durchs ach so bedrängte und liebende Herz zu bohren. Siehe auch >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Goethe<, noch eine Goethesche Autobiographie.

¹²⁹ Das Stück ist daher kurz vor dem 18. April 1774 von Goethe geschrieben, bzw. diktiert worden. Nicht ganz ein Jahr nach Uranias Tod.

¹³⁰ Suizidgedanken Goethes.

¹³¹ Auch dies kann nur Goethe und nicht Klinger gewußt haben. Goethe wanderte mehrmals von Frankfurt nach Darmstadt zum Grabe Uranias. Er wurde daher von Lila, alias Louise von Ziegler, ein Pilger, ein Pilgrim genannt, weil er zu Uranias Grab wie zu der heiligen Stätte seines verlorenen Lebensglücks wanderte. Der eindeutige schriftliche Beweis einer Zeitgenossin dafür, welche Frau Goethe in der Wirklichkeit liebte: Henriette Alexandrine von Roussillon und nicht Lotte Buff. Goethes Musengöttin Urania „lebte“ über den Sternen. Siehe dazu auch das Kapitel >Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

- Mai 1773: der >Ossian< in Goethes Übersetzung erschien; bald darauf der >Götz von Berlichingen<;
- Sommer 1773: erste Arbeiten Goethes am >Faust<;
- Spätsommer 1773: Arbeit am >Prometheus< - Fragment;
- Oktober 1773: Goethe schrieb >Götter, Helden und Wieland<, eine Satire auf Wieland und seinen >Mercur<, ausgelöst durch Wielands >Alceste< und seine >Briefe über das deutsche Singspiel „Alceste“<;
- Herbst 1773: Verspottung von J. G. Jacobis anakreontischer Schäferpoesie in den >Frankfurter Gelehrten Zeitungen<;
- Januar 1774: Druck der Goetheschen Satire >Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes<, die eine Übersetzung des Neuen Testaments durch den Reform-Theologen K. F. Bardt verspottet;
- März 1774: Druck der Satire >Götter, Helden und Wieland< durch Lenz
- Frühjahr 1774: Freundschaft Goethes mit dem jungen F. M. Klinger, Goethe schenkt ihm die Manuskripte verschiedener Dichtungen zur finanziellen Unterstützung seines Jura-Studiums; darunter das Werk >Das leidende Weib<;
- Ende Mai 1774: Entstehung des >Clavigo< in knapp einer Woche;
- Herbstmesse 1774: der >Werther< erschienen;
- Ende 1774: Heinrich Leopold Wagner siedelte von Straßburg nach Frankfurt;
- Dezember 1774: Goethe diktierte Klinger >Das leidende Weib<;
- Februar 1775: Wagners >Prometheus< erschienen;
- Febr.-März 1775: Entstehung von Goethes >Stella<;
- März 1775: Wagners Satire >Prometheus, Deucalion und seine Rezensenten< erschien, gegen die Kritiker von Goethes >Götz< und >Werther< gedacht,
- Ende Mai 1775: auf seiner Schweizerreise kam Goethe eigens nach Straßburg, um Lenz zu besuchen; Lenz begleitete Goethe bis nach Emmendingen, Besuch von Goethes Schwester Cornelia und Schwager Schlosser;
- Juli 1775: auf der Rückreise besuchte Goethe wiederum Lenz in Straßburg;
- September 1775: in der >Iris< erschien F. H. Jacobis Roman >Allwill<, in welchem von Goethes Leben „dichterischer Gebrauch“ gemacht wurde;
- Herbst 1775: Goethe überließ H. L. Wagner das Autorenhonorar von seinen Aufsätzen >Nach Falconet und über Falconet<, die >Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe< und von einigen Gedichten, erschienen unter dem Titel >Aus Goethes Brieftasche<;
- Die Dramen >Der neue Menoza<, >Der Hofmeister< >Die Soldaten< angeblich von Lenz, >Das leidende Weib<, angeblich von Klinger, sind eindeutig Werke Goethe: Er schenkte sie den Freunden, um ihnen zu Einkünften zu verhelfen, diese waren nur die Kopisten und die Lektoren, da Goethe zu faul war, die Werke zu überarbeiten;

Kapitel IV.2: Zur Biographie von J. M. R. Lenz

Im April 1771 kam der zwanzigjährige Student der Theologie Jakob Michael Reinhold Lenz aus Livland als Reisebegleiter und Dolmetscher der beiden jungen kurländischen Barone von Kleist, die in französische

Militärdienste zu treten beabsichtigten, in Straßburg an.

Lenz sandte im Jahre 1772 das Manuskript seines Werkes >Miles gloriosus< an Salzmann zur Beurteilung, der, ohne den Namen des Verfassers zu verraten, das Stück an Goethe nach Frankfurt schickte. Da Goethe auf eine Besprechung des Werkes einging, trat auch Lenz aus seinem Incognito hervor. Jetzt erst kam es zu einem Briefwechsel zwischen den beiden, der bald zu herzlicher Freundschaft führte.

Nachdem im Jahr 1773 Goethes >Götz von Berlichingen< erschienen war, sandte Lenz dem Freunde den Aufsatz >Unsere Ehe<, in welchem er auf die innigste Verbindung zwischen ihnen drang.

Das Verhältnis zwischen Goethe und Lenz gestaltete sich immer vertrauter und führte zunächst zu einem Angriff auf den gemeinsam gehaßten Wieland. Anfang 1774 ließ Lenz mit Goethes Genehmigung dessen Posse >Götter, Helden und Wieland< in Kehl drucken. Wenn Goethe später urteilt, Lenz habe ihn mit der Drucklegung derselben in der öffentlichen Meinung und sonst (?) zu Grunde richten wollen, so ist diese Anklage haltlos.¹³² Lenz haßte, wie die ideal gesinnte deutsche Jugend überhaupt, den „Sittenverderber“ Wieland wegen seiner Frivolität. [...] Das Einvernehmen zwischen Lenz und Goethe war damals das beste.

Lenz gehörte zu den Gründungsmitgliedern der am 2. November 1775 von Salzmann gegründeten „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache“. Lenz hielt, als Sekretär der Gesellschaft, eine Anrede an die Mitglieder „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden allgemeinen deutschen Sprache“. Ludwig Tieck hat diese Anrede in der Gesamtausgabe von Lenzens Werken veröffentlicht (Theil II, Seite 326 ff.)

*Wer hat die im Jahre 1776 mit dem Namen von J. M. R. Lenz
erschienene Komödie >Die Soldaten< verfasst?¹³³
von August Koberstein*

Diese Frage musste noch vor einigen Jahren als eine völlig müßige erscheinen, da bis dahin niemand daran zweifeln konnte, der Verfasser des Stücks sei kein anderer gewesen als Lenz. Vorausgesetzt aber, es hätte sich gegen diese Annahme dennoch irgend ein Bedenken erheben können, so müsste es seit dem Erscheinen der von H. Düntzer und Ferd. Gottfr. von Herder herausgegebenen „ungedruckten Briefe aus Herders Nachlass“ (Frankfurt a. M. 1856f. 3 Bde.8.) schwinden. Denn wie hätte Lenz in den dieser Sammlung eingerückten Briefen von seiner Hand über diese Komödie so schreiben können, wie er geschrieben hat, wenn er nicht selbst der Dichter war?

„Du hast“, heißt es hier in einem Brief vom 28. August 1775 (I, S. 226), „meine >Soldaten<. Ein Wörtlein Deines Gefühls darüber, zur Stärkung auf der langen, dreijährigen, einsamen Reise, die ich mit einem Juden machen werde! Das ist nach dem strengsten Verstand wahre Geschichte, die in den innersten Tiefen meiner Seele aufempfunden und geweißt. Aber so hoffe ich, maskirt, daß das Urbild selber, das nun kein Herder ist, sich nimmer wieder darin erkennen wird.“

Sodann am 29. September (I, S. 229): „Herder! Ich will und muß ein Recept haben, ob Du >Die Soldaten<, eine Komödie, erhalten hast. Ich habe sie Dir schon seit acht Wochen ... über Darmstadt zugeschickt, wie das Pandaemonium¹³⁴. Es ist mein einzig Manuscript, und wenn es verloren ist, so ist mein Leben mit verloren ... Vor einem Jahr wenigstens darf sie (die Komödie) nicht gedruckt werden. Mehr als mein Leben verlier ich damit.“

Worauf in den folgenden Briefen noch wiederholt von dem Stück selbst, von Abänderungen, die daran vorgenommen werden könnten und von dem dafür verlangten Honorar die Rede ist; in dem Briefe aus dem Februar 1776 (I, S. 238) Herdern dafür gedankt wird, dass er die >Soldaten< zum Druck befördert habe,

¹³² Die „Anklage“ Goethes gegen Lenz betrifft meiner Überzeugung nach den Briefroman >Der Waldbruder<, der im Jahre 1776 handschriftlich in Weimar zum Umlauf kam. Mit diesem Werk versuchte Lenz tatsächlich Goethe schweren gesellschaftlichen Schaden zuzufügen, indem er ihn als verwerflichen Epikureer, im negativen Sinne, darstellte. Gedruckt wurde >Der Waldbruder< erst später von Schiller. Nach dem Bruch mit Goethe versuchte Lenz außerdem, die Briefe Goethes, die dieser an Friedrike Brion schrieb, in die Hände zu bekommen. Was er damit plante ist leicht zu erraten: er wollte sie veröffentlichen, um Goethe wiederum in den Augen seiner Mitmenschen zu schaden. Und warum? Wegen der offensichtlich gegensätzlichen Weltanschauung der beiden.

¹³³ Quelle: Archiv für Literaturgeschichte, hrsg. von Richard Gosche, 1. Bd, Leipzig 1870.

¹³⁴ Am 23. Juli mit den begleitenden Worten: „Hier, Hierophant! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Dasein mitnimmt. Es ist wahr und wird [wahr] bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten, Amen.“ (I. S. 225).

den der Verleger Reich in Leipzig vor Michaelis nicht bekannt machen werde; endlich in dem nächsten aus dem März 1776 berichtet wird (I, 239): „Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner >Soldaten< ausmacht, lebt gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, der ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's tut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten >Die Soldaten< nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupfeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehe verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das ganze zusammengelogen habe. – Das ist die Bewandniss: nun entscheide! – Wenigstens müsste in ein Zeitungsblatt gesetzt werden, das Stück wäre von einem gewissen Theobald Steenkerk aus Amsterdam geschrieben worden, damit wenigstens bei der Stadtwäschern, die nichts weiter als Detail drin sehen, vor zu großen Unverschämtheiten eine Sperrkegel gelegt würde. Meine Exemplare kommen nicht aus den Händen. Für die Bezahlung danke.“

Nun aber ist vor fünf Jahren ein, wie es scheint, durchaus unverdächtiges Zeugniß veröffentlicht worden, wonach das Stück - so entschieden auch Lenz darin als von seinem vollen Eigenthum in jenen [obigen] Briefen sprach - nicht von ihm, sondern von **Klinger** verfasst ist. In den von K. v. Holtei herausgegeben Briefen an L. Tieck (Breslau 1864, 4 Bde.8.) befindet sich nämlich I. [Band] Seite 366 nach einer von S. Hirzel besorgten und am 30. September 1837 an Tieck übersandten treuen Abschrift ein Brief Klingers, der aus Dresden am 6. März 1777 an den Buchhändler Reich in Leipzig gerichtet ist und der, so weit es >Die Soldaten< betrifft, buchstäblich also lautet: „Ich bin gegenwärtig genöthigt, Ew. Hoch. Edl. zu melden, daß nicht Lenz, sondern Ich der Verfasser der >Soldaten< bin. Gewisse Verhältnisse forderten damals das Verschweigen meines Namens, die jetzt wegfallen. Ich bitte Sie, diese Nachricht sobald als möglich bekannt zu machen und weiter nichts zu sagen, als man wisse mit Zuverlässigkeit, daß man Hrn. Lenz fälschlich für den Verfasser gehalten habe und dass ich es sei. Könnten Sie's in Messcatalog setzen lassen unter meinem Namen wär noch besser; Ich hoffe dies von Ihrer Güte.“

Ob die von Klinger gewünschte Erklärung in einem der Messcataloge des Jahres 1777 gedruckt worden ist, wird sich wohl noch ermitteln lassen. Findet sie sich wirklich vor, so dürfte es doch wohl sehr bedenklich sein, >Die Soldaten< fortan als ein unzweifelhaftes Werk von Lenz anzusehen; wenigstens würde nach allem, was wir von seinem und von Klingers Charakter wissen, dem letzteren viel weniger zuzutrauen sein, dass er sich für den Verfasser eines fremden Werkes ausgegeben habe, als es dem ersten ähnlich sieht, solches gethan zu haben. Vielleicht, dass dann auch auf manches in den angeführten Stellen der Briefe an Herder erst das rechte Licht fällt.

Ich fasse zusammen: Lenz streitet ab, die >Soldaten< verfaßt zu haben. Er bittet Klinger, öffentlich zu erklären, daß er der Verfasser der >Soldaten< sei. Klinger erweist dem Freund diesen Gefallen. Klinger erklärt aber später ebenfalls, daß er nicht der Verfasser der >Soldaten< sei. Wer ist aber der Verfasser, wenn Lenz und Klinger es nicht waren? Wer anders als Goethe!

Es ist geradezu eine groteske Situation: Goethe unterstützt den mittellosen Lenz und bittet ihn um den Gefallen, sich als Autor der >Soldaten< auszugeben, d.h. sich öffentlich dazu zu bekennen. Goethe weiß warum: das Stück ist mittelmäßig, schlecht ausgearbeitet und die Gefahr besteht, daß der Autor von wütenden Offizieren dafür „bestraft“ werden könnte. In seiner finanziellen Not stimmt Lenz zuerst zu. Schon bald bekommt er es jedoch mit der Angst zu tun. Er befürchtet, die Offiziere von Straßburg könnten ihn kurzerhand wegen der ehrverletzenden Darstellungen im Drama umbringen. Daher bittet er Klinger, sich als Autor der >Soldaten< zu bekennen. Dieser ist weniger furchtsam. Jedoch nach dem Bruch mit Goethe sieht Klinger keine Veranlassung mehr, sich weiterhin als Verfasser der >Soldaten< auszugeben. Nur aus finanziellem Vorteil, weil Goethe ihnen Geld dafür gab, bekannten sich die beiden mittellosen Zeitgenossen zur Verfasserschaft der >Soldaten<! Sollte es bei anderen Werken auch so vonstatten gegangen sein? Das Drama >Das leidende Weib<, von Ludwig Tieck ebenfalls J. M. R. Lenz „untergeschoben“, ist meiner Überzeugung nach ebenfalls ein Werk Goethes. Da wir heute wissen, daß Tieck der Sohn Goethes und der Urania war, so besteht der begründete Verdacht, daß hinter diesem Vorgehen Goethe steckte. Er wollte verhindern, daß >Das leidende Weib< ohne geistigen Vater blieb. Wie leicht hätte ein Literaturforscher auf den Gedanken kommen können, daß es ein Werk Goethes ist? Siehe >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon<, III. Auflage.

Goethe wurde mit Recht als der geistige Urheber der Sturm und Drang – Bewegung angesehen. Er war auch der Urheber der meisten Sturm und Drang – Werke. Und zwar **diktirte** Goethe den Freunden die Stücke in die Feder. Es gab nur einen einzigen echten „Stürmer und Dränger“: Wolfgang Goethe. Die anderen waren

Mitläufer und Sympathisanten, die für Geld ihren Namen hergaben, weil Goethe zu feige war, sich öffentlich zu den skandalträchtigen Werken zu bekennen, die fast alle anonym erschienen sind. Von den Zeitgenossen wurden einige Werke richtigerweise als Geistesprodukte Goethe erkannt. Erst die Weimarer Goethe-Philologen waren fleißig bemüht, Goethes Verfasserschaft zu leugnen, um nicht den Verdacht einer Liebesbeziehung Goethes mit Urania aufkommen zu lassen.

Ein Beweis für meine Überzeugung ist der Brief Goethes an Johann Georg Jacobi vom 28. Jenner 1775: „*Weilen ich über allerley Eyern brüte, wouunter auch freylich Guckucke und Basilisken flick (flügge) werden, welche für Ihre Menagerie [gemeint ist: Jacobis Zeitschrift >Iris<] nicht taugen, kann ich so viel nicht hergeben als ich wohl möchte. Wir haben herrliche Tage, deren Ihnen der gute Geist auch gewähre!* Goethe.“

Goethe gesteht im Januar 1775 J. G. Jacobi in kaum verhüllter Form, daß er über allerlei Eiern, das heißt über Werken brütet, worunter auch Kuckucks-Eier, d. h. Werke sind, die in fremde Nester gelegt, d. h. die unter falschem Namen oder anonym veröffentlicht werden.

Ein ideologisches Problem hatte Goethe jedoch nicht vorherbedacht. Er war ein Freigeist, ein Atheist, Lenz dagegen war ein Theist, ja geradezu ein religiöser Schwärmer, wie sich später herausstellte. Als er in Weimar merkte, daß Goethe ein Epikureer ist, im negativen Sinne gemeint, wandte er sich innerlich schockiert von seinem Gönner ab. Der Versuch, dem Herzog von Weimar und Charlotte von Stein die Augen zu öffnen über den angeblich unmoralischen Epikureer Goethe, schlug fehl. Goethe erfuhr glücklicherweise in kürzester Zeit von dem Stück >Der Waldbruder<. Er stellte fest, daß J. M. R. Lenz in dem Briefroman Originalbriefe von ihm verwendet hatte, um sein Ansehen in Weimar zu schädigen, wie einst F. H. Jacobi in den Werken >Woldemar< und >Allwill<. Mit Nachdruck setzte sich daher Goethe für die Ausweisung Lenzens aus dem Herzogtum Weimar ein. Siehe dazu ausführlich mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Die Sturm und Drang – Periode endete 1776 mit Lenzens Ausweisung aus dem Herzogtum Weimar. Klinger hatte sich bereits früher davon gemacht. Wagner lebte in Frankfurt und starb bereits im Jahre 1779. Kayer war der letzte Goethe treu ergebene Jugendfreund. Er lebte still und zurückgezogen.

Das folgende Werk >Zerbin oder die neuere Philosophie< ist wiederum eindeutig ein Werk Goethes. Er diktierte möglicherweise J. M. R. Lenz das Stück in die Feder und dieser hatte die Aufgabe, eine Reinschrift davon anzufertigen und einen Verleger zu suchen. Den Erlös – das Autorenhonorar - durfte Lenz gewiß behalten.

Goethe verwob in diese Kurzgeschichte teilweise seine Liebesgeschichte mit dem „schönen Gretchen“, alias Maria Hoff, Tochter seiner Ziehmutter, aber auch die tragische Liebesgeschichte mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon und verwendete darin das tragische Ende der Kindsmörderin Brandts, die in Frankfurt enthauptet wurde.

Kapitel IV.3: Zerbin oder die neuere Philosophie

Zerbin oder die neuere Philosophie¹³⁵

O let those cities, that of plenty's cup
And her prosperities so largely taste,
With their superfluous riots hear these tears –
Shakespeare

Wie mannigfaltig sind die Arten des menschlichen Elends! Wie unerschöpflich ist diese Fundgrube für den Dichter, der mehr durch sein Gewissen, als durch Eitelkeit und Eigennutz sich gedrunken fühlt, den vertaubten Nerven des Mitleids für hundert Elende, die unsere Modephilosophie mit grausamen Lächeln von sich weist, in seinen Mitbürgern wieder aufzureizen! Wir leben in einem Jahrhundert, wo Menschenliebe und Empfindsamkeit nichts Seltenes mehr sind: woher kommt es denn, daß man so viel Unglückliche unter uns antrifft? Sind das immer Unwürdige, die uns unsere durch hellere Aussichten in die Moral bereicherten

¹³⁵ Beweise für Goethes Verfasserschaft siehe Kapitel >Idiotismen und Stileigentümlichkeiten – Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes<.

Verstandesfähigkeiten als solche darstellen? Ach! ich fürchte, wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen, und, weil wir unsere Ungerechtigkeiten desto schöner bemänteln gelernt haben, aus allzugroßer Menschenfreundschaft desto unbiegsamere Menschenfeinde werden, die zuletzt an keinem Dinge außer sich mehr die geringste moralische Schönheit werden entdecken können, und folglich auch sich berechtigt glauben, an dem menschlichen Geschlecht nur die Gattung, nie die Individuen zu lieben.

Folgende Erzählung, die aus dem Nachlaß eines Magisters der Philosophie in Leipzig gezogen ist, wird, hoffe ich, auf der großen Karte menschlicher Schicksale verschiedene neue Wege entdecken, für welche zu warnen noch keinem unserer Reisebeschreiber eingefallen ist, ob schon unser Held nicht der erste Schiffbrüchige darauf gewesen.

Zerbin war ein junger Berliner, mit einer kühnen, glühenden Einbildungskraft, und einem Herzen, das alles aus sich zu machen verspricht, einem Herzen, das seinem Besitzer zum voraus zusagt, sich durch kein Schicksal, sei es auch von welcher Art es wolle, erniedrigen zu lassen. Er hielt es des Menschen für unwürdig, den Umständen nachzugeben, und diese edle Gesinnung (ich kenne bei einem Neuling im Leben keine edlere) war die Quelle aller seiner nochmaligen Unglücksfälle. Er war der einzige Sohn eines Kaufmanns, der seine unermesslichen Reichtümer durch die unwürdigsten Mittel zusammengeschart hatte, und dessen ganze Sorge im Alter dahin ging, seinen Sohn zu eben diesem Gewerbe abzurichten. Sein Handel bestand aus Geld, welches er auf mehr als jüdische Zinsen auslieh, wodurch er der Wurm des Verderbens so vieler Familien geworden war, deren Söhne sich, durch ihn gereizt, aufs Spiel gelegt hatten, oder zu andern unwiederbringlichen Unordnungen gebracht worden waren. Umsonst, daß er itzt seinen Sohn in alle den Kunstgriffen unterrichtete, womit er die Unglücklichen in sein Netz zu ziehen gewohnt gewesen, umsonst, daß er ihm vorstellte, wie leicht und bequem diese Art zu gewinnen sei, umsonst, daß er, wegen seines offenen Kopfs, und der an ihm sich zeigenden Talente, alle mögliche Liebkosungen affenmäßig an ihn verschwendete: Zerbins Gradheit des Herzens (soll ich es lieber Stolz nennen?) drang durch, und weil er sahe, daß die Grundsätze seines Vaters allen möglichen Gegenvorstellungen des Kindes entwachsen waren, und er doch am Ende der Obermacht der väterlichen Gewalt nicht würde widerstehen können, so wagte er einen herzhaften Sprung aus all diesen Zweideutigkeiten und, ganz sich auf sich selbst verlassend, entlief er seinem Vater, ohne außer seinem Taschengelde einen Heller mitzunehmen. Sich selbst alles zu danken zu haben, war nun sein Plan, sein großer Gedanke, das Luftschoß aller seiner Wünsche. Und weil er von jeher außerordentliche Handlungen in den Zeitungen mit einem Enthusiasmus gelesen, der alle andere Begierden in ihm zum Schweigen brachte, so war sein fester Gesichtspunkt, den ihm nichts auf der Welt verrücken konnte, nun, unter einem fremden Namen, sich bloß durch seine eignen Kräfte emporzubringen, sodann als ein gemachter Mann zu seinem Vater zurückzukehren, und ihn, zur Ersetzung des von ihm angerichteten Schadens, zu außerordentlichen Handlungen der Wohltätigkeit zu bewegen, oder wenigstens nach seinem Tode seine Erbschaft dazu zu verwenden, um auch von sich in den Zeitungen reden zu machen. Meine Leser sehen, daß wir unsern Helden im geringsten nicht verschönern. Die edelsten Gesinnungen unserer Seele zeigen sich oft mehr in der Art, unsere Entwürfe auszuführen, als in den Entwürfen selbst, die auch bei dem vorzüglichsten Menschen eigennützig sein müssen, wenn ich den Begriff dieses Worts so weit ausdehnen will, als er ausgedehnt werden kann. Vielleicht liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer Entschließungen, die, wenn sie entstehen, immer auf den Baum der Eigenliebe gepfropft werden, und erst durch die Zeit und Anwendung der Umstände ihre Uneigennützigkeit erhalten. Man lobpreise mir, was man wolle, von Tugend und Weisheit; Tugend ist nie Plan, sondern Ausführung schwieriger Plane gewesen, mögen sie auch von andern erfunden sein.

Er wandte sich in Leipzig zuerst an den Professor Gellert, den er, durch eine lebhaft Schilderung seiner dürftigen Umstände, und durch alle mögliche Zeichen eines guten Kopfs, leicht dahin bewegte, daß er ihn unentgeltlich in die Zahl seiner Zuhörer aufnahm, und ihm zugleich eine Menge Informationen in der Stadt verschaffte, mit denen er, so sparsam sie ihm auch bezahlt wurden, Kost und Wohnung bestreiten konnte. Gellerts Moral war, wie natürlich, sein Lieblingsstudium; er schrieb sie Wort für Wort nach, zeigte aber seine Hefte keinem Menschen, sondern, wenn er durch öftere Lesung recht vertraut mit ihnen worden war, verbrannte er sie, um sie desto besser im Gedächtnis zu behalten.

Er trieb nach und nach auch andere Wissenschaften, und es glückte ihm, durch seinen offenen Kopf, geheimen, ungezierten Fleiß, und beständigen Glauben an den guten Ausgang seiner Bemühungen, daß er von dem Professor Gellert zum Führer und Mentor eines reichen jungen Grafen aus Dänemark empfohlen werden konnte. Er disputierte auch über eine sehr wohl ausgearbeitete gelehrte Abhandlung von der Unmöglichkeit, die Quadratur des Zirkels zu finden, und erhielt dadurch die Erlaubnis, als Magister der

Mathematik, ein Privatkollegium über die doppelte Baukunst, und ein anderes über die Algebra zu lesen, von der er ein großer Liebhaber war. Übrigens gewann er dem Grafen, durch seine ihm natürliche Anhänglichkeit an andere Leute, und Teilnehmen an ihre kleinsten Umstände, sein ganzes Vertrauen ab.

Wie schlüpfrig sind doch die Pfade durchs Leben! Wie nah sind wir oft, wenn wir den sichersten Gipfel unserer Wünsche erreicht zu haben meinen, unserm Untergange! O du, der du die Herzen der Menschen in Händen hast, und ihnen nach ihrem innern Wert auf die Schale legst: sollten die besten Menschen nicht oft im Fall sein, deine Waage anzuklagen? Aber du wägst in die Vergangenheit und in die Zukunft, wer darf rechten, wer kann bestehen vor dir? Glücklich das Herz, das, bei allen scheinbaren Ungerechtigkeiten seines Schicksals, noch immer die Hand segnen kann, die ihn schlägt!

Unser Held war bis hieher seinem großen Zweck immer näher gerückt, aber er hatte andere Wünsche, andere Begierden, die auch befriedigt sein wollten. Er hatte ein reizbares, für die Vorzüge der Schönheit äußerst empfindliches Herz. Mäßigkeit und Gesundheit des Körpers und Geistes hatten sein Gefühl fürs bessere Geschlecht noch in seiner ganzen Schnellkraft erhalten, und seine moralischen Grundsätze schienen Winde zu sein, dieses Feuer immer heftiger anzublase. Er war oft ganz elend, so elend, daß er erschöpfte Wollustdiener, unter denen sein Graf auch war, um ihre Gleichgültigkeit, und den Geist freilassenden Kaltsinn beneidete; sah er aber das ungeheure Leere, das alle ihre Stunden, selbst ihre Vergnügen, belastete, sah er, wie jämmerlich sie sich winden und zerren mußten, um wieder einmal einen Tropfen Freude an ihren Herzen zu fühlen; so tröstete ihn das wieder über seine innerlichen Leiden, und machte sie ihm unendlich schätzbar.

Der Graf Altheim war, bei seiner Ankunft in Leipzig, an einen der reichsten Bankiers empfohlen worden, der aus einem gewissen Eigensinn sich nie verheiraten wollte, sondern, mit seiner einzigen jungen und sehr schönen Schwester, eine der glänzendsten Haushaltungen in ganz Leipzig führte. Die Bekanntschaft in dem Hause des Herrn Freundlach (so hieß der Bankier), vielleicht auch die öftern Vorstellungen Zerbins, hatten ihn von seinen vorigen Ausschweifungen mit Frauenzimmern von verdächtigem Rufe zurückgebracht; er war übrigens eine der wächsernen Seelen, die sich gar zu gern von andern lenken lassen, weil sie zu bequem, und am Ende zu unvermögend sind, ihren Verstand selber zu brauchen. Er wollte keinem Menschen Übels, außer wenn er gegen ihn durch andere war aufgebracht worden, alsdann aber war sein Zorn auch unversöhnlich, solange das Maschinenwerk des fremden Verstandes, der ihn in Bewegung setzte, fortwirkte. Er hatte Zerbinen auf zu viele Proben gesetzt, um ihm nicht uneingeschränkt zu trauen; solange der also das Regiment in seiner Seele führte, ging alles nach Wunsch, und er hatte so viel Achtung für ihn, daß er ihm allemal seine Pension von seinen Wechseln voraus bezahlte, aus Furcht, er möchte durch jugendliche Verschwendungen in die Notwendigkeit gesetzt werden, Zerbinens Finanzen in Verwirrung zu bringen.

Ganz anders ging es, als eine weibliche Gewalt sich des Zepters in diesem Herzen bemächtigte. Freundlach hatte eine Schwester; die Grazien schienen bei ihrer Geburt in Beratschlagungen gesessen zu sein. Alles war auf ihrem Gesicht, auf ihrem Körper vereinigt, was bezaubern konnte, große schwarze Augen, die mehr sagten, als sie fühlte, Mienen, welche ebensoviel Netze für die Freiheit der Herzen waren. Zu unserer Ritter Unglück fing das unfreundliche zweiundzwanzigste Jahr leis an ihre Tür zu klopfen an, zu dem sich die grauenvolle Idee einer alten Jungfer in scheußlicher Riesengestalt gesellte, und den ersten ruhigen Augenblick abzuwarten schien, um sie mit all ihren Schrecknissen zu überfallen. Sie hatte bis in ihr zwanzigstes Jahr kokettiert, das heißt, mit der sorgenfreiesten Seele von der Welt, nur an den Kützel gedacht, täglich einige zwanzig wohlfrisierte Anbeter mit den untertänigsten Reverenzen unten an ihrem Fenster vorbeikriechen zu sehen, jeder in Gedanken der Glückliche, jeder der Betrogene. Diese Arten von Wallfahrten waren das einzige Mittel, das ihre Reize, ihren guten Humor, ihre ganze Wohlhabigkeit erhalten konnte, so daß jeder regnige Herbst- oder Wintertag ein wahrer Leidenstag für sie war. Sodann sanken all ihre schönen Gesichtszüge; sie kroch in einen Winkel; schlug einen Roman auf, der ihr nicht schmeckte, und in den sie kaum zwei Zeilen gelesen hatte, wo nicht gleich ihre Gedanken sich an andere Gegenstände hefteten, und so ineinander verwirrten, daß ihr das Buch aus der Hand fiel, und sie wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schlich ihr Leben, vom vierzehnten, bis zum zwanzigsten Jahr, in einem ewigen Dakapo unbedeutender Eroberungen hin, die, wie die Seifenblasen womit Kinder spielen, oft aneinander zerplatzten. Sehr oft hatte ihr ihre kleine scheckige Phantasie ihre Liebhaber und deren Handlungen auch in einem falschen Licht vorgespiegelt, so daß sie bisweilen ganz irre an ihnen ward, und ihre ungereimtesten, zufälligsten Handlungen in einen Roman zu bringen sich zermarterte, über den sie sich oft zu ihrem größten Verdruß sehr spät die Augen mußte öffnen lassen.

Wie gesagt, dieser Zustand konnte nicht immer fortwähren; sie mußte auf eine Versorgung denken. Schönen,

die Männer haben wollen, sind wie eine Flamme im Walde, die desto heftiger um sich frißt, je mehr Widerstand sie antrifft. Nichts, nichts wird verschont, alle mögliche Kunstgriffe werden angewandt, was sich ihnen in Weg stellt, muß brennen. Unser unerfahrene Zerbin war das erste Schlachtopfer dieses weiblichen Alexandergeistes. Nicht daß ihre Bemühungen auf ihn selbst abgerichtet waren, sondern er sollte das Instrument in ihrer Hand sein, auf ein andres Herz Jagd zu machen.

Hohendorf, ein sächsischer Offizier, der in Leipzig bei unserm Zerbin die Kriegsbaukunst erlernte, hatte gleichfalls ein Empfehlungsschreiben, und durch dasselbe einen freien Zutritt bei Freundlach. Er war ein junger wohlgewachsener Mensch; Mademoiselle Freundlach hatte ihn durch hundert kleine Streiche, die bei ihr freilich unbedeutend waren, an sich gezogen; ihr gefielen seine leidenschaftlichen Stellungen, seine oft bis zum Erhabnen beredte, oft bis zum Kindischen läppische Sprache, seine Aufmerksamkeiten, seine Serenaden, seine Ausgaben ohne Überlegung, die sich alle aus Fehlschlüssen herschrieben, und mit Fehlschlüssen endigten. Das einzige wunderte sie, konnte sie mit ihrem gesamten Verstande nicht klein kriegen, daß er ihr nie etwas vom Heiraten vorsagte, da er doch sonst hundert Albernheiten zu ihren Füßen beging. Die wahre Ursache davon aber war, daß er schon eine Frau hatte, zwar nur von der linken Seite, der er aber ein besiegeltes Versprechen, sie gleich nach seines Vaters Tode zu heiraten, in den Händen ihres königlichen Notars hinterlassen hatte, und die mit ihren zwei Kindern gewiß nicht ermangelt haben würde, sobald sie von einer neuen Verbindung gehört hätte, der Braut ihren untertänigen Glückwunsch abzustatten. Ob Mademoiselle Freundlach was davon gemerkt, weiß ich nicht, genug, sie fing an, seit einiger Zeit in alle Beteuerungen und Feierlichkeiten Hohendorfs Mißtrauen zu setzen.

Altheim war ganz ein anderer Mensch; gerade zu, ohne Arges, nicht so hinterm Berge haltend, nicht so unerklärbar, als Hohendorf. Das war ein Mann für Renatchen (so hieß Mademoiselle Freundlach), der ihr wenigstens ihr kleines Köpfchen nicht zerbrach. Es kam nur darauf an, ihn in dem Grad verliebt zu machen, als Hohendorf war; das fand aber anfangs ein wenig Schwierigkeit. Er hatte zu viel Wasser in seinem Blut, zu dickhäutige Nerven; das Feuer ihrer Augen konnte den Thermometer so geschwind nicht steigen machen. Das erste, das ihr bei dieser Verlegenheit in den Wurf kam, war Zerbin; die Kälte des Grafen schien ihr nicht die Frucht einer ohnmächtigen Natur, sondern einer durch lange Verschanzungen bebollwerkten Überlegung. Sie machte also einen Plan, diese Festung zu unterminieren, den unser scharfsinnige Kriegsbaumeister einzusehen zu unwissend war, ein Triumph, der ihrer aufgebrachten Einbildung mehr schmeichelte, als Alexandern die Eroberung von Babylon; und ihr erster Angriff war auf Zerbinen gerichtet, den sie für den Kommandanten dieses Platzes hielt.

Zerbin! Dieser unerfahrene, ungewahrsame, mit allen Ränken weiblicher List so gänzlich unbekanntes Hauptmann: wie hätte der einem Angriff von der Art lange widerstehen können? Es hatte sich noch nie ein Frauenzimmer die Mühe genommen, seine Unschuld zu erschüttern, da er nicht reich, und noch weniger angenehm war, obgleich seine äußere Gestalt ziemlich gut ins Auge fiel. Er wußte keine einzige, ich sage keine einzige von den Millionen artiger Kleinigkeiten, mit denen Frauenzimmer von gutem Ton heutzutage unterhalten werden; er stand wie Saul unter den Propheten, sobald er in eine Gesellschaft von Damen trat. Er sah lauter überirdische Wesen außer seiner Sphäre an ihnen, für die er, weil er kein einziges ihrer Worte und Handlungen begriff, noch einsah, eine so tiefe innerliche Ehrfurcht fühlte, daß er bei jeder Antwort, die er ihnen geben mußte, lieber auf sein Angesicht gefallen wäre, und angebetet hätte. Mit einem solchen Gegner war freilich der Sieg nicht halsbrechend; den ersten Abend, als er nach Hause kam, aß er keinen Bissen; die Nacht brachte er schlaflos auf stehenden Federn zu; den Morgen verunglückten alle seine algebraischen Rechnungen, und er sah sich genötigt, eine Kur vorzuschützen, und seine Zuhörer einen Monat lang zu entfernen, um sich vor ihnen nicht lächerlich zu machen. Hohendorf blieb demungeachtet sein vertrautester Freund, und er war so übermäßig treuherzig gegen ihn, ihm im geringsten nicht den Vorzug merken zu lassen, den er in Renatchens Herzen zu haben schien, sondern alles das mit seiner Schüchternheit so wohl zu bemänteln, daß er ihm sein ganzes Vertrauen abgewann. indessen betrog ihn diese Schüchternheit wohl zuweilen selber und es fing sich ein Gespenst in seinem Herzen an zu regen, das er vorher kaum dem Namen nach kannte, die unbändigste Eifersucht, die jemals an der Leber eines Sterblichen genagt hat. Diese, weil er sie des Tags über unterdrückte, machte sich in der Nacht Luft, und machte ihn bisweilen in ein lautes Stöhnen und Weinen ausbrechen, das Altheim, der in einem Zimmer mit ihm schlief, nicht unaufmerksam lassen konnte.

Eine der originellsten Szenen war es, Zerbin mit Renatchen, Hohendorfen und Alheim Triset spielen zu sehen. Jede Karte hatte in des armen Liebessiechen Ideen eine Bedeutung, deren geheimer mystischer Sinn nur ihm, und seinem Abgott anschaulich war, und sie dachte gerade bei jeder Karte nichts. Er spielte

erbärmlich, und machte sie eine Partie nach der andern verlieren, und wenn sie im Ernst böse auf ihn ward, hielt er das für die feinste Einkleidung ihrer unendlichen Leidenschaft für ihn, die kein anderes Mittel wußte, sich ihm, ohne von den andern bemerkt zu werden, verständlich zu machen. Sie, die außer dem Interesse ihrer großen Passion, kein anderes kannte als das elende Interesse des kleinen Kartenspiels, konnte, wenn er ihr mit allen zehn Karten in der Hand, das Herz-As anspielte, in Feuer und Flammen geraten, das er alles sehr wohl zurechtzulegen wußte, und in ihren heftigen, oft unbescheidenen Verweisen allemal verstohlene Winke der Zärtlichkeit, oder wohl gar das Signal zu einem Rendezvous zu entdecken glaubte, nach dem er sich den andern Tag die Beine ablief, ohne jemals ihr Angesicht zu sehen. Der würde ihm einen üblen Dienst geleistet haben, der ihn auch nur von fernher auf die Spur geholfen hätte, was der wahre Bewegungsgrund ihrer ganzen Maskerade gegen ihn sei. Er soll einmal wirklich die ganze Nacht unter ihrem Fenster gestanden haben, weil sie ihm auf seine Invite in Koeur das Neapolitain in Karo gebracht hat, das er, wegen seiner viereckigen Rautenfigur, für ein unfehlbares Zeichen eines Rendezvous unter dem Fenster hielt.

Es dauerte nicht lange, so drang Altheim in seinen Kummer; das heißt, Zerbin gestand ihm, daß die Reize Renatchens nicht die Reize eines Menschen, sondern der Gottheit selber wären, die sich unter ihrer Gestalt auf Erden sichtbar zeigen wollen. Altheim ward mitleidig mit seinen nächtlichen Seufzern, er ward neugierig – lüstern, verliebt. Der Stolz, Zerbinen selbst, und auch Hohendorfen, ihre vermeinte Eroberung streitig zu machen, beschleunigte seine verliebte Bekehrung. Zerbin merkte dies, denn was merkt das Auge eines Liebhabers nicht, er fing an, die Verzweiflung, die bisher auf seinem Gesicht gewütet hatte, in sich hineinzukehren, und unter einer lachenden Miene zu verbergen. Er ward gewitzigt, gescheut, erträglich in Frauenzimmersgesellschaften, und darum nur desto unglücklicher, da er seinem Herzen nie Luft lassen durfte und der verborgene Gram desto giftiger mit Skorpionenklauen dran zwickte. Er sah nun deutlich aus der plötzlichen Verwandlung Renatchens gegen ihn, daß alle ihre Anlockungen nur ein blinder Angriff gewesen waren, der eigentlich seinem Herrn gegolten hatte. Die Wunde war geschlagen, er blutete – und niemand hatte Mitleiden mit ihm. Sie tat kalt, spröde, bisweilen gar verächtlich gegen ihn, um ihn völlig aus seinem Irrtum nüchtern zu machen, nur, wenn sie merkte, daß sein Stolz zu tief gekrümmt worden war, bekam er einen aufmerksamen Blick, um nicht, wie Petrarch sagt, die Demut, die zu tief hinabgedrückt wird, zur Wut zu entflammen. Wer war unglücklicher, wer war erleuchteter, als er itzt, über die große Triebfeder weiblicher Seelen? Er sah, daß kein andrer Weg für ihn übrig war, noch bei vollem Verstande zu bleiben, als das Haus auf immer zu meiden, und seinen Wohltäter in dem Besitz der schönen Beute zu lassen. Er setzte sich's fest vor, brach es ein paarmal, setzte sich's wieder vor, schwur sich's, bis er endlich Meister über sich ward, und nun von Altheimen im Namen seiner Geliebten große Vorwürfe darüber erwartete: aber leider! man vermißte ihn nicht einmal.

Itzt nahm sein Schicksal eine tragischere Wendung. Daß des Menschen Herz ein trotzig und verzagtes Ding sei, ist ein Gemeinpruch, der auch den Allereinfältigsten auf den Lippen schwebet, den aber, wenn er sich an uns selbst wahr macht, kein menschlicher Scharfsinn, wär' es auch des größtmöglichen universellsten Genies, daß ich so sagen mag, auf der Tat ertappen, und ihm mit gehörig zubereiteter Brust begegnen kann. Wir schwanken immer, müssen zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwanken; die am kühnsten beflügelte Seele schwankt desto fürchterlicher. Glücklich, wessen starkgewordene Vernunft in dieses Schwanken selbst ein gewisses Gleichgewicht zu bringen weiß!

Zerbin verzagte nun an sich und an der Möglichkeit geliebt zu werden, das gewöhnliche Schicksal der edelsten Seelen, die ihr Unglück nicht zufälligen Umständen, sondern ihrer eigenen Unwürdigkeit zuzuschreiben so geneigt sind. Der Geck weiß sich aus einer solchen Verschiebung sehr geschwind herauszufinden, bei dem edlen Mann aber frißt sie, wie ein Wurm, an der innern Harmonie seiner Kräfte. Alle seine langgehegten und gewarteten Vorstellungen, Empfindungen und Entwürfe liegen nun auf einmal, wie auf der Folter ausgespannt, verzerrt und zerrissen da; der ganze Mensch ist seiner Vernichtung im Angesicht. Er erholte sich zwar wieder, seine Seele nahm ihre vorige Schnellkraft wieder, aber nur um desto empfindlicher und untröstbarer zu leiden.

Unterdessen nahmen die Negotiationen zwischen Altheim und Renatchen ihren erwünschten Fortgang, und Hohendorf, der dieses nur zu bald inward, verzweifelte darüber. Er kam oft zu Zerbinen, der, hinter zugezogenen Fenstergardinen, in mathematischen Büchern vergraben saß, in denen er leider! oft den ganzen Tag emsig las, ohne doch zwei Zeilen zu verstehen, auch an die erste Seite immer wie gebannt blieb, so sehr hatten seine Gedanken, wie ausgerissene unbändige Hengste, einen andern Weg genommen. Das Studium lag; alle seine Schüler verließen ihn; Hohendorf allein blieb ihm, doch mehr um ihm seine Not zu klagen, als Festungen erobern zu lernen. Zerbin hörte alle seine Klagen, Verwünschungen, Schmäh- und

Lästerungen über Altheim und Renatchen mit großer Geduld an, und hatte nie das Herz, die seinigen dazuzufügen, sondern akkompagnierte ihn aufs höchste mit einigen halberstickten Seufzern, oder einem frostigen Lachen und einer so sokratischen Miene, daß er den Scharfsichtigsten selber betrogen haben würde, weil er fest entschlossen war, und einen gewissen Reiz drin fand, sich mit dieser erkünstelten Gleichgültigkeit das Herz abzustoßen. – Äußere Umstände kamen dazu; Altheim blieb der warme, sorgsame Freund nicht mehr für ihn; zwei Passionen können das Herz eines gewöhnlichen Menschen nie zu gleicher Zeit beschäftigen; dazu kam eine gewisse Art von Zurückhaltbarkeit gegen ihn, weil er ihn selbst in Renatchen verliebt gewußt hatte. Ihr Umgang war kalt, trocken, mürrisch; er ging des Morgens früh aus dem Hause, und kam des Nachts spät heim; sie wurden sich so fremd, daß sie sich füreinander zu fürchten anfangen. Der Tod der Freundschaft ist Mißtrauen: seine Wechsel kamen an; er vergaß Zerbinen die Pension auszuzahlen; Zerbin war zu stolz, ihn zu mahnen; er wollte sich im geringsten nicht bloß geben, daß er die Veränderung seines Herzens gegen ihn merkte. Das Gefühl der Freundschaft ist so zart, daß der geringste rauhe Wind es absterben macht, und oft in tödlichen Haß verwandelt; die Liebe zankt und söhnt sich wieder aus; die Freundschaft verbirgt ihren Verdruß, und stirbt auf ewig. Zwei Freunde sehen nur ein anders gestaltetes Selbst aneinander; sobald diese Täuschung aufhört, muß ein Freund vor dem andern erblassen und zittern.

Zerbin, der außer Wohnung und Tisch nichts frei hatte, fing an, die Notwendigkeit einzusehen, seinem Schmerz, dessen Gegenstand nicht edel genug war, ihn auf die Länge bei sich selbst zu rechtfertigen, einige Zerstreuung zu geben. Er wollte das Schauspielhaus, die Kaffeehäuser besuchen, um nicht von dem Alp Hypochonder erdrückt zu werden, der sich so gern zu einem Kummer gesellt, der durch keine Leidenschaft mehr veredelt wird.

Alle seine Gelehrsamkeit hatte aus seinem Kopf Abschied genommen; er mußte wie ein Schulknabe wieder von vorn anfangen, und, was das schlimmste war, stellte sich ihm Renatchen, und alle mit ihr sich eingebilddete Freuden, wie eine feindselige Muse, bei jedem Schritt im Wege, und riß, wie jenes Ungewitter vor Jerusalem, in der nächsten Stunde alles wieder ein, was er in der vorigen mit Mühe gebaut hatte. Meine Leserinnen werden vielleicht bei dem ersten wahren Gemälde einer Männerseele erstaunen, vielleicht aber auch bei ernsthafteren Nachdenken den Unglücklichen bedauern, der das Opfer einer so unredlichen Politik ward. Wie gesagt, seine Schüler verließen ihn; der Mangel nagte und preßte; er geriet in Schulden – und das – weil er zu verschämt, zu stolz – vielleicht auch zu träge war, jemand anders anzusprechen, bei seiner Aufwärterin, die er, sobald er sich das Herz genommen haben würde, Altheimen zu mahnen, mit Interessen zu bezahlen hoffte, sich also dadurch die Erniedrigung ersparte, andern Leuten Verbindlichkeiten zu haben.

Altheim wußte indessen allen Wendungen Renatchens zu einem förmlichen Heiratsverspruch so geschickt auszuweichen, daß sie es endlich müde ward, auf neue Kunstgriffe zu sinnen, und sich lieber der angenehmen Sicherheit überließ, die die größten Helden des Altertums so oft vor dem Ziel aller ihrer Unternehmungen überrückte. Sie suchte nun aus seiner Leidenschaft alle nur mögliche Vorteile für den gegenwärtigen Augenblick zu ziehen, und, da der Graf nichts weniger als geizig war, verschwendete er unermessliche Summen, ihr tausend Abwechslungen von Vergnügen zu verschaffen. Beide dachten an Vermeidung des Argwohns und an die Zukunft nicht; böse Zungen sagten sogar schon in der Stadt sich ins Ohr, ihre Bekanntschaft sei von sichtbaren Folgen gewesen. Ein Teil dieser Nachreden mochte sich auch wohl von Hohendorf herschreiben; sie bekamen sie selber zu Ohren, ohne sich darüber sehr zu kränken, oder ihre Aufführungen behutsamer einzurichten, so daß man am Ende Renatchen überall nur die Gräfin nannte.

Zerbin hörte diese Benennung und viel ärgerliche Anekdotchen in allen Gesellschaften, die er noch besuchte; seine Göttin so von ihrer Würde herabsteigen, so tief erniedrigt zu sehen, konnte nicht anders, als den letzten Keim der Tugend in seinem Herzen vergiften. Er suchte sich eine bessere Meinung vom Frauenzimmer zu verschaffen, er suchte sein Herz anderswo anzuhängen; es war vergeblich. Der Herr des Hauses, das er und der Graf zusammen bewohnten, hatte eine Tochter, die dem Bücherlesen ungemein ergeben war, und sich zu dem Ende ganze Wochen lang in ihr Kabinett verschloß, ohne sich anders als beim Essen sehen zu lassen. Er beredete den Grafen, ihm bei seinem Hausherrn die Kost auszudingeln, welches der mit Freuden tat, weil dieser Tisch wohlfeiler, als der im Gasthofe, war, und er zu seinen verliebten Verschwendungen jetzt mehr als gewöhnlich zu sparen anfing. Zerbin suchte bei Hortensien (so hieß die Tochter seines Wirts) wenigstens den Trost einer gesellschaftlichen Unterhaltung – aber leider! mußte er auch hier die gewöhnliche Leier wieder spielen sehen. Sie legte alles, was er redte und tat, als Anstalten zu einer nähern Verbindung mit ihr aus, zu der sie denn auch nach der gewöhnlichen Taktweise einen Schritt nach dem andern ihm entgegen tat. Es ist ein Mann, sagten alle ihre Blicke, alle ihre Mienen, alle ihre dahin abgerichteten, ausgesuchten, in ihrem Kabinett ausstudierten Reden; er will dich heiraten! Du wirst Brot bei ihm finden; es ist doch besser Frau Magistern heißen, als ledig bleiben, und er denkt honett. Er dachte aber nicht honett; er wollte diese

steifen, abgezikelten, ausgerechneten Schritte in den Stand der heiligen Ehe nicht tun, so sehr Abgebraist er auch war – er wollte lieben. Er wollte Anheften, Anschließen eines Herzens an das andere ohne ökonomische Absichten – er wollte keine Haushälterin, er wollte ein Weib, die Freude, das Glück, die Gespielin seines Lebens; ihre Absichten gingen himmelweit auseinander; er steuerte nach Süden, sie steuerte nach Norden; sie verstunden sich kein einzig Wort. Doch glaubte sie ihn zu verstehen; alle seine Gefälligkeiten, alle seine Liebkosungen (denn was liebkost nicht ein Mensch in der Verzweiflung?) beantwortete sie mit einer stumpfen, kalten Sprödigkeit, die ihn immer entweder mit Blicken, oder wohl gar mit Worten, auf den Ehestand hinauswies, als ob bis dahin keine Verschwisterung der Herzen möglich, oder vielmehr, als ob sie von keiner andern, als die hinter den Gardinen geschieht, einige Begriffe hätte. Der arme Mensch ging drauf, verzehrte sich in sich selber. Er mußte etwas lieben – Hier fing das Schreckliche seiner Geschichte an.

Seine Aufwärterin war ein junges, schlankes, rehfüßiges, immer heitres und lustiges Mädchen. Ihre Gutherzigkeit war ohne Grenzen, ihr Wuchs so schön als er sein konnte, ihr Gesicht nicht fein, aber die ganze Seele malte sich darin. Diese Ehrlichkeit, dieses sorgenfreier unendlich Aufmunternde in ihrem Auge verbreitete Trost und Freude auf allen Gesichtern, die sie ansahen; lesen mochte sie nicht, aber desto lieber tanzen, welches ihre Lebensgeister in der ihr so unnachahmbaren Munterkeit erhielt. In der Tat war ihr gewöhnlicher Gang fast ein beständiger Tanz, und wenn sie sprach, jauchzte sie, nicht um damit zu gefallen, sondern, weil das herzliche innerliche Vergnügen mit sich selbst und ihrem Zustande keinen andern Ausweg wußte. In ihrem Anzug war sie immer sehr reinlich, und an dieser Tugend sowohl, als selbst im Geschmack, ließ sie ihre Gebieterin unendlich weit hinter sich. – Wie vieles kommt auf den Augenblick an, zu wie vielen schrecklichen Katastrophen war nur die Zeit, die Verbindung kleiner, oft unwichtig scheinender Umstände die Lunte! Ach, daß unsere Richter, vielleicht in spätern bessern Zeiten, der göttlichen Gerechtigkeit nachahmend, auch dies auf die Waagschale legten, nicht die Handlung selbst, wie sie ins Auge fällt, sondern sie mit allen ihren Veranlassungen und zwingenden Ursachen richteten, eh' sie sie zu bestrafen das Herz hätten! – In einem der Augenblicke, wo die menschliche Seele an all ihrem Glück verzagt, brachte Marie¹³⁶ (so hieß die Aufwärterin) Zerbinen den Kaffee aufs Zimmer. Der Herr des Hauses war eben mit seiner ganzen Familie zu einem Landfestin zwei Stunden vor der Stadt herausgefahren, von dem er vor Abend nicht wiederkam. Zerbin hatte den Morgen einem Bürger, der ihm zu einem Spazierritt schon vor einer Woche das Pferd geliehen, den letzten Groschen aus dem Beutel gegeben; es fiel ihm, als er sie tanzend hereintreten sah, ein, indem die Empfindung des Mangels kalt und grauenvoll über ihm schwebte, dieses gutartige holde Geschöpf könne wohl in dem Augenblick ebenso bedürftig sein, und aus Größe der Seele, oder aus jungfräulicher Schüchternheit, ihren Verdruß über das lange Außenbleiben seiner Bezahlung verbeißen: er fragte sie also mit einem ziemlich verwilderten Gesicht: »Jungfer! ich bin Ihr ja auch noch schuldig; wieviel beträgt's denn?«

Ob sie nun aus seiner Miene geschlossen, daß ihm die Bezahlung itzt wohl schwerfallen dürfte, oder ob etwas in ihrem Herzen für ihn sprach, das nur wünschte durch eine Handlung der Aufopferung sich ihm weisen zu können – genug, sie wußte mit einer so eigenen Naivetät ein erstauntes Gesicht anzunehmen, die Hände so bescheiden zu falten, so beklemmt zurückzutreten, daß Zerbin selber drüber irreward. »Sie mir schuldig, mein Herr? seit wann denn? – Woher denn?« – »Hat Sie mir nicht fünf Gulden von Ihrem Lohn geliehen – und nachher noch fünf von Ihrer guten Freundin verschafft?« – »Sie träumen. Ich glaube, die gelehrten Herren haben zuweilen Erscheinungen.« – »Ich muß es Ihr bezahlen, Jungfer. Ich will meine Uhr versetzen.« – Um meinen Leserinnen und Lesern dieses Betragen unserer artigen Bäuerin in ein besseres Licht zu setzen, müssen wir hier erinnern, daß sie Tochter eines der reichsten Schulzen aus einem benachbarten Dorf war, und nicht sowohl wegen des Lohns, als wegen alter Verbindlichkeiten, die ihr Vater dem Herrn vom Hause hatte, bei ihm diente.

Sie setzte sich hierauf in eine noch feierlichere Stellung, und tat die schrecklichsten Schwüre, daß er ihr nichts schuldig wäre; er sprang auf, weinte für Scham, Wut und Dankbarkeit; sie fing mit an zu weinen, sagte, wenn er wieder was nötig hätte, sollte er sich nur an sie wenden, sie hätte einen reichen Vaterbruder in der Vorstadt, sie würde schon Mittel finden, etwas von ihm zu bekommen; er schloß sie in seine Arme; ihr bebenden Lippen begegneten sich – Einsamkeit, Stille, Heimlichkeit, tausend angsthafte, freudenschaurige Gefühle überraschten sie; sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen.

Diese Trunkenheit des Glücks war die erste und einzige, die Zerbinen für seine Lebenszeit zugemessen war,

¹³⁶Wiederum die mysteriöse Marie oder Maria, alias das schöne Gretchen? Wir werden auch in den >Nachtwachen<, siehe weiter unten, ihren Namen erwähnt finden.

um ihn in desto tieferes Elend hinabzustürzen. Zwar wußten beide auch nachmals noch Gelegenheit zu finden, ihre Zärtlichkeiten zu wiederholen; aber wie der erste Schritt zum Laster, so mit Rosen bestreut er auch sein mag, immer andere nach sich zieht, so ging es auch hier. Zerbins hohe Begriffe von der Heiligkeit, aufgesparten Glückseligkeit, von dem Himmel des Ehestandes verschwanden. Die Augen fingen ihm, wie unsern ersten Eltern, an aufzugehen, er sah alle Dinge in ihrem rechten Verhältnis, sah bei der Ehe nichts mehr, als einen Kontrakt zwischen zwei Parteien aus politischen Absichten. Hortensia und ihr steifes Betragen hatte nun in seinen Augen gar nichts Widriges mehr, da der Vater eine ansehnliche Stelle im Magistrat bekleidete, und zehntausend Taler mitgeben konnte: er ward vernünftig. Er hatte die Liebe seiner Marie zum voraus eingeerntet; Liebe schien ihm nun ein Ingrediens, das gar nicht in den Heiratsverspruch gehörte; die große Weisheit unserer heutigen Philosophen ging ihm auf, daß Ehe eine wechselseitige Hülffleistung, Liebe eine vorübereilende Grille sei; eine Mißheirat schien seinem aufgeklärten Verstande nun ein ebenso unverzeihbares Verbrechen, als es ihm ehemals der Ehebruch und die Verführung der Unschuld geschehen hatten. In ein Dörfchen zu gehen, und mit seinem freundlichen Mariechen Bauer zu werden – oder dem Vorurteil aller honetten Leute in Leipzig Trotz zu bieten und seine schöne Bäuerin im Angesicht all seiner galanten Bekanntschaften zu heiraten – welch ein unförmlicher Gedanke für einen Philosophen, dem itzt erst die Fackel der Wahrheit zu leuchten anfing, der itzt erst die Beziehungen der Menschen, die Abweichungen der Stände, die Torheiten phantastischer junger Leute, die Irrtümer der Phantasei, und das unermeßliche Gebiet der Wahrheit im echtsten Licht übersah! Von dieser Zeit an faßte er den Entschluß, Professor der ökonomischen Wissenschaften, nebenan des Naturrechts, des Völkerrechts, der Politik und der Moral, zu werden. Saubere Moral, die mit dem Verderben eines unschuldigen Mädchens anfing! Er räsionierte nun ungefähr also:

»Der [Sexual-] Trieb ist allen Menschen gemein; er ist ein Naturgesetz. Die Gesellschaft kann mich von den Pflichten des Naturgesetzes nicht lossagen, als [nur] wenn diese den gesellschaftlichen Pflichten entgegenstehen. Solange sie sich damit vereinigen lassen, sind sie erlaubt – was sage ich? sie sind Pflicht. Ich darf also die Achtung, die ich der Gesellschaft schuldig bin, nicht aus den Augen setzen. Folglich: wenn ich Marien dahin bringen kann, daß sie um einige Zeit eine Reise zu ihren Verwandten vorschützt, so sie insgeheim nach Berlin führe, wo ich gleichfalls meinen Vater zu besuchen habe, ihr dort ein Zimmer miete, das Kind auf die Rechnung meiner künftigen Erbschaft von dem und dem alten Bekannten meines Vaters in der Stille erziehen lasse – unterdessen wiederkomme und eine reiche Partie – Marie bleibt immer mein, und je verstohlener wir nachher zusammenkommen, desto süßer – Liebe hat ihre eigene Sphäre, ihre eigene Zwecke, ihre eigenen Pflichten, die von denen der Ehe himmelweit unterschieden sind.«

Er setzte sich sogleich hin, an seinen Vater zu schreiben, ihm durch die unvermutete Entdeckung, daß er noch lebte, eine Freude zu machen, und sich zugleich für seine bedrängten Umstände, und zu einer Reise nach Berlin, eine Hülfe von hundert Friedrichdor auszubitten. In diesem Augenblick trat Marie ins Zimmer. Er kleidete ihr sein Projekt in solche lügen- und schmeichelhafte Farben ein, daß sie mit Tränen in alles willigte. Wiewohl sie ihm die Freuden eines eingezogenen, schuldlosen Lebens, in einem Dorf, wo ihr Vater ihn mit beiden Händen würde aufgenommen haben, mit Worten vormalte, die Steine erweicht haben würden: aber seine Politik drang diesmal durch. Sie wollten sich in Berlin so lange aufhalten, bis sein Vater tot wäre, und er förmliche Anstalten zu einer öffentlichen Verheiratung mit ihr machen könnte. Sie ergab sich endlich in seine höheren Einsichten, warf sich in seine Arme, drückte ihm ihre Liebe nochmals auf die Lippen, und erhielt von ihm die Versiegelung seiner noch immer ebenso heftigen Leidenschaft.

Alles ging gut: er fing hierauf an, statt der verdrüßlichen Lehre von Potenzen und Exponenten, ein Kollegium über die Moral und eines über das Jus Naturae zu lesen, das ihm gar kein Kopfbrechen kostete, und ungemein gut von der Lunge ging. Er bekam einen Zulauf, der unerhört war, und es währte kein halbes Jahr, so ließ er für seine Lesestunden ein neues Kompendium der philosophischen Moral, gepfropft aufs Natur- und Völkerrecht, drucken, das in allen gelehrten Zeitungen bis an den Himmel erhoben ward. Unterdessen blieb das arme Mariechen, die Veranlassung aller dieser Revolutionen, ein unglückliches Mittelding zwischen Frau und Jungfer; ihre glückliche Lustigkeit verlor sich; die Rosen auf ihren Wangen starben; die Zeit ihrer Entbindung nahte heran; Zerbin fing an verlegen zu werden, wenn sie auf sein Zimmer trat. Ein unangenehmer Vorfall kam noch dazwischen.

Dem Hause des Herrn Freundlach gegenüber lag ein Kaffeehaus, das Hohendorf sowohl, als Altheim, in der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Renatchen, gleich nach dem Essen gewöhnlich zu besuchen pflegten. In der Zeit des Noviziats, da es bei beiden noch immer hieß:

Ich aber steh, und stampf, und glühe,
Und flieg im Geiste hin zu ihr,
Und bleib, indem ich zu ihr fliehe,
Stets unstet, aber immer hier,
Weil, bis mich Glück und Freundschaft retten,
Die oft ein langer Schlaf befällt,
Mich hier, mit diamantnen Ketten,
Das Schicksal angefesselt hält.
Uz.

Obzwar Hohendorf itzt fast gar keinen Zutritt in dem Hause mehr hatte, oder doch wenigstens von dem Idol seiner Wünsche allemal sehr frostig empfangen ward: so blieb doch ein gewisser Zauber um dieses Kaffeehaus schweben; er fühlte allemal nach dem Essen einen geheimen Zug hinzugehen, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte. Da sah er denn sein geliebtes Renatchen sehr oft mit Altheimen am Fenster, und rächte sich, oder glaubte sich mit verachtungsvollen Blicken recht herzlich an ihnen zu rächen. Altheim selbst kam auch noch bisweilen dahin, wenn Renatchen etwa sich nicht sprechen ließ, oder einen Besuch bei einer Verwandtin machte, die er nicht wohl leiden konnte, weil sie beiden immer so spitzfindige Reden gab.

An einem dieser Nachmittage kam Hohendorf mit Altheim in einem Billardspiel, wo mehrere Personen um den Einsatz spielten, in einer sogenannten Guerre zusammen, und es traf sich unglücklicherweise, daß die beiden Nebenbuhler grade aufeinander folgen mußten. Hohendorf, der schon lang eine Gelegenheit an Altheim suchte, machte, ohne daß es ihm selbst Vorteil brachte, seinen Ballen, welches wider die Regel vom Spiel ist. Altheim zeigte seinen Verdruß darüber; Hohendorf schüttelte lächelnd den Kopf; als die Reihe wieder an ihn kam, machte er, nun wirklich unversehens und wider Willen, den Ballen des Altheim zum andernmal. Altheim, fest versichert, daß dies in der Absicht geschehe, ihn zu beleidigen, warf ihm den Billardstock ins Gesicht; sie griffen nach den Degen; man trennte sie; den andern Morgen ritten sie vor der Stadt hinaus ins Rosental, sich auf Pistolen zu schlagen, wo Altheim so glücklich oder so unglücklich war, seinen Gegner zu erlegen, und sich ungesäumt aus dem Staube machte, ohne nachher, weder seiner Geliebten, noch unserm Zerbin, seinem Mentor, jemals mit einer Silbe Nachricht von sich zu geben.

Zerbin wußte also auch die anderweitigen Schulden, die er, auf die Rechnung der vom Grafen zu bekommenden rückständigen Pension, gemacht hatte, nicht zu bezahlen; er mußte eine ganz andre Haushaltung anfangen. Um seinen Hausherrn in guter Laune zu erhalten, redete er nun, bisweilen rätselhaft, bisweilen ziemlich deutlich, von gewissen Absichten, die er auf seine Tochter hätte, deren Jugend und Schöne sehr stark zu sinken anfang. Sobald Marie bei ihren geheimen Zusammenkünften sich unruhig darüber bezeugte, wußte er sie mit der Notwendigkeit dieser Maskerade zufrieden zu sprechen, damit ihn der Herr des Hauses nicht wegen Hausmiete und Kostgeld mahnte, welches in der Tat auch nicht erfolgte, und seine Sicherheit und stillschweigende Verbindlichkeit gegen Hortensien immer größer machte. Seine ganze Hoffnung, der letzte Anker, den er ausgeworfen, stand nun auf die Antwort von seinem Vater. Man stelle sich Mariens Entzücken vor, als sie ihm selbst den Brief aus Berlin von dem Posthause brachte, und den Übergang zu ihrer Verzweiflung, als sie nun aus seinem Munde hörte, daß auch hier der Tau zerrissen sei. Sein Vater war, durch einen der kühnsten Diebstähle, da man ihn selbst und seine alte Magd geknebelt hatte, rein ausgeplündert worden, und itzt im aller kümmerlichsten Mangel, da er, wegen seines bekannten Wuchers, bei niemand einmal Mitleiden fand. Er bat seinen Sohn, ihn, wo möglich, mit Geld zu unterstützen, oder zu sich nach Leipzig kommen zu lassen. Es blieb Marien nichts übrig, als Weinen und Schluchzen; sie warf sich ihm zu Füßen; er sollte mit ihr in ihr Dorf gehen, um ihr bei ihrem Vater Vergebung zu verschaffen. Alles war umsonst; er stellte ihr vor, daß eine Geschichte von der Art, wenn sie bekannt würde, ihn unfehlbar um seine Stelle bei der Universität bringen würde, daß er sich durch sein Ansehen, durch seinen Kredit, durch seine Gelehrsamkeit wohl noch so weit bringen würde, sein berlinisches Projekt mit ihr auch hier in Leipzig auszuführen, daß er ein Werk unter der Presse hätte, für welches ihm der Buchhändler dreihundert Taler geboten, daß er die zur Erziehung des Kindes verwenden wolle, daß sie ihm versprechen solle, sich an ihre Freundin in der Vorstadt zu wenden, ihr ihren Zustand zu gestehen, eine schleunige Krankheit bei ihr vorzuschützen, unter dem Vorwand in ihrem Hause zu bleiben, bis die Entbindung vorüber wäre, und unter der Zeit eine andere Magd in ihre Stelle zu mieten usw. Sie versprach alles aus Liebe zu ihm; sie ging von ihm, fest entschlossen, allen möglichen Stürmen des Schicksals Trotz zu bieten, um ihm seine Ehre und guten Namen in der Stadt zu erhalten; an den ihrigen dachte sie nicht einmal. Ihre Hände

noch naß von den Tränen, mit denen er sie beschworen hatte, die Sache geheimzuhalten, dachte, sah, begriff sie keine Schwierigkeiten bei dieser Sache, fing sogleich an, den Anfang ihrer Rolle zu spielen, und sich bei ihrer Jungfer über Kopfweh und Fieberschauer zu beklagen. Den Nachmittag hatte sie den Plan gemacht, ihrer Freundin einen Besuch zu geben, und da, gleich als ob sie unvermutet von einem hitzigen Fieber überfallen wäre, sich zu Bette zu legen.

Aber wie wenig wußte das gute Mädchen, was sie versprochen hatte! Als sie zu ihrer Freundin kam, fand sie sie eben im Ausräumen begriffen, weil sie ihre Miete aufgesagt hatte, und ein anderes Haus beziehen wollte. Mann und Frau hatten, wie es bei dergleichen Gelegenheit zu gehen pflegt, Händel zusammen bekommen, und maulten itzt miteinander. Sie ward mit einem bewölkten Gesicht empfangen; die Furcht, ihr zur ungelegenen Stunde zu kommen, verschloß ihr den Mund. Das Herz entfiel ihr; all ihre Anschläge verwirrten sich, sie wußte nicht aus noch ein. Sie sagte ihrer Freundin, daß ihr nicht wohl wäre; sie ward kaltsinnig bedauert. Ach, ein Ton der Stimme, eine trockene Miene ist, in dergleichen Gelegenheiten, schüchternen und zarten Seelen ein Donnerschlag! Sie kam halb ohnmächtig wieder nach Hause, und doch liebte sie Zerbinen zu sehr, um ihn durch Erzählung dieses ersten mißlungenen Versuchs in Bekümmernis zu setzen. Sie sah nun ihr Schicksal als eine Strafe Gottes für ihren Leichtsinns an, der höchste Grad der Melancholei, und fand ihren Trost, ihre Wollust in verborgenen Tränen. Sie wagte es dennoch, nach ein paar Tagen zum andermal hinzugeben, nachdem sie Zerbinen eingebildet hatte, es sei alles schon in Richtigkeit: sie fand Ihre Freundin nicht zu Hause. Auch dies sah sie als etwas Übernatürliches an; ihr Herz entfiel ihr immer mehr; es war, als ob ihr jemand zurief: du sollst dich deiner Freundin nicht entdecken! – O Richter, Richter, habt ihr die Gefühle eines jungen Mädchens je zu Rat gezogen, wenn ihr über ihre Tat zu sprechen hättet! Ahndet ihr, was das heißt, seine Schande einer andern entdecken, was für Überwindung das kostet, was für ein Kampf zwischen Tod und Leben in einer weiblichen Seele, die noch nicht schamlos geworden ist, da entstehen muß? Sie faßte nun den Vorsatz, in die Hände Gottes, nicht in die Hände der Menschen zu fallen, wie sie nachher ihrem Beichtvater selber gestanden hat. Sie wollte sich ihrem Schicksal überlassen, und das Schlimmste abwarten, ohne Zerbin oder irgend einem Menschen ein Wort davon zu sagen. – Die Taschen, die damals auch Personen geringen Standes durchgängig trugen, verhehlten ihren Zustand; kurz, die Frucht ihrer verbotenen Vertraulichkeit kam, nach ihrem letzten Geständnis, tot auf die Welt.

Nach den Gesetzen ist eine verhehlte Schwangerschaft allein hinlänglich, einer Weibsperson das Leben abzusprechen, wenn man auch keine Spur einer Gewalttätigkeit an dem Kinde gewahr wird. Marie hatte das ihrige in der Geschwindigkeit ins Heu verbergen wollen, da eben das Haus, wegen eines Schmauses in der Vakanzzeit, voller Gäste war, und sie alle Augenblicke gebraucht wurde. Der Kutscher war in ihrer Abwesenheit auf den Heuboden gestiegen, den Pferden etwas Futter zu langen, und er war der erste Angeber dieses unglücklichen Mädchens.

Sie ward gefänglich eingezogen: Zerbin ließ sich nichts merken. Man stelle sich die Entschlossenheit, die Großmut, die Liebe dieses unglücklichen Schlachtopfers vor: sie war durch keine Mittel dahin zu bringen, den Vater ihres Kindes herauszugeben. Alle Klugheit, alle Strenge der Obrigkeit war umsonst; nichts als unzusammenhängende Erdichtungen konnten sie aus ihr bringen. Das war eine Szene, als ihr Vater, der Schulz aus dem Reichsdorf, zu ihr ins Gefängnis trat.

„Du Allewelts!“, war sein Willkomm, „was machst du hier? Hab ich dich so gelehrt, Gottes Gebot aus den Augen setzen?“

Sie weinte.

„Durch Henkershand dich verlieren – Wer ist der Vater dazu gewesen, sag mir's! Gottes Gericht soll mich verfolgen, wo ich es nicht so weit bringe, daß der Kerl“ – hier kniff er die Daumen ein, sah in die Höhe, biß die Zähne zusammen, und Schaum trat ihm vor den Mund.

Sie weinte immer fort.

„O du Gottsvergessene – – nenn mir den Kerl nur!“ – Er setzte sich bei ihr auf eine zerbrochene Tonne nieder.

„Ich weiß ihn nicht, Vater, ich kenn ihn nicht.“

„Du kennst ihn nicht – so wird Gott ihn finden, Gottes Gericht ihn finden! Du kennst ihn nicht? Du wirst dir doch nicht im Schlaf so was haben anrasonieren lassen – Meine einzige Tochter auf dem Schafott – Nenn mir ihn, sag mir ihn, ich will ihm nichts zu leide tun!“

„Freilich war's so gut als im Schlaf, Vater, im Rausch, Vater! als wir von einer Hochzeit kamen. Es war ein Schuhmachersgesell, den Mainzer nannten sie ihn.“

„Gott wird ihn finden, den Schuhmachersgesellen – O mein Kind, mein Kind!“ Hier umarmte er sie heulend, und drückte sie, unter erschrecklichem Schluchsen, zu wiederholten Malen an sein Herz. „Wenn ich mich

hier in deine Stelle setzte, du bist jung; du kannst noch lange leben –,

„Ich überlebte es nicht – –.“

„Ich hatte dir mein neues Haus zgedacht; es ist unter Dach; du sollst mir den Nagler Rein heiraten; es ist ein junges frisches Blut, und hat dich jederzeit so lieb gehabt. Alle Abend bin ich mit meinem alten Weibe hinspaziert, und haben nach dem Bau gesehen und von dir geredt, wie wir im Winter so vergnügt miteinander leben, und fleißig zueinander zu Licht gehen wollten. ›Ich habe noch fünf Pfund von dem schönen weißen Flachs; die soll sie mir abspinnen helfen‹, sagte sie. ›Sie wird doch itzt in der Stadt nicht so galant geworden sein, daß sie das Spinnrad nicht mehr in die Hand nehmen darf‹ – ach, du gottloses Kind! Es war, als ob sie das im prophetischen Geist gesagt hätte.“

Sie, auf seine Hand weinend: „Könnt Ihr mir denn nicht verzeihen, Vater?“

„Er, der Nagler Rein, stund denn so dabei und lächelte, und die Tränen quollen ihm in die Augen. Sag ich doch, es war, als ob's uns allen geahndt hätte.“

„Grüßt den guten Rein, sagt, ich werde noch in der Ewigkeit für ihn beten, daß er eine bessere Frau bekomme, als ich ihm gewesen wäre. Sagt ihm, es soll ihm nicht leid sein um mich.“

„Wem sollt' es nicht leid sein um dich.“ Hier heulte er wieder an ihrem Halse. „Darf deine Mutter auch kommen, dich zu sehen?“

„Meine Mutter – wo ist sie – wo ist meine gute Mutter? Geschwind laßt sie hereinkommen! Ich habe nicht lange mehr hier zu bleiben.“

Walter (so hieß der Alte) schlug in die Hände. „Ist denn keine Gnade, kein Pardon nicht möglich? Ich will mich dem Gerichtsherrn zu Füßen werfen“ -

„Meine Mutter, Walter! – Ich schwör Euch, es stirbt kein Mensch so gern als ich.“ – sie flog an die Tür:

„Meine Mutter! Laßt meine Mutter hereinkommen!“

Hier traten die Mutter und einige Verwandtinnen herein; es ging ein allgemeines Geheul an, das den Kerkermeister selber aus seiner Fassung brachte, daß er das Zimmer verlassen mußte. Die grausame Stunde rückte heran. Man sprach noch immer in der Stadt davon, sie würde Gnade bekommen; bis zum letzten Augenblick, noch da ihr die Augen verbunden wurden, stand das Volk in dieser Erwartung; man konnte es nicht begreifen, nicht fassen, daß eine so liebenswürdige Gestalt unter Henkershänden umkommen sollte; der Prediger war nicht imstande, ihr ein einziges Trostwort zuzusprechen – – vergeblich! Die Gesetze waren zu streng, der Fall zu deutlich; sie ward enthauptet.

Sie hat bis an den letzten Augenblick die liebenswürdige, milde Heiterkeit in ihren Mienen, sogar in ihrer ganzen Stellung, in dem nachlässigen Herabsinken ihrer Arme und des Haupts, noch beibehalten, die ihren Charakter so vorzüglich auszeichnete. Sie stand da, etwa wie eine von den ersten Bekennerinnen des Christentums, die für ihren Glauben Schmach und Martern getrost entgegensahen. Sie wandte sich noch oft sehnsuchtsvoll herum, gleich als ob ihre Augen unter dem gedrängten Haufen Volks jemanden mit Unruhe suchten. Jedermann sagte, sie suche ihren Liebhaber, und die nah bei ihr gestanden, versichern, sie haben sie noch in den letzten Augenblicken einen Namen sehr undeutlich aussprechen hören, der von einem heftigen Tränenausbruch begleitet wurde. Sie hielt sich sodann eine Minute die Hand vor die Augen, welche sie hierauf, wie außer sich, halb ohnmächtig dem Scharfrichter reichte, weil sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte. Er band ihr die Augen zu – und die schöne Seele flog gen Himmel.

Zwei, drei Tage war alles in der Stadt in Bestürzung; man sprach in allen Gesellschaften von nichts, als der schönen Kindermörderin. Man schrieb Gedichte und Abhandlungen über diesen Vorfall: Zerbin ging bei alledem wie betäubt umher, das gewöhnliche Schicksal abgewürdigter Seelen, wenn sie in außerordentliche Umstände kommen. Wenn ich einen Roman schreibe, so würde ich es nimmer wagen, meine Geschichte mit einem Selbstmorde zu schließen, um den Verdacht der Nachahmung zu vermeiden, da diese Saite nun einmal von einer Meisterhand ist abgegriffen worden. So aber darf ich mich von meiner Urkunde nicht entfernen, und welch ein Unterschied ist es nicht mit alledem unter einem Selbstmorde, der, durch die Zaubereien einer raphaelischen Einbildungskraft, zu einer schönen Tat ward, und das höchste Glück des Liebhabers beförderte, und unter einem, der nichts, als die gerechte Folge einer schändlichen Tat, und mehr wie eine Strafe des Himmels, als wie ein Fehltritt einer verirrtten Leidenschaft anzusehen war! Er kroch, unter der Last seiner Schuld, und der ihm allein empfindbaren Vorwürfe aller seiner Zeitverwandten, stumm und sinnlos zu der ihn erwartenden Schlachtbank. Folgende Papiere, die man in seinem Schreibpult gefunden, können dennoch einiges Mitleiden für ihn rege machen. Wir wollen sie, unter den Zeichen A und B, nach Mutmaßung der Zeit, in der sie geschrieben sein können, hier einrücken.

A. Ich komme zu dir, meine Marie¹³⁷ – ich komme, mich mit dir vor denselben Richterstuhl zu stellen, und

¹³⁷ Wiederum die mysteriöse Marie! Siehe auch die >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

von dir mein Urteil zu erwarten. Die Welt verdammt mich, es ist mir gleichgültig, aber du – solltest du keine Verzeihung für mich haben, Heilige! – So soll es mir süß sein, wenigstens von dir meine Strafe zu erhalten. Du allein hast das Recht dazu.

B. Ich schreibe dieses, sie vor den Augen der ganzen Welt zu rechtfertigen. Unsere Ehe war kein Verbrechen; zwar war sie von keiner Priesterhand eingeweiht, aber durch unverstellt brennende Küsse versiegelt, durch fürchterliche Schwüre bestätigt. Dieser Lehnstuhl, an dem wir beide auf den Knien gelegen, dieses Bette, auf dem ich mich noch heulend herumwälze, sind Zeugen davon. Ich war die einzige Ursache, daß unsere Verbindung nicht öffentlich bestätigt ward – meine eingebildete Gelehrsamkeit, mein Hochmut waren die einzigen Hindernisse. Ich schmeichelte ihr, ich würde sie nach Berlin bringen, und meinem Vater vorstellen, bloß um ihre Wünsche, ihre Bitten in die Länge zu ziehen. Ich kann nicht trauren über alles dieses; mein Herz ist zu hart. Aber daß sie mich nicht verraten hat, daß sie für mich gestorben ist, war zu großmütig; das verdiente ich nicht! Ich eile ihr das zu sagen – ich warne alles Frauenzimmer vor einer so grenzenlosen Liebe gegen unwürdige Gegenstände. Ich wollte ihr nichts aufopfern; sie opferte mir alles auf. Ich kann mich nicht hassen, aber ich verachte mich!

Er schlich, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in trübsinniger Schwermut einige Tage hin, sprach selbst von dieser Geschichte mit Hortensien und andern, wiewohl allemal sehr kurz. Am dritten Tage abends kam er nicht zu Hause; den vierten Tag ward am Morgen seine Leiche in dem zu der Zeit mit Wasser angefüllten Stadtgraben gefunden, in den er sich vom Wall herabgestürzt hatte. Jedermann erschrak; bis endlich, bei Durchsichtung seiner hinterlassenen Papiere, den Leuten die Augen aufgingen. Hortensia ward schwermütig, und Renatchen soll nach der Zeit die Religion verändert haben, und in ein Kloster gegangen sein.

V. Kapitel

F. H. Jacobis >Allwill<, alias Goethe ¹³⁸

Kapitel V.1: Goethes wechselhafte Beziehung zu F. H. Jacobi

Friedrich Heinrich Jacobi stand bereits zu einem frühen Zeitpunkt in freundschaftlich - literarischer Beziehung zum Kreis der Empfindsamen in Darmstadt. Dies geht aus einem Brief Jacobis an Sophie de La Roche hervor:

... Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber [F. M. Leuchsenring] jetzt zu Bergzabern an einem rosafarbenen seidenen Bande, hinter der elysischen Zieglerin [Lila], und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen- [Kamillen-] und Rosenblätter [ab].

Franz Michael Leuchsenring, Sophie de La Roche, Heinrich Merck und sogar Wolfgang Goethe selber waren F. H. Jacobis Hauptinformanten, was Henriette Alexandrine von Roussillons Liebesgeschichte mit Goethe und ihr tragischer Tod betreffen.

Goethe schrieb am 12. Mai 1773 an Sophie de La Roche, noch kein Monat nach Uranias Tod:

WA IV.2, Brief Nr. 152:

... Leuchsenring wird Ihnen wunderbare [richtig: wunderliche, erstaunliche] Geschichten erzählen, und auch ich habe Ihnen viel zu sagen; sobald's ruhig um mich ist, wird mir's aller Trost sein, Ihnen schreiben zu können, wie ich mich auch mit der Hoffnung nähre, Sie noch diesen Sommer zu sehen. Denn ich bin allein, allein, und werde es täglich mehr. Und doch wollt' ich's tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden, und meist getrennt werden. [Unzweifelhaft meint Goethe damit Urania.] Aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen! Das ist ein trauriges Rätsel ...

Leuchsenring besuchte außer Sophie de La Roche gewiß auch F. H. Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf. Denn er schrieb am 9. Mai 1773 an Iselin, daß er „zuerst noch 14 Tage bei seinen Freunden herumgezogen war“, bevor er (mit der Homburger Landgrafenfamilie, wobei sich auch Lila befand) nach Holland weiterreisen würde.

Goethe machte sich als Rezensent der >Frankfurter Gelehrten-Anzeigen< die Gebrüder Jacobi nicht eben zu guten Freunden. Im Brief vom August 1773 gesteht er Frau von La Roche:

WA IV.2, Brief Nr. 165

... Da ich fertig bin, liebe Mama, fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin, hab ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern, eingenistet; das gibt ihnen nach der strengsten Compensation ein Recht auf meine [Halbschwester] Cornelia.

Im Brief an Christian Kestner vom 15. September 1773 wird Goethe noch deutlicher:

WA IV.2, Brief Nr. 167

Des Kammerrat Jacobis Frau war hier; eine recht liebe, brave Frau, ich habe recht wohl mit ihr leben können, bin allen Erklärungen ausgewichen und habe getan, als hätte sie weder Mann noch Schwager. Sie würde gesucht [versucht] haben, uns zu vergleichen [gemeint ist: zu versöhnen], und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie itzt [jetzt] verachte, und dann will und muß ich sie lieben.

Dieser Satz sollte sich bewahrheiten. Durch die Romane >Allwill< und >Woldemar< hatte F. H. Jacobi tatsächlich die „Druckmittel“ gefunden, durch die Goethe „gezwungen“ war, die Gebrüder Jacobi zu achten. Bis es zur Niederschrift dieser „Werke“ kam, bedurfte es aber noch weiterer Begebenheiten.

Goethes wunderliches Benehmen in Wetzlar blieb den Jacobis ebenfalls nicht unbekannt. Goethe schrieb an Christian Kestner im Oktober 1773:

WA IV.2, Brief Nr. 175

... Hat Lotte den Canonicus Jacobi gesehen, gesprochen. Er ist auf sie aufmerksam gewesen, merk' ich. Ist er noch da?

Im Sommer des folgenden Jahres besuchte Goethe die Gebrüder Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf. Ohne

¹³⁸ Auszug aus L. Baus: >„Woldemar“ und „Allwill“ alias J. Wolfgang Goethe<.

sich anzukündigen, platzte er in ihr Haus. Alles vergessend, was er früher über die Jacobis gesagt und geschrieben hatte, warf er sich ihnen in die erstaunten Arme, öffnete er sich ihnen ganz, vertraute er ihnen vieles an, über sein früheres Leben, seine Liebe zu Urania, viel zu viele Andeutungen und halbe Geständnisse - Der Freundschaftstaumel hielt nicht lange an.

Ende September 1774 erhielt Fritz Jacobi den >Werther<. Goethe ahnte nichts Gutes als er Ende September 1774 an Johanna Fahlmer schrieb:

WA IV.2, Brief Nr. 254

... Was schreibt Fritz [Jacobi]? Hat er Werthern [ein Exemplar des >Werther<]? Ich mag ihm nicht schreiben, nichts schicken, um ihn nicht zu stören, wenn er ihn hat.

Im Oktober 1774 erhielt Goethe einen empörten, ja einen erzürnten Brief von Christian Kestner, der sich bitterlich bei Goethe über die Rollen beschwerte, die er ihnen als Lotte und Albert im >Werther< zudachte. In mehreren Briefen versuchte Goethe sich bei dem Ehepaar Kestner zu entschuldigen, ihre Bedenken auszuräumen.

Von Ende Januar bis zum 5. Februar 1775 weilte Fritz Jacobi bei Goethe in Frankfurt. Als Jacobi abreiste, hatte ihre anfänglich so enthusiastische Freundschaft ein Ende gefunden. Goethe schrieb an Jacobis Ehefrau Betty am 6. Februar 1775:

WA IV.2, Brief Nr. 288

Liebe Frau, Fritz ist nun fort, und wie wohl es uns war, können Sie denken, weil es uns, besonders mir, auf die letzt etwas weh bei der Sache wurde, und ich Fritz bat, zu gehen; auch ist mir schon etwas besser, ob er gleich noch nicht 24 Stunden fort ist ...

Der Grund war der und ist aus dem >Allwill< klar herauslesbar: F. H. Jacobi spielte sich als Moralprediger vor Goethe auf. Goethes >Werther< hatte er, als Mitwiser von Goethes Liebestragödie mit Urania, gewiß beim ersten Lesen durchschaut. Er machte Goethe Vorwürfe über die vielen kompromittierenden Szenen, die sich für das Ehepaar Kestner darin befanden. Goethes Werk >Stella<, das Jacobi möglicherweise als handgeschriebenes Manuskript lesen konnte, worin Goethe die Bigamie nicht gerade verherrlichte, aber doch als Ausweg für drei liebende Herzen darstellte, empörte Jacobi. Und mit gutem Grund, denn er war selber ein - Bigamist.

Goethe schrieb im Februar 1775 besorgt an Heinrich Merck:

WA IV.2, Brief Nr. 292

Du hast nun Fritzen [Fritz Jacobi] gehabt, Schreib mir, wenn er angekommen, wie und was mit euch [ge-] worden ist, dafür hast Du auch ein Liedlein ...

Die Stationen von Jacobis Reisen waren die: zuerst besuchte er Sophie de La Roche in Koblenz, dann Goethe, dann Merck. Auf dieser Reise sammelte er möglicherweise seine letzten „Informationen“ über Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. Von Goethes Briefen, die an Heinrich Merck, Sophie de La Roche und an F. M. Leuchsenring gerichtet waren, machte Jacobi sich in unbeobachteten Stunden heimlich Abschriften. Was ein Goethe kann, kann ich schon lange, dachte sich wohl Fritz Jacobi, setzte sich hin und schrieb den Briefroman >Allwill<, richtiger ausgedrückt, er „schnitt“ ihn aus echten Goetheschen Briefen zusammen.

In der >Deutschen Rundschau< steht ein Artikel von Professor Wilhelm Scherer aus Straßburg mit Titel >Bemerkungen über Goethe's >Stella<<. In diesem Artikel fand ich die Antwort auf die Frage, warum und weshalb F. H. Jacobi Goethe so sehr haßte und mit den Romanen >Allwill< und >Woldemar< absichtlich bloßzustellen versuchte. Hier Auszüge aus dem oben genannten Artikel:

Unterkapitel: *Der Stoff*

Woher Goethe den Stoff zur >Stella< genommen hat, das steht so ziemlich fest. Der Name „Stella“ kündigt zu offenbar die Quelle an. Der Name ist nicht von Goethe erfunden, um auf den Sternenglanz einer liebenden Geliebten zu deuten, wie Düntzer¹³⁹ anzunehmen scheint. Der Name ist von Jonathan Swift zuerst gebraucht, um seine geliebte Esther Johnson poetisch zu bezeichnen. Schon Caro, Hettner - ich weiß nicht, ob andere - haben daher das Doppelverhältnis Swifts zu Stella und Vanessa herbeigezogen, jenen erschütternden Roman, der in den zugänglichsten Berichten über Swifts Lebensgeschichte im vorigen Jahrhundert [im 18. Jahrhundert] erzählt wurde - denselben Stoff, der wahrscheinlich Lessing bei der Miß Sara Sampson vorschwebte und den Goethe ohne allen Zweifel kannte. Die Gestalt Swifts, des Dechanten von St. Patrick,

¹³⁹ Erläuterungen zu den deutschen Classikern, Bd. XIII.

war ihm und seinen Genossen sehr geläufig. Herder hatte eine so große Vorliebe für ihn, daß er selbst den Beinamen „der Dechant“ davon trug.

An Swift hatte Stella die älteren Rechte. Aus London schrieb er der fernen Geliebten ausführliche Tagebücher von beispielloser Offenheit, voll von den innigsten Äußerungen sehnsüchtiger Zärtlichkeit. Plötzlich wird er einsilbig und kalt. Er hat Vanessa kennen gelernt. Er liebt sie, er wird geliebt, ja, sie kommt ihm mit dem Geständnis zuvor. Er ist entschlossen, sie nicht zu heiraten, um Stellas willen. Aber er hat lange nicht die Kraft, sie zu meiden. Endlich verläßt er London, kehrt in Stellas Nähe zurück, bittet Vanessa, ihm nicht zu folgen. Sie tut es doch. Mag er sie rauh behandeln, sie liebt ihn um so glühender, er wird gerührt und neu gewonnen.

Stella litt unter diesem Kampf entsetzlich. Liebe und Eifersucht brachten sie an den Rand des Grabes. Swift will alles tun, was ihr Ruhe und Trost bringen kann. Sie verlangt, Swifts Frau zu werden. Swift willigt in die Verheiratung unter der Bedingung, daß dieselbe Geheimnis bleibe. Vanessa, die nicht abläßt von dem Geliebten, hört gleichwohl davon, schreibt an Stella, um sie selbst zu fragen; diese bejaht und sendet den Brief an Swift. Wutentbrannt eilt er zu Vanessa, wirft den Brief auf den Tisch und entfernt sich sprachlos.

Vanessa fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf. Swift und Stella versöhnten sich nach einiger Zeit. Aber sie kränkelt dem Tod entgegen. Auch jetzt weigert sich Swift, ihre rechtmäßige Verbindung öffentlich bekannt zu machen. Man weiß bis heute nicht den Grund seiner Weigerung.

Lessing sah dem Stoffe das Dramatische an. Er reduzierte ihn auf seine wesentlichen Bestandteile: der Held, welcher eine Frau verläßt, weil es ihn zu einer andern zieht - die beiden Frauen, welche, in irgend einer Weise zusammengebracht, auf einander stoßen - der Konflikt, in welchen der treulose Mann dadurch eingeklemmt wird - sein Schwanken - die Katastrophe. [...]

Auch Goethes Stella ist „so krank, so liebeskrank“ wie Swifts Stella; und der Name ihrer Freundin Sara, die um sie weint, klingt eigentümlich aus Lessing nach. Auch Goethes Stella fragt sich vergeblich, warum sie nicht in bürgerlicher Ehrbarkeit dem unwiderstehlichen Verführer angehören konnte. Aber die Frage taucht nur auf, sie fügt sich in alles, was der Geliebte will, und wenn es auch eine Grille wäre. Das Benehmen Fernandos aber ist durch seine frühere Ehe zwingend begründet.

Aus der Geschichte Swifts, wie aus Lessings „Miß Sara“ hat doch Goethe wesentlich nichts als den äußeren Umriß entnommen. Aber er schafft ein reines Gegenbild zur Sara. Bei Lessing überbietet sich alles in heftigem Begehren; bei Goethe überbietet sich alles in großmütigem Verzichten.

Goethe wollte einen versöhnenden Abschluß, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen. Er wollte eine Liebe darstellen, welche alles überwindet, welche zu der Eifersucht sagt: „Furie, wo ist deine Geißel?“ Er konnte daher keine heftige, leidenschaftliche Vanessa, er konnte keine buhlerische, dämonische, zum Verbrechen bereite Marwood, er konnte nur eine sanft duldende, hochherzig verzeihende Cäcilie brauchen. Sie durfte den geliebten Mann nicht verfolgen, sie durfte Stella nicht zum Opfer der Rachsucht ausersehen: der Zufall mußte sie mit ihr und Fernando zusammenbringen, eine Reihe von Zufällen zur Lösung mitwirken, deren bleibender Erfolg gleichwohl ganz auf Cäciliens Charakter gestellt ist.

Traut man in Wahrheit Goethe eine so rohe Erfindung zu, daß Fernando sich bei einer Art Harem beruhigt, genau nach der Sage vom Grafen von Gleichen: eine Wohnung, ein Bett und ein Grab?

Die Sage im Munde Cäciliens bedeutet nur: „Wir wollen beisammen bleiben.“ Ihre Gesinnung dabei ist keine andere, als die sie unmittelbar vorher mit den Worten ausspricht: „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein! Ich will entfernt von Dir leben und ein Zeuge Deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein, Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben sein, und die meinen sollen Dir als ein lieber Besuch erscheinen - und so bleibst Du mein.“ Das ist in Wahrheit ihr inneres Verhältnis zu Fernando. Sie muß daran fest halten, nur die örtliche Trennung kann sie fallen lassen.

Wenn Goethe roher gewesen wäre oder dem Publikum die Rohheit eines Mißverständnisses zugetraut hätte, so konnte er seine Meinung leicht deutlicher aussprechen; aber vielleicht ließ er gern das Publikum im Zweifel: mochte jeder nach eigenem Gefühl sich das Zusammenleben ausmalen, die edleren Seelen konnten ihn nicht mißverstehen.

Für jeden zum Begreifen willigen Sinn hat Goethe die Lösung von Anfang an vorbereitet. Ein so durch und durch enthusiastisches Stück mußte enthusiastisch schließen, mit einem großartigen Aufschwung aller hochherzigen Gefühle. Will man es in die Prosa des bürgerlichen Lebens zurückversetzen, so wird man annehmen, daß die Handlung sich vollziehe in einem Land, dessen Gesetze die Ehescheidung nach beiderseitigem Einverständnis gestatten, - daß Cäcilie von Fernando geschieden wird, Fernando und Stella sich heiraten, und Cäcilie ihnen in der Nähe oder in der Ferne, wenn man das vorzieht, als Freundin zur Seite steht.

Der Sache nach kommt es auf dasselbe hinaus. Es ist nur kein gewöhnlicher Vorgang. Aber man hat den Dichtern sonst gestattet, das Ungewöhnliche darzustellen; ja, man hat gemeint, es sei recht eigentlich die Aufgabe der Poesie, das Seltene in den menschlichen Begebenheiten zu entdecken und für die Phantasie

glaublich zu vergegenwärtigen.

Gegen die >Stella< aber war die öffentliche Meinung mehr und mehr unversöhnlich; man sah darin einen Angriff auf die Monogamie; und Goethe selbst, der gegen diese einst so geliebte Tochter später gleichgültig wurde, hat sie verstoßen und durch die nachträgliche Änderung mit dem tragischen Schlusse fast der öffentlichen Meinung Recht gegeben.

Die ganze Lösung in der ursprünglichen Fassung ist, wie ich schon sagte, auf den Charakter Cäciliens gebaut. „Leidend lernst' ich viel“, sagt sie von sich selbst. Sie lernte fremdes Leid, fremde Liebe verstehen. Sie lernte verzeihen. Sie lernte auch entsagen. Sie ist ein kummervolles, klagendes Weib; aber sie klagt wie jemand, der in seinem Leiden vollkommen heimisch geworden ist und vom Leben nur noch wenig verlangt. Wenn sie den einstigen Geliebten, den einst angebeteten Gatten als Freund wieder erhält, so ist das mehr, als worauf sie noch rechnete. Das Leid, ihn verloren zu haben, ist für sie irreparabel: mit neuer Jugend kann sie nicht ausgeschmückt werden, die verlorenen Jahre sind nicht einzubringen, neues Glück mit alter Lebensfreudigkeit zu erfassen, ist sie nicht fähig. Ihre Stille in sich, ihre reife Entbehrungskraft macht sie gelassen in allen Entschlüssen und Handlungen und feind der Gewaltsamkeit. Sie ist überschauend, leitend, sorgt für die anderen, führt alles zum Guten.

Wenn Cäcilie nicht reich ausgestattet ist, wenn ihre ganze Erscheinung etwas Nüchternes und Ärmliches hat, dessen sie sich wohl bewußt ist, das namentlich in der Erzählung von ihrem verlorenen Glück hervortritt: so geschieht dies zum Teil um Fernandos willen, damit er nicht ganz als Ungeheuer dastehe, damit man seine Untreue begreife. Und ein weiterer Grund wird sich unten noch zeigen.

Diesen einen Zug weggedacht, ist ihr Wesen auf stillleidende, gefaßte Schwermut und durch Leiden errungenen Lebensverstand gebaut. Die leichte und frohe Jugend, die glückliche Zeit der rosenfarbenen Zerstreungen, wo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet, liegt lange hinter ihr.

Ich will gleich hier nicht verhehlen, daß ich mit Urlichs¹⁴⁰ glaube: Goethe hatte für diese Gestalt ein Modell in der „lieben, liebevollen, schwermütigen Seele“ von Johanna Fahlmer.

Auch Johanna hatte eine glückliche, lichte Jugend. Auch sie war jeder Aufopferung fähig. Auch sie lebte zu Frankfurt in der resignierten Sehnsucht nach einem fernen geliebten Freunde [gemeint ist: F. H. Jacobi] und stand ihm und seiner Frau als die treueste Freundin zur Seite.

War dieser Freund jemals ihrem Herzen so schicksalsvoll nahe getreten, wie Fernando dem Herzen Cäciliens? Hatte sie ihn leidenschaftlich geliebt?

Urlichs bejaht die Frage. [...]

Unterkapitel: Der Anlaß

„Meine Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind“, schrieb Goethe an Gräfin Stolberg um die Zeit, als >Stella< bis zum fünften Akt hin gedieh. Sollte das gerade für die >Stella< nicht wahr sein? Sollten ihn hier nur die Verworrenheiten eines fremden Menschen¹⁴¹ gereizt haben, der längst tot war und ihn nichts anging?

Wenigstens legten die moralischen Neigungen der siebziger Jahre [des 18. Jahrhunderts] die Wahl des Stoffes nahe. Man war mehr geneigt, Empfindungen zu hegen als zu unterdrücken, mehr geneigt, zu verzeihen als zu verdammen. Wir befinden uns in der Epoche der Humanität. „Er fühlte Menschheit! Er glaubte an Menschheit!“ sagt Cäcilie von dem Grafen von Gleichen, als er die schöne Heidin mit sich nimmt. Es war kein Zufall, daß Goethe unbewußt darstellte, was sich in einem norddeutschen Amtshause wirklich vollzog. Mit welcher Empfindung mußte Bürger die >Stella< lesen! Und Sprickmann schreibt, im Gefühl eigener Lebenswirren: „Stella's sind keine Träume; aber weiß Gott, auch Fernando's nicht!“

Daß Fernando kein Traum ist, empfand Goethe selbst. Das Motiv des unsteten Mannes, der das Lebensglück eines Weibes auf dem Gewissen hat, kehrt in seiner Dichtung unmittelbar nach Straßburg und Sesenheim fort und fort wieder, und Goethe spricht ausdrücklich von reuigen Bekenntnissen beim Weislingen und Clavigo. Auch Faust und Fernando und „Es war ein Buhle frech genug“ gehören in dieselbe Reihe.

Es kommt aber noch ein anderes Motiv hinzu, das eigentlich charakteristische für das Stück: ein erreglicher Mann im Verhältnis zu zwei Frauen, sein Herz schwankend in Doppelliebe oder in dem Konflikt zwischen Pflicht und Liebe. Hat Goethe auch das einmal erlebt?

Zunächst darf an die Tanzmeisterstöchter zu Straßburg erinnert werden, zwischen denen sich der junge Goethe nach seinem eigenen Ausdruck „in der Klemme befand“.

Dann erzählt er, wie er von Wetzlar weggeht und nach Ehrenbreitstein zu Laroche kommt und Maximiliane ihn bald besonders anzog. „es ist eine sehr angenehme Empfindung“, fährt er fort, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter“. Goethe hat das Aufgehen des Mondes hier vielleicht etwas zu

¹⁴⁰ Artikel von L. Urlichs >Zu Goethe's Stella<, Heft X, Seite 78 der Deutschen Rundschau.

¹⁴¹ gemeint ist: Jonathan Swift.

früh angesetzt.¹⁴² [...]

Aber was drängt sich nicht sonst alles an Frauengestalten in den Jahren 1773 - 75 um Goethe. [...] Im Frühling und Sommer 1774 fällt die Beziehung zu Anna Sibylla Münch [...]. Während seine Leidenschaft zu Lili in der Blüte steht, wandelt ihn manchmal die Vorstellung an, als ob die Gräfin Stolberg ihn retten könnte. In jenen Jahren macht er das Gedicht „An Christel“ für eine Christiane R., die wir nicht kennen. [...]

Ich vermute, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschniegsamen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzuteilen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigentümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältnis zu kommen. Das ist auch gewiß der größte Reiz in allem menschlichen Verkehr, daß zwei Individuen all' das zu erschöpfen suchen, was gerade sie und nur sie einander bieten können. Das Ineinanderaufgehen ist in der Tat kein Privilegium der Ehe. Und der Begriff ewiger Dauer braucht sich nicht notwendig damit zu verbinden. Es gibt einen Reiz persönlicher Gegenwart, des alles Beste in zwei Menschen emporlockt; eine enthusiastische, gänzliche Hingebung des Geistes und Gemütes, in welcher die Seelen sich unauflöslich zu verschlingen scheinen - aber auch nur scheinen, denn in Wahrheit ist es eine Hingebung auf Wochen, auf Tage, auf Minuten, auf Augenblicke; ein großer unwiderstehlicher Reiz - aber ein Reiz, der sich erschöpft; ein benebelnder, betäubender Rausch - aber ein Rausch, dem die Nüchternheit folgt. Es ist ein Verhältnis, das nicht den ganzen Menschen fordert oder den ganzen Menschen nur auf einige Zeit, so daß für andere Verhältnisse ähnlicher Art daneben genügend Raum bleibt. [...] Ich darf wohl annehmen: der junge Goethe durchlebte solche Episoden. Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen [Goethe], und nur auf einige Zeit. Und wenn Goethe an der Liebe jenes liebevollen Genius blind vorüber ging: es konnte nicht fehlen, daß er sich in anderen Fällen mit Bewußtsein gleichgültig losriß, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht wurde. Wir wissen ja so wenig über sein Frankfurter Liebesleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Lili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein.

Jeder Erfolg schmeichelt. Und Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente. Aber er war auch innig gut. Und wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer anderen zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, teils aus Mitleid, teils aus Ritterlichkeit, teils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte - und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: - er muß vor sich selbst erschrocken sein; - in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando.

Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister ein Abbild Goethes selbst sei: so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen. -

Auch die Liebe zu Lili hat ohne Zweifel auf die >Stella< eingewirkt. Liest man im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit“ die Beschreibung des Musikabends, an welchem Goethe die niedliche Blondine kennen lernte, und vergleicht damit das Konzert bei Stellas Onkel, so wird man einige Züge in freier Umgestaltung übertragen finden, und es fragt sich noch, welcher Bericht der treuere ist. Die gleich darauf folgende Begegnung Stellas und Fernandos im Bosket, Freundin Sara als die dritte dabei, könnte eine Reminiszenz aus Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ sein.¹⁴³ Aber so wie sich Stella im Theater beobachtet weiß, wie sie sicher ist, daß Fernando jede ihrer Bewegungen bemerkt und liebt, wie sie fühlt, daß das Schütteln ihres Federbusches ihn mehr anzieht, als all' die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens ist: „Stella! Stella! Wie lieb Du mir bist!“ - so hat Goethe im Theater nach Lili ausgeschaut, so sie mit Blicken verfolgt, so um ihretwegen die ganze Welt umher vergessen.

Blauäugig und blond ist Stella wie Lili. Es währte nicht lange, so erzählte Lili die Geschichte ihrer Jugend, ihres ganzen früheren Lebens, und sie konnte einige Koketterie nicht leugnen. „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor“, - bemerkt Goethe - „daß sie mich dadurch auf's allerstrengste sich zu eigen machte.“ Auch Stella erinnert den Geliebten: „Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir, alle kleine Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und ward ich Dir darum nicht lieber?“

Aus den Hauptliebesszenen zwischen Fernando und Stella kann man eine Anzahl von Ausdrücken und Wendungen zusammentragen, welche sich in den beiden ersten Lili-Liedern „Neue Liebe, neues Leben“ und

¹⁴² Leider nein, denn mit der untergehenden Sonne ist Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania, gemeint. Es war zur Zeit des „düsteren Zwischenraums“ (siehe Kapitel IV.3) als Goethe sich mit Heinrich Merck in Ehrenbreitstein bei den Laroques befand.

¹⁴³ Partie I, Lettre XIV de Saint-Preux à Julie.

„An Belinden“ wiederfinden.¹⁴⁴ „Neue Liebe, neue Lebenswonne“ erwartet der rückkehrende Fernando von der Geliebten. Stella ist sein „Engel“, sie ist die „unendliche Lieb' und Güte“. „Rose! Meine süße Blume!“ nennt er sie. Wie das Lied von Lili sagt: „die Jugendblüte“ und: „Reizender ist mir des Frühlings Blüte nun nicht auf der Flur; wo Du Engel bist, ist Lieb' und Güte, wo Du bist, Natur.“ Taumelnden Rausch der Liebeswonne atmet das Glück wie die Lieder.

Und wenn schon in den Liedern der Dichter sich wider Willen festgehalten fühlt mit unendlicher Gewalt: so hat auch Fernando die unwiderstehliche Anziehungskraft Stellas, in weiter Ferne, auf der Flucht vor ihr empfunden. Ja, mit sonderbarem, nachträglichem Einklang von Leben und Dichtung: auch Goethe ist wirklich entflohen und vergebens entflohen: die Schweizerreise heilte ihn nicht von seiner Leidenschaft. Mit vollem Rechte schrieb er in ein für Lili bestimmtes Exemplar der >Stella<:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Selbst Stellas Charakter mag aus Lili geschöpft sein. Sie soll sich später bereit erklärt haben, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Goethe glaubte in ihr an eine Kraft, welche alles Widerstrebende überwältigt hätte. Aber die widerstrebenden Verhältnisse waren stärker als sie und er, und „das Mädchen beschied sich früher als der Jüngling“. Jene Kraft ausschließlicher Hingebung wurde jedoch Stella im reichsten Maße zu Teil: sie ist dadurch, obgleich Abbild, fast ein Gegenbild zu Lili geworden. -

Sind aber nun mit allen diesen persönlichen Elementen die Motive der >Stella< erschöpft? Wissen wir jetzt, welcher Anlaß den Dichter zu dem Stoffe führte oder verführte?

Wenn Fernando nur Goethe selbst ist: - Goethe war sonst nicht so nachsichtig gegen sich selbst, Weislingen geht zu Grunde, Clavigo geht zu Grunde. Woher in der >Stella< der versöhnliche Schluß? Woher diese Anlage des Stückes, die von vornherein auf den guten Ausgang berechnet ist? Woher endlich dieser Ausgang selbst, woher das wunderliche Resultat einer, formell doch so erscheinenden, Doppelehe?

Die Berufung auf die allgemeine milde Menschlichkeit der Epoche reicht nicht aus. Aber wenn die Humanitätsideen hier auf Goethe einwirkten, so liegt darin schon, daß er nicht bloß in sich schaute, sondern auch um sich schaute, daß er außer sich fand, was ihn bewegte. Wo fand er es?

Wir sahen, daß der versöhnende Schluß auf den Charakter Cäciliens gebaut ist. Wir glaubten in Johanna Fahlmer das Urbild von Cäcilie zu erkennen. Das ist die Spur, die uns weiter führt, ebendahin, wohin Urlichs voran ging, wohin früher schon Karl Goedeke gedeutet hatte.

„Wenn Du wüßtest, wie ich sie liebe, und um D e i n e t w i l l e n liebe!“ so hatte Goethe an Fritz Jacobi geschrieben, als dieser an >Stella< - an dem Schlusse des Stückes jedenfalls - Anstoß nahm.

Wie kann Einer seine eigene Arbeit um eines Anderen willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem Anderen besonders verstanden glaubt - mit einem Worte: weil für diesen Anderen eine spezielle persönliche Beziehung in der Arbeit verborgen liegen sollte.

Es kommt aber hinzu, daß Goethe die >Stella< schrieb, unmittelbar nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte. Denn wir dürfen annehmen, daß er seinen Vorsatz ausführte und ihm seine Lebensgeschichte von Kindheit an erzählte. Wie man ihn von außen fesselte, verwirrte, zerstreute und wie er doch den Glauben an sich selbst nicht eingebüßt, seine innere Freiheit bewahrt habe.

Es kommt ferner hinzu, daß eine Äußerung von Jacobis Frau unzweifelhaft belegt: Goethe beschäftigte sich erwägend und fragend mit Jacobis Verhältnis zu ihr und zu Johanna Fahlmer. „Daß die Tante (Johanna) und ich“ - schreibt sie am 6. November 1773 an Goethe - „unseren ebenen und geraden Weg neben einander ohne Stumpen und Stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Rätsel für den Herrn Doctor Goethe lobesan.“

Das war in der Tat ein merkwürdiges, zum Nachdenken reizendes Verhältnis, was diese drei Menschen zusammenhielt: Fritz Jacobi, seine Frau Betty geb. von Clermont, und die nahverwandte Johanna Fahlmer, die Tante, das Täntchen, oder Adelaide, wie sie auch genannt wurde. [...]

¹⁴⁴ Wie bei Urania. Typische Urania-Ausdrücke sind: Elysium, Hain, Wanderer, Harfe, Veilchen usw.

Unterkapitel: Fritz und Adelaide [alias Johanna Fahlmer]

In Düsseldorf lebte zu Ende der sechziger Jahre des vorigen [18.] Jahrhunderts ein edler Kreis weichfühliger, zärtlich gestimmter, höchst geistvoller Menschen, die sich um Fritz Jacobi gruppierten [...]. Da war Frau Betty, die wir schon kennen, da war Adelaide [alias Johanna Fahlmer], da war „Bobo“, Adelaidens frühere Erzieherin Fräulein Bogner, da war Philaide (Gräfin Hatzfeld), da waren Lotte und Lene, Fritzens junge Schwestern, die Eichhörnchen oder auf gut rheinisch „die Einhörner“ genannt, - da waren noch verschiedene Männer, teils Kaufleute, teils Adelige der Umgebung - in der Ferne, als zugehörig stets betrachtet, Johann Georg Jacobi, Fritzens Bruder, der bekannte Lyriker.

In diesen Kreis kommt gegen 1770 plötzlich eine arge Verstimmung, welche einzelne Glieder schließlich von der Gemeinschaft abtrennt.

Adelaide [alias Johanna Fahlmer], kränklich, geht in Bäder, zuletzt erkrankt sie ernstlich zu Aachen, wird von der Bogner Tag und Nacht gepflegt und schreibt genesend und rückblickend in ihr Tagebuch: „eine große Krisenzeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden“. Sie kehrt dann zwar nach Düsseldorf zurück, aber im Jahre 1772 siedelt sie mit ihrer Mutter nach Frankfurt über.

Was waren das für Leiden? Keine Liebesleiden, ich wiederhole es. Auskunft geben die Familienbriefe an Johann Georg Jacobi, welche auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg liegen.¹⁴⁵

Jene Störung in dem Düsseldorfer Kreise ging von Fritzens Vater aus.

Der alte Jacobi, ein unterrichteter, wohlhabender, tätiger und sehr angesehener Kaufmann, war von hartem und unbeugsamem Charakter; eigensinnig, argwöhnisch und ohne Liebe für seinen zweiten Sohn Fritz. Er hielt ihn für unbegabt. Er setzte ihn in jeder Weise hinter den älteren Bruder zurück. Er bestimmte ihn gegen seine Neigung zum Kaufmannsstande. Das Mißverhältnis, das so zwischen Vater und Sohn kam, wurde nie wieder ganz ausgeglichen. Im Frühjahr 1770 führte es beinahe zu einem völligen Bruch.

Fritz war erst als Compagnon in das Geschäft des Vaters getreten, machte sich aber dann, wohl Anfang 1768, selbständig. Schon damals war der Unwille des Alten auf das Höchste erregt. Im nächsten Jahre hatte Fritz ein Zerwürfnis mit einem Comptoiregehilfen, entließ ihn und zog seine Frau zur Tätigkeit im Geschäfte heran. Deshalb sollte Fräulein Bogner zu ihnen ziehen, um Betty die Haushaltungssorgen abzunehmen. Aber jener Gehilfe, vielleicht ein Verwandter, rächte sich an Fritz, indem er Briefe, worin sich dieser über seinen Vater nicht vorteilhaft aussprach, dem Alten nach Pempelfort, wo er wohnte, hinausbrachte.

„Der arme Mann“ - schreibt Betty am 24. Dezember 1769 - „hat sich entsetzlich darüber gegrämt, denn ob das Geschriebene gleich wahr und bei Fremden sehr wohl zu entschuldigen war, so ist es sehr traurig für einen Vater, zu wissen, daß sein Sohn keine vorteilhaftere Meinung von ihm heget, und niemalsen kann er ihm sein Zutrauen wieder schenken.“

Böse Zwischenträgereien, Klatschereien und Verleumdungen machten die Sache immer ärger. Eine Jugendsünde Fritz Jacobis wurde durch einen unglücklichen Zufall in Düsseldorf bekannt und untergrub seinen Ruf. Man behauptete, er gebe sich den ärgsten Ausschweifungen hin, gehe mit schlechten Frauenzimmern um, unterhalte Maitressen, dadurch ruiniere er sich, sein Geschäft sei im Verfall, der Bankrott stehe bevor. Auch Fräulein Bogner stehe in sträflichem Verhältnis zu ihm, nur deshalb wolle er sie ins Haus nehmen. Betty wurde als das arme getäuschte Opfer einer Untreue und Zügellosigkeit ohne Gleichen auf das Tiefste bedauert.

Alle diese Gerüchte trug man dem alten Jacobi zu, und alle glaubte er oder schien er zu glauben. Seinen Töchtern verbot er jeden Umgang mit ihrem Bruder, damit ihr Ruf nicht leide. Aller Verkehr zwischen den verwandten Häusern zu Düsseldorf und Pempelfort hörte auf. Vergebens suchte Adelaide zu vermitteln. Am 23. Februar 1770 schrieb daher sie, einen Monat später schrieb Betty im dringendsten Ton an Georg Jacobi, er möge ihnen zu Hilfe kommen und die Aussöhnung zwischen Vater und Bruder versuchen. Die Bogner ging, um alles Gerede abzuschneiden, nach Baals bei Aachen zu Bettys Verwandten.

Wie die Sache sich weiter entwickelte, ob Georg kam und was er ausrichtete, weiß ich nicht. Aber wie der Zwist auf Adelaiden [alias Johanna Fahlmer] wirkte, das läßt sich wenigstens vermuten.

Der Alte hatte in ziemlich brutaler Weise angedeutet, daß auch ihr Ruf unter dem Verkehr mit Fritz leiden müsse. Hatte er Recht? Blieb die üble Nachrede nicht bei der Bogner stehen? Wurde auch Adelaide davon berührt? Entsprang hieraus der Entschluß, sich von dem geliebten Freunde zu trennen?

Zum mindesten erklärt sich der Entschluß genügend aus dem, was wir wissen. Es war nicht bloß für sie selbst gut, es war auch für Fritz und für Betty das Beste, wenn durch die Entfernung jeder tatsächliche Anhalt für böse Gerüchte verschwand. Solche Verleumdungen wirkten vielleicht noch lange nach, vielleicht auch noch, wenn vier Jahre später Jacobi sie der La Roche gegenüber verteidigen muß.

Daß aber Schwermut sie erfaßte in der Ferne, daß sie in Sehnsucht lebte nach dem brüderlichen Freunde, daß der Entschluß, sich von ihm zu trennen, sie furchtbare Kämpfe kostete, daß sie den Frühling und

¹⁴⁵ S. Ernst Martin >Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi<, Straßburg 1874 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, II.) Besonders S. 25, Anm. 14.

Sommer 1770 eine „Krisenzeit voll seelischer Leiden“ nannte: dies alles ist nur zu begreiflich.
[...]

Unterkapitel: Fernando [alias F. H. Jacobi]

Ich habe bereits angedeutet, daß eine Jugendsünde Fritz Jacobis, als sie zufällig bekannt wurde, auf verhängnisvolle Weise dazu beitrug, seinen Ruf zu untergraben. An einem unbekanntem Ort in Holland lebte eine gewisse Anna Katharina mit ihrem Kinde; das Kind war wohlgehalten; ihre kleine Einrichtung setzte sie in den Stand, ihren ärmeren Nachbarn zu helfen: - die Frau hatte im Jacobi'schen Hause gedient; das Kind war - um es kurz zu sagen - war Fritz Jacobis Kind. [...]

„Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich“, schrieb Jacobi. Goethe hat gezeigt, welche Sirenenlaute dieser Stimme des Herzens entquellen und wohin sie verlocken, zu welchen Verbrechen und zu welchen schrecklichen Konflikten ganz unlösbarer Natur, wenn nicht selbstlose, milde, geklärte Lebensweisheit alles zum Guten lenkt.

Goethe ist eben schon hier der Dichter der Versöhnung, der keine Schuld beschönigt, dem aber auch keine für unsühnbar gilt. Seine Götter sind milde Götter: Faust wird gerettet, Orest wird der Furien ledig: denn „es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch“.

Goethe sieht Menschen um sich, welche Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrann in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: „Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber eins gibt es, was euch heilen kann: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe“.

Oder ich lasse ihn lieber selbst reden: „Ich bin müde, über das Schicksal uns'res Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.“ Was braucht es mehr des Kommentars?

Unterkapitel: Schluß

Im Herbst 1772 lernte Goethe Adelaiden kennen, im Frühling 1775 stand er ihr schon näher. Da kam Lotte Jacobi, die er in dem Lied „An Lottchen“ besang; da kam Betty, welche ihm vielleicht später als Modell zur Therese im „Wilhelm Meister“ diente - und der Gehalt und die Personen des Jacobi'schen Kreises fingen an ihn zu interessieren. Er grübelte über das eigentümliche Verhältnis Fritzens zu Adelaide und Betty und er grübelte darüber, ehe er Jacobi kannte und als er ihn noch nicht mochte. Er sah das lebenswürdige Täntchen schwermütig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn, nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu - daraus notwendig folgend Schwanken, Bedrängnis, Zwiespalt: eine Situation wie die Swifts zwischen Stella und Vanessa, wie Mellefont zwischen Sara und Marwood. Diese Vergleichung kann sich ihm längst aufgedrängt haben, ehe er Fritz kannte. Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wird er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte und er sich an Friederike erinnert fühlte und ihm die Gestalten der Weislingen, Clavigo, Faust, seine eigenen Beichten, wieder nahe traten, die Ähnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trotzte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig. Für Stella gewährte Lili die äußere Erscheinung. Aber er legt in sie hinein alle Gewalt der Sehnsucht, alle Wonne des Wiedersehens, die er selbst je erfahren. Er stattet sie aus mit der Glut seiner eigenen Empfindung. Er gibt ihr die hohe Glaubenskraft der Liebe, die den Entführer nicht fragt: „Warum soll ich folgen?“ Die dem Entflohenen nicht grollt: „Wie kannst Du mich verlassen?“ Die den Rückkehrenden nicht fragt: „Wo bist Du gewesen?“ Er gibt ihr den ausschließlichen Liebessinn, der alles für den Geliebten im Stich läßt, weil er vielleicht fühlte, daß ähnliche Anwandlungen in seiner geliebten Lili nur - Anwandlungen waren.

Man merkt dem Stücke an, daß es in fliegender Hast geschrieben wurde. Manchmal ist die Behandlung oberflächlich, die Voraussetzungen werden nicht immer klar, und Unwahrscheinliches wird nicht vermieden. Aber es kommt sehr rasch in Gang und eilt bald unaufhaltsam vorwärts. Einige schwere technische Aufgaben sind mit spielender Hand gelöst. Die Hauptpersonen werden schnell zusammengeführt, zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen ist die kontrastierende Lucie glücklich hineingestellt, das Trozköpfchen, die gute freie Seele: sie ist ein bißchen oben aus, schnippisch, befehlerisch, freigebig über ihre Kräfte, voll Mut, Offenheit und Zutrauen; sie lebt gern und vergnügt; sie findet Kinder beschwerlich und begreift noch nichts von der Macht des Herzens, welche aller konventionellen Schicklichkeit spottet: „Kann

man denn einander so lieb haben?“ Aber sie begreift schon ihren Vater: „Was geht dem Menschen über seine Freiheit.“

Ein Meisterzug ist die Verwendung des Gemäldes im zweiten Akt und die Art, wie es im fünften wieder kommt. Die Liebesszene, die Feier der neuen Vereinigung, bis Fernando Stellas blonde Locken löst und seine Arme darein wickelt - „Rinaldo wieder in den alten Ketten“ - ist unbeschreiblich schön.

Die tragische Krisis fällt gegen das Ende des dritten Aktes. Fernando und Cäcilie stürzen sich in die Arme. Das „Mein!“ Cäciliens und nach augenblicklichem Besinnen „Nicht mein!“ bezeichnet ganz scharf den Höhepunkt und die Wendung.

Gleich darauf der wunderbar ergreifende Kontrast zwischen dem Schluß des dritten Aktes und dem Anfang des vierten. Die arme Stella in Phantasien des Glücks versenkt, im ruhigsten träumerischen Anschauen schöner Vergangenheit, während der Beschluß schon gefaßt ist, der ihr das kaum Gewonnene wieder entreißen soll. Ein Moment idyllischen Genießens - plötzlich alles verwandelt, die entsetzliche Wahrheit medusenhaft versteinern über sie hereinbrechend, aufgewühlt das tiefste Sein, die Wurzeln erschüttert - ein furchtbares Schicksal scheint diese Menschen unbarmherzig dem Untergang zu überliefern - die Angst, die Sorge, die Verzweiflung ist auf die höchste Staffel gestiegen: - - da setzt Cäciliens Erzählung von dem Grafen von Gleichen ein - der Sturm legt sich, die Wolken verschwinden, das Dunkel erhellt sich, die ewigen Sterne lächeln den pfadlos Verirrten tröstende Hoffnung ins Herz. -

Die >Stella< ist kein Schauspiel für gereifte Männer, welche in der Poesie vor allem männliche Gesinnung suchen. Goethe selbst wandte sich von ihr ab, seit er den Ehrgeiz hatte, „nichts mehr zu schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten“.

Man mag also immer über unreife Lebensanschauung in der >Stella< wie im >Werther< klagen. Aber glücklicherweise wird die unreife Jugend nie aussterben, welche eine nähere innere Verwandtschaft zu Poesie und Liebe und darum ein näheres Recht auf Poesie und Liebe hat. Und vielleicht wird es auch stets alternde oder gealterte Männer geben, welche aus dem feurigen jungen Weine gährender überwältigender Empfindung „Mut des reinen Lebens“ trinken wollen.

Möchten diese alle sich durch Rohheit, Philisterei und Tugendboldigkeit die Freude nicht verderben lassen an dem „Schauspiel für Liebende“.

Spätestens als F. H. Jacobi das Werk >Stella< gedruckt in Händen hielt, verwandelte sich die erkaltete Freundschaft in Verachtung, ja in Haß und Verfolgungswut. Im Herbst 1775 erschien ein Teilabdruck des >Allwill< in der Zeitschrift „Iris“. Außerdem sandte F. H. Jacobi das erweiterte Manuskript des Briefromans an Wieland nach Weimar und überredete diesen, obwohl Goethe bereits in Weimar weilte und offensichtlich der Favorit des jungen Herzogs war, den >Allwill< im „Teutschen Mercur“ zu veröffentlichen.

Das erste „Werk“ F. H. Jacobis war sozusagen noch ein gemäßigter Versuch, den Zeitgenossen ein negatives Beispiel von übertriebener Empfindsamkeit und Freigeisterei vor Augen zu führen. Zum besseren Verständnis des Lesers habe ich in meinem Buch „>Woldemar< und >Allwill<, alias J. W. Goethe“ den >Allwill< nach dem >Woldemar< gebracht, um die Chronologie von Goethes Leben zu wahren. Der >Allwill< bezieht sich überwiegend auf Goethes Geisteszustand nach Uranias Kindbetttod, während der >Woldemar< die Liebesgeschichte Goethes mit Urania behandelt.

Im März 1777 besuchte F. H. Jacobi Wieland in Weimar. Wieland schrieb an Jacobi am 24. März 1777:

Quelle: GG Nr. 442: ... *Deine Idee, Deine „Reise nach Weimar“ zu schreiben, gefällt mir sehr, und ich sehe gar nicht, warum Du sie nicht ausführen solltest ... Goethe, dem ich Deinen Brief lesen lassen, grüßt Dich. Er ist der Meinung, Du sollst die Reise nach Weimar nicht schreiben. Er meint, es schicke sich für uns am besten, in unserm heiligen Dunkel zu bleiben - es würd' nur [dazu] dienen, viele boshafte, hämische Seelen hier und dort aufzuwiegeln...*

Was Goethe wirklich befürchtete, ist unschwer zu erraten. Er fürchtete einen zweiten >Allwill< von F. H. Jacobi. Außerdem war Charlotte von Stein von ihm schwanger. Wieland wußte es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Lottes Niederkunft fand am 14. Mai in Bad Pyrmont statt. Siehe hierzu mein Sachbuch „Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein - Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 - 1831)“.)

Jacobi schrieb die „Reise nach Weimar“ wahrscheinlich nicht. Dafür bezieht sich der Schluß des >Woldemar<, fast ein Drittel des Werkes, nicht mehr auf Henriette Alexandrine von Roussillon, sondern auf Charlotte von Stein. Jacobi machte demnach auch von Goethes weimarischem Leben dichterischen Gebrauch.

Im Roman >Woldemar< beging F. H. Jacobi die literarische Ungeheuerlichkeit, Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon niederzuschreiben und zu veröffentlichen.

Vom >Woldemar< erschienen ebenfalls zwei Vorabdrucke im „Teutschen Mercur“(der Anfang und das Ende), dessen Herausgeber Wieland war. Goethes Verhältnis zu Christoph Martin Wieland müssen wir aufgrund dieser Erkenntnisse ebenfalls von einem völlig neuen Standpunkt betrachten. Mit Sicherheit wußte Wieland, wer mit den Pseudonymen >Woldemar< und >Allwill< eigentlich gemeint war.

Goethe bot Jacobi wahrscheinlich sogar Geld an, um weitere geplante Folgen des >Woldemar< (3 Bände wurden von F. H. Jacobi in Aussicht gestellt) zu verhindern.

Goethe und Jacobi wurden trotz aller literarischen Fehden und menschlicher Spannungen keine Feinde. Goethe bezeugte durch sein Verhalten, daß es Kraft genug besaß, dem früheren Freund diesen Streich zu verzeihen. Die beiden Werke vermochten Goethe wohl keinen großen Schaden bereiten, denn nur einige wenige Eingeweihte wußten, was der Autor, F. H. Jacobi, eigentlich damit „aussagen“ wollte.

Goethe selber verletzte das Ehepaar Kestner nicht wenig durch die Rollen, die er ihnen im >Werther< zudachte. F. H. Jacobi tat etwas Ähnliches. Ein großer Unterschied besteht aber trotzdem. Goethe wollte seiner verstorbenen Geliebten dichterische Denkmäler setzen. Seine Gefühle und Gedanken waren in der Zeit nach Uranias Tod bis zur Reise nach Weimar alles andere als klar und besonnen, ja man könnte Goethe in dieser Zeit als einen psychisch Kranken bezeichnen. In der deutschen Literaturgeschichte wurde dieser Zustand Goethes als „Wertherstimmung“ oder als „Sturm und Drang - Fieber“ bezeichnet, als eine „erdichtete“ Stimmung, als ein künstlich erzeugtes Gefühl angesehen, denn die Ursache hierfür, der Realitätsfaktor, war nicht bekannt.

F. H. Jacobis Unterfangen ist dagegen weniger entschuldbar. Er war nur ein entfernter, wenn auch ein gut informierter Beobachter. Er wußte von Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. Dies hätte ihn eigentlich zu mehr Nachsicht, zu Zurückhaltung bestimmen müssen. Aber er war auch nur ein Kind seiner Zeit. Goethes Liebschaft mit einer Adelligen, die deswegen den Kindbettod erlitt, das erschien F. H. Jacobi wie ein Gottesurteil.

Zweifellos wollte er bei seinem Besuch in Frankfurt im Januar 1775 dem Sünder Goethe die Augen öffnen über sein literarisches Schaffen, daß es sinnlos sei, eine Liebestragödie in verzweifelt hingefetzten Briefromanen und Schauspielen (wie >Werther<, >Clavigo< und >Stella<) zu kompensieren. Ob sich Goethe danach tatsächlich wie nach einer „Generalbeichte“ wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt gefühlt haben kann, steht zu bezweifeln. Solch eine innerliche „Befreiung“ konnte wohl erst nach der Niederschrift der „Iphigenia“ oder des „Torquato Tasso“ erfolgt sein.

F. H. Jacobi schrieb (1794) als Widmung für Goethe, nachdem er den >Woldemar< stark umgeändert hatte:

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! - Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand - auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. - Ein edler Wein ist sie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügsamkeit, die sich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft.“

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus Deiner Freude. - Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu anderer Geistesarbeit, eben so unwillkürlich, hingezogen, hatte ich Woldemarn allmählich ganz vergessen. - Da erschien, nach zwölf Jahren, Dein Tasso.

Sonderbar erweckte dieser Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: Ja, auch Sie!... Auch Sie! Auch Sie!“ wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so getheilt und zerstreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs

Wochen gingen hin; - nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erst verzagt darin blättere, sondern beherzter es von vorn anfang. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl seyn zu mögen, der es geschrieben hatte. Dagegen aber widerstand [widerstrebte] mir auch Vieles darin im höchsten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen solchen unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre.

Du begreifst, Lieber, wie aus diesem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weise abzuhelfen, entspringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anschläge, schritt zu Versuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der sich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bey dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabey geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!
Pempelfort, den 12. Jan. 1794. F. H. Jacobi.

Das Geständnis Jacobis, daß er „gern mit einem Zauberschlag das kleine Ungeheuer [den Roman >Woldemar<] vernichtet hätte“, wenn es in seiner Macht gewesen wäre, klingt wie eine Entschuldigung vor Goethe.

Kapitel V.2: Jacobis >Allwill< - ein philosophischer Briefroman ¹⁴⁶

Im Briefroman >Allwill< ist die Zuordnung der fiktiven Personen zu Personen der Realität nicht so eindeutig und klar, wie im Roman >Woldemar<. F. H. Jacobi verwendete für eine reale Person mehrere Namen. Im Großen und Ganzen dürfte diese Zuordnung stimmen:

Briefroman >Allwill<		Realität
Eduard Allwill, Sylli und der kleine Heinrich	alias	Wolfgang Goethe
Heinrich, der große Heinrich und Clerdon	alias	Heinrich Merck
Clemens von Wallberg, Clärchen und Clerdon	alias	F. H. Jacobi
Amalia	alias	Jacobis Ehefrau
	und/oder	Mercks Ehefrau
Schwestern	alias	Jacobis Schwestern
Sophie	alias	Cornelia Goethe, Sophie genannt

aus >Eduard Allwills Papiere<, 1. Teil: [von Seite 19 bis Seite 49]

Sylli [Wolfgang Goethe] an Clerdon [Merck], den 6ten März [1774]

Ja, mein Freund, noch alle Tage wird es öder um mich herum, und so setzt sich denn die sonderbare Gemütsstimmung, die Sie an mir tadeln, und wofür Sie keinen Namen wissen, immer fester. Ich soll Ihnen nennen, was es sei, das weder Milzsucht, Trübsinn, Menschenhaß oder Menschenverachtung noch sonst etwas ist, das sich aus Romanen oder Schauspielen bedeuten [herleiten] ließe, das aber mein Herz zugleich so warm und so kalt macht, meine Seele so offen und zugeschlossen. Lieber Clerdon, vielleicht ein andermal, diesmal hören Sie, was mir gestern begegnete.

Ich geriet auf einige Stunden lang an das Bett einer Sterbenden. Sie war eine gute Bekannte von meiner Tante Moßel; mich ging sie weiter nichts an, stand mit meiner eigentlichen Person nicht in dem mindesten Verhältnis [zu ihr]; ein alltägliches Geschöpf, sehr dumpfen Sinnes, aber ohne alles Arge. Ihre Leiden auf dem Sterbebett waren groß. Man hatte zu ihrer Genesung eine der schrecklichsten Operationen versucht.

¹⁴⁶ Nach der dreiteiligen Ausgabe in Wielands >Merkur< vom April, Juni und Dezember 1776.

Das alles stand sie gelassen aus, es war die Fassung ihres Temperaments, schlichte Fortsetzung ihres Lebens bis ans Ende. Vier Stiefkinder (eigene hatte sie nie) standen um ihr Bett; näher ihr Mann, der es bloß Gewinns und Gewerbs halber geworden war. Alle weinten und schluchzten recht ernstlich; gewiß, Clerdon [Merck], ihre Trauer ging von Herzen. Aber im Grunde, was war's? Etwa ein wenig Reue, ein wenig Erkennlichkeit, armselige Scheu vor der Befremdung, wenn sie jetzt nicht mehr da sein würde, Bangen vor dem Bild des Todes. - O wie gleicht doch alles einander so widerlich. Ich saß da, ganz kalt; körperlich gepeinigt von den körperlichen Leiden der Kranken; konnte sonst mit niemandem sympathisieren.

Itzt kam der Geistliche hinzu, und begann sein Geschäfte. Ich versichere Ihnen, die gute Frau zagte nicht der Zukunft wegen, hatte nicht die mindeste Seelenangst; nur das Dahinsterben ihrer Kräfte, die Lebensermattung preßte ihr manches Ach aus der Brust; und da kam jedesmal ein Zuruf, ein Spruch, ein Vers aus einem Liede, das dann nur die ohnmächtigen Organe zu einem marternden Gebrauche wieder auffing [richtig: anfangen], die milde Hand des Todes bewaffnete und der Seele wehrte, still und sanft von dannen zu scheiden. - O des Wusts von Welt!

Heute nun ist der Verstorbenen wegen ein Klagen, ein Weinen, auch hier bei meiner Tante, daß einem um Trost bange wäre, der nicht wüßte, daß unter allen diesen Hochbetrübteten keiner ist, der die Gattin, Mutter, Freundin bei ihrem Leben nicht immer ganz entbehren konnte. Und nun ich, welcher [richtig: welchem] dies alles so klar vorschwebt, mitten unter diesem Haufen, ganz ohne Teilnehmung; aber ach! Im Innersten meines Wesens erschüttert, von unerträglichen Gedanken. - Du mit den vielen Namen, das die Menschen alle zueinander zerrt, durcheinander schlingt, was bist du? Quell und Strom und Meer der Gesellschaft. Woher? Und wohin? [...]

Ich sehe die finstere Höhle und den großen Kessel, worin Macbeth' Hexen allerhand Stücke von Tier und Mensch, Froschzehen, Wolfszahn, Fledermaushaar, Judenleber, Türkennase, Tartarlippe und wieviel andere Dinge sammeln, um das Werk ohne Namen zu bereiten; kochen und kochen am Zauberwesen, bis aus dem Gemenge die Phantome all hervorgehen:

*Erscheinen, erscheinen, erscheinen,
Kommen wie Schatten und verschwinden wieder...*

Und dazu dann den grotesken Rundetanz, und die herrliche Musik, und die bezauberte Luft, die ganze, beste, vollständigste Lustbarkeit!

Doch so abenteuerlich, mitunter so fürchterlich, ist's lange nicht. Ich muß des Grausens lachen, das mich anstieß. Nein, guter Clerdon, nein, nur eine eine bunte, hölzerne Jahrmarktpuppe; Rumpf und Rock aus einem Klötzchen, Arme, Füße, Kopf daran geleimt, und ein Brettchen darunter, daß es stehe: ist denn das ein Gespenst?

Sylli [Wolfgang Goethe] an Clerdon [Merck], den 7ten März [1774]

Ich war heute lange vor Tag' aus dem Bette. Ein sonderbar schönes Licht, das immer heller mich umgab, trieb mich aus meinem Cabinet in das Zimmer gegen Morgen, welches die weite Aussicht nach dem kleinen Gebirge hat. Ich fuhr zusammen von dem Anblick und blieb unbeweglich am Eingang des Gemachs. Was mich fesselte, war die große Stille bei all dem Glanz, bei all dem Werden am weiten Himmel; unüberschauliche, unaufhörliche Verwandlungen, und doch kein sichtbarer Wechsel, keine Bewegung. Aber itzt trat die Sonne näher, und fuhr auf einmal hinter den Hügeln herauf, daß ich davon mit in die Höhe fuhr. - Clerdon, es waren selige Augenblicke. Und sehen Sie, wie dieser Sonnenaufgang, so war der ganze heutige Tag; Frühlingsanbeginn, Anbruch des Jahrs, erster Lichtstrahl einer viel größeren Schöpfung als die Schöpfung eines einzelnen Tages. Ich mußte heraus aus dem Gemäuer in die offene Welt. Sophie [alias Cornelia Goethe], die ich gerufen hatte, begleitete mich. Welch ein Spaziergang! Der Himmel war so rein, die Luft so sanft, die ganze Erde wie ein lächelndes Angesicht, voll Trost und Verheißung, Unschuld und Fülle des Herzens. Dies alles konnte ich jetzt wunderbar auffassen, meine Blicke waren milde, segnend; und so ward ich unvermerkt wieder das gute, zuversichtliche Geschöpf, das nichts als Wonne über der Gotteswelt Schönheit und volle Hoffnung im Herzen hatte.

Ja, volle Hoffnung, bester Clerdon, ohne zu wissen, was ich hoffe; alles Gute, alles Schöne; und diese liebe Verworrenheit, diese Dämmerung war's eben, was mir so wohl machte; war's, daß kein Unglaube mich wachstören konnte.

Dieser Tag sollte recht genossen werden. Ich wollte unter freiem Himmel die Sonne auch untergehen sehen. Wir nahmen unsern Weg über die Wälle [der Stadt Frankfurt]. Ich verweilt' an dem Orte, wo ich vor zwei Jahren im späten Herbst mit Ihnen stand, und Sie von der weiten, mannichfaltigen Aussicht so entzückt waren. „Säh' er sie itzt!“ Ein lieber Frühlingshauch wehte mich an, und [in Gedanken] stellte [ich] Sie neben mich. O wie war rund um uns herum alles so herrlich, so schön! Aber es ließ sich nicht lange so ansehen; ich begab mich weg. Nun kam ich an die Stelle, wo man den langen, breiten Weg um die Ecke nach Zielen (Fußnote: Die erste Post-Station nach C.) gerade vor sich sieht. - „Da kam ich her vor sechs Jahren; da kam vor zwei Jahren Clerdon her, da geht sein Weg hin. - Ach wann?“ Sie erinnern sich der Lage: eine unabsehbare Fläche; nichts, das Auge zu hemmen; der Weg ganz geradeaus, und so breit, und so eben; wie ich darüber hinrollen könnte! - Indem ließen sich nahebei, gleich hinter der Stadtmauer, zwei Instrumente hören. Es war eine Flöte und eine Harfe [siehe Goethes „Wilhelm Meister“], die ganz vortrefflich in meine Melodie einfielen, sie begleiteten und fortführten. Da ließ ich mich denn gehen, ließ mir's so werden, daß ich die Augen recht naß kriegte. Mein gutes Mädchen [richtig: meine gute Schwester Cornelia] neben mir wartete alles mit Freundlichkeit ab. Auf mein Stöckchen gelehnt, blieb ich lange so da stehen, endlich lief ich hurtig mit ihr nach Haus und - gute Nacht, Clerdon, Amalia und Schwestern, gute Nacht!“

Sylli [Wolfgang Goethe] an Clerdon [Merck], den 8ten März [1774]

Ich habe Ihnen gestern und vorgestern geschrieben, [lieber] C[lerdon]; doch muß ich Ihnen eben erhaltenen Brief auf der Stelle beantworten.

Wenn Sie wüßten, wie es mich ängstigt, daß Sie so viele Sorge, so vielen Kummer meinetwegen haben! Glaubt's doch, ihr guten Leute, glaubt's, daß ich lange nicht so übel d'ran bin, als ihr es euch vorstellt. Alles Schöne in der Natur, alles Gute ist mir ja schön und gut, wird's noch alle Tage mehr. Oder wißt ihr eine [richtig: einen], die [der] jeder menschliche Freude inniger kostet als eure Sylli [Wolfgang Goethe]? Und wie sollte ich nicht an Liebe glauben, ich, der [dem] die Brust so eng davon ist? Nur [Sieh nur] die Hyazinthe hier! Wie oft stand ich nicht vor ihr mit klopfendem Busen; sog an ihrem Wesen mit all meinem Sinn, bis es meine Nerven durchbebte, und ich die Schöne, Gute in mir lebendig hatte, und - nennt es Thorheit, Unsinn, Schwärmerei - und ich Gegenliebe von ihr fühlte! So pfleg' ich eines jeden Dinges, von welchem Wohltun unmittelbar ausgeht, es sei aus Gestalt oder Geist, Liebe, Harmonie, Gemälde, was es wolle; ich halte es an mich, leih ihm Herd und Feuer, ruhe nicht, bis sein inneres Wesen, das Gute, Schöne, das Wohltun in mich strömt, Leben in mir empfangen hat und Liebe. Ach! Nichts soll untergehen, das mir Leben gab und Leben von mir nahm; wenigstens so lange soll es nicht untergehen, als ich selbst daure.

Nun bin ich hiermit freilich mancher Verletzung bloßgestellt, die ich ohne das nicht empfinde. Alle die Dumpfheit, Geringschätzung, Flüchtigkeit der Menschen um mich her, und die noch ärgere Schmach ihrer vorüberrauschenden Entzückungen trifft mich, verwundet mich. So von allen Seiten angefochten, jedermanns Hand wider mich; ist doch meine Hand, ich schwör' es euch, wider keinen. Ich seh immer noch viel Liebes und Gutes an den Menschen. Da hab' ich hier einige rosenwangichte Mädchen, die mich durchaus erquicken, so oft ich sie sehe. Er wird einem unter ihnen, als wandle man zur Frühlingszeit in einem Blütenregen. So voll Mut, so voll Lust sind sie, daß sie Hilfe rufen müssen [müßten]. Da hängen sie dann an meinen Armen, an meinem Hals, entladen ihre Lippen und lassen in ihren schuldlosen Augen mich einen Zauber schöpfen, der mich alles vergessen macht. Mit einer Wonne drück' ich sie dann an mein Herz, fast als wenn's Liebe, dau'rende Liebe wäre. Und seht, gerade so treib' ich's mit hundert anderen Dingen; lasse alles gut sein. Ich werfe nichts auf den Boden, trete nichts unter die Füße, mag aber auch nichts aufspeichern, nichts von Menschengunst und -achtung. Seht, wenn mir' wohl einmal wird, als sollte dergleichen dau'ren, als erwartete ich's, so überfällt mich doch gleich eine Schwermut, ein Zagen, daß ich vergehen möchte. Wie warm von außen mein Herz sich anfühlt, wie von sich scheinend es auch ist, so dünkt mich's alsdenn doch in der Tiefe kalt. Ja, das ist's, daß jede Anwendung von Vertrauen, von Freundschaft in meiner Seele zum Trauer- und Schreckensgedanken wird; daß ich's gleich so hell vor mir habe, daß es nur Wiedererscheinung ist jener längst entwichenen Engelsgestalt [Urania], mit welcher ich ein Totengerippe in den Schoß nahm. Dann raschelt's mir von Neuem unter der Haut, und ich fühle die grinsende Furcht sich in meinem Busen regen.

Ach! Clerdon, Amalia, Schwestern, zürnt nicht über eure Sylli [Wolfgang Goethe]. Ihr wißt ja meine Geschichte zum Teil - und wenn ihr sie ganz wüßtet, euch das alles offenbar wäre, was hier tief und fest verschlossen liegt! - Aber redet, zeugt: ist es meine Schuld, daß es so mit mir geworden [ist]? War ich zaghaft, weichlich, dachte ich wohl darauf, mir Schmerz, Tränen zu ersparen; brachte ich je etwas in Anschlag, das nicht Liebe war? Voller Mut, voller Zutrauen, im Glauben unbeweglich, duldetet ich nicht alles, wagt' ich nicht alles, gab ich nicht alles d'ran, alles, alles? - Was half's? Nacheinander und miteinander mußst' ich sie alle verdorren sehen, die Bäume und Lauben in den Gefilden meiner Jugend, und

sinkend die Blumenbeete ihres Schattens verheeren!

Kommentar: der letzte Satz bezieht sich eindeutig auf Wolfgang Goethes verlorenes Glück wegen des Kindbettods seiner Geliebten.

O des unvergifteten Pfeils, der aus Freundeshand in euer Herz fährt; den er lächelnd darin umkehrt [umdreht], und voll Unschuld fragt, wie kann das schmerzen, er war ja nicht giftig?

Nicht diejenigen, die mit Grimm und böser Tücke mich von sich stießen, waren meine Verderber; die waren's, die ohne sichtbare Verletzung mich nur so da ließen; gleich einer zeitig [reif] gewordenen Frucht, die sich vom Zweige trennt, und mit ihrer Schwere davongeht. Hört, ich bin nicht vom Blitz zersplittert, nicht abgehauen; nur ausgesogen bin ich; habe noch Kron' und Blätter, und so mag denn der Stamm bleiben, bis auch diese einmal verwelken und nicht wieder kommen.

Wenn ich nur meinen Augen wehren könnte, umherzuschauen, wüßte sie wohin abzuwenden, weg von dem traurigen Einerlei menschlichen Lugs und Trugs. Es ist ein wahrer Jammer, wieviel die Leute voneinander fordern, erwarten, hoffen, sich und ihren Brüdern zutrauen, wirklich zu geben und zu nehmen meinen. Jede Sonne bringt unsterbliche Liebe, unsterbliche Freundschaft auf die Welt; wer nur nicht weiß, daß auch mit jedem Tag ein Abend kommt, und was dreimal geschehen wird, ehe der Hahn kräht. Am meisten dau'ren einen die guten Seelen, die, wenn sie einige Jahre zusammen fortgeschlendert, oder wohl gar von Kindesbeinen an ihr Tun miteinander getrieben hatten, und ihrer Sache recht gewiß zu sein glauben, nur ein Schicksal, nur ein Grab sehen, allen Stürmen Trotz bieten; am Ende doch sich unversehens einander in den Grund segeln, oft, der läppischsten, armseligsten Grille wegen, gescheitert daliegen, ohne Rettung. Wohl ihnen, daß sie selten das Geheimnis ihres Schicksals verstehen.

Ich [Wolfgang Goethe] habe [schon] lange ein Bild alles menschlichen Tuns und Seins, unserer sogenannten Laufbahn, in der Seele; ein ärgerliches, aber richtiges Bild: den Gang im Kranen. Mit geschlossenem Auge rennt jeder vorwärts im Rad, freut sich der zurückgelegten Bahn, weiß so viel Thorheiten, so viel Jammer hinter sich, und merkt nicht, daß nah' an seinem Rücken alles das wieder emporsteigt, von neuem über sein Haupt, vor seine Stirn und unter seine Tritte kommt. Ich mag hie[r]von nicht reden: denn wer's am hellsten einsieht, hat's nur um so viel besser, daß er in seinem Rad stille stehen bleibt, die anderen auslacht, oder beseufzt - und sich mit [auslacht oder beseufzt] - O, er ist weit am schlimmsten d'ran!

Wo ich hingeraten bin! - Das war mein Wille nicht; aber nun sei es mein Wille; denn was schadet's? Ihr wißt ja, was tausendmal gesagt worden, daß jedweder seine Not in Augenblicken, wo er mit seinem ganzen Dasein in ihre Vorstellung übergeht, als die größte fühlen muß. Und so laßt euch dann nochmals gesagt sein, daß eure Sylli [Wolfgang Goethe] es im Grunde doch so schlimm nicht in der Welt hat. Glaubt mir, glaubt den Worten unsers lieben Primrose: „Die dunkelsten Gegenstände, je näher wir ihnen treten, erhellen sich mehr; und das Auge des Geistes bequemt sich nach der trüben Lage.“ Auch führt ja Clerdon so oft die Verse im Munde:

„Kein Leiden ist so groß, ein Chor von stillen Freuden gesellt sich ihm mitleidig bei.“

Freilich wär' all dies Sagen nichts, wenn mein Herz von den Menschen los wäre; aber, gewiß, es hängt an ihnen mit seinen besten Nerven und Gefäßen. Kann doch niemand sich erwehren, die Kinder zu lieben, an denen wir sicher nicht mehr haben, und von denen wir nicht mehr erwarten, als ich von meinen Menschen. So einen kleinen, hübschen, muntern Jungen, wenn ihr den drückt und küßt und herzt, und ihn nicht lassen könnt; ist das wohl, daß ihr [an] den vortrefflichen Mann denkt, der vielleicht in ihm steckt? Nein, das bloße Kind zieht euch an, wie es in dem gegenwärtigen Augenblick vor euch leibt und lebt; weil es ist lieblich anzuschauen, süßen Mund, freundliche, blinkende Augen, hüpfende Glieder, Leib und Leben hat wie ihr, und seine Nerven mit den eurigen Triller schlagen. Ihr wißt, daß ihr seine Zuneigung mit Naschereien und Spiel erkaufte, und genießt sie nichts desto weniger mit herzlichem Wohlgefallen. Ihr trauert nicht, zürnt nicht, wenn ein anderer mit glänzenderen Geschenken oder höherem Tanz [Tant?] es von euch ablockt, und es euch dann nicht mehr mag, und euch bah schilt; oder wenn es geradezu eurer müde wird, weil ihr seine Laune nicht länger unterhalten, seine Begierden alle nicht erfüllen konntet. Ich erstaune, daß die Bemerkung, wir Erwachsene seien nur ältere Kinder, mehrerenteils, wo nicht immer, mit einer verachtenden, bittern Miene und zum Behuf der Lieblosigkeit angebracht worden; da sie mir der zuverlässigste Lebensbalsam zu sein scheint. Und dann, ein wenig besser als Kinder sind wir, Mann und Weib, Jüngling und Braut, doch allemal.

Ja! Helle Wonne ist es, so die Menschen zu lieben, ohne Eitelkeit, ohne Ansprüche, eben mit lauter Liebe. Da geht alles so gerad' und rein zum Herzen, und das Herz ist so mächtig. - O laßt, laßt mich nur schweben im Limbus, bis ich vollendet werde!

Clerdon an Sylli, den 8ten März (1774)

[Mehrere Briefe (Brieffragmente) Goethes, von Zeitgenossen und freie Erfindungen F. H. Jacobis durcheinander.]

Liebste Sylli! Daß Sie so lange nicht schrieben! Wir alle zerbrechen uns die Köpfe darüber; die gute Amalia, die Nichtchen und ich, jeder nach seiner Weise. Aber nächsten Sonnabend kommt sicher ein Brief von Ihnen, denn ich weiß, Sie lassen meinen letzten keinen Tag unbeantwortet. In Fällen, die das Herz angehen, will ich alles Gute mit weit größerer Zuverlässigkeit von Ihnen, als von mir selbst, voraussagen; denn Sylli kann da nicht straucheln. Sie seufzen doch wohl nicht über meinen starken Glauben?

[Ab hier Brieffragment eines Goethebriefes an F. H. Jacobi?]

Hier bei uns sollten Sie itzt sein, liebste Sylli, daß wir Sie mit in unsere Reihen schlängen, den neuen Frühling zu umtanzen. Die unwiderstehliche Wonne des gestrigen Tages müssen auch Sie gefühlt haben. Mich hat sie ganz durchdrungen, gelagert sich in all mein Gebein. Mir ist wie einem Jüngling, der soeben aus eines frommen Mädchens Auge sich die Seele voll Liebe und Hoffnung getrunken hat; so froh und zugleich so heimlich ist mir's im Busen.

Früh mit dem Morgen ging's an. Ich erwachte von der ersten sanftesten Dämmerung, fand mich aufgerichtet, wie von dem Arm eines Freundes, der mich zum unerwarteten Wiedersehen aus dem Schlummer küßte. Ich streckte meine Arme aus nach dem Liebenswürdigen; irrte ihm nach, und fand ihn, fand ihn - schaffend am Aufgange (schaffend am Sonnenaufgang) - . Wer an einer Musik für das Auge zweifelt, der hätte diese Morgenröte sehen sollen. Ein solcher Engelsgesang schwebte mir nie auf Tönen in die Seele. Doch was weiß ich, mit welchen Sinnen ich empfand, ich war außer mir. Gleich im ersten Moment, beim Erreichen der Gegenwart, überwandelte mich's, durchschauerte mich's; dann tiefer in der Brust ein Beben, immer tiefer und inniger; im geheimsten Busen auflösendes Beben, das den ganzen Erdensohn tötete. Tod, schöner, himmlischer Jüngling! Des verwesenden Teils entladen, flog ich in seine Arme, sank in seinen Schoß, war bei ihm, war in ihm, in Ihm, der da ist, war und sein wird; kostete Allmacht, Schöpfung, ewiges Bleiben in Liebe. - Ach, Sylli, daß ich wieder zurückkehren, daß es Tag werden mußte!

Aber dennoch ein herrlicher Tag, wohl der schönste meines Lebens!

Mit dem ersten Blick der Sonne, der meine Augen auf die umher verbreitete herrliche Gegend sich niedersenken machte, und den von Erde Geborenen wieder erweckte, schoß mir lichtschnell durch die Seele ein Strafgedanke: welch ein sündlich Wesen es doch sei, diese herrliche Pracht Gottes so über Wall und Graben nur zu beschließen, nur etwa am Abend ein wenig daran vorbei- oder hinterherzuschleichen, da doch nichts [mich] wehre, sich hineinzulagern in diese Herrlichkeit ganze Tage lang, sich anzukleiden über und über mit dieser Pracht Gottes, zu genießen das Seinige, den weiten offenen Himmel und die große offene Erde.

Ich raffte mich zusammen und zog hinaus in den vollen Sonnenglanz, wandelte und nahm Besitz von Acker, Wiese, Bach, Wald und Strom, Höh' und Tiefe, Himmel und Erde. Und als ich nun an den Hügel, mein Ziel, gelangte, hinankletterte, endlich droben stand in meinem ganzen Vermögen, und weit umherschaut: da hüpfte in meinem Blut, und pochte auf meine Brust, und trotzte in meinem Gebein, und schauerte in meinem Haar, jauchzte, klang und sang in allen meinen Nerven Liebe, Lust und Macht zu leben.

Was hier weiter mit mir vorgegangen und die vollständige Geschichte dieses Tages bekommen Sie, wenigstens heute, nicht. Ich ward in meiner Begeisterung durch einen Besuch von Eduard Allwill [richtig: Heinrich Merck?] unterbrochen. Er blieb mit uns zu Tische und nun bin ich zerstreut und in ganz veränderter Stimmung.

[Ab hier freie Erfindung F.H. Jacobis:]

Nicht wahr, Sie erkundigten sich ja ohnlängst nach unserm Eduard? Geduld! meine Frau [Louise Merck?]

soll Ihnen ausführlich von ihm erzählen. Seitdem Sie ihn sahen, hat er sich sehr ausgebildet, aber ein eben unbegreifliches Durcheinander von Mensch ist er noch immer.

[F.H. Jacobis Ansichten über Wolfgang Goethe:]

Nie habe ich eine solche Allgemeinheit des Gefühls gesehen, und das in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, wo sie nicht aus vielen Erfahrungen und Bemerkungen abgezogene, kalte, mangelhafte Erkenntnis, sondern nur unmittelbare Empfindung sein kann. Ein so schneller und fast gleich mächtiger Sinn für alles, muß eine wunderbare Mannigfaltigkeit seltsamer Erscheinungen hervorbringen. Dabei ein so glühendes, mutiges Herz, seine ganze Seele so offen, so lieb, kurz, für mich ist dieser Eduard [Allwill, alias Wolfgang Goethe] einer der interessantesten Gegenstände.

Eduard [Wolfgang Goethe] an Clerdon [Merck], [ohne Datumsangaben]

Es war gar nichts von einem Schlagfluß, mein Bester, was Ihnen so fürchterlich beschrieben worden. Nur ein heftiger Schwindel, der seine guten Ursachen hatte. Es ist nun wieder besser und mir nicht mehr bei Strafe des ewigen Lebens oder des Tollhauses verboten, zu lesen, zu schreiben oder sonst etwas Menschliches zu beginnen. Auch scheint die Sonne wieder am heiteren Himmel; die Luft ist still; ich und die ganze Natur, wir sind bei gutem Humor.

In unserem C. [Frankfurt] heißt's also, ich sei der Frau von Kambeck im Netz, oder noch besser, ich liege ihr zu Füßen, bete sie an? Mag's doch! Aber Sie, lieber Clerdon [Merck] sollen die Sache besser wissen. Hören Sie mein ganzes Geheimnis. Der Umgang des anderen Geschlechts reizt mich unendlich; die artigen Geschöpfe haben so etwas Sanftes, Anschmiegendes, das mir behagt. Neben ihnen stimmt allmählich das Allzuheftige in meiner Empfindungsart sich herab; sie stehlen mir Gleichmütigkeit und Ruhe ins Herz. Kommt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu, und ich fahre mit meiner Juno droben auf den Wolken und die Stutzerchen unten klettern die Berge hinan und türmen ihre Felsen aufeinander, o Clerdon, das bringt immer richtig meinen Satan um all sein Latein; es ist so gut, als ob er in einem Weihkessel scheiterte, und ich - habe gewonnen Spiel. Aber bei allem dem, oder vielmehr eben deswegen, ist es mir ein unerträglicher Gedanke, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten, ihr in ganzem Ernst zu Füßen zu liegen. Vor Jahren, ja, da waren Rolands Taten auch meine Sache; allein ich ward doch ziemlich bald inne, wie es im Grund mit meinen Unsterblichen beschaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schicksals auch zu dem meinigen zu machen.

Lieber, ich habe nichts dagegen, daß es Clarissen, Clementinen, Julien und sogar heilige Jungfrauen von unbefleckter Empfängnis überall gebe: aber, ich bitte, nur keinen zu großen Lärm davon! Denn seht, diese erhabenen Einbildungen sind Schuld, daß so viele Menschen verächtlich von den Weibern denken, die Gott gemacht hat von (als) Weiber für diese Erde, und nicht für den Mond, wohin die Herren den Weg fragen. Da schelten sie dann und klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten, Abscheulichkeiten, Schandtaten, die sie von ihnen erfahren, da doch die guten Geschöpfchen mehrenteils nicht einmal wissen, was das für Sachen sind. Toll, daß wir so hart gegen sie verfahren! Lassen wir sie, wie die Natur sie beliebt hat, ohne sie zu Engeln martens und versuchen zu wollen; alsdenn werden sie uns sehr gerne lieben und mit so viel Innigkeit, Festigkeit und Großmut als ihre artigen Seelchen nur vermögen.

Ich muß meiner spotten und mich ärgern, wenn ich zurückdenke, wie ich sonst nie an einem Mädchen hangen konnte, ohne mich aus allen Kräften zu bemühen, es nach einem gewissen Muster, das ich im Kopf hatte, umzubilden. Sie erinnern sich doch jener amerikanischen Wilden, die zwischen zwei Brettern ihrer Kinder Kopf und Hirn zerquetschen und sie zu Ungeheuern verstellen, in der löblichen Absicht, sie der vergötterten Sonne und dem vergötterten Mond ähnlich zu machen. Gerade so war auch mein Tun, und während ich mit dieser Narrheit mich schleppete, hab' ich schreckliche Leiden erduldet. Alle Augenblicke waren meine Gestirne [meine Angebeteten] in Verfinsterung, und so arg ich auch lärmte, um den häßlichen Drachen, der sie zu haschen lauerte, fortzuschleichen, mußst' ich ihn zuletzt doch immer sie vor meinem Angesicht jämmerlich verschlingen sehen. Von so viel unglücklichen Erfahrungen müde, sprach ich einst an einem frühen Morgen sehr weislich zu mir selbst: es ist ja wahr, daß weder Aspasia, noch Danae, noch Phyllis, noch Melinde, noch so viele andere Namen, die du wohl weißt, Namen von Sternen am Himmel sind; aber sag an! Zecht man nicht oft beim Wachslicht fröhlicher, als man im höchsten Sonnenglanz tafelt? Nun, so genieße der kleinen Feste und laß die wunderbaren, ungeheueren Herrlichkeiten, womit es, ohne den Zauberstab des großen Merlins, doch nie recht gelingen kann. - Seit dieser Zeit, was für Abenteuer mir auch im Gebiet der Liebe zugeflossen [sind]; habe ich [doch] nie wieder an meinen Schönen Hörner, Fischschwänze oder Krallen wahrgenommen, sondern - es mir wohl sein lassen. [...]

Amalia [Louise Merck] an Sylli [Jacobi], den 11ten März [1774], morgens um halb sieben

Gestern nachmittag kamen Eduard [Goethe], der Herr von Kambeck [der Landgraf von ?] und ein Offizier, den Du nicht kennst, und entführten meinen Clerdon [Heinrich Merck] nach Born, wo diesen Morgen eine Koppel englische Pferde hinkommt. Dem guten Clerdon war's gar nicht d'rum zu tun; aber Du weißt, er läßt sich seine Zeit, die ihm so kostbar ist, seine Ruhe, Gesundheit, Verdienste, Lust und Leben abschwätzen wie sein Geld; ich werde ihn noch müssen festsetzen lassen. - Also, ich bin itzt allein, in der betrübten Lage, all das Fett der von mir sprudelnden Milch in meine eigene Tasse schöpfen zu müssen, sie hätte nur gerinnen mögen. Ich fing an zu lesen, aber schon auf der zwoten Seite ging mir dies und jenes durch den Kopf, das mit Dir zu schaffen hatte; ich konnte der Zerstreung nicht wehren und legte das Buch weg. Liebe Sylli! Der Himmel ist nicht heiter, und das macht, daß mein Cabinet weniger schön ist. Ich habe ein Fenster geöffnet und bin ein Weilchen daran stehen geblieben, um nach meinen Freunden zu sinnern; und itzt, bis meine Knaben kommen, will ich ein wenig mit Dir plaudern.

[Ab jetzt wieder Fragment eines Goethebriefs aus dem Jahr 1774:]

Ich finge gern mit sonst etwas an, weil Du es schon von Clerdon [Heinrich Merck] hast und ich ungern nachleire, aber es steckt vorn in meiner Feder wie ein Pfropf, der muß vor allem heraus. Also zuerst und abermals von unserm Jammer, unserm Verdruß, Ärger, Zorn (was hiervon es eigentlich sein müsse, wissen wir, leider, noch nicht) über das ungewöhnlich lange Ausbleiben Deiner Briefe. Clerdon will all sein bares Geld darauf verwetten (wieviel meinst Du, daß wir ihm dagegen setzen?), daß wir mit dem ersten Postillon mehrere Briefe auf einmal von Dir erhalten werden. So viel ist gewiß, daß das Paket schon zwei Posttage ausgeblieben ist. Eine Überschwemmung, die bei E. die Brücken weggerissen und gewaltigen Schaden angerichtet hat, soll Schuld daran sein. Sonst könnte ja wohl auch zwischen Dir und uns die Erde sich ein bisschen gespalten haben: warum nicht? Nur wär es sehr schlimm. - Ernstlich gesprochen, liebe Sylli, Du machst uns verlegen. Schon am Montag glaubten wir, es könne nicht mehr fehlen, ein Brief von Dir müsse kommen, und doch war's gefehlt. Und so ging's all die folgenden Tage, nur daß an jedwedem mit unserer Hoffnung auch die Zweifel stiegen, und wir von einer Unruhe ergriffen wurden, mit der schlechterdings kein Vertrag(en) noch Auskommen war. Die Nachricht von der großen Überschwemmung und den ausgebliebenen Pakete, begleitet von Clerdons Zureden und kühner Wette, hat uns von neuem ein wenig eingewiegt. Jene Sorge abgerechnet, liebste Sylli, bin ich itzt so ganz glücklich, so ganz zufrieden, so ruhig froh des Lebens. - O, laß Dir's wohl gehen, Sylli. Laß Dir's ja wohl gehen und mache mir die schönen Tagen nicht zu Schanden!

Ich bin so ruhig, so froh, und konnte doch die verwichene Nacht wenig schlafen, für [vor] fremder Sorge. Die gute Frau von ... (Die hier erzählte Begebenheiten müssen, wegen gewisser noch obwaltender Beziehungen, für diesmal unterdrückt bleiben) ... Wie unartig, daß ich Dir diese lange Geschichten machte, da Du so viel eigenen Kram hast. Auch will ich rein aufhören, mich aus dem Staube machen und diesen Abend mit lachender Laune wiederkommen.

aus >Eduard Allwills Papiere<, 1. Teil: von Seite 65 bis 74

Nachschreiben von Clärchen

[Brieffragment von Wolfgang Goethe, Zeit: Frühling 1774]

Lenorens Brief kam zu spät, um noch gestern abend mit der Post abzugehen, und das war recht gut, sag ich, denn nun kann ich Dir auch einen schönen Morgen bieten, einen so schönen als Lenorens ihrer immer sein mochte. Ich sitze ganz oben auf, in dem grünen Zimmer, und schaue über die Kastanienallee weg, gerad' auf's freie Feld. Am Himmel herum schwebt dünnes Gewölk, welches die aufgehende Sonne so schön bemalt, daß es wohl schöner ist als sie selbst; aber doch bin ich auf der Lauer und meine alle Augenblicke, sie hervorbrechen zu sehen [...]

[Clerdon [richtig: mehrere Brieffragmente Goethes]

Keiner von uns wird es dir erzählen. Das Anschauen, die Umarmung einer ganz enthüllten, schönen, tiefempfindenden Seele ist zu heilig, um in Bildern und Worten nachgespiegelt zu werden. Und wer vermöchte jenen Blitzstrahl dahin abzulenken, Leblosen den lebendigen Kuß der Liebe zu geben? Nein, schaue selbst, den verklärten Blick, und Wonnegefühl sanft über ihn die Augenlieder decken - und dahingegeben die Seele!

Wohl glaub ich dir, daß du es im Grunde so schlimm nicht in der Welt hast, wie arg es dir auch ergangen

[ist], und so viel auch itzt noch deiner Leiden sind. Eine immer reiner und voller klingende Saite auf der großen Leier der Natur, ein immer mächtigeres Organ in dem Ganzen des Allliebenden zu werden, o, das lohnt dir jeden Schmerz.

Dornen malmen, sie zu Pflaumfedern wühlen, lernte ich [Goethe] lang; und nun weiß ich, daß es für den Menschen eine Lauterkeit des Sinnes, mit ihr eine Kraft und Stetigkeit des Willens gibt, eine Erleuchtung, Wahrheit, Eigenheit und Consistenz des Herzens und Geistes, wodurch ihm der eigentliche Genuß seiner göttlichen Natur, Rück- und Aussicht wird, und wozu niemand gelangt, der nicht mehrmals im äußersten Gedränge [in der äußersten Bedrängnis] von allem, außer sich [selber], verlassen war. Da hat die ganz auf sich selbst gestemmte Seele sich in allen ihren Teilen gefühlt, hat, wie Jakob, mit dem Herrn gerungen und seinen Segen davongetragen. Wer, liebste Sylli wollte nicht gerne für diesen Preis sich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte schleppen?

Clärchen [richtig: F. H. Jacobi an Wolfgang Goethe]

Schön, was Clerdon sagte, gut auch und wahr; aber wenn es am Ende doch nur Trost wäre; ein köstlicher Balsam, aber nur lindernd und die Wunde tödlich? Arme Sylli [Armer Goethe], wohl bist du übel dran, wohl hast du es schlimm auf der Welt! Ich hör' ihn ja so hell aus deiner Brust hervorgehen, den Schrei des tiefsten Schmerzes. Was hilft es mir [richtig: dir], wenn du hintennach [hinterher] lächelst? Damit machst du mich nur bitterlicher weinen. Du weißt, Arria lächelte auch. - Ach, Sylli [Wolfgang Goethe], du kannst nicht leben ohne Liebe; und was ist Liebe ohne Zuversicht? Sag was du willst, Liebe, die sich nicht ewig weiß und ewig erwiedert, das ist keine Liebe, das ist bloßes Ergötzen, dem du nur in der Angst jenen Namen liehest, Blumenfreude, Schmuck, Tanz und Spiel. Und hieran sollte dir genügen, dir Sylli [Wolfgang Goethe]? Seifenblasen zu werfen, und alles, alles Seifenblasen? Je mehr ich nachgrübele ...! O, ich fühle, daß dir's das Herz zersprengen muß.

Lenore [Szene zwischen Goethe und Urania]

Auf der Zunge: „Bist du bald fertig, Clärchen [alias Urania]?“ trat ich ins Zimmer. Clärchens [Uranias] Anblick hemmte mir Sprache und Gang, und mein Herz hob sich zu dem Schlag, bei dem es einem auf einmal so ganz anders wird. Leise nahte ich ihrem Schreibtisch. Sie schob, ohne ihre Stellung zu verändern, mit der einen Hand mir das Geschriebene zu. Nachdem ich es gelesen, hierauf einen Augenblick gesessen hatte, ging ich, an [vor] ihren Stuhl knien, um sie zu küssen. Wir kamen allmählig einander in die Arme, [und] weinten ...

[Jacobi an Wolfgang Goethe, Zeit: ungefähr Ende 1773 oder Anfang 1774)

Deine [Wolfgang Goethes] Briefe wurden stückweis wiederholt, und nach und nach zu einem für uns Eigenen, Ganzen umgebildet, das wir besser fassen konnten. Alles drang itzt weit tiefer ein, und dennoch wurden wir heiterer. Wir ahndeten deinen Zustand, gewannen Teil an deinem himmlischen Wesen. Wer wollte nicht Sylli [Wolfgang Goethe] sein, sagten wir. Der bloße Abglanz, nur eines Teils von ihrer [seiner] Seele, und den wir, ach, nur so schwach aufzunehmen vermögen; was gibt er uns nicht Mut und Wonne! Und sie [er] besitzt, sie [er] ist diese Seele selbst! Hat in ihrem [seinem] eigenen Wesen was so unbegreiflich entzückt, den Quell und die Fülle all der Schönheit, all der Größe! Wer wollte nicht Sylli [Wolfgang Goethe] sein! Gäbe nicht alles hin für die Unabhängigkeit dieses hohen Selbstgenusses, für die helle Wonne göttlich zu lieben, die allein aus solchem Reichtum überfließen kann. Glückliche, glückliche Sylli! [Glücklicher, glücklicher Goethe!] ...

[...]

Kommentar: In F. H. Jacobis Briefroman >Allwill< prallen die gegensätzlichen Weltanschauungen gnadenlos aufeinander, was vom Autor – F. H. Jacobi - beabsichtigt ist. Leuchsenrings Philosophie der Gefühle, die von Rousseau abgeleitet wurde, ist nah verwandt mit Voltaires Deismus. Und Goethe war ein Epikureer, was ja nichts anderes als Deismus bedeutet.

VI. Kapitel

Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein ¹⁴⁷

Kapitel VI.1: Kurze Einführung

Die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein ist bereits von vielen Autoren mit mehr oder weniger Akribie auf Wahrheit und Realität „beschrieben“ worden, wobei mehr „der Herren, bzw. der Damen eig'ner Geist“ als der Goethes und Charlotte von Steins zum Vorschein kam. Ja die meisten begnügten sich mit Alltagsgeschichtchen und Nebensächlichkeiten, als wenn die Beziehung Goethes zu Charlotte, die eines Bürgers zu einer Adelligen, etwas Alltägliches hätte gewesen sein können. Gerade der Klassenunterschied in der damaligen Gesellschaft ist für dieses Verhältnis und ihre spätere Interpretation ein wesentlicher Faktor, der von den meisten jüngeren Goethe - Biographen unterschätzt und von den älteren mit größter Vorsicht behandelt werden mußte, was zwangsläufig zu Halbwahrheiten, ja zu bewußten und beabsichtigten Unwahrheiten führen mußte. Wegen der Zensur und wegen der Abhängigkeit der Goethe - Gesellschaft von dem weimarischen Herzogshaus, die mindestens bis 1918 bestand, durfte die wahre Beziehung des reichen Patriziers Goethe zu der armen Freiin Charlotte von Stein nicht mit der ganzen Wahrheit und Realität veröffentlicht werden.

Ein weiterer Grund, warum das Verhältnis unseres einunddreißigjährigen Dichters ¹⁴⁸ zu einer zwei Jahre älteren und verheirateten Frau, die zudem bereits sieben Schwangerschaften über sich ergehen lassen mußte, nur ein rein platonisches sein durfte, dafür erhalten wir einen Begriff, wenn wir den ersten Band der berühmten Weimarer Goethe - Ausgabe aufschlagen, in dessen Vorwort Goethe zum ersten deutschen Nationaldichter ernannt wurde (WA I.1):

„Die Werke Goethes gehören zu den kostbarsten Besitzthümern des deutschen Volkes. Was Homer für Griechenland, Dante für Italien, Shakespeare für die Länder bedeutet, in denen englisch gesprochen wird, das ist Goethe für alle die, welche wohnen, „soweit die deutsche Zunge klingt“.

Ein deutscher Dichter, noch dazu der erste, mußte makellos sein; und wenn er es nicht war, mußte er makellos „gemacht“ werden.

Der (angeblich) letzte Enkel Goethes, mit Namen Walther von Goethe (nur die Kinder August Walter Goethes [1789 - 1830] waren offiziell erberechtigt), vermachte den Nachlaß seines Großvaters testamentarisch nach seinem Ableben der Großherzogin Sophie von Sachsen - Weimar. Sie wurde zur „freien“ Erbin des literarischen Goetheschen Nachlasses eingesetzt, so das Vorwort der Weimarer Goethe - Ausgabe. Die Bedeutung liegt auf dem Wort „frei“. Es besagt, daß sie (bzw. das weimarische Herzogshaus) mit dem literarischen Nachlaß Goethes uneingeschränkt, ohne irgendwelche Auflagen einhalten zu müssen, verfügen konnte, d. h. man konnte sogar Teile des Nachlasses vernichten, wenn es im Interesse der herrschenden Adelsklasse lag. Eine „neue umfassende Lebensbeschreibung“ Goethes sollte in Auftrag gegeben werden, so das Vorwort. Unter dem „Protectorate“ (richtiger: unter der Kontrolle) seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen - Weimar trat eine „Goethegesellschaft“ zusammen. Diese Tatsachen müssen den arglosesten Leser überzeugen, daß damit der Zensur alle Macht gegeben war, mit Goethes literarischem Nachlaß mit uneingeschränkter Willkür verfahren zu können.

Die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein war, um das Ergebnis meiner Recherchen vorwegzunehmen, eine ehgleiche. Es war im wahrsten Sinne des Wortes eine „wilde“ Ehe, die allerdings in Weimar ein „Schattendasein“ nicht überschreiten durfte. Aber dies lag, so bin ich überzeugt, in Goethes Interesse. Meine wahrhaft sensationelle Entdeckung, daß die Beiden sogar ein Kind miteinander zeugten, Ernst August Friederich Klingemann (1777 - 1831), ist allerdings die Folgeentdeckung einer früheren, nämlich, daß Wolfgang Goethe der Verfasser des satirischen Werkes >Nachtwachen< ist, das unter dem Pseudonym Bonaventura bei dem Peniger Verleger Dienemann im Jahre 1804 erschien. Durch mehrere sehr konkrete Hinweise in den >Nachtwachen< kam ich auf diese, im ersten Moment wohl schier unglaubliche Vermutung.

Dieses Buch läßt in erschreckender Deutlichkeit erkennen, in welchem Umfang der wirkliche Goethe von den Goethe - Philologen des Weimarischen Fürstenhauses verfälscht, ja sogar nach den gesellschaftspolitischen Grundsätzen des Zweiklassensystems absichtlich „umfunktioniert“ wurde.

Warum umschwärmte der junge Goethe ausgerechnet eine ältere und verheiratete Adelige, die außerdem noch drei unmündige Söhne zu versorgen hatte? Die Antwort auf diese berechtigte Frage ist zum Großteil in Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon zu finden. Lesen Sie dazu

¹⁴⁷ Auszug aus dem gleichnamigen Buch.

¹⁴⁸ Wolfgang Goethes wirklicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe dazu Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?, Homburg 1995.

ausführlich das III. Kapitel >Goethes Musengöttin Urania <.

Da Wolfgang Goethe mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, lesen Sie dazu mein Sachbuch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, so wird leicht verständlich, daß Goethe für sein Privatleben keine Klassenschranken gelten lassen wollte. Ja es erscheint geradezu wie eine Protesthandlung, wenn der Bürger Goethe, der sein Dasein einem Adligen verdankte, sich in seiner Jugend bevorzugt in adelige Frauen (Henriette Alexandrine von Roussillon [alias Urania] und Charlotte von Stein) verliebte, während er nach seiner „Standeserhöhung“ und nach der Italienreise den Weimarer Adel nicht ärger vor den Kopf stoßen konnte, indem er das Bürgermädchen Christiane Vulpius zu seiner Geliebten nahm und wiederum nur uneheliche Kinder mit ihr zeugte, wie zuvor mit Charlotte von Stein.

Es lag nicht in Goethes anfänglicher Absicht, für immer in Weimar zu bleiben und daher kann es auch nicht seine Absicht gewesen sein, Charlotte von Stein für „immer und ewig“ anzugehören. Der Schriftsteller Goethe wollte in jeder Beziehung seiner Existenz unabhängig und frei bleiben. Er wollte sich weder an eine Frau binden noch mit seinem „Nebenberuf“ als Weimarer Legationsrat den Rest seines Lebens verbringen. Goethes „Hauptberuf“ war die Schriftstellerei, das Theater und die Kunst im allgemeinen. Wenn er auch zeitweilig diesen Grundsätzen untreu wurde, so hat er sich am Ende doch wieder anders besonnen und so seine Unabhängigkeit gewahrt. Dies trug ihm natürlicherweise in den Augen der „Eingeweihten“ den Vorwurf der Unstetigkeit und des Wortbruches ein, der ihm vor allem von Charlotte von Stein gemacht wurde.

Goethes „Leistungen“ als Legationsrat sind ebenfalls stark überbewertet worden. Als nach dem ersten Weltkrieg Teile des Weimarer Staatsarchivs geöffnet wurden, waren die Goetheforscher zutiefst enttäuscht, weil kaum oder fast gar nichts gefunden wurde, was Goethes Tätigkeit als Legationsrat dokumentiert hätte. Man konnte deswegen nichts finden, weil nichts vorhanden war. Goethe „diente“ in erster Linie als „Maitre de plaisir“ des jungen Herzogs von Weimar.

Herzog Carl August, der eine Darmstädtische Prinzessin heiratete, wußte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, eben durch den Darmstädter Landgrafenhof, von Wolfgang Goethes wirklicher Abkunft. Nicht der zweideutige Ruf Goethes als Literaturgenie, sondern die Tatsache, daß er der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, erregte das Interesse des jungen Weimarer Herzogs.

Kapitel VI.2: Lenzens „Eselei“ - Die Auflösungen mehrerer Rätsel

Am 26. November 1776 notierte Goethe in sein Tagebuch: „*Lenzens Eselei*“. Die Goethe - Philologen haben lange und viel herumgerätselt, was Goethe damit gemeint haben könnte, bzw. welche Eselei Lenz begangen habe, daß er aus dem Herzogtum Weimar hinauskatapultiert werden konnte. Jedoch ohne die wahre Beziehung Wolfgang Goethes zu der Baronin Charlotte von Stein richtig und in ihrem ganzen Ausmaß erkannt zu haben, konnte man allerdings zu keiner auch nur annähernd richtigen Antwort gelangen. Ich glaube, das Rätsel gelöst zu haben, denn alle Fakten und corpora delicti sind uns bekannt.

Zuerst möchte ich eine kurze Zusammenfassung von Lenzens Aufenthalt in Weimar geben, der von Anfang April bis zum 30. November 1776 dauerte.

Von Goethe erfahren wir merkwürdigerweise das wenigste über Lenzens Weimarer Zeit. Karl August Böttiger berichtet uns in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen< unter dem Kapitel >Weimarisches Geniewesen (geschrieben 1791)< folgendes über Lenz:

„Dies (gemeint ist: das weimarisches Geniewesen) kann Niemand mit so viel Laune und Sachkunde schildern, als der Legationsrath Bertuch, der als Chatouiller des Herzogs die Genies kleiden und füttern mußte. - Es lassen sich in dem weimarisches Geniewesen mehrere Epochen fixiren. Die erste, wo der Geniedrang am heftigsten und der Herzog selbst am stärksten dafür eingenommen war, fängt sich bald nach Goethe's Ankunft in Weimar und Verbrüderung mit dem Herzoge an. Von allen Seiten wallfahrteten Kraft- und Dranggenies hierher, um auf Goethe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzusteigen, in deren wohlthätigen Strahlen sich Jener so schön sonnte.

Da kam aus Reval ... Lenz (sonst auch Mendoza oder der tolle Lenz genannt). In der größten Sommerhitze trug er einen blauen Sammtrock, und als er im Winter auf der Post reisete, zog er sich, während die andern Passagiere für Frost klapperten, barfuß aus, weil es ihm unausstehlich heiß sei. Bei einem Hofballe setzte er einmal die ganze Noblesse in Alarm, als er sich erdreistete, uneingeführt im Ballsaal einzutreten und ein Fräulein zur Menuet aufzuführen. Der Herzog, der innerlich sein Wohlgefallen daran hatte, ließ ihn denn doch auf sein Zimmer rufen und scheuerte ihn tüchtig. Dieser Lenz hat sich in der Folge noch lange in Deutschland herumgetrieben, und solche Anfälle von Tollheit gehabt, daß er hat gebunden werden müssen.

In den lichten Intervallen lehrte er Taktik, wer sich ihm als Schüler darin anvertrauen wollen; zuletzt kam er als Lehrer der Cadetten nach Petersburg, und noch jetzt irrt er in den russischen Provinzen unstät umher.

(weiter unten)

Lenz studierte in Königsberg. Zwei Herren v. Kleist sollten von dort in französische Dienste kommen. Keiner von den Junkern verstand ein Wort französisch, und keiner konnte recht lesen und schreiben. Sie bereden Lenz, als ihr Dolmetsch mitzugehen. So kamen sie alle drei nach Straßburg. Aber bald kam der arme Lenz dort in große Noth, da beide Kleists bei ihrem Regimente bekannt wurden und ihren Wechsel aufgezehrt hatten. Ein Bruder wies ihn immer an den andern. In dieser Noth mußte Lenz sich mit Stundengeben erhalten, und in dieser Lage lernte ihn Goethe und Lersé kennen, die beide damals in Straßburg sich aufhielten. Als Goethe nach Weimar gekommen war, vernahm Lenz seines „Herrn Bruders“ Glücksfall, und machte sich nun auch auf den Weg, um diesem Sterne sich zu nahen. Er kam eines Tages sehr zerlumpt und abgerissen in Weimar im Erbprinzen an, und schickte sogleich eine Karte an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leistete, des Inhalts: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Goethe lachte laut auf, als er dies Billet erhielt, und weiset es dem Herzog, der sogleich befiehlt, er solle geholt werden. Sein Ansehn war äußerst lächerlich. Eine kleine zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit, die er denn auch gleich den folgenden Abend bewies. Da war Hofball, über welchen damals noch der ceremoniöse Graf Görz seine Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz hörte im Erbprinzen, es sei diesen Abend Hofball en masque. Er läßt sich einen roten Domino holen, und erscheint so abends im Saal, wo nur Adelige Tanzrecht und Zutritt haben. Ehe man ihn noch durchbuchstabieren kann, hat er schon ein Fräulein von Lasberg (die sich nachmals mit >Werther's Leiden< in der Tasche in der Ilm ersäuft, weil sie ihr Liebhaber, ein Liefländer, sitzen ließ) an der Hand und tanzt frischweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Herde gekommen sei, alles wird aufrührerisch. Der Hofball desorganisiert sich. Der Kammerherr von Einsiedel kommt atemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser befiehlt ihm, Lenz heraufzuholen, und liest ihm ein derbes Kapitel. Nun wird er von Fuß an gekleidet und bei allen Geniestreichen als Plastron (Polster) gebraucht. Als man hier nicht länger mit ihm sich stallen konnte, schickte man ihn fort, und so kam er nach Emmendingen zu Goethe's Schwager Schlosser. Gegen ein Kleinsches Product verfertigte er noch eine Satire „Nielk“ (Klein [rückwärts gelesen]), die Lersé noch im Manuskript besitzt, und zwei Tage darauf zeigten sich die ersten Spuren der Tollheit. - In Belvedere sonnte er sich einmal, nachdem er an der Krippe gewesen war, und rief aus: Ach! mir ist so wohl wie einem Kuhblatter.

Auch Klinger kam nach Emmendingen, als er von Weimar verabschiedet war. Lersé fragte ihn, warum er sich nicht lieber in Weimar eine Stelle verschafft habe, wo sein Landsmann (Klinger ist auch ein Frankfurter [wie Goethe]) für ihn sorgen könne. Da erzählte er, daß Goethe eben ihn fortgebracht habe. Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauses sich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Portrait einzusetzen. Er habe einst Goethe's Portrait hingesezt, wonach wirklich geschossen worden. Dies habe ihm Goethe nie verzeihen können. Indeß waren, wie Bertuch bemerkt, eher andere Gründe seiner Ungnade vorhanden. Er hatte allerhand Klätschereien zwischen hohen Damen gemacht und wurde als ein tracassier verabschiedet. Als er nach Emmendingen kam, konnte er kaum richtig schreiben und rechnen, und wollte sich doch mit aller Gewalt dem Militär widmen. (Weimar, den 29. Nov. 1798, als Lersé mich (Böttiger) früh besuchte.)

Jakob Michael Reinhold Lenz war im Jahre 1776 ein fast ebenso berühmter Dichter wie Wolfgang Goethe, so unglaublich es klingen mag. Selbstverständlich wurde er als ein angebliches „Dichtergenie“ mit größter Achtung und mit viel Herzlichkeit am weimarischen Hof empfangen. Der junge Herzog Carl August bot ihm sogar ein festes Einkommen als Gesellschafter oder Vorleser an, doch Lenz zögerte. Röderer schrieb an Lenz (Freye - Stammler, Brief Nr. 173):

„Lenz, Lenz, von der Vocation ins Philantropin (nach Dessau) sag ich kein Wort, aber warum nimmst du die (Vocation) zu Weimar nicht an?...“

Am 27. Juni schrieb Lenz an Goethe:

„Ich geh auf's Land, weil ich bei Euch nichts tun kann...“

Mit anderen Worten: Lenz schlug ein sicheres Einkommen am weimarischen Hof aus und lebte lieber wie ein Einsiedler in einer armseligen Hütte bei Berka, um ungestört dichten zu können. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich von der Freigebigkeit und dem Wohlwollen seiner Freunde erhoffen, denn seine Einnahmen als Schriftsteller dürften dazu wohl kaum ausgereicht haben.

Von Lenzens erbärmlichen Verhältnissen zu Mitleid gerührt, sprach Charlotte von Stein gegen Goethe die Bitte aus, ihr Lenz nach Kochberg zu schicken. Dabei geriet Lenz ungewollt und ahnungslos in eine gefährliche Lage, weil er von der wahren Beziehung Wolfgang Goethes zu der Baronin von Stein nicht die

mindeste Ahnung besaß. Er glaubte, wie die meisten Leute am Hofe, es wäre nur eine „Seelenfreundschaft“. Der Brief Lenzens an Goethe (Freye - Stammler, Brief Nr. 222), den er von Kochberg an ihn sandte, dürfte bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben, von seinem Ärger ganz zu schweigen.

Lenz an Goethe

(Kochberg, ca Mitte Oktober 1776)

Ich bin zu glücklich, Lieber, als daß ich deine Ordres, dir von mir nichts wissen zu lassen, nicht brechen sollte; wollte Gott, ich hätte deine Art zu sehen und zu fühlen, und du zu Zeiten etwas von der meinigen; wir würden uns, glaub' ich, besser dabei befinden.

Ich schreibe dir dies vor Schlafengehen, weil ich in der Tat bei Tage keinen Augenblick so recht dazu finden kann. Dir alle die Feerei zu beschreiben, in der ich izt existiere, müßte ich mehr Poet sein als ich bin. Doch was soll ich dir schreiben, denn, falls Schwedenborg kein Betrüger ist, mußt du alles schon vollkommen geahnt, gesehen und gehört haben. Wenigstens haben wir's an all den Gebräuchen und Zauberformeln nicht fehlen lassen, mit denen man abwesende Geister in seinen Zirkel zu bannen pflegt; wenn du nichts gehört hast, ist's deine Schuld.

Mit dem Englischen geht's vortrefflich. Die Frau von Stein findet meine Methode besser als die deinige. Ich lasse sie nichts aufschreiben als die kleinen Bindewörter, die oft wiederkommen; die anderen soll sie a force de lire unvermerkt gewöhnen, wie man seine Muttersprache lernt. Auch bin ich unerbittlich, ihr kein Wort wiederzusagen, was den Tag schon vorgekommen (ist); und was mich freut ist, daß sie es entweder ganz gewiß wiederfindet oder wenigstens auf keine falsche Bedeutung ratet, sondern in dem Fall lieber sagt, daß sie's nicht wisse, bis es ihr beim dritten Mal doch wieder einfällt. - Nur find' ich, daß sich ein Frauenzimmer für's Englische ganz verderben kann, wenn sie mit Ossian anfängt. Es geht ihr sodenn mit der Sprache, wie mir und Lindau mit dem menschlichen Leben.

Lieber Bruder, du hast entweder selbst meine Briefftasche oder Philipp hat sie gefunden; schicke sie mir doch. Wenigstens dein Gedicht, das ich hineingelegt hatte - alles, denn ich weiß selbst nicht mehr was d'rin ist. Schick doch auch sonst was mit für Frau von Stein, etwa Jungs Autobiographie, von der ich ihr erzählt habe. Ich komm in der Tat hierher wie ein Bettelmönch, bringe nichts mit als meine hohe Person mit einer hohen Empfänglichkeit; habe aber doch, sobald ich allein bin, große Unbehäglichkeiten über den Spruch, daß Geben seliger sei als Nehmen.

I beg thee to see frequently the spouse of the lady. I have a pressentiment thou willst thank me of having given thee a counsel ... (Rest fehlt)

J. M. R. Lenz machte sich bei den „Kraftgenies“, die zum Freundeskreis des jungen, erst achtzehnjährigen Herzogs gehörten, durch seine übertriebene Empfindsamkeit und durch seine regelrecht „verklemmte“ Art und Weise, wie er über das andere Geschlecht dachte und mit ihm umging, höchst lächerlich. Seine Frauenanbeterei und, im Gegensatz dazu, seine traurige Niedergeschlagenheit, weil ihm die Aussichtslosigkeiten seiner Liebeleien durchaus bewußt waren, wurden von ihm auf eine Spitze getrieben, die kaum noch überboten werden konnte, ja bereits einen krankhaften Zustand erahnen ließen. Es war zudem offensichtlich, daß Lenz noch keinerlei Erfahrung in der körperlichen Liebe besaß, wodurch er allein schon zur Außenseiterrolle verurteilt war.

Die Konstellation der weimarischen Sterne und Sternchen begann sich bereits ziemlich früh zu Lenzens Ungunsten zu verändern. Wieland spöttelte öffentlich über Lenz, daß „kaum ein Tag vergangen (sei), wo er nicht (den) einen oder anderen Streich hätte ausgeführt, der jeden anderen als ihn (Lenz) in die Luft gesprengt hätte.“

Herzogin Louise hatte für den ganzen faulen Zauber der Dichter- und Kraftgenies überhaupt gar nichts übrig, noch nicht einmal ein mitleidiges Lächeln für Jakob Michael Reinhold Lenz, der sie so inbrünstig verehrte; aber möglicherweise war gerade das sein Hauptfehler.

Lenz war wirklich mit Blindheit geschlagen, die „Eselei“ zu begehen, seinen wohl einzigen und allmächtigen Gönner und Beschützer, Wolfgang Goethe, öffentlich zu kompromittieren. Dies war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Grund für Lenzens Ausweisung aus den Herzogtum Sachsen - Weimar.

Lenzens weiterer Fehler war, sich in die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein eingemischt zu haben. Das wahre Ausmaß dieser Beziehung blieb ihm allerdings verborgen. Dies geht aus einem Brief an Röderer hervor (Freye - Stammler, Brief Nr. 232), in welchem Lenz die Ansicht bekundet, Goethe wäre „so von Geschäften absorbiert in W(eimar), daß er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten (nach Kochberg begleiten) können“. Diese Vermutung ist aber ein großer Irrtum, denn Goethe ritt „nur“ aus reinem Trotz, wegen einer Verstimmung zwischen ihm und der Geliebten (Charlotte von Stein), nicht nach Kochberg. Über den Brief Lenzens von Schloß Kochberg (siehe oben, Brief Nr. 222), muß sich Goethe mit ziemlicher

Sicherheit geärgert haben. Ich vermute sogar, Lenz schrieb den Brief auf Anstiften Lottes, um Goethe absichtlich eifersüchtig zu machen. Der Zusatz am Schluß des Briefes, in englischer Sprache geschrieben, wo Lenz Goethe empfiehlt, den Umgang des Ehemannes der Lady (der Baronin von Stein) zu suchen, ist wiederum ein Beweis für Lenzens totale Ahnungslosigkeit von Goethes wahrer Beziehung zur Baronin, und dürfte Goethe sogar zum Lachen veranlaßt haben.

Lenzens Instinklosigkeit, sich als Werkzeug zu Goethes Eifersucht mißbrauchen zu lassen, dürfte wiederum Goethes satirische Ader geweckt haben. Er schrieb eine Matinee, ein Spottgedicht, worin Lenz vor den weimarischen Kraftgenies lächerlich gemacht wurde. Lenzens weiteres Unglück war, keinen Spaß zu verstehen und literarischen Spott nicht gleichmütig ertragen zu können.

Alle Fakten und corpora delicti sollen bekannt sein, versprach der Sachbuchautor? Aber diese Matinee, wie viele andere aus der Genieperiode, gibt es doch gar nicht mehr, ist unwiederbringlich verloren, dürfte jetzt ein versierter Goethe - Philologe einwenden. Doch, es gibt noch diese Matinee, behaupte ich, aber sie steht nicht in der berühmten Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, sondern, fälschlicherweise, in - Lenzens gesammelten Werken.

Die Matinee, bzw. das Dramolet >Tantalus< wurde Jakob Michael Reinhold Lenz (nach seinem Tode) *einzig und allein deswegen* zugeeignet, weil es sich (in seiner Handschrift?) unter seinen Nachlaßpapieren befand. Dies beweist natürlich rein gar nichts über den wahren Verfasser.

Goethe bekannte in den Tag- und Jahreshäften 1776 - 1780, (WA I.35):

„Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältnis, wurden von mir und anderen, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das Meiste ging verloren ...“

Ich füge hinzu, jedoch das Dramolet >Tantalus<, ein Spottgedicht mit unmittelbarem Bezug auf Lenzens Person, blieb uns glücklicherweise in Lenzens Nachlaß erhalten. Goethe hatte Gründe, wie wir noch sehen werden, sich später nicht mehr zu diesem Werk zu bekennen.

Einige ältere Goethe - Philologen glaubten ferner, Lenz habe sich im >Tantalus< selber verspotten wollen. Das ist nun so dummfrech, daß man dahinter schon beinahe Absicht vermuten könnte. Lenz war bereits so sehr der „öffentliche“ Spott der weimarischen Hofgesellschaft, daß er an alles andere dachte, nur nicht sich selber noch mehr zu verspotten. Im Gegenteil, Lenz litt sogar darunter. So schrieb er im Briefroman >Der Waldbruder< (achter Brief):

„*Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohlthun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr; ich weide mich zuweilen an einer (selbstmitleidigen) Träne, das mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst auf die Wange bringt...*“

Mit anderen Worten, Lenz schämte sich vor der weimarischen Hofgesellschaft, wegen seines linkischen und weltfremden Benehmens. Ein Melancholiker und unglücklich Liebender, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, kann alles, nur nicht über seine eigene Person lachen und Spottverse darüber schmieden.

Goethe schrieb an Lenz (siehe >Der Waldbruder<, neunter Brief):

„*Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns nicht weiter; wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftige - verzeih mir's, was können wir anderes tun - lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück...*“

Schöne Freunde, ist man da versucht auszurufen.

Und im elften Brief des >Waldbruder< schrieb Lenz an Goethe:

„*Ich bin untröstlich, daß meine Einsiedelei (in Berka) eine Fabel der Stadt wird. Gestern sind eine Menge Leute aus *** (Weimar) hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten, und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen (Frau) genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer (welche Frau) es ist und wieviel mir daran gelegen (ist), daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde...*“

Es liest sich fast wie ein billiger Kolportageroman, aber alle Indizien sprechen dafür, daß Lenz ausgerechnet Goethe zum Mitwisser seiner heimlichen Liebe für Charlotte von Stein machte. „*Du weißt allein, wer (welche Frau) es ist*“, kann sich nur auf Charlotte von Stein beziehen, denn Lenzens frühere Liebesleidenschaft für Henriette von Waldner, verheiratete von Oberkirch, war im Gegensatz dazu vielen bekannt.

Warum das Dramolet >Tantalus< nur von Goethe geschrieben sein kann, offenbart eine Textanalyse. Die Analogie der Personen Tantalus und Lenz kann doch wohl nur von einem Außenstehenden erkannt werden, Lenz hätte sich schwerlich in diesem Sinne selber karikieren können. Die Strafen des Tantalus sind nämlich

den selbstauferlegten „Strafen“ Lenzens sehr ähnlich. Tantalus steht bis zum Hals im Wasser und muß trotzdem Durst leiden; wenn er versucht, die reifen Früchte zu ergreifen, die vom Baum herabhängen, heben sich jedesmal die Äste, so daß er auch Hunger leiden muß. Lenz schmachtete in Weimar ähnlich. Er lebte in Berka in der selbstgewählten Entbehrung, ja oft hungernd, obwohl er an der Tafel des Herzogs seinen Gaumen mit den besten Speisen und Getränken hätte verwöhnen können.

Das Gleichnis läßt sich auch auf Lenzens unerfüllbare Liebesehnsucht übertragen. Er schmachtete in verrücktem und offensichtlich unerfüllbarem Liebeskummer für Charlotte von Stein, obwohl es (laut dem >Waldbruder<, siebter Brief) in Weimar Mädchen gab, „*die an kleinen Netzen für sein (Lenzens) Herz webten, in denen er sich nur so weit verstrickte (zu verstricken brauchte), als sie ihm behaglich waren, hernach konnte er wieder davonfliegen, und sie hätten Mühe, ihm neue zu weben*“.

Ein weiteres sehr starkes Indiz für Goethes Verfasserschaft, das ist die Namensgleichheit von mindestens zwei Personen im Dramolet >Tantalus< mit denjenigen in Goethes Tagebuch: „Merkur“ für Wieland und „Jupiter“ für Herzog Carl August. Sein Tagebuch dürfte Goethe Lenz wohl kaum zu lesen gegeben haben.

Man kann sich zwar selber verspotten, aber in der Situation von Lenz, bin ich überzeugt, nicht so treffend und charakteristisch, und vor allem nicht so beißend, wie es im >Tantalus< geschah. Außerdem hätte Lenz es wohl kaum gewagt, in einer Matinee seine Juno, (seine angebetete Herzogin Louise und/oder seine ebenfalls angebetete Charlotte von Stein), außerdem Jupiter (alias Herzog Carl August) und Merkur (alias Wieland), auftreten zu lassen; Apoll (alias Goethe) wäre schon eher denkbar.

>Tantalus< - Ein Dramolet auf dem Olymp Personen

Dramolet	Realität
Tantalus	alias J. M. R. Lenz
Merkur	alias Wieland
Apoll	alias Goethe
Juno	alias Herzogin Louise (und/oder Charlotte v. Stein)
Jupiter	alias Herzog Carl August

(Apoll [Goethe] und Merkur [Wieland] kommen auf die Bühne.)

Merkur:

War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das mußt du doch gestehen,
Der Sterbliche (Tantalus-Lenz) hat uns Spaß gemacht!

Apoll:

Er schnitt doch der Juno (Herzogin Louise) gegenüber
Eine Figur, als hätt' er's Fieber.
Zeus, den kitzelt' es innerlich -
Aber sag mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

Merkur:

Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Juno ein wenig pikieren,
Und Vater Jupitern desennuyieren,
War ja alles so traurig hier.

Apoll:

Ha ha ha! Wie er da saß beklommen
Ganz in Nektar und Lieb' verschwommen.
In ihrer Blicke Widerschein
Meint' er Jupiter selber zu sein.

Merkur:

Nein, aber darüber ging doch nichts,
Der Meisterstreich, den er ausgehen ließ,
Du hast es ja gesehn - der Schnitt des Gesichts,
Als er mit Zeus (auf) die Gesundheit stieß.

Apoll:
Die Gesundheit mit Zeus - wie ist das zu verstehn?

Merkur:
Ei, so hast du ja nichts gesehn!
Vater Zeus, Vulkanen zu scheren,
Stieß mit Mars (auf) die Gesundheit an:
Der schönsten Frau vom frömmsten Mann!
Meister Tantalus stieß mit an.
Der Donnerer durfte sein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp schien bestürzt voll Verdruß,
Nur nicht Meister Tantalus.

Apoll:
Was sagte Juno?

Merkur:
Was sollte sie sagen?
O, das ist noch nicht genug.
Hast du denn nichts gehört, man schlug
Beim Nachtisch einen Spaziergang vor,
Mein Tantalus über und über Ohr
Als Juno sagte, sie wollte im Garten
Die anderen Göttinnen um zehne erwarten,
Sie setzte spöttisch hinzu: es ist warm,
Herr Tantalus gibt euch vielleicht den Arm.
Mein Tantalus nahm's in Ernst und bückte
Bis unter den Tisch sich, rückte und rückte
Den Stuhl - daß alles für Lachen ersticke.
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es sei ihr Ernst nicht - und er's ließ.

Apoll:
O, still, nun weiß ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrat gehalten.
Sie wollten eine Wolke staffieren,
Ihn, wenn er heimging', zu intrigieren.
Still, da kommt er selber ja wohl,
Wenn ich nicht irre -

Merkur:
Er ist's, Apoll!

Tantalus: (tritt auf)
(Merkur und Apoll halten sich seitwärts, ihm zuzuhorchen.)
In dieser freundlichen Sommernacht
Wo außer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geschöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört als Myrtenbäumchen
Und die stillen Schauer der Nacht:
Hier wird es doch erlaubt sein, das endlose Grauen
Die entzückende Beklemmung meines Herzens
Den ganzen Himmel meines Schmerzens

Nur mit einem Blick zu überschauen,
 Und dir, Allmutter Natur, zu vertrauen.
 Ich liebe - darf ich mir selber es sagen?
 Wohin die verirrteste Phantasei,
 Wohin der Titanen Waghalserei
 Nie kühn genug war, sich hinzuwagen,
 Wagt mein verräterisch Herz sich hin,
 Ich liebe der Götter Königin.
 Es ist gesagt, ihr hörtet es, Götter!
 Auf denn, führt die rächenden Wetter
 Über mein schuldiges sterbliches Haupt,
 Euch ist die grausame Lust erlaubt.
 Ihr selbst fachtet sie an diese Flammen,
 Ihr, die ihr darin Trost suchen müßt,
 Das an anderen zu verdammen,
 Was euer Lieblingsverbrechen ist.
 Da spart euren Witz in Erfindung der Strafen.
 Was euch unerträglich deucht,
 Ist gegen die Qualen, die hier noch schlafen
 Die ihr nicht ahnden könnt, federleicht.
 Empfind't ihr je verzweifelnde Triebe?
 Reicht eure Phantasei dahin?
 Ich bin ein Sterblicher und ich liebe
 Liebe der Götter Königin.
 (Indem er sich umwendet, wird er eine Wolke gewahr, in Junos Bildung.)
 Sie ist's - sie ist es selbst - O Himmel und Erde!
 Sie hat es gehört das verweg'ne Geständnis,
 Ihr Blick wird mich töten, sie hat es gehört.
 Sie sieht mich nicht. Im hohen Selbstgenusse
 Lustwandelnd unterm Schleier der Nacht
 Froh, wie es scheint, daß unter ihrem Fuße
 Die Erde schläft und kein Geschöpf mehr wacht,
 Das sich zu ihrem Dienst bemühte.
 Hier wacht noch eins, unendliche Güte
 In seliger Qualentrunkenheit -
 Sie wendet sich - O, hat Mnemosyne
 Endymions Schicksal nicht geweiht?
 O alle Strafen, die ich verdiene
 Gegen eine mitleidige Miene
 Gegen einen Blick, der mir verzeiht -
 Sie nähert sich - Kam sie wohl, weil die Nacht
 Alle Verhältnisse ähnlicher macht?
 (Er will sich ihr zu Füßen werfen.)
 Himmlische Güte! Verzeihe, verzeihe,
 Jetzt oder nie, der Bewunderung,
 Des Entzückens verwegenstem Schwung.
 (Das Bild verschwindet.)
 Ha, du fliehst mich - Ungetreue!
 Götter, was sprach ich? - Lästerung!
 Meine Freundin - die schlafende Erde
 Ha, ich fühl's, bebt auf unter mir,
 Macht sich geflügelt auf, ich werde
 Bald auf ewig verschlungen von ihr.
 Ach, auf ewig entfernt von dir
 In des Orkus Abgründe sinken,
 Zur Vollendung meiner Pein
 Lethens kalte Fluten trinken,
 Und ohne Mitleid elend sein. -

War's nur ein Bild meiner Phantasei?
Es ist verschwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Tränen, mein Geschrei
Meine Verzweiflung zieht sie herbei.
(Das Bild erscheint wieder. Er zieht eine Tafel heraus
und fängt an, es abzuzeichnen.)
Leitet meine Züge (richtig: Striche) leitet,
Ihr von uns gefeierten Spötter
Uns'rer Leiden, die ihr bereitet,
Meine Züge, selige Götter!
Laßt durch keine Künstelein
Eure Zierde mich entweihn.
(Indem er zeichnet, verschwindet das Bild.)
O, muß ich elend denn vor soviel Reizen stehn,
Und, hasch' ich nach, sie spottend fliehen sehn?
Ist's möglich, elend in dem Grade!
Im Angesicht so vieler Seligkeit
Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!
Nur einen Augenblick, bis ich sie (ab-)konterfeit!
(Das Bild erscheint wieder; er zeichnet es nach.)
Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieses Bild erreichen
Wenn ich es wert war, es zu sehn.
Ach, ich soll's euch wiedergeben
All mein Glück wird mir entwandt.
Strenge Götter! Nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen
Ihr neid't dies Bild mir
Weil es milder ist als ihr,
Weil ihm meine Tränen rannen,
Weil es meinen Geist erhebt,
Daß er euch zu nahe schwebt.
Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieses Bild erreichen,
Wenn ich wert war, es zu sehn.
(Das Bild verschwindet abermals. Er ist außer sich.)
Götter! - (sich an die Stirn schlagend.)

Amor: (erscheint)
Ei, wie so fleißig, Herr Tantalus?
Weisen Sie doch her, was gibt's da wieder?
Ich hörte, Sie riefen um Hülfe, d'rum stieg ich
Aus meiner Mutter Schoß hernieder,
Ich dachte, was Ihnen begegnet sein muß!
Fehlt Ihnen was?

Tantalus:
Ich bin verloren.
Ich bin zum Unglück bestimmt geboren.

Amor:
Haben Sie was -

Tantalus:
zu Qual und Leid -

Amor:
Haben Sie was abkonterfeit?

Tantalus:
Bin ich geboren, bin ich erkoren.

Amor:
Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? - Ich helf' Ihnen suchen.
Hören Sie, weil Sie so artig fluchen -
Mein Vater ist ganz bezaubert davon,
Sie wissen, Zeus ist ein Mann vom Ton -
Läßt er Sie ganz ergebenst ersuchen,
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweisen,
Alle Tage mit ihm zu speisen,
Mit ihm und Juno -

Tantalus:
 Unsterblicher Retter!
Ewig sei dir, schönster der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht.

Amor:
Aber nehmen Sie ja sich in acht,
Nichts anzurühren, was Ihr (richtig: Ihnen) nicht gehöret,
Nichts anzusehen, was ihre Ruhe störet,
Sonst, lieber Schatz, verschwindet es sogleich.
Ei, warum macht Sie denn das so bleich?

Tantalus:
Nichts hören noch sehen? -

Amor:
 Nichts hören noch sehen,
Wiewohl das Hören zuzugestehen
Jupiter kein Bedenken sich macht.
Doch nur dann, wenn man Ihrer lacht.
Sie sollen überdem alle Nacht
Mit Junos Schatten spazieren gehen.
Aber sobald Sie auch nur nach ihm sehen -

Tantalus:
Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken -

Amor:
 Wer sagt denn vom Hören?
Und ein echter Liebhaber muß
Eigentlich nichts tun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehl' mich Ihnen.

Wir haben Grund anzunehmen, daß das Dramolet >Tantalus< Lenz erst Anfang November in die Hände kam, vermutlich am 10. November, da befand er sich in Weimar; Goethe erwähnte Lenz in einem Billet an Charlotte von Stein. Der Tagebucheintrag Goethes vom 14. September „Tantalus gelesen“, bezieht sich möglicherweise darauf, daß er die alte, griechische Tantalussage gelesen habe oder anderen vorlas. Lenz weilte zu dieser Zeit bei Charlotte von Stein in Kochberg. Gedichtet wurde das Dramolet >Tantalus< wohl erst nach Erhalt von Lenzens Brief aus Kochberg, durch welchen er eifersüchtig gemacht werden sollte, was Goethe sehr wohl durchschauen konnte, also frühestens Anfang Oktober.

Bevor Lenz nach Berka zurückkehrte, fertigte er zuerst noch eine Abschrift von dem Dramolet an. Bei wiederholterem Lesen dürfte er sich in verständliche Erregung und Wut gebracht haben. Lenz überlegte sich, wie er sich an Goethe für diese öffentliche Schmach rächen könnte. Da kamen ihm die Briefe in den Sinn, die Goethe in den letzten Monaten an ihn schrieb. Die Lebensphilosophie, die der (frühere) Freund darin an den Tag legte, gefiel Lenz immer weniger und weniger. Ja, sie empörte ihn innerlich, wenn er daran dachte, daß Goethe ebenfalls die sanftmütige und zierliche Charlotte von Stein als „Seelenfreundin“ umschwärmte, für die er selber, Lenz, seit seinem Kochbergaufenthalt, glühende Zuneigung verspürte. Da überkam es Lenz wie Fieberhitze. Sollte er dieser edlen, ehrbaren und gewiß ahnungslosen Frau nicht die Augen öffnen über diesen Parvenü des weimarischen Herzogs, der ihr echte Liebe und Seelengemeinschaft vorheuchelte, im Grunde seines Herzens aber, so Lenzens Befürchtung, nur ein gewissenloser Epikureer war? Epikureer ist hier im (negativen) Sinn eines Liebesabenteurers gemeint. Gedacht, getan. Lenz „schrieb“ also einen Briefroman, mit dem Titel >Der Waldbruder<, wobei er echte, an ihn gerichtete Briefe Goethes einfach abschrieb und seine (oder frei erfundene) Antwortbriefe dagegen stellte. Außerdem brauchte er Goethes Briefe nur ein wenig abzuändern, hier oder da einen halben Satz einzufügen, um den Gang der Handlung im Briefroman so zu beeinflussen, wie es seinem Vorhaben und seinen eigenen Gefühlen entsprach. Goethe, im Briefroman „Rothe“ genannt, wurde als ein verwerflicher Epikureer hingestellt, und er selber, Lenz, stilisierte sich in der Person des „Herz“ zum „herzenguten“, edelfühlenden und wahrhaften Liebhaber, der (womöglich) noch ein Opfer der Schlechtigkeiten Rothens wird. Der Schluß des Briefromans fehlt leider.

Da Lenz vermutlich den Spitznamen „Herz“ trug, vermochte ein Leser, der Goethe und Lenz kannte, sofort zu durchschauen, welche Rollen „Rothe“ und „Herz“ in der Realität spielten. Wie Froitzheim¹⁴⁹ bereits richtig herausfand, wurde der Briefroman erst im November von Lenz in Angriff genommen. Im ersten Brief schrieb nämlich Herz (alias Lenz) an Rothen (alias Goethe):

Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima (auf dem Thüringer Wald) auch im Winter (im November) so mild sein könne...“

Goethe notierte in seinem Tagebuch am 6. November 1776:

„Immer die schönsten Tage ...“

Es handelte sich dabei um eine meteorologisch seltene Erscheinung, daß es anfangs November noch so warm war wie im Spätsommer. Wenige Tage später sind dann allerdings in Berka die Bäume vom Eis glasiert, so daß Lenz nach Weimar flüchten muß, um nicht zu erfrieren.

Lenzens „Eselei“ war gewesen, den Briefroman >Der Waldbruder< als sein neuestes „Werk“ dem Weimarer Publikum vorzustellen. Es dauerte gewiß nur wenige Tage oder gar nur Stunden, bis Goethe das Lenz'sche Werk zu Augen bekam. Mit wachsender Empörung stellte Goethe fest, daß Lenz echte Briefe fast wortwörtlich in dem Briefroman „hineingearbeitet“ hatte.

J. M. R. Lenz tat also genau dasselbe, was F. H. Jacobi mit seinen Briefromanen >Woldemar< und >Allwill< versuchte.¹⁵⁰ Er wollte seinen Mitmenschen die Augen öffnen über den wirklichen Goethe. Von seinem Busenfreund Lenz hätte Goethe solch eine Indiskretion und Hinterhältigkeit wohl am allerwenigsten erwartet. Mit der Freundschaft war es natürlich zwischen den Beiden zu Ende. Goethe erwirkte sogar bei dem Herzog die Ausweisung Lenzens aus dem Herzogtum Weimar.

Ein weiterer Grund für das Ende ihrer Freundschaft, erwähnt Lenz im zweiten Teil des >Waldbruder<, sechster und vor allem zehnter Brief. Charlotte von Stein könnte in ihrer Gutmütigkeit und Naivität die Unvorsichtigkeit begangen haben, Lenz eine Bitte zu erfüllen: sich heimlich, ohne Goethes Wissen, für ihn portraituren oder auch nur von einem Portrait eine Kopie anfertigen zu lassen. Goethe, als er davon erfuhr, dürfte alles darangesetzt haben, daß Lenz das Bild seiner geliebten Lotte nicht zu Händen bekam. Darauf lassen die Exaltationen des Herz (alias Lenz) im zweiten Teil des >Waldbruder<, elfter Brief schließen:

Herz (alias Lenz) an Rothen (alias Goethe): „... Schick mir das Bild zurück, oder ich endige schrecklich. (Selbstmorddrohung von Lenz!) Du mußt es nun haben, dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst. Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich (in letzter Zeit) - gegen mich, Rothe (alias Goethe) - bedenke, was das sagen will - nein

¹⁴⁹ Froitzheim, Johann Dr.: >Lenz und Goethe<, Straßbourg 1891.

¹⁵⁰ Siehe Kapitel oben >Goethes Musengöttin Urania<.

doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht haben ... Rothe (Goethe), das Bild wieder, oder den Tod! ... Was für Ursachen konnte die Gräfin (Charlotte von Stein) haben, das Bild Dir malen zu lassen?“

Dieser letzte Satz beweist wiederum in aller Deutlichkeit, daß Lenz von der wahren Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein nicht die blasseste Ahnung besaß, ja besitzen konnte, denn sie lag zu weit ab von seiner Vorstellungskraft.

Die Ansicht Froitzheims, es könnte sich um das Bild von Lenzens früheren Angebeteten, Henriette von Waldner, verheiratete d'Oberkirch handeln, halte ich für falsch. Ich fürchte vielmehr, Lenzens neuere Leidenschaft für Charlotte von Stein hatte diejenige für Henriette von Waldner stark abgeschwächt oder Lenz übertrug sie ganz einfach auf Charlotte von Stein, wie es in Fällen von psychischer Erkrankung vorkommen kann.

Wenn Goethe dies erkannte, was keine Unmöglichkeit wäre, sondern sogar eine Wahrscheinlichkeit, mußte er aus zweifachen Gründen zu dem mitleidlos erscheinenden Entschluß kommen, daß es höchste Zeit sei für Lenz, den Wanderstab zu ergreifen und Weimar für alle Zeiten zu verlassen. Aufgrund der persönlichkeitsverletzenden Ausfälle Lenzens gegen ihn, kann man Goethe keinen Vorwurf machen, wenn er bei dem Herzog auf sofortige Ausweisung drängte und sie gegen mancherlei mitleidvollen Widerstand auch durchsetzte. Wußte man doch Lenz aus Straßbourg zu entfernen, weil zu befürchten stand, er könnte sich in der Schwachheit seiner Sinne etwas Furchtbares antun, wenn er von der Verheiratung seiner angebeteten Henriette von Waldner erführe. Und nun drohte ein ähnliches, möglicherweise sogar das gleiche Übel hier in Weimar.

Goethe ritt am frühen Morgen des 27. November, ein Tag nach Lenzens „Eselei“, nach Berka (siehe Goethes Tagebuch), während Lenz in Weimar noch sanft und nichtsahnend schlummerte. Die einsame Hütte am Waldrand oberhalb von Berka, die Lenz bewohnte, dürfte ohne Schwierigkeit zu öffnen gewesen sein, falls sie überhaupt ein Türschloß besaß. Was Goethe suchte, ist unschwer zu erraten: seine Briefe, die er an Lenz schrieb, um dem jungen Herzog von Weimar beweisen zu können, daß Lenz sie fast wortwörtlich im >Waldbruder< verwendete. Was Goethe fand, ob er überhaupt noch etwas fand, Lenz zog wegen des Winters nach Weimar, entzieht sich unserer Kenntnis. Um 11 Uhr ist Goethe wieder in Weimar. Unzweifelhaft betreibt er jetzt mit Nachdruck Lenzens Ausweisung. Dies geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen deutlich hervor:

Eintrag vom 28. November: (Weimar) Fortwährender Verdruß, zu (Halbmond) Herzoginwitwe Amalia, zu (Sonne) Charlotte von Stein, zu Thusnelden (Fr. von Göchhausen). Resolviert (Beschlossen) durch Herder (Lenz) schreiben zu lassen.

Eintrag vom 29. November: (Weimar) Dumme Briefe von L(enz). Kalb (zu Lenz) abgeschickt. Einsied(els) hartes Betragen (der sich, im Auftrag der Herzoginwitwe Amalia, für Lenz einsetzte).

Eintrag vom 30. November: (Weimar) L(enzens) Bitte um noch einen Tag (Aufenthalt in Weimar) stillschweigend accorziert (geduldet). Eins(iedels) Billet (Briefchen von Einsiedel).

Die Abschiebung Lenzens kann man in eine gütliche und in eine gezwungene unterteilen. Laut Tagebucheintrag beschloß Goethe, Lenz durch Herder schreiben zu lassen. Dieser Brief war gewiß eine Vorankündigung einer drohenden Ausweisung und die Warnung an Lenz, daß es für seinen Ruf besser wäre, wenn er schleunigst Weimar verlassen würde, bevor die Schande der öffentlichen Ausweisung erfolgt wäre. Lenz erkannte die drohende Gefahr nicht oder er glaubte, sie mittels seiner „Freunde“ noch abwehren zu können. Er schrieb, laut Goethes Tagebuch, noch „dumme Briefe“ an seine vermeintliche Freunde.

Am Morgen des 29. November wurde der junge Kammerpräsident von Kalb zu Lenz „abgeschickt“. Von diesem erhielt Lenz die genaue schriftliche Ordre seiner unverzüglichen Ausweisung aus dem Herzogtum Sachsen - Weimar. Spätestens jetzt erfuhr Lenz auch den Grund hierfür: er sei angeblich ein „Landläufer (Landstreicher), Rebell und Pasquillant (Satirenschreiber)“. Von „unbekannter Hand“ legte von Kalb ihm auch gleich das Reisegeld auf den Tisch. Der (frühere) Freund, Wolfgang Goethe, ist an diesen Vorgängen anscheinend unbeteiligt.

Die Ausweisung traf Lenz, trotz aller Vorwarnungen durch Herder, gewiß wie ein Blitzschlag. Nachdem er wieder einigermaßen bei Besinnung war, schrieb er an von Kalb noch am selben Tag folgenden Brief (Freye-Stammler, Nr. 248):

Weimar, 29. November 1776

Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen (nämlich Lenz die Landesverweisung zu überbringen), und versichere, daß mir eine Ordre (ein Befehl des Herzogs) wie die, auch wenn ich sie verdienet (verdient hätte), durch die Hand, die sie mir überbracht, versüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Überzeugung erst gehört werden müßte, ehe man mich verdammt, und meine Ehre, die mir lieber als tausend Leben ist, mich durch die

Annehmung dessen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens schuldig zu bekennen, nimmermehr erlauben wird, so verzeihen Sie, daß ich diese beigelegte Gnade nicht annehmen, sondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es ist nicht seit heute, daß ...

Der Rest des Briefes fehlt, fiel offensichtlich einer späteren Zensur zum Opfer.

Am Rand des Blattes steht: *Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang - bis zum Ende zu lesen.*

Das Pasquill (Spottgedicht), das Lenz dem Brief an den Kammerpräsidenten von Kalb beilegte, war jetzt erst ein Vorwand für Goethe, gegenüber Lenz den Beleidigten zu spielen. Dies geht aus dem Brief Lenzens an Herder hervor, worin er schreibt:

„Und doch waren zwei Stellen in dem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden...“

Dieses Pasquill war nicht der Grund für Lenzens Ausweisung, wie mancher Goethe - Biograph vermutete, wohl aber ein zusätzlicher und ein willkommener Vorwand für Goethe, den Beleidigten spielen zu können. Denn den wahren Grund für Lenzens Ausweisung, der Briefroman >Der Waldbruder<, dürfte Goethe, außer dem Herzog, niemandem gezeigt haben. Das Hauptproblem war demnach für Goethe, Lenzens Ausweisung durchzusetzen, ohne den *eigentlichen Grund* dafür nennen zu müssen. Aber in einem absolutistisch regierten Staat war dies wohl doch kein so großes Problem. Zumindest den einflußreichen Freunden von Lenz, der Herzoginmutter Anna Amalia, Thusnelda (Fr. von Göchhausen) und sogar Charlotte von Stein, mußte man einen Grund nennen.

Erst am Abend des 29. November scheint Lenz resigniert, beziehungsweise seine hoffnungslose Lage eingesehen zu haben. Er schrieb an Herder (Freye-Stammler, Nr. 250):

(Weimar, 29. [oder 30.] November 1776)

Es freut mich, bester Herder, daß ich eine Gelegenheit finde, Abschied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum gesehen und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer (Landstreicher), Rebell, Pasquillant (Satirenschreiber). Und doch waren zwei Stellen in diesem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schick ich's dir. Wie lange werd(e)t ihr noch an Form und Namen hängen.

Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethens Winke eher verstanden. Sag ihm das.

Wie soll ich Dir danken für Deine Vorsprache beim Herzog. Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch sei, ohne Ordres und Ukasen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in seinem Gedächtnis, wie er und sein ganzes leutseliges Wesen nimmer aus dem meinigen verschwinden wird. Ich weiß, diese Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest Du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, daß ich seine Bücher so lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreistigkeit habe, ihn untertänigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten - ich will gleich eine Supplique beilegen - um in dem einen (Tag) aus dem Archiv die großen Züge seines eigenen Charakters in denen seines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende studieren zu können.

Schick doch diesen Brief sogleich zu ihm hin, ich flehe (darum); der vorige (Brief) hat Effekt getan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag.

Umarme und segne Deine Gattin; seid unbegrenzt glücklich - vergeßt mich. Lebt wohl!

Von dem versiegelten Zettel an Goethe sag niemand(em). Nochmals, lebt wohl! Könnt ich an Eurem Halse liegen. Der redliche (von) Kalb! Wie trefflich und edel!

Der Satz „Hätt' ich nur Goethes Winke eher verstanden“, läßt vermuten, daß Lenz im Glauben war, Goethe hätte mit seiner Landesverweisung nichts zu tun. Der ausschlaggebende Grund dafür, nämlich >Der Waldbruder<, dürfte demnach auch Herder und dem Kammerpräsidenten von Kalb unbekannt geblieben sein. Lenz erahnte es wohl, hütete sich aber davor, sich selber einer noch größeren Schandtats, als das von Herder erwähnte Pasquill, zu beschuldigen.

Erst einige Monate später kam er nach reiflicher Überlegung zu dem Schluß, daß seine Ausweisung nur im Zusammenhang mit dem >Waldbruder< geschehen konnte. Und er plante, sich an Goethe zu rächen, indem er in Sesenheim versuchte, an Goethes Briefe heranzukommen, die dieser an Friederike Brion schrieb.

Die Tatsache, daß Goethe den Briefroman >Der Waldbruder< aufbewahrte und sogar Schiller zum Lesen gab, was mich anfangs sehr stark irritierte, weil er so viel Kompromittierendes für Goethe enthält, ist meiner Überzeugung nach ein Indiz dafür, daß Goethe das Lenzsche „Werk“ als ein corpus delicti ansah, *warum* er Lenzens Ausweisung durchsetzte. Er wollte in seinen Briefen an Lenz dem schwermütigen und weltfremden Dichterfreund ja nur „leben“ helfen. Er zeichnete mit kräftigem Pinsel sein eigenes weltaufgeschlossenes Wesen, das schließlich ein hohes Alter erreichte und in welchem Bedeutendes vollbracht wurde, während Lenzens Dasein in verklemmter Frauenanbeterei und in krankhafter Empfindungssucht nach etlichen

Wahnsinnsausbrüchen früh unterging. Er starb bereits im Mai 1792. Man fand ihn in Moskau tot auf der Straße liegen. Es ging ihm „wie Lindau mit dem menschlichen Leben“, er konnte es zu nichts Vernünftigen gebrauchen.

Das folgende Billet, das Goethe an Einsiedel schrieb, ist ein Indiz, daß die Herzoginmutter Anna Amalia sich der Ausweisung Lenzens mit Kräften zu widersetzen versuchte, denn Einsiedel ist ihr Kammerherr. Möglicherweise kannte sie nicht den wirklichen Grund für dessen Landesverweisung. Die vorgebrachten Gründe, Lenz sei ein Landstreicher, Rebell und Satirenschreiber, konnten die erfahrene Herzogin aber nicht überzeugen. Goethe schrieb:

Lenz wird reisen. Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen, und weder an Mißbilligung nach an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb, wie jedem anderen; ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern.

Fast zwei Monate lang in intimer häuslicher Gemeinschaft mit einer attraktiven, empfindsamen und vor allem einsamen Baronin zu leben, das dürfte kaum ein Männerherz kalt lassen; erst recht nicht ein übersensibles und wertherisches Herz, wie das von Jakob Michael Reinhold Lenz. Er verliebte sich unsterblich in Charlotte von Stein. Wie gefährlich sie ihm wurde, das bezeugt der Abschiedsbrief an sie, möglicherweise nicht bei seinem Abschied von Kochberg, sondern erst bei seinem „Abschied“ aus dem Herzogtum Sachsen - Weimar geschrieben.

Konzept eines Briefs an Charlotte von Stein:
(Weimar, 30. November 1776?)

Sie werden, teuerste Frau, sich wahrscheinlich darüber wundern, daß ich Weimar verlassen (habe), ohne von Ihnen Abschied genommen, ohne Ihnen mit all der Wärme, über die ein menschliches Herz verfügen kann, meinen Dank wiederholt zu haben, daß ich in einer mir bisher unbekanntem Lebensweise mich Ihrer Nähe mehrere Monate erfreuen durfte, die deshalb auch auf ewig meinem Herzen eingepreßt sind. Ich darf keine Entschuldigung machen, da ich fast fürchte, keine Worte dafür zu finden, oder, wenn ich welche fände, sie in einer Weise vorzubringen, die Ihrem Zartgefühl nicht zusagen würde. Dies ist die Wahrheit, wenn Sie es auch nicht glauben wollten. Ich schreibe Ihnen englisch, weil ich mir schmeichle, etwas zu Ihrer Kenntnis dieser Sprache beigetragen zu haben. Die Zauberkraft Ihrer reizenden Phantasie wird meinem Versuch den Ausdruck verleihen, der ihn wert macht, von Ihnen gelesen zu werden. Vermöchten Worte dem Entzücken und den Kümernissen des Herzens Luft zu machen, so wäre ich sehr zu beklagen, daß zur Zeit, wo mir ein Gut geraubt wird, dieser Trost meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, nicht verliehen ist, wobei ich von einer Art Schwermut überwältigt werde, die von einer vollständigen Vergessenheit alles Glückes begleitet ist, mit dem ich gesegnet war. Nur so viel bleibt mir davon übrig, daß mir die Gegenwart, im Vergleich mit der Vergangenheit, als der Gipfel aller Pein erscheint.

Goethe schickte Lotte wohl am 30. November folgendes Billet:

Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Louise offen zugeschickt. Übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann.

Die Einladung des Herzogs von Dessau an Herzog Carl August, zu einer Lustpartie nach Wörlitz zu kommen, ist eine höchst willkommene Gelegenheit, dem Gerede und den unangenehmen Fragen auszuweichen. Carl August und Goethe reisten am 2. Dezember. Goethe schrieb Lotte noch folgendes kurze Abschiedsbillet:

Ich sollte gar nichts schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist. Die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein(er) selbst herausreißt. Addio. Ich ruhe auf Ihrer Hand.

Und am frühen Morgen des 2. Dezember, kurz vor der Abreise, ließ Goethe auch Einsiedel ein kleines Billet überbringen:

Hier das Ding, sag niemandem etwas. Leb wohl! Ich geh nach Leipzig.

Das „Ding“, das Goethe meinte, könnte die tatsächliche „Eselei“ von Lenz, nämlich sein >Waldbruder<, gewesen sein. Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, daß es nur das kleine Pasquill war, das Lenz dem Brief an von Kalb beilegte.

Folgende Auszüge aus dem Briefroman >Der Waldbruder< entnahm Jakob Michael Reinhold Lenz seiner Korrespondenz mit Goethe. Es sind Originalbriefe Goethes an ihn und auch Abschriften seiner eigenen Briefe an Goethe. Außerdem beschrieb Lenz seine Originalerlebnisse mit Charlotte von Stein vom November 1776 in seinen Gegenbriefen an „Rothe“, alias Goethe.

>Der Waldbruder<

Erster Teil

Erster Brief

Herz (alias Lenz) an seinen Freund Rothe (alias Goethe)
in einer großen Stadt (gemeint ist: Weimar)

Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte (oberhalb von Berka am Waldrand), zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für (vor) Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Übrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk übereinandergewälzte Berge, die sich in ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegenzustemmen scheinen, tief unten ein breites Tal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen, aber glücklichen Dorfes (Berka) zerstreut liegen. Wenn ich denn einmal heruntergehe und den engen Kreis von Ideen, in dem die Adamskinder so ganz existieren, die einfachen und ewig gleichförmigen Geschäfte und die Gewißheit und Sicherheit ihrer Freuden übersehe, so wird mir das Herz so enge, und ich möchte die Stunde verwünschen, da ich nicht (als) ein Bauer geboren bin. Sie sehen mich oft verwund'ungsvoll an, wenn ich so unter ihnen herumschleiche und nirgends zu Hause bin, mit ihrem Scherz und Ernst nicht sympathisieren kann, so daß ich mich am Ende wohl schämen und in ihre Form zu passen suchen muß, da sie denn ihren Witz nach ihrer Art meisterhaft über meine Unbehelfsamheit (Unbeholfenheit) wissen spielen zu lassen. Alles dies beleidigt mich nicht, weil sie meistens recht haben und ein Zustand wie der meinige durch die äußern Symptome, die er veranlaßt, schon seit Petrarchs (Petrarcas) Zeiten jedermann zum Spott dienen muß. Soll ich aber die Wahl haben, so ist mir der Spott des ehrlichen Landmanns immer noch (eine) Wohltat gegen das Auszischen leerer Stutzer und Stutzerinnen in den Städten.

Wenn Du (Wolfgang Goethe) einmal einen geschäftsfreien Tag hast, so komm' zu mir, du bist der einzige Mensch, der mich noch zuweilen versteht.

Herz (alias Lenz)

Dritter Brief

Herz (Lenz) an Rothen (Goethe),

der dem Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben (hatte), auf dem mit Bleistift geschrieben war:

Herz! (Lenz!) Du dauerst mich! (Ich bedaure Dich!)

(Lenz an Goethe:) Ich danke Dir für Dein zuvorkommendes Mitleid. Das Pressende und Drückende meiner äußern Umstände preßt und drückt mich nicht. Es ist etwas in mir, das mich gegen alles Äußere gefühllos macht.

Du hast vermutlich erfahren, daß mein letztes Geld, das ich aus der Stadt mitgenommen (habe), mir von einem schelmischen Bauern gestohlen worden, der die Zeit abpaßte, als ich unten war (in Berka), (um) Brot zu kaufen. Aber wozu sollte mir auch das Geld? Wenn ich Mangel habe, gehe ich ins Dorf und tue einen Tag Tagelöhnersarbeit, dafür kann ich zwei Tage meinen Gedanken nachhängen.

Ich bin glücklich, ich bin ganz glücklich. Ich ging gestern, als die Sonne uns mitten im Winter einen Nachsommer machte, in einer Wiese spazieren, und überließ mich so ganz dem Gefühl für einen Gegenstand, der's verdient, auch ohne Hoffnung zu brennen. Das matte Grün der Wiesen, das mit Reif und Schnee zu kämpfen schien, die braunen, verdorrten Gebüsch, welche ein herzerquickender Anblick für mich! Ich denke, es wird doch für mich auch ein Herbst einmal kommen, wo diese innere Pein ein Ende nehmen wird. Abzusterben für die Welt, die mich so wenig kannte, als ich sie zu kennen wünschte - oh, welche schwermütige Wollust liegt in dem Gedanken!

Beständig quält mich das, was Rousseau an einem Ort (in einem seiner Werke) sagt: „*Der Mensch soll nicht verlangen, was nicht in seinen Kräften steht, oder er bleibt ewig ein unbrauchbarer, schwacher und halber Mensch.*“ Wenn ich nun aber schwach, halb unbrauchbar bleiben will, lieber als meinen Sinn für das stumpf machen, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu dessen Vervollkommnung der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat. O Rousseau! Rousseau Wie konntest du das schreiben!

Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich sie (Charlotte von Stein) das erste Mal auf der Maskerade sah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt stand und mir's war, als ob die Hölle sich zwischen uns beiden öffnete und eine ewige Kluft unter uns befestigte. Ach, wo ist ein Gefühl, das dem gleichkommt, soviel unaussprechlichen Reiz vor sich zu sehen mit der schrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Besitz nehmen zu dürfen. Ixion an Jupiters Tafel hat tausendmal mehr gelitten als Tantalus in dem Acheron. Wie sie so dastand und alles sich um sie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh, Rothe (Goethe), diese Maskerade war der glücklichste und der unglücklichste Tag meines Lebens. Einmal kam sie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu stehen, als ich eben auf der Bank saß, und als ob ich bestimmt gewesen wäre, in ihren Zauberzirkel zu fallen, so dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufstehen konnte, ihr meinen Platz

anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück, sie anzureden. Diese Attitüde hättest Du sehen und zeichnen sollen, das Entzücken, so nah bei ihr zu sein, die Verlegenheit, ihr einen Platz genommen zu haben, oh, es war eine süße Folter, auf der ich diese wenigen glücklichen Minuten lag.

Wo bin ich nun wieder hineingeraten; ich fürchte mich, alle die Sachen dem Papier anvertraut zu haben. Heb es sorgfältig auf und laß es in keine unheiligen Hände kommen.

Herz (alias Lenz)

Fünfter Brief

Rothe (alias Goethe) an Herz (alias Lenz)

Aber, Herz (alias Lenz), bist Du nicht ein Narr, und zwar einer von den gefährlichen, die, wie Shakespeare sagt, für ihre Narrheit immer eine Entschuldigung wissen und folglich unheilbar sind? Ich habe Dir aus Fräulein Schatouilleusen's Brief begreiflich gemacht, daß Dein ganzer Troß von Phantasie irre gegangen wäre, daß Du eine andere für Deine Gräfin angesehen hättest, und Du willst doch nicht aus Deinem Trotzwinkel (Berka) zu uns zurück. Du seist nicht in ihre Gestalt verliebt gewesen, sondern in ihren Geist, in ihren Charakter; Du könntest Dich geirrt haben, wenn Du zu dem eine andere Hülle gesucht hättest, aber der Grund Deiner Liebe bleibt immer derselbe und unerschütterlich. Solltest Du aber nicht wenigstens, da Du doch durchaus einer von denen sein willst, die mit Terenz „insanire cum ratione volunt“ durch Abschilderung dieses Charakters, dieses Geistes das Abenteuerliche Deiner Leidenschaft bei Deinem Freunde zu rechtfertigen suchen? Vielleicht könntest Du hierin ebensowohl eines Irrtums überwiesen werden, als in jenem, und dafür (davor), scheint es, ist Dir bange.

Alle Deine Talente in eine Einsiedelei zu begraben. - Und was sollen diese Schwärmereien endlich für ein Ende nehmen? Höre mich, Herz (Lenz); ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie, unsere Liebesgeschichtchen haben ein Ende. Ich schreibe Dir dies nicht, Dich in Deinem Vorhaben wankend zu machen; ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geist hast, um Deine Eigentümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich sage Dir nur, wie ich bin; ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeife, wie Du (mir) Deine auf dem Waldhorn (klagst). Siehst Du, so bin ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst, und dann mit einer reizenden Untreue wechselt. So wälze ich mich von Vergnügen zu Vergnügen, und da kommen mir Deine Briefe eben recht, unsern eingeschrumpften (gemeint ist wohl: eingetrockneten) Gesellschaften Stoff zum Lachen zu geben. Es sticht alles so schrecklich mit unserer Art zu lieben ab. Nun leb wohl und besinne Dich einmal eines Bessern.

Rothe (alias Goethe)

Sechster Brief

Herz (alias Lenz) an Rothe (alias Goethe)

Das einzige, was mir in Deinem letzten Brief erträglich war, ist die Stelle, da Du eine Abschilderung von dem Charakter des Gegenstands meiner einsamen Anbetung (Lenzens Angebeten) wünschtest, das übrige habe ich nicht gelesen. Zwar scheint auch in diesem Wunsch nur die Bosheit des Versuchers (alias Goethes) durch, der dadurch, daß er mein Geheimnis aus meinem Herzen über die Lippen lockt, mir dasselbe gern gleichgültiger machen möchte. Aber sei es, es soll Dir dennoch genug geschehen. Zwar weiß ich wohl, wie vielen Schaden ich ihr (Charlotte von Stein) durch meine Beschreibung tue, aber dennoch wirst Du, wenn Du klug bist und Seele hast, Dir aus meinem Gestotter ein Bild zusammensetzen können.

Denke Dir alles, was Du Dir denken kannst, und Du hast nie zu viel gedacht - doch nein, was kannst Du denken? Die Erziehung einer Fürstin, das selbstschöpferische Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beisammen, und alle Deine Mühe ist dennoch vergeblich, und alle meine Beschreibungen (sind) abgeschmackt. So viel allein kann ich Dir sagen, daß jung und alt, groß und klein, vornehm oder gering, gelehrt und ungelehrt sich herzlich wohl befinden, wenn sie bei ihr sind, und jedem plötzlich anders wird, wenn sie mit ihm red't, weil ihr Verstand in das Innerste eines jeden zu dringen und ihr Herz für jede Lage seines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren (Charlotte von Steins) Briefen, die ich gelesen habe, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und atmet darinnen eine solche Jugend, soviel Scherz und Liebe und Freude, und ist doch so tiefer Ernst, die Grundlage von alledem, so göttlicher Ernst - der eine ganze Welt beglücken möchte!

Siebter Brief

Roths (alias Goethes) Antwort

Dein Brief trägt die offenbaren Zeichen des Wahnsinns, würde ein anderer sagen; mir aber, der ich Dir ein für allemal durch die Finger sehe, ist er unendlich lieb. Du bist einmal zum Narren geboren und wenigstens hast Du doch so viel Verstand, es mit einer guten Art zu sein.

Ich (Wolfgang Goethe) lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen, als glücklich wie ein König. Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. Die Selbstliebe ist immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben muß; merke Dir das, mein menschenliebiger (menschenliebender) Don Quichotte! Du magst nun bei diesem Worte die Augen verdrehen wie Du willst, selbst die heftigste Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, oder sie verfällt ins Abgeschmackte und wird endlich sich selbst beschwerlich.

Ich war heut in einem kleinen Familienkonzert, das nun (eben) vollkommen elend (schlecht) war und in dem Du Dich sehr übel würdest befunden haben. Das Orchester bestand aus Liebhabern, die sich Taktschnitzer, Dissonanzen und alles erlaubten, und Hausherr und Kinder, die nichts von der Musik verstanden, spähten doch auf unsern Gesichtern nach den Mienen des Beifalls, die wir ihnen reichlich zumaßen, um den guten Leuten die Kosten nicht reu(ig) zu machen. Nicht wahr, das würde Dir eine Folter gewesen sein, Kleiner? Besonders, da seine Töchter, mit den noch nicht ausgeschrienen Singstimmen, mehr kreischend als singend uns die Ohren zerschnitten. Da in laute Aufwallungen des Entzückens auszubrechen und bravo, bravissimo zu rufen, das war die Kunst. - Und weißt Du, womit ich mich entschädigte? Die Tochter war ein freundlich rosenwangichtes Mädchen, das mich für jede Schmeichelei, für jede herzlich-falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte; das hieß doch wahrlich gut gekauft. Ich weiß, Du knirschst die Zähne zusammen, aber mein Epikureismus führt doch wahrhaftiger weiter, als Dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinsten. Ich weiß, das Mädchen denkt doch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum soll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß sie sich mit dem Gedanken an mich zu Bett legt.

Willst Du's auch so gut haben, komm zu uns; ich will gern die zweite Rolle spielen, wenn ich Dich nur zum brauchbaren Menschen machen kann. Was fehlte Dir bei uns? Du hattest Dein mäßiges Einkommen, das zu Deinen kleinen Ausgaben hinreichte, Du hattest Freunde, die Dich ohne Absichten liebten, ein Glück, das sich Könige wünschen möchten; Du hattest Mädchen, die an kleinen Netzen für Dein Herz webten, in denen Du Dich nur so weit verstricktest, als sie Dir behaglich waren, hernach flogst Du wieder davon, und sie hatten die Mühe, Dir neue zu weben. Was fehlte Dir bei uns (in Weimar)? Liebe und Freundschaft vereinigten sich, Dich glücklich zu machen, Du schritt'st über alles das hinaus in das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen!

Nichts lieblicher als die Eheknuten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unten weg zu schleichen weiß. (Am Anfang von Goethes Aufenthalt in Weimar versuchte man anscheinend, ihn als Schwiegersohn zu gewinnen, jedoch Goethe umschwärmte viel lieber Charlotte von Stein.) Denk (Dir), was für ein Aufwand von Reizungen bei all den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders, weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest; wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumzuwälzen, als unter Deinen glasierten Bäumen auf der gefrorenen Erde. Was meinst Du, Herz (alias Lenz)? Lachst Du? Narr, wenn Du lachen kannst, so ist alles gewonnen.

Achter Brief

Antwort Herzes (alias Lenzes) an Rothe (alias Goethe)

Deine Briefe gefallen mir immer mehr und mehr, obschon ich Deine Ratschläge immer mehr und mehr verabscheue; und das bloß, weil der Ton in denselben mit dem meinigen so absticht, daß er das verdrießliche Einerlei meines Kummers auf eine pikante Art unterbricht. Fahre fort, mir mehr zu schreiben, es ist mir alles lieb, was von Dir kommt, sollte mir's auch noch soviel Galle machen.

Sei glücklich unter Deinen leichten Geschöpfen und laß mir meine Hirngespinnste. Ich erlaub' es Euch sogar, über mich zu lachen, wenn Euch das wohltun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr, ich weide mich zuweilen an einer Träne, die mir das süße Gefühl des Mitleids mit mir selbst (das Gefühl des Selbstmitleids) auf die Wange bringt. Es ist wahr, daß ich alles hier begrabe, aber eben in dieser Aufopferung find't mein Herz eine Größe, die ihm wieder Lust macht, wenn seine Leiden zu schwer werden. Niemandem im Wege - welch eine erhabene Idee! Ich will niemanden in Anspruch nehmen, niemand auch

nur einen Gedanken kosten, der die Reihe seiner angenehmen Vorstellungen unterbricht. Nur Freiheit will ich haben, zu lieben was ich will, und so stark und dauerhaft als es mir gefällt. Hier ist mein Wahlspruch, den ich in die Rindentür meiner Hütte eingegraben (habe):

Du nicht glücklich, kümmernd Herz?
Was für Recht hast du zum Schmerz?
Ist's nicht Glück genug für dich,
Daß sie (Charlotte von Stein) da ist, da für sich?

Neunter Brief

Rothe (alias Goethe) an Herz (alias Lenz)

Wenn wir uns lange (weiterhin) so fortschreiben, so geraten wir beide in eine Geschwätzigkeit, die zu nichts führt. Du willst unterhalten sein (vermutete Goethe), und ich kann und mag Dich nicht unterhalten. Alles, was ich Dir schrieb, war, um Dich zurückzubringen; willst Du nicht, so laß (es) bleiben, kurz und gut. Alle Deine Klagen und Leiden und Possen helfen Dir bei uns zu nichts, wir, Deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftigen - verzeih mir's, was können wir anderes tun - lachen darüber - ja lachen, entweder Dich aus der Haut und der Welt hinaus - oder wieder in unsere bunten Kränzchen zurück.

Du tätest also besser, wenn Du mir nicht (mehr) schriebest. Ich komme nicht zu Dir (nach Berka), das hab' ich geschworen (geschworen). Aber ich erwarte Dich bei mir, wenn Du mich wieder einmal zu sehen Lust hast.

Rothe (alias Goethe)

Elfter Brief

Herz (alias Lenz) an Rothen (alias Goethe)

Ich bin untröstlich, daß meine Einsiedelei eine Fabel der Stadt (Weimar) wird. Gestern sind eine Menge Leute aus ** (Weimar) hier gewesen, die mich sehen und sprechen wollten und mir einigemal, zwar unter vielen andern, den Namen derjenigen (Frau) genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den leblosen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden sein, und durch Dich, Verräter? Du weißt allein, wer es ist und wieviel mir daran gelegen (ist), daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Gesellschaft ausgesprochen werde.

Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort (von Goethe).

Zwölfter Brief

(Lenz an Goethe)

Ich schreibe Dir dieses, obschon Du's nicht verdienst. Aber ich kann nicht, ich kann die Freude über all mein Glück nicht bei mir behalten. Und da ich sonst gewohnt war, mein Herz gegen Dich (Wolfgang Goethe) zu öffnen ...

Wisse alles, Rothe (Goethe): sie (Charlotte von Stein) kennt mich, sie weiß, daß ich um ihretwillen hier bin, wer muß ihr das gesagt haben? (Lenz gab Goethe die Schuld einer Indiskretion.)

Gestern konnt' ich's fast nicht aushalten in meiner Hütte. Alles war versteinert um mich, und ich habe die Kälte in der härtesten Jahreszeit in meinem Vaterland (Baltikum) selbst nicht so unmitleidig gefunden. Ich nahm mir das Eis aus den Haaren und es war mir nicht möglich, Feuer anzumachen, ich mußte also ziemlich spät ins Dorf (Berka) hinabgehen, mich zu wärmen.

Stelle Dir das Entzücken, die Flamme vom Himmel vor, die meine ausgequälte Seele durchfuhr, als ich auf einmal Fackeln vor einem Schlitten auf mich zukommen und bei deren Schein die Livree meiner angebeteten Gräfin (Charlotte von Stein) sah. Ich hielt sie dafür, ich betrog (irrte) mich nicht. Sie war es, sie (Charlotte von Stein) war es selbst, nicht die, die ich auf dem Ball gesehen (habe), aber mein Herz sagte mir's, daß sie es sei, denn als sie mich sah, sie sah scharf heraus, hielt sie den Muff vor das Gesicht, um die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen. Und wie groß, wie sprachlos war meine Freude, als ich hernach im Dorf hörte, sie habe sich durch ihren Bedienten nach einem gewissen Waldbruder (nach Lenz) erkundigen lassen, der hier in der Nähe wohne.

Ich, so lebhaft gegenwärtig in ihrem Andenken - und in dieser Kälte kam sie heraus, mich zu sehen - wenn es auch nur (eine) Spazierfahrt war, wie glücklich, daß meine Hütte sie auf diesen Weg locken mußte - vielleicht kann ich sie noch einmal sehen und sprechen. - Rothe (Goethe)! Gibt's eine höhere Aussicht für menschliche Wünsche?

Brief der Gräfin Stella an Herz,
alias (Brief) Charlotte von Steins an Lenz

Mein Herr! Ich habe Ihren Zustand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünsche ich, Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indessen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mich zu sehen und zu sprechen, wie Herr Rothe (Herr Goethe) mir versichert hat, so hoffe ich, es soll sich ... schon Gelegenheit dazu finden.

Stella (alias Charlotte von Stein)

>Der Waldbruder<

Zweiter Teil
Sechster Brief

Herz (alias Lenz) an Rothe (alias Goethe)

Bruder! Es ist etwas auf dem Tapet, ich bin der glücklichste unter allen Sterblichen. Die Gräfin (Charlotte von Stein) - kaum kann ich es meinen Ohren und Augen glauben - sie will sich mir malen lassen. O unbegreiflicher Himmel! Wie väterlich sorgst du für ein verlaß'nes, verlorn'es Geschöpf. Meine letzten harrenden und strebenden Kräfte waren schon ermattet, ich erlag - ich richte mich auf, ich stehe, ich eile, ich fliege - fliege meinen großen Hoffnungen entgegen.

Zehnter Brief ¹⁵¹

Herz (alias Lenz) an Rothe (alias Goethe)

Ewige Wonne ruhe auf diesem Tag, und unter dem Schimmer des rosenlächelnden Himmels müssen sich an demselben zwei große Seelen (Lenz meint seine eigene „große Seele“ und die Charlotte von Steins), die das unerbittliche Schicksal lang voneinander trennte (seit seinem Kochbergaufenthalt im Oktober), im höchsten Taumel der Liebe küssen.

Laß mich zu mir selber kommen, Rothe (Goethe), ich kann nicht reden - kann die Gefühle nicht ausdrücken - aber wenn es je Entzücken auf Erden gibt, so war es das. Sie wiederzusehen - nach so langem Schmachten - so wiederzusehen - siehst Du, alle die Wonne schneid't mir ins Herz; ich sitze da, halb ohne Atem, alle meine Pulse hüpfen, zittern vor Freude und eine wollüstige Träne über die andere stürzt sich aus meinen Augen herab.

Die Geschichte dieses Tages - daß Du doch das alles nicht gesehen hast? Wie kann ich's erzählen? Ich kam mit dem Maler (Maler Krause?). Nein, ich schickte den Maler voraus, und nach einem Weilchen kam ich nach. Sie saß ihm schon - saß da in aller ihrer Herrlichkeit - und ich konnte mich ihr gegenüberstellen und mit nimmersatten Blicken Reiz für Reiz, Bewegung für Bewegung einsaugen. Das war ein Spiel der Farben und Mienen! Wenn der Himmel mir in dem Augenblick aufgetan würde, könnt' er mir nichts Schöneres weisen. Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, oh, welch eine elysische Jugend blühend und duftend auf ihren Wangen; ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land grenzenloser Schimären. Und ihr Busen, auf dem sich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob - Bruder (Goethe), ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen und danken, danken, danken...

Elfter Brief

Herz (alias Lenz) an Rothe (alias Goethe)

Welch ein schreckliches Ungewitter hat diesen himmlischen Sonnenschein abgelöst! Rothe (Goethe), ich weiß nicht, ob ich noch lebe, ob ich noch da bin oder ob alles dies nur ein beängstigender Traum ist. Auch Du ein Verräter - nein, es kann nicht sein. Mein Herz weigert sich, die schrecklichen Vorspiegelungen meiner Einbildungskraft zu glauben, und doch kann ich mich deren nicht erwehren. Auch Du, Rothe (Goethe) - nimmermehr (kann ich es glauben)!

Schick mir das Bild (das Portrait von Charlotte von Stein) zurück, oder ich endige schrecklich (Selbstmorddrohung von Lenz!) Du mußt es nun haben dieses Bild, und mit blutiger Faust werde ich's zurückzufordern wissen, wenn Du mir's nicht in gutem gibst.

Dein Stillschweigen, Dein geheimnisvolles Wesen gegen mich - gegen mich, Rothe (Goethe) - bedenke, was das sagen will - nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannst Dich eines so schwarzen Komplotts nicht schuldig gemacht haben.

¹⁵¹ Vermutlich nach einer Begegnung oder sogar während seines Aufenthalts bei Charlotte von Stein auf Schloß Kochberg schrieb Lenz, im höchsten Glückswahn, diesen Brief an Goethe. Dieser Brief dürfte natürlicherweise bei Goethe keine geringe Eifersucht ausgelöst haben. Er beweist Lenzens völlige Ahnungslosigkeit über Goethes tatsächliches (intimes) Verhältnis zu Charlotte von Stein.

Ich will Dir alles erzählen, aber ich fordere von Dir, daß Du mir Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit belohnst. ... Indessen, der Mensch sucht seine ganze Glückseligkeit im Selbstbetrug. Vielleicht betrüge ich mich auch. Sei es, was es wolle, ich will das Bild (der Baronin von Stein) wiederhaben, oder ich bringe mich um (eindeutige Selbstmordrohung von Lenz). - Nun kommt das Schlimmste erst. Ich hatte ihr (der Romanfigur „Witwe Hohl“) gesagt, ich würde Dir das Bild schicken, weil ich wirklich glaubte, die Gräfin hätte vielleicht gewünscht, daß Du es auch vorher sehen solltest, eh ich's nach Amerika mitnähme. Jetzt sagte sie („Witwe Hohl“) mir, daß ich die Gräfin (alias die Baronin von Stein) auf's Grausamste und Unverzeihlichste beleidigen würde, wenn ich ihr nicht mit einem Eide verspräche, Dir (Goethe) das Bild zuzuschicken und es nimmer wiederzufordern. - Es nimmer wiederzufordern, sagte ich, wie können Sie (die sogenannte „Witwe Hohl“) das verlangen? - Ja, das verlange ich, sagte sie (die „Witwe Hohl“), und zwar auf Order der Gräfin (Baronin Charlotte von Stein), denn das erste(re) (Goethe das Bild auszuhändigen) ist schon geschehen.

Nun stelle Dir vor, sie (die „Witwe Hohl“) hatte während meiner Abwesenheit mein Zimmer vom Hausherrn aufmachen lassen und das Bild herausgenommen. Ich hatte mir vorgesetzt, davon eine Kopie nehmen zu lassen und sie (die Kopie) Dir (Goethe) zuzusenden, das Original aber für mich zu behalten, weil des Malers Hand dabei sichtbarlich von einer unsichtbaren Macht geleitet ward und ich das, was die Künstler die göttliche Begeisterung nennen, wirklich da arbeiten gesehen habe - und nun - ich hätte sie (die „Witwe Hohl“) mit Zähnen zerreißen mögen - alles fort! - Rothe (Goethe), das Bild wieder, oder den Tod!

Dazu kommt noch, daß ich übermorgen reisen soll. (Lenz „sollte“ wohl von Kochberg abreisen.) Ich wünschte, ich könnte Dich abwarten. Schick nur, wenn Du selbst nicht kommen kannst, das Bild an Fernand (Romanfigur), der weiß meine Adresse. Oh, mein Herz ist in einem Aufruhr, der sich nicht beschreiben läßt.

Was für Ursachen konnte die Gräfin (Charlotte von Stein) haben, das Bild Dir (für Dich) malen zu lassen? - Nein, es ist ein Einfall der Witwe Hohl. Antworte mir doch.

Herz (alias Lenz)

Die Selbsttäuschung, ja der Liebeswahn, in welchen sich J. M. R. Lenz offensichtlich hineingesponnen hatte, wird so deutlich wie nie, wenn man weiß, daß Charlotte von Stein Ende November bereits im zweiten Monat schwanger war; und zwar von ihrem Geliebten - Wolfgang Goethe.

Das folgende Fragment eines Lenzschen Werkes braucht ebenfalls nicht umständlich erläutert zu werden, um es zu verstehen:

Zum Weinen oder Weil ihrs so haben wollt

2.

Scene zwischen G[oe]th[e] und L[enz]

G[oe]th[e] - - - ich gewahr, daß die Bestien von Akteurs mir eine ganze Stelle [im Stück] ausliessen, und als ich meinen Nachbar fragte warum? sagt' er, sie könnten nur den niedrigsten Pöbel belustigen: pfuy sagt' ich, ihr Hundsfötter! gieng in dem Augenblick aus dem Komödienhause, setzte mich auf die Post und fuhr nach Dover, von wo ich in einem Athem nach Calais übersetzte -

L[enz]: Nun und was weiter? -

G[oe]th[e]: Was weiter? ich gieng wieder durch Frankreich nach Italien.

L[enz]: Und in Frankreich

G[oe]th[e]: Was in Frankreich? - Nichts in Frankreich! Nach Italien gieng ich, sag ich dir.

L[enz]: Hast du dich gar nicht in Paris aufgehalten?

G[oe]th[e]: Ha ich mußte wohl! ich mußte einen Wechsel dort erwarten. Sieben Wochen hat mich mein böser Genius dort aufgehalten. Hätt ich nicht Lockens Buch >Vom Verstande< bey mir gehabt, ich hätte müssen rasend [verrückt] werden.

L[enz]: Und hast du denn dort nichts gethan als den Locke gelesen?

G[oe]th[e]: Nichts! - und des Grafen Zinsendorfs Erweckungsreden.

L[enz]: Und bist gar nicht ausgewesen?

G[oe]th[e]: Nicht weiter als aus dem Hause in den Hof und bey dem Kaufmann de la Motte.

L[enz]: Und wie dein Wechsel kam? -

G[oe]th[e]: Er kam nicht - Die Geduld vergieng mir zuletzt, ich gieng zum Kaufmann de la Motte, mit dem ich weiß daß mein Vater sonst im Handel steht - ich zeigte ihm einen Brief, in dem ich meines Vaters Hand nachgemahlt, und nahm von ihm 150 Louisd.' auf, mit denen ich von da nach Marseille und von da nach Genua gieng -

L[enz]: Ist er bezahlt worden?

G[oe]th[e]: Was geht mich das an! mag der Franzose sehen, wie er mit meinem Vater sich abfindet!

L[enz]: Aber Bruder! –

G[oe]th[e]: Aber ein Franzose! – ich hab ein gutes Werk gethan, ich habe gemacht, daß der Kerl vielleicht das erstmal in seinem Leben worüber nachgedacht hat, ich habe seinem Geist zu thun gegeben! Ich hatte einen Brief aus Genua bekommen, worin mir gemeldet ward, ich könnte eine der ersten Stellen beim Senat bekommen – du weißt, daß ich vorher in dieser Stadt mich als einen Mann gezeigt habe –

L[enz]: Bruder G[oe]th[e], die cholerische Unbeständigkeit deines Temperaments entschuldigt wirkliche Ungerechtigkeiten nicht. Du suchst nur einen grossen Namen zu erlangen. Meiner Meinung nach aber ist ein guter Name weit besser als ein grosser. Ueberdem ist der grosse Name ein Gut, das desto eifriger vor uns flieht, je unsinniger wir darauf erpicht sind: nur das bescheidene Verdienst, das in der Stille arbeitet, ohne einmal daran zu denken, erhält und behält ihn; das ungestüme ertrotzt ihn nur selten auf einige Augenblicke, und verliert ihn bey der Nachwelt auf ewig.

G[oe]th[e]: (nach einigem Nachsinnen) Die Welt ist keinen Rechenpfennig wert! Lauter Schurken, wohin man sieht –

L[enz]: Stille Bruder! ich sagte dirs nicht um dir Unruhe zu machen. Du hast einmal diesen Weg eingeschlagen, verfolge ihn; nur laß die Rechtschaffenheit immer an deiner Hand gehen! –

G[oe]th[e]: Was Rechtschaffenheit! wenn man mit Spitzbuben oder Bärenhäutern zu thun hat. Sollt ich denn in Paris bleiben und in den Tuileries herum laufen, den Hut unterm Arm und meinen Kopf auf meiner Stube? Was sollt ich unter den Affen? als mein Wirth mich auf französisch anredete, schüttelte ich den Kopf; er fing auf italienisch an, ich that wieder als ob ichs nicht verstünde; er schickte mir ein Dutzend Dollmetscher auf die Stube, nur damit ich ihm begreiflich machen könnte, daß ich auf den Mittag essen wollte.

L[enz]: Hast du Rousseau nicht gesehen?

G[oe]th[e]: Ich schickte zu ihm ob er mich besuchen wollte, aber er kam nicht . –

L[enz]: Rousseau zu dir? – Nun in Genua?

G[oe]th[e]: Ich ließ mich beim Doge melden: er complimentirte mich, ich ward sein Sekretär; aber – ey! was soll ich davon sprechen? Laß uns ins Bordel gehen! Ist hier keines?

L[enz]: Was willst du dort? bist du so ausschweifend geworden?

G[oe]th[e]: Nicht ausschweifend – ich will ein Glaß Malaga dort trinken und dem Makeraut [maquereau] rathen, daß er Herrnhuter werden soll.

L[enz]: Was dann?

G[oe]th[e]: Ich will den H[ur]en eine Predigt von Saurin vorlesen – oder wenn sie das nicht hören wollen, sie [be]schimpfen und hernach dafür bezahlen.

L[enz]: Nun? wie gings weiter mit dem Dogen in Genua?

G[oe]th[e]: Es war ein ganzer Schurke. Ich gab ihm einen Rath wegen der Händel mit Algier, und als er dem nicht folgte, so ließ ich den nüchternen Pedanten lauffen.

Kapitel VI.3: Zwei Affairen gleichzeitig

Kaum war die Affaire Lenz glücklich überwunden, drohten gleich zwei auf einmal mit schier unüberwindlicher Macht über Goethe hereinzubrechen. Ihre Meisterung ist allein schon ein Beweis für Goethes wahrhaft „geniale“ Lebenskunst.

Da es meine Leser zu sehr verwirren würde, wenn ich die beiden drohenden Skandale gleichzeitig berichten würde, möchte ich sie aus Gründen des besseren Verständnisses nacheinander abhandeln. Das erste Problem betraf Goethe nicht direkt, sondern als Intimus des Herzogs nur indirekt. Aber eben als Busenfreund und Vertrauten des jungen Herzogs gab man ihm einen Großteil der Schuld an der Affaire. Sie betraf die Ehe des Herzogs und die Gefahr kam von Corona Schröter.

Seit dem späten Abend des 16. November 1776 lebte Corona in Weimar. Sie nahm die Anstellung als Sängerin und Schauspielerin am weimarischen Hof an und erhielt von Herzog Carl August dafür ein jährliches Gehalt, das sogenannte „ewige Brot“. Aus Sparsamkeitsgründen mußte man sich in Weimar mit einer Schauspielerin begnügen; reichere Herzogtümer konnten sich ganze Schauspielensembles leisten.

Es stellte sich bereits nach kurzer Zeit heraus, daß die Erwartungen und Wünsche des jungen Herzogs und die Goethes, in Bezug auf die junge Künstlerin, nicht eben vollkommen identisch waren. Goethe erhoffte sich eine Bereicherung ihres weimarischen Liebhabertheaters, auf dessen Bühne sein Geist schwebte, der Herzog erhoffte sich außerdem noch eine - Geliebte.

In Goethes satirischer Erzählung >Nachtwachen<, unter dem Pseudonym Bonaventura veröffentlicht, ist in der vierten Nachtwache das Dreiecksverhältnis zwischen Herzog Carl August, Corona Schröter und Goethes eigener Person beschrieben.

>Nachtwachen< von [des] Bonaventura, alias Wolfgang Goethe

4. Nachtwache:

... Darauf treten die hölzernen Puppen selbst auf. Zwei Brüder ohne Herzen umarmen sich. (Die Bezeichnungen „Bruder“ oder „Bruderherz“ war in den ersten Jahren von Carl Augusts Regierung gang und gäbe.) ... Der eine Bruder bleibt im Marionettencharakter und drückt sich unendlich steif aus, macht auch lange trockene Perioden, worin gar kein Leben hineinkommen will und die deshalb Muster im prosaischen Stil abgeben. (Hier karikiert Goethe sich selber) Die andere Puppe aber möchte gern einen lebendigen Akteur affektieren (am liebsten wohl einen preußischen General) und spricht hin und wieder in schlechten Jamben, reimt auch wohl gar zu Zeiten die Endsilben. (Damit ist Herzog Carl August karikiert, wie wir weiter unten noch deutlicher erkennen können.) ... Jetzt geht's weiter. Zwei neue Puppen treten auf, und zwar eine Kolombine mit einem Pagen, der den Sonnenschirm über sie ausspannt. Die Kolombine ist die prima donna der Gesellschaft und ohne Schmeichelei das Meisterstück des Formenschneiders (des lieben Gottes). Wahrhaft griechische Konturen und alles an ihr ins Ideale hinübergearbeitet. (Mit dem Täubchen [der Kolombine], einer Gestalt der Commedia dell' arte, ist Corona Schröter karikiert.) Der eine Bruder kommt, und zwar derjenige, der vorher in Prosa sprach (Goethe). Er erblickt sie, schlägt sich auf die Stelle des Herzens, redet darauf plötzlich in Versen, reimt alle Endsilben (wie wir das von Goethe gewohnt sind) oder bringt die Assonanz in A und O an (zweifellos soll dies besagen, daß Goethe Corona Schröter ebenfalls liebte), so daß die Kolombine darüber erschrickt und mit dem Pagen davonläuft. Jener (Goethe) will ihr nachstürzen, rennt aber, weil der Marionettendirektor (der liebe Gott) hier ein Versehen macht, sehr hart gegen den Hanswurst, der nun, aus dem Stehgreif, eine sehr boshafte satirische Rede hält, worin er ihm (Goethe) dartut, daß es seinem Schöpfer, dem Marionettendirektor (alias dem lieben Gott) nämlich, nicht gefalle, ihm die Dame (als Geliebte) zu bestimmen, und daß dadurch eben das Stück recht toll und komisch werden würde, indem ein melancholischer Narr (alias Goethe) die possierlichste Person in einem Possenspiel abgäbe. Die andere Puppe (alias Goethe) stößt Flüche aus, lüstert sogar in Verzweiflung auf den Direktor (den lieben Gott), wobei den Zuschauern vor Lachen die Tränen aus den Augen stürzen. Zuletzt faßt sie (die Marionette Goethe) aber doch noch Hoffnung, die Dame wiederzufinden, und beschließt, wenigstens das ganze Theater zu durchsuchen.

Im dritten Akt erscheint die Kolombine (alias Corona Schröter) wieder und tut sehr schön mit der anderen Brudermarionette (Herzog Carl August). Sie singen auch ein zärtliches Duett miteinander und wechseln sodann die Ringe. (Höchstwahrscheinlich ließ sich Corona dem Herzog an die linke Hand trauen.) ...

Als jene beiden ersten endlich zu Bett gegangen sind (Corona und der Herzog hatten demnach ein Verhältnis miteinander), kommt der Hanswurst mit dem anderen Bruder (Goethe) wieder. Dieser spricht, wie er weite Reisen von einem Pol zum anderen gemacht und doch die Kolombine nicht gefunden habe, weshalb er verzweifeln und sich um's Leben bringen wollte. Der Hanswurst öffnet eine Klappe an der Brust der Marionette und findet wirklich jetzt zu seinem Erstaunen ein Herz darin. (Dies dürfte so viel bedeuten, daß Goethe Corona Schröter ernsthaft liebte.)

Goethes Tagebucheintragen lassen Ursache, Wachstum und Meisterung der Krise deutlich erkennen:

1. Januar 1777: abends mit C(rona) und Jupiter (Herzog) bei Merkur (Wieland);
7. Januar 1777: um 1 Uhr nach Tiefurt im Schlitten L(ina) von Oppel gefahren;
13. Januar 1777: mittags bei Sonne (Charlotte von Stein) mit Cr(one) (Kosename Goethes für Corona) und Jupiter (Herzog) (ge-)gessen; Streit über Raffael;
15. Januar 1777: bei der Sonne (Lotte) (ge-)gessen, neuer Streit;
17. Januar 1777: Versöhnung mit Sonne (Lotte), mit ihr zu Nacht (ge-)gessen;
18. Januar 1777: abends zu Halbmond Herzoginwitwe Amalia), ward (ich) ohnmächtig über (der) Tafel;
20. Januar 1777: Bö(s)es Wetter (bei) Halbmond (Herzoginwitwe) (mit anderen Worten, die Mutter des jungen Herzogs war mit Denken und Handeln Goethes und ihres Sohnes nicht einverstanden);
30. Januar 1777: zum Geburtstag von Herzogin Louise >Sternthal< (späterer Titel: >Lila<) gespielt;
5. Februar 1777: zu Halbmond (Herzoginwitwe Amalia), über des Prinzen Ludwig Brief ... Und danach - !
Mais que Diable alloit il faire dans cette galere, bewegte Nacht;
6. Februar 1777: zu Halbmond (Herzoginwitwe Amalia) zu Tisch, zu Cr(one), zu Jupiter (Herzog), dann in Garten;
7. Februar 1777: zu Fr(itsch), der Katze die Schelle ange(legt), zu Sonne (Lotte) essen, (danach) dem H(erzog) referiert. - Mais que Diable alloit il - ?!
8. Februar 1777 Am Br(ief) für Halbmond (Herzoginwitwe Amalia), Grobh(eit) v(on) Kn(ebel), abends C(rona) und Jupiter (Herzog) bei L(ina von Oppel) ertappt;

9. Februar 1777: zur Herz(ogin) (unsicher ob Herzogin Louise oder Herzoginwitwe Amalia) mit Jupiter (Herzog) ausgemacht das Benehmen, gegen 11 (Uhr) zu L(ina von Oppel) (zwei Kreuze im Tagebuch, das bedeutet wohl: sie [Lina] war freundlich und lieb);

Weiterhin schrieb Goethe an Minister von Fritsch am 9. 2. 1777:

Ich habe nur melden wollen, daß der Herzog auf die Vorstellung von seiner Idee abgegangen ist. Sie haben also die Güte, auch weiter nichts von der Sache zu erwähnen.

Damit war die erste Krise, die Coronas Aufenthalt in Weimar verursachte, von Goethe gemeistert. Folgende Personen waren in die Affaire verwickelt: Herzog Carl August, Wolfgang Goethe, die Sängerin Corona Schröter, Herzoginmutter Amalia, Lina von Oppel, Wieland und der Minister von Fritsch. Um was ging es dabei? Die Liaison des jungen Herzogs mit der Sängerin Corona Schröter wurde nur zu bald bekannt. Die Folge war, die regierende Herzogin, die Gattin Carl Augusts, reagierte typisch weiblich (und natürlich mit vollem Recht), nämlich sie verweigerte ihrem Mann das eheliche Schlafzimmer. Weitere Folge wäre gewesen, es könnte kein Erbprinz gezeugt werden. Aber ein Erbprinz war für die Zukunft und für den Wohlstand des Herzogtums von größter Bedeutung. Die logische Konsequenz war: die Liaison des jungen Herzogs mit Corona mußte beendet oder zumindest in Zukunft vor Herzogin Louise absolut geheimgehalten werden. Herzoginmutter Amalia mischte sich gleich zu Beginn der Affaire ins Spiel, um die Ehe ihres Sohnes zu retten. Sie redete Goethe energisch ein, daß der Herzog an keine andere Liebschaft zu denken habe, als an diejenige zu seiner angetrauten Ehefrau, zumindest bis ein oder zwei Prinzen geboren wären. Ob dies dem Literaturgenie Goethe klar sei, wird sie ihn eindringlich gefragt haben. Goethe ist es klar. Von einer „öffentlichen“ Liaison der Herzogs zu Corona kann keine Rede sein. Aus finanziellen Gründen wäre eine dritte „Hofhaltung“ ebenfalls kaum durchführbar gewesen. Schritte in dieser Richtung mögen bereits geplant gewesen sein. Goethe schrieb nämlich an Minister von Fritsch: „Ich habe nur melden wollen, daß der Herzog auf die Vorstellung (bedeutet wohl: auf die genaue Erläuterung) von seiner Idee abgegangen ist.“

Welche Rolle spielte Lina von Oppel in der Affaire? Bei ihr traf sich wohl unser Liebespaar zu ungestörter Zweisamkeit. Der Herzog, in seiner Residenzstadt Weimar wohlbekannt, konnte sich ja kein Zimmer in einem Hotel mieten. Aus diesem Grund mußte Goethe auch Lina ins Gewissen reden, wie unter Datum 9. Februar 1777 im Tagebuch vermerkt ist.

Die zweite Affaire zu Beginn des Jahres 1777 ist keineswegs nur eine gewagte Hypothese von mir, sondern hat sich mittlerweile zur Gewißheit verdichtet.

Ich habe mehrere gewichtige Indizien gefunden, man könnte das Ganze als einen „Indizienprozeß“ bezeichnen, weil direkte Beweise nur noch schwerlich gefunden werden können (die herzoglich - weimarische Zensur hat in diesem Fall wohl ganze Arbeit geleistet), wenn ich überzeugt bin, daß Wolfgang Goethe und Charlotte von Stein ein (uneheliches) Kind miteinander zeugten, und zwar einen Sohn, den späteren romantischen Dichter und Theaterdirektor Ernst August Friederich Klingemann (1777-1831). Weiterhin habe ich Indizien dafür, daß Charlotte von Stein nicht nur einmal von Goethe schwanger war, sondern sogar bis zu dreimal.

Ein gewichtiges Indiz hierfür liefert uns Charlotte von Stein höchstpersönlich. Sie schrieb nach dem Bruch mit Wolfgang Goethe:

Mir war dies Geschäft (Kindern das Leben zu schenken) auf eine schwere Art auferlegt. (In Wirklichkeit konnte sie sich mit ihrem Schicksal, bis zu zehn Schwangerschaften erduldet zu haben, nur sehr schwer abfinden.) Von Tränen ermüdet schlief ich ein und schleppte mich beim Erwachen wieder einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht (das weibliche) zu dieser Pein bestimmt habe. Man solle den Weibern deswegen viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man uns verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu soviel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muß aufgewandt werden, die uns auch für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, das (dazu noch) Ehre und Ruhm erntet.

Mit dem „Genie, das Ehre und Ruhm erntet“, damit ist zweifellos Wolfgang Goethe, der (frühere) Geliebte, gemeint.

Wenn wir von der (falschen) Annahme ausgehen, die Beziehung der Beiden wäre nur eine platonische „Seelenfreundschaft“ gewesen, so wäre dieser Vorwurf Lottes gegen Goethe völlig ungerechtfertigt. Wie hätte sie Goethe zum Vorwurf machen können, daß das Kinderkriegen ihr „auf eine schwere Art auferlegt“ gewesen wäre? Ihr (angeblich) letztes Kind (Fritz von Stein) bekam sie ja fast zwei Jahre vor Goethes Ankunft in Weimar!

Wenn wir aber voraussetzen, die Beiden haben ein Kind miteinander gezeugt, ja Charlotte von Stein war sogar bis zu dreimal von Goethe schwanger, dann erst erhalten die Klagen Lottes eine gewisse Berechtigung.

Auch von Herder besitzen wir eine eindeutige Äußerung, die sich nur auf eine Schwangerschaft Lottes von Goethe beziehen kann. Böttiger berichtet in seinem Buch >Litterarische Zustände und Zeitgenossen< auf Seite 192:

(Den 31. Octbr. 1796 bei Herder.) Wieland las den >Wilhelm Meister< vor, im vierten Theil von da, wo Jarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe so oft blos Sophisterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkissen unterlegt, und in Scenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, (Goethe) seine eigene laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die sich mit schwangerem Leibe im Spiegel sieht und ruft: „Pfui! Wie niederträchtig sieht man da aus“, hat Goethe seiner vorigen Geliebten, der Frau von St(ein) abgeborgt. „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben“, sagte Herder ferner, „nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen.“

Ein weiterer sehr konkreter Hinweis, der meine anfängliche Hypothese bereits zur Wahrscheinlichkeit werden ließ, fand ich in den >Nachtwachen< von Bonaventura, alias Johann Wolfgang Goethe. Dieses Prosawerk wurde von Goethe im Jahre 1804 dem Peniger Verleger Dienemann unter dem Pseudonym „Bonaventura“ zugespielt, der es prompt veröffentlichte. Ich habe wohl den eindeutigen Analogiebeweis erbracht, daß erstens ein Zeitgenosse (Johannes Falk) bereits wußte, daß Goethe der wahre Verfasser ist, und zweitens aufgrund der Analogismen in Werken, Briefen und Gesprächen Goethes bewiesen, daß nur Goethe als Verfasser dieses satirischen Werkes in Frage kommen kann.

Dieses satirische Werk >Nachtwachen< enthält mehrere autobiographische Hinweise auf Wolfgang Goethe, außerdem auf Charlotte von Stein und einen unehelich gezeugten Sohn. So steht auf Seite 202 der Originalerstaufgabe von 1804:

„... Was übrigens meinen Unbekannten betrifft, so gebe ich nach romantischen Stoffen hungernden Autoren mein Wort, daß sich ein mäßiges Honorar mit seinem Leben erschreiben ließe - sie mögen ihn nur aufsuchen und seine Geschichte beenden lassen ...“

Mit dem „Unbekannten“, dessen Lebensgeschichte in den >Nachtwachen<, vor allem in Kapitel zehn und elf, erzählt wird, hat Goethe sich selber beschrieben oder vielmehr karikiert. Er befand sich zwischen Ende des Jahres 1803 bis Mai des Jahres 1804 tatsächlich in keiner beneidenswerten Lage. Die Entstehung dieses satirischen Werkes ist wirklich einem sehr depressiven psychischen Zustand Goethes anzulasten.¹⁵²

Außer sich selber hat Goethe in den >Nachtwachen< Personen des früheren engsten Freundeskreises karikiert, bzw mit satirischem Hohn und Spott bedacht. So steht auf Seite 182 der Originalerstaufgabe:

„... Der Pförtner an der äußeren Mauer (des Nonnenklosters) war ein alter tiefsinniger Menschenhasser, der mir herzlich zugetan war, als einem Gegenstand, den er mit seinem Zorn nach Belieben überschütten konnte. Ich besuchte ihn oft zur Nacht, um seiner Galle Luft zu machen (zu verschaffen) ...“

Mit dem Pförtner des Nonnenklosters ist der Superintendent der protestantischen Kirche des Herzogtums Weimar, Johann Gottlieb Herder, karikiert. Das habe ich bereits in meinen Analogismen, betreffend Goethes Urheberschaft an den >Nachtwachen<, ausführlich abgehandelt.

Die zehnte Nachtwache berichtet unter anderem von einer keuschen Ursulanerin (Nonne), die ein Kind bekam, natürlich ein uneheliches. Das Kind wurde dem Pförtner des Nonnenklosters (alias Herder) übergeben, um es „fortzuschaffen“.

So steht in den >Nachtwachen<, zehnte Nachtwache, Seite 190:

„... Sie haben mir das Kind übergeben, (um) es fortzuschaffen“, sprach der Pförtner zu dem Nachtwächter Kreuzgang.

„Ich kenne den Vater!“, antwortete ich (der Nachtwächter) und ging aus der Hütte. Draußen stand der Unbekannte (alias Goethe) im Mantel und hielt mich (den Nachtwächter Kreuzgang) fest. - „Die Braut ist begraben - dies ist dein Sohn!“ Mit diesen Worten legte ich (der Nachtwächter Kreuzgang) ihm (dem

¹⁵² Siehe Baus, >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck - Das Desaster der Germanistik<, und Baus, >Goethes Musengöttin Urania<.

Unbekannten, alias Goethe) *den Knaben in die Arme und er drückte ihn stumm ans Herz.*

Die Nonne, die lebendig begraben wird, damit ist Lotte karikiert. Ihre Unsinnlichkeit ist der Keuschheit einer Nonne assoziiert. Goethe bezeichnete Lotte in seinen Briefen auch mehrmals (und auch ironisch) als Heilige. Nonne, alias Heilige, alias Charlotte von Stein, diese Gedankenassoziation dürfte ebenfalls naheliegen.

Die Nonne ist Lotte, der Pförtner ist Herder und der Unbekannte ist Goethe selber, damit wären die drei Hauptpersonen erkannt. In der Realität stehen diese drei wiederum in frappierender Weise zueinander in Aktion. Am 23. Juni 1777 reiste Lotte mit den Eheleuten Herder (angeblich) zur Kur nach (Bad) Pyrmont. Der wahre Anlaß für diese „Kur“ war aber, außerhalb Weimars ein Kind zur Welt zu bringen, um dadurch einer zweifachen Schmach zu entgehen. Erstens der des Ehebruchs und zweitens der, ein Verhältnis mit einem Mann gehabt zu haben, der unter dem Stande der Baronin von Stein war: Goethe war zu dieser Zeit noch ein Bürger.

In (Bad) Pyrmont schenkte Charlotte von Stein mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit am 14. Juli 1777 einem männlichen Kind das Leben, das Ende August 1777 einem bürgerlichen Ehepaar in Braunschweig (zur Adoption würden wir heute sagen) übergeben wurde und das deswegen den Familiennamen der Pflegeeltern erhielt: Klingemann. In Wirklichkeit waren seine Eltern Charlotte von Stein und Wolfgang Goethe.

Der Zeitraum, in welchem August Klingemann gezeugt wurde, können wir durch einen glücklichen Zufall auf ca 48 Stunden festlegen. Rechnen wir vom Tag der Geburt, dem 14. Juli 1777, 281 bis 282 Tage zurück (mittlere Schwangerschaftsdauer), so kommen als Tage der Zeugung nur der Abend des 5. Oktober bis zum Vormittag des 7. Oktober 1776 in Frage. Oder anders ausgedrückt: da Charlotte von Stein vom 7. September bis zum Abend des 5. Oktober 1776 in Kochberg weilte, Goethe besuchte sie aus Trotz und Verstimmung während dieser Zeit nicht ein einziges Mal (siehe 11. Kapitel), und da Lotte nach ihrem Kurzbesuch in Weimar am Morgen des 8. Oktober 1776 wieder nach Kochberg zurückreist war und dort bis zum 31. Oktober 1776 blieb, Goethe besuchte sie wiederum nicht ein einziges Mal, so bleibt zur Zeugung des Kindes (laut Goethes Tagebuch) nur der Zeitraum vom Abend des 5. Oktober bis zum Vormittag des 7. Oktober 1776 übrig, denn am Mittag des 7. Oktober gab es wiederum eine Verstimmung zwischen den beiden Liebenden.

Nehmen wir einmal den späten Abend des 5. Oktober 1776 als Zeitpunkt der Zeugung an und rechnen wir 282 Tage als durchschnittliche Dauer einer normalen Schwangerschaft hinzu: Rest vom Oktober (1776) = 26 Tage, November = 30 Tage, Dezember = 31 Tage, Januar (1777) = 31 Tage, Februar = 28 Tage, März = 31 Tage, April = 30 Tage, Mai = 31 Tage, Juni = 30 Tage und noch 14 Tage im Juli ergeben insgesamt 282 Tage Schwangerschaftsdauer. Die mittlere Schwangerschaftsdauer der Spezies Mensch beträgt 281 bis 282 Tage.

Um meine anfängliche Hypothese in eine begründete Vermutung, ja sogar in einen handfesten Beweis zu verwandeln, fuhr ich am 29. Dezember 1987 nach Bad Pyrmont, um das Kirchenbuch der Oesdorfer Kirchengemeinde einzusehen, die die älteste evangelische Kirchengemeinde von Pyrmont ist. Der Kirchenbucheintrag, der sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf das Kind Charlotte von Steins und Wolfgang Goethes bezieht, lautet folgendermaßen (siehe beglaubigter Kirchenbuchauszug):

„Johann Friederich Anton“ (Vornamen des Kindes bei der ersten Taufe), „spurius“ (das bedeutet: ein uneheliches Kind), „natus“ (geboren) „am 14. Juli 1777, getauft am 20. Juli 1777, Mutter A.“ (vom Namen der Mutter ist nur noch der erste Buchstaben vorhanden, ein großes A, wie A(lbertine) Charlotte von Stein, das Kirchenbuch ist an dieser Stelle stark zerfranst, ja man könnte sogar annehmen, es wurde ausgeschnitten. Weiterhin ist deutlich lesbar:) „eine Ehebrecherin. Zum Vatter (Vater) wurde angegeben ...“ (Name ist ebenfalls nicht lesbar, es wurde über ihn im Kirchenbuch vermerkt) „... aus Ösdorf, der jetzo den sogenannten Ziegenkrug (Gastwirtschaft) gep(achtet). Der Kerl schwor sich aber beim Oberamt los.“

Das erste Indiz für eine Niederkunft Charlotte von Steins ist die unmißverständliche Bezeichnung für die Mutter, daß sie eine „Ehebrecherin“ war. Uneheliche Kinder gab es damals nicht weniger als heute. Vielleicht gab es sogar mehr, weil die Väter es so leicht hatten, ihre Vaterschaft abzuleugnen: sie brauchten sie nur beim Oberamt abzuschwören. Die Mütter damaliger unehelicher Kinder waren überwiegend ledig, weil man einer verheirateten Frau nur schwer oder fast gar nicht nachweisen konnte, daß sie Ehebruch

being; die wohl einzige Möglichkeit war, sie in flagranti dabei zu überraschen. Aus diesen Gründen war das uneheliche Kind einer „Ehebrecherin“ zu Goethes Zeit ein äußerst seltener Fall. Entweder mußte man eine solche Frau mit einem anderen Mann im Bett überraschen oder es war offensichtlich, daß sie längere Zeit mit einem anderen Mann als ihrem Ehemann zusammenlebte, um beweisen zu können, daß das Kind nicht ehelich gezeugt war.¹⁵³ Im Falle Charlotte von Steins war es das Letztere: es war offensichtlich, daß Josias von Stein nicht der Vater war. Josias von Stein mußte es schließlich wissen; und er lehnte die Vaterschaft an diesem Kind anscheinend kategorisch ab. Weiterhin wußten der Herzog, die Herzoginwitwe Amalia und die Eltern Charlotte von Steins von dem bürgerlichen Liebhaber, von dem angeblichen „Seelenfreund“ Lottes. Die Liaison war mit Sicherheit ein „offenes Geheimnis“ in den höheren adeligen Kreisen Weimars, die allerdings auf strengste Diskretion achteten. Da der tatsächliche Vater ein Bürger war, konnte das Kind auch nur einem bürgerlichen Ehepaar zur Adoption übergeben werden, es zählte zur Klasse der Bürger.

Zweites Indiz für Goethes und Lottes Elternschaft ist der Zeitpunkt der Zeugung und der Niederkunft. Wenn das Kind von Goethe war, konnte es nur im Zeitraum zwischen Abend des 5. Oktober bis Vormittag des 7. Oktober 1776 gezeugt worden sein. Der Tag der Niederkunft, der 14. Juli 1777, trifft mit der mittleren Schwangerschaftsdauer genau überein. Goethes Trotz und Verstimmung war ihm wirklich zum Verhängnis geworden. Bedenken wir einmal, er hätte Charlotte von Stein Ende September oder Mitte Oktober 1776 in Kochberg besucht. So wäre ihm (theoretisch) die Möglichkeit offen geblieben, Jakob Michael Reinhold Lenz die Schuld an Lottes Schwangerschaft in die Schuhe zu schieben.

Ein drittes Indiz ist das Geschlecht des Kindes. Das Kind der Ehebrecherin, die am 14. Juli 1777 in Bad Pyrmont niederkam, ist männlichen Geschlechts, wie August Klingemann.

Ein viertes Indiz ist der Buchstabe A, der sich auf den Vornamen der Mutter bezieht und A(lbertine) gelautet haben könnte, wie Albertine Charlotte von Stein.

Warum wurde das Kind in der Oesdorfer Kirche getauft, wenn es später einem bürgerlichen Ehepaar zur Pflegschaft, sprich Adoption, übergeben werden sollte? Oder anders gefragt: Warum wurde das Kind zweimal getauft, in Pyrmont und in Braunschweig? Die Antwort ist klar: Die wirklichen Eltern konnten ja nicht wissen, wann geeignete Pflegeeltern gefunden sein würden. Das Kind mußte aber auf jeden Fall sofort getauft werden, denn es hätte ja zwischenzeitlich sterben können; die Kindersterblichkeit war damals bekanntlich sehr hoch. Als schließlich bereits Mitte bis Ende August 1777 geeignete Pflegeeltern gefunden waren, wurde der kleine „Spurius“ auch deswegen ein zweites Mal getauft, um dem Kind die Schande der unehelichen Abkunft zu ersparen.

Die falschen Eintragungen im Kirchenbuch von Pyrmont, zumindest die, die den Vater betreffen (die Eintragungen über die Mutter können wir leider nicht mehr überprüfen, da sie inzwischen verloren sind) lassen weiterhin vermuten, daß die Eltern (Lotte und Goethe) planten, ihr eigenes Kind als ein Pflegekind in Weimar auszugeben, das Lotte angeblich aus Mitleid und purer Nächstenliebe aus Pyrmont mitbrachte. Vielleicht geschah dies auch. Es hätte ja Monate dauern können, bis Pflegeeltern gefunden waren, und bis dahin mußte die Mutter, Charlotte von Stein, sich schließlich um ihr Kind kümmern.

So viel zur Vorbereitung des Lesers und als Einleitung für das nächste Kapitel vorweg. Jetzt nehme ich den chronologischen Faden vom Dezember des Jahres 1776 wieder auf.

Kapitel VI.4: Lottes erste Schwangerschaft - durch Goethe

Goethe reiste mit dem jungen Herzog am 2. Dezember 1776 nach Wörlitz und sie kehrten erst am 21. nach Weimar zurück.

Spätestens jetzt dürfte Lotte zur Gewißheit gelangt sein, daß sie wieder einmal schwanger war, ihre achte Schwangerschaft. Diesmal aber nicht von ihrem Ehemann, sondern von ihrem „Seelenfreund“ geschwängert: Johann Wolfgang Goethe.

Bald nach Goethes Rückkehr dürfte Charlotte von Stein dem Geliebten daher die „freudige“ Mitteilung gemacht haben, daß er sich bald Vater nennen könne. Jetzt verstehen wir auch, was Goethe eigentlich meinte, als er am 25. Dezember 1776 im Tagebuch vermerkte: „zu(r) Sonne (Lotte), viel gelitten (es war Lottes Geburtstag), allein (ge-)gessen, noch zu Schardts tiefes Leiden.“ Es dürfte den Eheleuten von Schardt,

¹⁵³ Wie auch im Falle der Louise Merck, Heinrich Mercks Ehefrau. Siehe Baus, >Goethes Musengöttin Urania<.

Lottes Eltern, nicht gleichgültig gewesen sein, daß ihre verheiratete, adelige Tochter von einem Bürger ein (uneheliches) Kind bekam. Goethe schien zumindest den Versuch unternommen zu haben, Lottes Vater zu beruhigen; ob es ihm gelang, steht zu bezweifeln.

Wegen dieser äußerst peinlichen Lage, in die die adeligen Eltern sich plötzlich versetzt fanden, mußte ihre Tochter einige persönliche Konsequenzen ziehen. Die Eltern verlangten, daß Lotte aus ihrer Wohnung ausziehen müsse. Eine sehr häufig vorkommende Reaktion bei Eltern, die von dem Liebhaber ihrer Tochter wenig oder gar nicht begeistert sind.

Goethe schrieb Lotte deswegen anfangs Januar 1777 (Brief Nr. 125):

Hab' ich doch wieder eine Puppe, womit ich spielen kann: eine Wohnung für Sie! Wir waren heut' all' auf der Sattelkammer. Der Baukontrolleur hat den Auftrag, es aufzunehmen und ich sinne schon auf Einrichtungen, davon nur einige nicht recht gehen wollen.

Von nun an sind alle Eifersüchteleien, Querheiten und Starrköpfigkeiten von Goethes Seite schlagartig vorbei. Ab jetzt ist er nur noch der zärtliche und fürsorgliche Liebhaber und angehende Vater. Ob Charlotte von Stein von Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon wußte, steht zu bezweifeln. Demnach wußte sie auch nicht, daß Wolfgang Goethe bereits zum zweiten Mal Vater wurde.

Wolfgang Goethes gesteigerte Fürsorglichkeit, wegen der Schwangerschaft der Geliebten, geht deutlich aus den folgenden Briefen hervor.

Brief Nr. 126, vom 4. Februar 1777:

Ich hab' heute einen schönen Tag gehabt und versucht, wie's tut, Sie nicht zu sehn. Dafür haben Sie denn zwei Gesandtschaften (Sendungen) des Tags, morgens Blumen und abends Würste. Philipp wird mit der Köchin Konferenz halten. Ich sitze an meinem einsamen Feuer und habe Sie sehr lieb.

Brief Nr. 129:

Sonntag: So haben Sie auch auf dem Lande keine Ruh' vor unserer Lieb' und Tollheit; wie aber, wenn einer (Goethe meint sich selber) statt des Zettelchens selbst gekommen wäre? Hätt's auch vielleicht getan, wenn ich nicht einen Pick auf mich hätte, daß ich Sie so lieb habe. Es werden hier im Stillen sehr politische Lieder gesungen ... Es ergeben sich allerlei Luft- und noch mehr Erderscheinungen, die mögen verschwinden, wie sie entstanden sind. Aber ich weiß was, das keine Erscheinung ist.

(wohl 16. Februar 1777, Lotte ist in Kochberg)

Brief Nr. 139:

Verzeihen Sie, daß ich schon wieder allerlei Zeug schicke. Sie sehen daraus, daß ich von der älteren Kirche bin, da man sich den Göttern ohne Gaben nicht zu nähern traute ... Darf ich diese Nacht mit Ihnen essen? den 13. März 1777 (Lotte ist wieder in Weimar)

Wegen der bevorstehenden Niederkunft Lottes müssen Vorbereitungen in vielerlei Hinsicht getroffen werden. Goethe schrieb ihr deswegen:

Brief Nr. 146:

... Lassen Sie Steinen (dem Oberstallmeister von Stein) sagen, er möchte morgen gegen 9 Uhr in meinem Garten sein, ich hab ihm Notwendiges zu sagen ...

Man beachte die „Hackordnung“. Der Ältere und Adelige soll sich zum Jüngeren und Nichtadeligen begeben, weil dieser ihm „Notwendiges“ zu sagen habe.¹⁵⁴

Die Liberalisierung der damaligen Zweiklassengesellschaft hatte im Jahr 1777, zwölf Jahre vor der großen französischen Revolution, bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Und nicht nur in dem Provinzstädtchen Weimar. Goethe vermerkte auf einem Konzeptblatt, das zu seiner Autobiographie gedacht war:

Schema zur Fortsetzung von >Dichtung und Wahrheit<

Vorgang der Großen (Fürsten, Könige) zum Sansculottismus führend.

Friedrich (der Große) sondert sich vom Hofe (ab).

In seinem Schlafzimmer steht ein Prachtbette. Er schläft in einem Feldbette daneben.

Verachtung der Pasquille, die er wieder anschlagen läßt.

(Kaiser) Joseph wirft die äußeren Formen weg.

Auf der Reise, statt in den Prachtbetten zu schlafen, bettet er sich nebenan auf der Erde auf eine Matratze.

Bestellt als Courier auf einem Klepper die Pferde für den Kaiser.

¹⁵⁴ Goethe war der natürliche Sohn Kaiser Karls VII., eines Wittelsbachers. Das wog mehr als armer Landadel. Siehe mein Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

Maxime, der Regent sei nur der erste Staatsdiener.

Die Königin von Frankreich entzieht sich der Etiquette.

Diese Sinnesart geht immer weiter, bis der König von Frankreich sich selbst für einen Mißbrauch hält.

Diese geistigen Strömungen machen deutlich, daß Wolfgang Goethe für sein Leben keine „Klassenschranken“ anerkennen konnte. Später äußerte er sich, daß sich die Frankfurter Patrizier dem Adel immer ebenbürtig gefühlt hätten. Damals gab es den Spruch: „Stadtluft macht frei“.

Ganz so einfältig schien aber Josias von Stein doch nicht gewesen zu sein. Goethe mußte sich auch einmal zu ihm bemühen, wenn er dessen Unterstützung bedurfte, z. B., damit die peinliche Angelegenheit von Lottes Ehebruch und Schwangerschaft streng geheim bliebe. So schrieb Goethe an Lotte am 23. Mai 1777 (Brief Nr. 168):

Stein ist noch nicht (ge-)kommen ...

Und am 26. Mai (Brief Nr. 169):

Ich reite nach Belvedere, um Steinen zu sprechen ...

Goethes Brief an Lotte vom 12. Juni 1777, ein Monat vor ihrer Niederkunft, ist sehr auf dieses Ereignis bezogen. Darin spricht er aus, daß ihm etwas „obliege“, daß er „neue Einrichtungen“ machen werde und daß er ein „Liebhaber“ sei.

Brief Nr. 175

Im Garten unter freiem Himmel! Seit Sie weg sind, fühl' ich erst, daß ich etwas besitze, und daß mir was obliegt. Meine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Misseien hingen sich nur so an dem Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetziges Leben durchziehen hilft; da Sie weg sind, fällt alles in (den) Brunnen.

... Ich habe meine Bäume versorgt und die Räuber (Schädlinge) abgedrückt! - Diese Heilung heischten sie schon Monate her und ich ging immer vorbei. - Ein Poet und Liebhaber sind schlechte Wirte! - Ist's wohl, weil der Poet ein Liebhaber, oder weil der Liebhaber ein Poet ist??! - -

Bis Mitte Juni 1777 mußten Goethes „Einrichtungen und Ausrichtungen“, die Zukunft des Kindes betreffend, abgeschlossen gewesen sein. Aus mehreren Gründen hielten die Eltern, Charlotte von Stein und Wolfgang Goethe, es für das Beste, ihr gemeinsames Kind einem bürgerlichen Ehepaar in Pflegschaft (wir würden heute sagen: zur Adoption) zu geben.

Wahrscheinlich durch Vermittlung der Herzoginwitwe Anna Amalia wurde der braunschweigische Hof um Hilfe ersucht, ein dortiges Ehepaar ausfindig zu machen, das gegen Erstattung der Pflegekosten und noch „ein Übriges“ dazu (siehe >Nachtwachen<), die Erziehung des Kindes übernehmen wolle. Ein Indiz hierfür ist der Tagebuchvermerk Goethes vom 5. Februar 1777:

Zu Halbmond (Herzoginwitwe), über des Prinzen Ludwig Brief. Berger. Wurst wieder Wurst. (Richtiger: Wust, wieder Wust.) Und danach - ! Mais que Diable alloit il faire dans cette galere. Bewegte Nacht.

Wohlgemerkt, dieser Tagebucheintrag kann sich auf beide Affairen beziehen, mit denen Goethe zu Beginn des Jahres 1777 zu schaffen hatte. Oder teils auf die eine, die Liaison des Herzogs mit Corona, und teils auf die andere, Lottes Schwangerschaft und die intensive Suche nach geeigneten Pflegeeltern. Vor allem die letztere Angelegenheit dürfte nicht ohne Aufregung und Ärger für Wolfgang Goethe, Charlotte von Stein und andere, darunter die Herzoginwitwe Amalia, vonstatten gegangen sein.

Gute Pflegeeltern zu finden, das war gewiß nicht leicht und konnte Monate dauern. Aus diesem Grund mußten zwei „Einrichtungen“ getroffen werden. So lange keine Pflegeeltern gefunden waren, mußte das Kind vorläufig, für eine Übergangszeit, in fremde Hände gegeben, wenn nicht sogar von Lotte nach Weimar mitgebracht werden.

Erst Ende August 1777, nachdem Lotte bereits wieder von Pymont nach Weimar oder Schloß Kochberg zurückgekehrt war, kam das Anerbieten der Eheleute Klingemann in Braunschweig, das Kind nach heutigen Begriffen zu adoptieren, ja sogar als ihr leibliches Kind auszugeben. Aus diesem Grund mußte das Kind ein zweites Mal getauft werden, und zwar am 4. September 1777 in der evangelischen Kirche St. Blasius zu Braunschweig. Als der Geburtstag des kleinen August Klingemann wurde der 31. August angegeben. Sein wirklicher Geburtstag war jedoch der 14. Juli 1777.

Der 31. August könnte möglicherweise der Tag sein, an welchem der kleine „spurius“ in Braunschweig bei seinen Pflegeeltern „ankam“. Nicht vom Klapperstorch gebracht, sondern von der Postkutsche. Am darauf

folgenden Sonntag, dem 4. September 1777, erfolgte die zweite Taufe des Kindes.

Die unterschiedlichen Rufnamen des Kindes bei der ersten und zweiten Taufe lassen sich aus den „Einrichtungen“ Wolfgang Goethes erklären. Es durfte nicht ersichtlich sein, daß es sich bei den beiden Taufen um ein und dasselbe Kind handelte. Außerdem sollte dem Kind die Schmach einer unehelichen Abkunft erspart bleiben.

Ich fahre nach der zeitlichen Folge fort.

Lotte reiste am Morgen des 23. Juni 1777 in Begleitung der Eheleute Johann Gottfried und Caroline Herder nach Pyrmont, angeblich zur Kur.

Goethe vermerkte im Tagebuch am 22. Juni 1777:

Abends zu(r) Sonne (zu Lotte), war (sie oder Goethe?) traurig, zu Herdern (mit Lotte zusammen?), Abschied (bedeutet wohl: Goethe nahm Abschied von der Geliebten und von dem Ehepaar Herder).

Die Begleitung (richtiger: der Beistand des Pastors Herder und seiner Gemahlin Caroline) dürfte zur Stabilisierung von Lottes Psyche gedient haben. Eine Niederkunft war für eine Frau zu damaliger Zeit eine lebensgefährliche Angelegenheit. Das Kindbettfieber war bekanntlich eine der größten Geiseln der Menschheit. Herder hätte, im Fall eines Unglücks, Lottes letzte Beichte anhören und ihr Absolution erteilen können, wegen ihres Ehebruchs. Auch die Nottaufe hätte Herder vollziehen können, wenn das Kind lebensunfähig gewesen wäre. Wolfgang Goethe sorgte in der Tat umfassend und in großzügigster Weise für das physische und psychische Wohl von Mutter und Kind. Die Kosten des Kuraufenthalts für Lotte und das Ehepaar Herder, die Bestechungsgelder für den Gastwirt des Ziegenkrugs und die „Spenden“ an den Oesdorfer Pastor, belasteten mit Sicherheit nur Goethes Geldbeutel, oder den des Herzogs von Weimar.

Die große Besorgnis Goethes um das Leben der Geliebten, die gewiß wegen seiner früheren Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, gegenüber anderen angehenden Vätern mehrfach stärker war, wie auch das schlechte Gewissen beider Elternteile, weil sie beschlossen hatten, ihr Kind fremden Leuten in Pflegschaft zu geben, aus Gründen der Eitelkeit, dies alles spiegelt sich sehr deutlich in den Briefen, die Goethe in den Monaten Juli und August an die Geliebte schrieb:

Sonntag früh, den 6. Juli 1777:

Ich bin mit meinem Dasein und meinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen ...

Zweifellos war es die Gefahr des Kindbettfiebers, was Goethe stark innerlich beunruhigte. Starb nicht Henriette Alexandrine von Roussillon an den Folgen der Niederkunft?

Im nächsten Satz erwähnte er Lottes Kinder:

Ich höre die Kleinen (Karl, Ernst und Fritz) singen und wirtschaften und will zu ihnen ...

Montagsabends, den 7. Juli 1777:

Ihr Zettelchen hab' ich gekriegt; ich vermutete den Inhalt (möglicherweise Depressionen Lottes) und das erste Mal war's, daß ich eins von Ihnen ungerne aufbrach. Was kann ich Ihnen sagen!

Abends, den 9. Juli 1777:

Wenn die Natur Sie nicht mehr freut, wie soll Sie mein Stammeln d'ran vergnügen.

Lotte dachte wohl an das Ungleichgewicht der Natur, „warum die Natur ihr halbes Geschlecht (das weibliche) zu dieser Pein (zu aller Pein des Kinderkriegens) bestimmt habe“, und den Männern nur das Vergnügen übrigließ.

Weimar, den 17. Juli 1777 (nachdem Goethe die Nachricht erhalten hatte, daß Lottes Niederkunft ohne Komplikationen verlief, Mutter und Kind gesund und wohlauf seien):

Wenn sie (Lotte) nun wieder kommt (von Pyrmont) und sie nichts freut, wozu soll's alles! - Adieu.

Vom 18. Juli bis 11. August 1777 sind leider keine Briefe Goethes an die Geliebte vorhanden. Eine bedeutende und auffallende Lücke! Es ist stark zu vermuten, daß Lotte sie vernichtete oder eine spätere Zensur, weil sie sich zu offensichtlich auf das Ereignis ihrer Niederkunft bezogen. Möglicherweise liegen diese und viele andere Briefe sogar noch in Weimar in einem Tresor und harren der Aufdeckung von Goethes Lebensgeheimnissen und damit ihrer Veröffentlichung?

Am 29. Juli kehrte Lotte von Pymont zurück. Goethe notierte im Tagebuch:
Abends die Stein zurück von Pymont, unerwartet.

Lottes psychische Verfassung, vor allem ihre Schuldgefühle, können wir uns nicht schlimm genug vorstellen, obwohl sie noch vierzehn Tage Zeit hatte, sich von der Geburt zu erholen, zumindest körperlich, wozu eine Kur in Pymont natürlicherweise die besten Voraussetzungen bot. Lottes Depressionen gehen aus Goethes Briefen an sie deutlich hervor.

Brief Nr. 181:

Daß ich mich immer träumend an den Erscheinungen der Natur (ein Baby ist auch eine „Erscheinung der Natur“) und an der Liebe zu Ihnen weide, sehen Sie an Beikommendem. Ich muß mich festhalten, sonst risse mich Ihr Kummer mit weg, und da ist mir so weh, daß ich das Einzige, was meinem Herzen übrig bleibt, Ihr Andenken, oft weghalten muß.

den 11. August 1777

Ende August 1777 mußte Goethe mit dem Herzog für mehrere Wochen zur Wartburg in Regierungsangelegenheiten verreisen. Er nahm deswegen bereits am Vormittag des Reisetages schriftlich Abschied von Lotte, die sich in Kochberg befand. Dann ritt er nach Tisch aber doch noch zu ihr nach Schloß Kochberg.

Ins Tagebuch notierte Goethe:

27. August 1777: Ritt ich nach Tisch (nach dem Mittagessen) dunkel von W(eimar) weg, ich sah oft nach meinem Garten zurück und dachte, was so alles mir durch die Seele müsse, bis ich das arme Dach wieder sähe. Langsam ritt ich nach Kochberg, fand sie (Lotte) froh und ruhig, und mir ward's so frei und wohl noch den Abend und

28. August 1777: wachte an m(einem) Geburtstag mit der schönen Sonne (Sonne diesmal ausgeschrieben, nicht die astronomische Signatur verwendet, was sich deshalb wohl nicht auf Lotte, sondern auf die echte Sonne bezieht) so heiter auf, daß ich alles, was vor mir liegt, leichter ansah. Gegen achte (von Kochberg) weg ...

Goethe schrieb der Geliebten am 29. August, abends:

Wie wohl ist mir's, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühlt' ich erst wieder in den Augenblicken, da Sie vergnügt und munter waren; die Zeit her hab' ich Sie nur leiden (ge-)sehen und das drückt(e) mich so sehr, daß ich auch meine Liebe nicht fühl(t)e.

Zu Braunschweig lebte das Ehepaar Klingemann. Der Ehemann, Johann Heinrich Julius Klingemann, war von Beruf Registrar beim Collegium Medicum, und die Ehefrau, Johanna Elisabeth Christiane Klingemann, geborene Weinholtz, war von Beruf Hausfrau. Pflegevater Klingemann hatte sich erst zwei Jahre zuvor, am 1. Mai 1775, zum zweiten Mal verheiratet, da seine erste Frau im Kindbett starb. Er brachte einen Sohn mit in die Ehe. Fast ein Jahr später, am 22. Mai 1776, kam Frau Klingemann mit einem totgeborenen Knaben nieder. Und am 1. Juni 1776 starb zu allem Unglück auch noch Herr Klingemanns Sohn aus erster Ehe. Das Ehepaar Klingemann war demnach im Sommer des Jahres 1777, als ihnen von einem hohen Beamten des braunschweigischen Hofstaates die Pflugschaft eines Kindes angetragen wurde, selber ohne leibliche Kinder und Erben. Es war demnach ein geradezu ideal zu nennendes Pflugschaftsverhältnis. Der Pflegevater zählte im Sommer des Jahres 1777 vierundvierzig Jahre und die Pflegemutter dreiundvierzig Jahre. Sie bekamen keine weiteren Kinder mehr, zumindest kamen sie nicht über die Jugendjahre hinaus, so daß der Pflegesohn August sie später sogar beerbte. (Nach Hugo Burath, dem Biograph August Klingemanns.) Die Eheleute Klingemann lebten in geordneten wirtschaftlichen Verhältnissen, sie waren sogar wohlhabend zu nennen, denn die Pflegemutter brachte ein Haus mit in die Ehe, ein mehrstöckiges Fachwerkhaus, Papenstieg Nr. 28, heute Nr. 5, das teilweise vermietet werden konnte.

Um dem Kind die Schande einer unehelichen Abkunft zu ersparen, wurde beschlossen, es als ein leibliches Kind der Eheleute Klingemann auszugeben. Dies wird ja heute noch ähnlich gehandhabt. Kinder, die sogleich nach der Geburt zur Adoption freigegeben sind, erhalten den Familiennamen der Adoptiveltern. Und wenn man nicht gerade in einer ländlichen Gegend wohnt, wo jeder jeden kennt, kann man kaum feststellen, ob die Ehefrau nun die wirkliche Mutter ist oder „nur“ die Pflegemutter. Anscheinend gelang es den Eheleuten Klingemann, ihre Nachbarn und Bekannten zu täuschen. Eine schwangere Frau war zudem damals keine derartige Seltenheit wie in der heutigen Zeit. Man könnte sogar sagen, daß eine verheiratete Frau zu damaliger Zeit, in den ersten Jahren ihrer Ehe, fast nur schwanger war. Und da es etwas Alltägliches

war, wurde deswegen auch kein Aufsehen darüber gemacht. Frau Klingemann ein fremdes Kind „unterzuschieben“, war deshalb leichter, als wir es uns im ersten Moment vorzustellen vermögen.

Wenden wir unser Augenmerk noch einen kurzen Abschnitt lang dem Oberstallmeister Josias von Stein zu, dessen Lage gewiß nicht beneidenswert war, wegen der „Kröten und Basilisken“ des weimarischen Hofes, wie Goethe es zu nennen beliebte.

Wilhelm Bode, Charlotte von Steins Biograph, behauptete, wider besseres Wissen mit voller Absicht (um uns, das deutsche Volk, zu verdummen) oder aus völliger Ahnungslosigkeit (was ich leider nicht zu glauben vermag), Lottes Leiden in Pymont hätten sich auf den Gesundheitszustand ihres Ehemanns bezogen. Wenn Lotte wegen Josias von Stein gelitten hätte, hätte dies mit größter Wahrscheinlichkeit Goethes Eifersucht hervorgerufen und nicht sein tiefes Mit - Leid, sein Mitgefühl. Aufgrund des Streiches, den der Oberstallmeister Goethe einst spielte, hatte dieser zu Mitleid keine Veranlassung.

Die Ungeheuerlichkeit, daß seine adelige Frau von einem Bürger ein Kind bekam, dürfte den Oberstallmeister seinerseits in Leid verstrickt haben, und zwar in Mitleid mit sich selber. Sein Verhalten in dieser Zeit läßt vermuten, daß er von der Schwangerschaft seiner Ehefrau wußte. Und daß Lotte nicht von ihm geschwängert wurde, dürfte niemand anderes als er am Besten gewußt haben. Da weiterhin der Herzog mit Sicherheit von Lottes Schwangerschaft und Goethes Vaterschaft wußte, weiterhin die Herzoginmutter, möglicherweise auch die regierende Herzogin Louise, könnte dies den Oberstallmeister aus Scham und verletztem Stolz veranlaßt haben, seinerseits nun über alle Stränge zu schlagen, alle Ehrgefühle zu vergessen, und sein Ego mit Hilfe einer anderen Frau wieder aufzurichten. Dazu diente ihm eine Liaison mit der Oberhofmeisterin von Gianini.

Goethes Tagebucheintrag vom 3. Juli 1777: „Fatale Nachricht von Steinen, Gewäsche mit der Gianini“, bezieht sich eben doch auf ein Verhältnis des Oberstallmeisters mit der Gianini, und nicht auf den Gesundheitszustand Josias von Steins, wie so mancher alte Goethe - Philologe uns glaubhaft machen wollte.

Schon einmal erwähnte Goethe etwas Ähnliches in einem Brief an Lotte, und zwar bereits am 12. September 1776:

Abends alle Durchlauchten in Tiefurt. Ihr (Lottes) Mann (Josias von Stein) war guter Humor (war guten Humors), machte possierliche Streiche mit der Oberhofmeisterin (Frau von Gianini).

Die Liebelei des Oberstallmeisters mit der Gianini begann demnach spätestens im September 1776.

Jedoch der Ruf des weimarischen Herzogshauses mußte untadelig bleiben, ebenso der seiner Hofbeamten und Dichter. Aus diesem Grund wurden alle Liebschaften, Affairen und Skandale der Hofgesellschaft unterdrückt, ja wie ein Staatsgeheimnis behandelt und in späteren Jahren energisch dementiert. Viele ältere Goethe - Biographen und Goethe - Philologen standen bis 1918 unter direktem Einfluß des weimarischen Herzogshauses, ganz zu schweigen von der Zensur, die alle Germanisten und Schriftsteller bis 1918, ja bis 1945 zu fürchten hatten.

Goethe schrieb am 17. Juli 1777 nach Pymont (kurz nach Lottes Niederkunft):

Ich höre, daß es mit Steinen besser geht, das ist mir sehr lieb.

Dies bedeutet nicht etwa, daß Goethe diese Nachricht von Lotte bekommen hätte, sondern im Gegenteil, Goethe teilte die Nachricht der Geliebten mit, um sie zu beruhigen. Weiterhin bezieht sich diese Mitteilung Goethes nicht auf dessen Gesundheitszustand, weil dieser erst zehn Jahre später begann, bedenklich zu werden, sondern auf dessen Liaison mit der Gianini, die offensichtlich bei Hofe bekannt wurde, zum Hofklatsch wurde. Dies geht wiederum eindeutig aus Goethes Tagebucheintrag vom 3. Juli 1777 hervor:

„Fatale Nachricht von Steinen, Gewäsche mit der Gianini.“

Fatal war der Klatsch wohl deswegen, weil aus einem illegitimen Verhältnis zwangsläufig ein weiteres entstand. Und außerdem bestand die Gefahr, daß sich der Oberstallmeister, auf Zureden der Gianini, von Charlotte von Stein scheiden lassen könnte. Dies hätte zu kaum erträglichem Gerede geführt, bei welchem Goethe, als der Geliebte der Ehefrau des Josias von Stein, nicht verschont geblieben wäre.

Die Mitteilung Goethes an Lotte, daß es „mit Steinen besser geht“, scheint zur Beruhigung der Geliebten gedient zu haben, und besagte wohl, daß der Oberstallmeister sich wieder „gefangen“ habe und er begonnen habe, sein Schicksal mit, zumindest äußerem, Gleichmut zu ertragen.

Am 12. November 1777 war Lottes erste eigene Wohnung in Weimar endlich bezugsfertig und sie zog am Abend des 13. November ein. Goethe notierte in sein Tagebuch:

War (die) Sonne (Lotte) im neuen Quartier eingezogen. Bis Abend da (wohl bei Lotte im neuen Quartier). Nachts bis 12 (Uhr) spazieren. Trübe Nacht, mir war's hold in der Seele. - Heiliges Schicksal, du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffiert über mein Bitten; ich war vergnügt in meiner Armut unter meinem halbfaulen Dache; ich bat dich, mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte

gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen. Amen. Ja und Amen winkt(e) der erste Sonnenblick des 14. November.

Kapitel VI.5: Goethes Harzreise im Winter

Am 16. November 1777 notierte Goethe in sein Tagebuch:

„Projekte zur heimlichen Reise“.

Damit meinte er unzweifelhaft seine erste Reise in den Harz im Dezember 1777. Die Andeutung der „heimlichen“ Reise läßt uns bereits etwas Ungewöhnliches erahnen. Und tatsächlich, es ist unzweifelhaft, lag sein eigentliches Ziel noch etwas weiter nördlich des Harzes in - Braunschweig. Jawohl, Goethe reiste im Dezember 1777, bei stürmischem Regen und Morgenfrost, allein und nur mit einem Pferd als Beförderungsmittel von Weimar bis nach Braunschweig. Einzig und allein aus dem Grund, um seinen Sohn, möglicherweise zum ersten Mal, zu sehen. Zweifellos aber mit der Absicht, sich persönlich und mit eigenen Augen darüber zu vergewissern, daß sein Sohn bei den Eheleuten Klingemann in guten Händen war. Ein durchaus verständlicher Vaterwunsch.

Damit den „Kröten und Basilisken“ des weimarisches Hofes nichts auffallen würde, unternahm Goethe, wie ein Feldherr, mehrere geschickte Ablenkungsmanöver. Er fuhr in zwei Bergwerke ein, er reiste sicherheitshalber, um ja nicht erkannt zu werden, unter dem Pseudonym „Maler Möller“, er besuchte, um ein Alibie zu haben, einen jungen Gelehrten in Wernigerode und er unternahm außerdem noch das lebensgefährliche Abenteuer, den Brocken (angeblich als Erster) bei Frost und Schnee zu besteigen. Dies alles diente dazu, um von seinem eigentlichen „Abenteuer“ abzulenken.

Die Reise in den Harz begann am frühen Morgen des 29. November 1777 und verlief nach Goethes Tagebucheintragungen folgendermaßen:

1. Tag, den 29.11.1777: (Samstag) *„früh gegen sieben (Uhr) ab(-gereist) (mit dem Pferd) über'n Ettersberg in scharfen Schloßen, zwanzig Minuten auf ein (Uhr) in Weißensee, stürmisch gebrochen(es) Wetter, reine Ruh in der Seele, Sonnenblicke mitunter, abends nach vier (Uhr) in Greußen, mußte schon haltmachen, es brach die Nacht herein.“*

Die Wortwahl „mußte schon“ haltmachen ist ein Indiz dafür, daß Goethe eigentlich viel schneller und weiter vorankommen wollte, aber das überaus schlechte Wetter hinderte ihn am raschen Fortkommen.

2. Tag, den 30.11.1777: (Sonntag) *„früh nach sechsen (sechs Uhr) von Greußen mit einem Boten (falsche Bezeichnung, richtig wäre wohl: mit einem Führer) ab. War scharf gefroren und die Sonne ging mit herrlichsten Farben auf. Ich sah den Ettersberg, den Inselsberg, die Berge des Thüringer Waldes hinter mir. Dann in (den) Wald und im Heraustreten (sah ich) Sondershausen, das sehr angenehm liegt. Die Spitze des Brockens einen Augenblick; hinter Sondershausen weg auf Sundhausen. Schöne Aussicht: die goldene Aue vom Kyffhäuser bis Nordhausen herauf. Mit einigen Invaliden (gegangen), die ihre Pension in Ilfeld holten. Fütterte (das Pferd) in Sundhausen. Dann bei Nordhausen weg. Es hatte schon gegen Mittag zu regnen angefangen. Die Nacht kam leise und traurig. Auf Sachswerfen, wo ich einen Boten (richtig: einen Führer) mit einer Laterne nehmen mußte, um durch die tiefe Finsternis hierher (nach Ilfeld) zu kommen. Fand keine Stube leer. Sitze im Kämmerchen neben der Wirtsstube. War den ganzen Tag in gleicher Reinheit.“*

Der Drang, sein vorgestecktes Ziel (Ilfeld) zu erreichen, ließ Goethe um sechs Uhr am Morgen bei „scharfem“ Frost weiterreiten und bis spät in die Nacht hinein, so daß er sich sogar einen ortskundigen Führer mit einer Laterne nehmen mußte.

Kaum hatte er einige Stunden geschlafen, neben der Wirtsstube kann er nur sehr wenig und schlecht geschlafen haben, trieb es ihn weiter:

3. Tag, den 01.12.1777: (Montag) *„früh sieben (Uhr) von Ilfeld ab. Mit einem Boten (Führer), gegen Mittag in Elbingerode. Felsen- und Bergweg (benutzt, wohl zwecks Abkürzungen), gelindes Wetter, leiser Regen. - Dem Geier gleich. - Nach Tisch in die Baumannshöhle.“*

Hier kommen wir an die erste Unstimmigkeit. In Goethes Tagebuch steht „gegen Mittag in Elbingerode“ und in seinem Reisetagebuch, das er vermutlich für Lotte schrieb, notierte er „früh in Elbingerode“.

4. Tag, den 02.12.1777: (Dienstag) *„den ganzen Tag in der Baumannshöhle. Abends nach Elbingerode.“*

5. Tag, den 03.12.1777: (Mittwoch) *„nach Wernigerode, mit P(lessing) spazieren auf die Berge.“*

Goethes Reiseverlauf interessiert uns nur bis zum Abend des 5. Reisetags. Was fällt uns dabei auf? Am ersten Reisetag zieht er morgens um sieben Uhr los und reitet bis Einbruch der Dunkelheit. Am zweiten bricht er bereits um sechs Uhr auf und nimmt sich sogar gegen Abend einen Führer, um durch die „tiefe Finsternis“ sein Ziel (Ilfeld) auch sicher zu erreichen, gewiß um ja keine kostbare Zeit durch Um- oder Irrwege zu verlieren. Am dritten Tag reitet er wiederum früh um sieben Uhr mit einem wegekundigen Führer los, benutzt gefährliche Fels- und Bergwege, um schneller zum Ziel zu gelangen. Und was macht Goethe dann? Er verbummelt (angeblich) einen halben Tag in der „Baumannshöhle“. Und den ganzen 4. Reisetag vertrödelt er (angeblich) auch noch in der Baumannshöhle. Am 5. Tag spaziert er (angeblich) sogar noch mit Plessing „über die Berge“? Das Letztere ist nun ganz und gar merkwürdig, denn in der Autobiographie >Campagne in Frankreich< (WA I.33, Seite 218) schrieb Goethe nämlich etwas ganz anderes über die Episode mit Plessing. Hier teilt er uns mit, daß er erst am *Abend* die Bekanntschaft mit Plessing gemacht habe. Aber man benötigt keinen ganzen Tag, um von Elbingerode nach Wernigerode zu gelangen. Die Entfernung von Ort zu Ort beträgt ca 10 km. Was tat Goethe also in Wirklichkeit? Es ist offensichtlich: für zwei ganze Tage und für einen halben Tag (den Nachmittag des 3. Reisetags) sind die Orts- und Zeitangaben Goethes widersprüchlich und unglaubwürdig.

Wolfgang Goethes Reise verlief meiner Überzeugung nach folgendermaßen: 1. und 2. Reisetag wie oben.

3. Reisetag, der 01.12.1777: (Montag) früh um sieben Uhr brach er mit einem ortskundigen Führer von Ilfeld auf, der ihm eine Abkürzung über Felsen- und Bergwege des Harzes zeigte. Früh, bereits vor Mittag, sind sie in Elbingerode. Da „gelindes Wetter“ herrschte, kam Goethe heute schneller voran als an den beiden ersten Reisetagen. Beim Anblick eines „Geiers“ (richtiger: eines Habichts oder Bussards) wünschte sich Goethe, Flügel zu haben, um sein heimliches Ziel, Braunschweig, schneller erreichen zu können. An diesem Tag Anregung zu dem Gedicht >Dem Geier gleich< oder zweiter Titel >Auf dem Harz im Dezember 1777<. Möglicherweise benutzte Goethe, für die restliche Wegstrecke bis Braunschweig, ab einer größeren Ortschaft die Postkutsche.

Spät am Abend des 1. Dezember 1777 oder erst spät in der Nacht kam Goethe in Braunschweig am Papienstieg Nummer 28 an. Möglicherweise sah er noch am selben Abend den kleinen August Klingemann, seinen Sohn. Den ganzen 4. Reisetag, den 2. Dezember 1777, verbrachte Goethe im Kreise der Familie Klingemann. Am frühen Morgen des 3. Dezember reiste er zurück auf den Harz und kam am Abend in Wernigerode an, wo er Plessing noch am selben Abend besuchte, um ja noch ein Alibi für diesen Tag zu erhalten.

Wiederum liefert uns Goethe selber das wahre Ziel seiner Reise. In der >Campagne in Frankreich< schrieb er auf Seite 219 (WA I.33):

Um ein näheres Gespräch (mit Plessing) einzuleiten, erklärt' ich (Goethe) mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen *Familienangelegenheiten* in dieser unfreundlichen Jahreszeit Schwester und Schwager in *Braunschweig* zu besuchen habe.

Eine weitere offensichtliche Unstimmigkeit fiel mir in einem Brief Goethes an Lotte auf. Goethe bestieg den Brocken nachweislich erst am 10. Dezember 1777. Aber bereits am 4. Dezember schrieb er der Geliebten nach Weimar:

Brief Nr. 202

Mein Abenteuer hab' ich bestanden; schön, ganz wie ich mir's voraus erzählt (habe), wie Sie's sehr vergnügen wird zu hören, denn Sie allein dürfen's hören (gemeint ist: wissen), auch der Herzog, und so muß es (ein) Geheimnis sein. Es ist niedrig, aber schön; es ist nichts und viel (das Geheimnis, nicht das Kind ist gemeint), die Götter wissen allein, was sie wollen, und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe.

Mit der Formulierung, „mein Abenteuer hab' ich bestanden“, kann Goethe unmöglich seinen Besuch bei Plessing gemeint haben. Warum sollte das Inkognito, Goethe gab sich für einen Maler aus, wahrscheinlich unter dem Namen Möller, ein Abenteuer sein, das nur Lotte und der Herzog wissen dürften? Es kann kein Zweifel bestehen: Goethe meinte in Wirklichkeit sein heimlicher Besuch in Braunschweig bei den Eheleuten Klingemann. Er teilte Lotte am 4. Dezember in verschlüsselten Worten mit, daß er sein „Abenteuer“, seinen Sohn zu besuchen, glücklich ausgeführt habe.

Im selben Brief schrieb er Lotte unter dem Datum des 5. Dezember 1777 (als Briefftagebuch):

Es regnet gar arg; und niemand reist (in dieser Jahreszeit), außer wen Not treibt und dringend Geschäft; und mich treiben seltsame Gedanken in der Welt herum.

Ich füge hinzu: außer von „seltsamen Gedanken“ wurde Wolfgang Goethe auch noch von seltsamen

Gefühlen, nämlich von Vatergefühlen, die sich in peinigenden Schuldgefühlen manifestierten, in der Welt herumgetrieben.

Der bald darauf folgende Beginn von Goethes „Schreibereien“ an dem leider Fragment gebliebenen Roman >Wilhelm Meisters theatralische Sendung< (späterer Titel >Wilhelm Meisters Lehrjahre<) könnte der Sublimierung seiner Gewissensbisse gedient haben. Autobiographische Züge, im Hinblick auf Goethes natürlichen Sohn August Klingemann, sind in der Figur von Wilhelms Sohn „Felix“ zu erkennen, den Wilhelm Meister, alias Wolfgang Goethe, zeugte, wobei nur die Mutter im Roman eine freie Erfindung Goethes ist.

Am 15. Dezember 1777 traf Goethe in Eisenach den Herzog mit dem Freiherrn von Knebel und dem Prinzen Constantin. Knebel, Goethes „Urfreund“, vermerkte am selben Abend in seinem Tagebuch:

„Goethe erzählte: wunderbare Auflösung des Herzens, bewirkt durch Abgeschiedenheit (lange Einsamkeit).“

Die „wunderbare Auflösung des Herzens“, speziell von Goethes Herz, sozusagen des Überfließens und sich Ergießens, kam wohl eher von den melancholischen Gedanken über das Schicksal seines unehelich gezeugten Sohnes, der in fremde Hände gegeben wurde, um äußerlicher Schmach zu entgehen. Goethes tiefes Resentiment gegen die „Kröten und Basilisken“ des Hofes, jedes Hofes, rührte zum Teil wohl auch daher.

Kapitel VI.6: Goethes natürliche Tochter - nicht seine >Natürliche Tochter<

Ich kann es ruhigen Gewissens dem schlechten, ja verderblichen Einfluß der Umgebung des Herzogs von Weimar zuschreiben, dazu zähle ich auch Josias von Stein, den Ehemann Charlotte von Steins, wenn ich von einer „natürlichen“ Tochter, einem weiteren unehelichen Kind Johann Wolfgang Goethes, berichten muß.

Unsere Informanten sind Wilhelm Bode und Ernst Johann Groth. Ersterer ist ein Schriftsteller, der uns durch zahlreiche Goethe - Publikationen bestens bekannt ist. In seinem mehrbändigen Werk „Stunden mit Goethe“, steht ein Kapitel mit der Überschrift: „Nachkommen Goethes“. Hier nimmt Bode zu dem Klatsch Stellung, Goethe habe mit einer Stützerbacherin ein uneheliches Kind gezeugt. Bode zitiert gleich zu Anfang einen Zeitungsartikel, in dem von einem „Liebesverhältnis“ Goethes mit einer „hiesigen“ (Stützerbacher) Schönen die Rede ist:

„In jener Zeit [in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt] nun war es auch, wo der Dichter [Wolfgang Goethe] mit einer hiesigen Schönen ein Liebesverhältnis anknüpfte, dem, wie in dem Städtchen [Stützerbach] jeder wußte, ein Söhnlein entsproß. Der jetzt noch lebende Enkel des Dichters, der oft erzählte, daß seine Großmutter ihn selber über seine Abstammung aufklärte, ist ein stattlicher Mann ...“

Bode stellte zuerst einmal klar, daß es kein „Liebesverhältnis“ war. Goethe habe sich nur ein paar Mal „stundenweise oder auf anderthalb Tage“ dort aufgehalten. Dem kann ich ohne weiteres zustimmen: es war wohl keine Liebe, sondern Goethe bezeichnete soetwas als „niedere Minne“, wir würden heute sagen, ein erotisches Vergnügen.

Zweitens fand Bode heraus, daß Goethe, nach Stützerbacher Überlieferung, nicht einen Sohn, sondern eine Tochter mit einer „hiesigen Schönen“ gezeugt habe. Der Zeitungsartikel brachte unglücklicherweise die Generationenfolge etwas durcheinander. Dies hatte bereits E. J. Groth herausgefunden und in seiner Erzählung >Der Goetheforscher< klargestellt. Bode schreibt weiter:

„Ernsthafter als dieser Zeitungsartikel ist das, was der Novellist Ernst Johann Groth in seiner Geschichtensammlung >Die drei Kanoniere< (Leipzig, Grunow 1900) berichtet, denn die letzte Geschichte des Buches >Der Goetheforscher< beruht offenbar auf Kirchenbuch-Forschungen. Danach gab Elisabeth Kesselring, geborene Lattermann, in Stützerbach am 24. März 1778 einer Tochter namens Veronika das Leben. Veronika wurde [wiederum] die Mutter eines Wilhelm Bätz, der von 1808 bis 1895 lebte. Das stimmt also nicht ganz mit der Zeitungsnotiz [stellt Bode richtig fest]. Nicht bei einem Jungen, sondern bei der Veronika Kesselring, späteren Frau Bätz, besteht für die sorgsameren Stützerbacher Stammtisch-Gelehrten der Verdacht, daß es Goethes Kind sei...“

Weiterhin erfahren wir von Wilhelm Bode (was E. J. Groth anscheinend nicht wußte):

„Nun gibt es eine Stützerbacher Tradition [Überlieferung], Goethe habe nicht von einem Mädchen, sondern von einer [verheirateten] Frau ein Kind gehabt, und diese Frau habe nicht in Stützerbach mit ihm verkehrt, sondern sei zu ihm nach Ilmenau gegangen...“

Diese Ungeheuerlichkeit, daß der größte deutsche Dichter ein erotisches Verhältnis mit einer vier Jahre

älteren und verheirateten Frau gehabt haben könnte, versucht Wilhelm Bode sogleich zu dementieren. Hierzu verwertet er die Meinung eines Stützerbacher Pfarrers:

„Herr Pfarrer Göpfert hält es für ausgeschlossen, daß Goethe in dieser Weise (mit einer älteren und verheirateten Frau) Ehebruch getrieben habe.“

Dies ist allerdings ein äußerst schwaches Gegenargument und grenzt ans Lächerliche.

Zweiter Versuch Bodes, Goethe reinzuwaschen, ist die Unterstellung, daß sich Goethe im Juni 1777 (also zum Zeitpunkt der Zeugung der Veronika) nicht im Gebirge (in Ilmenau) aufgehalten habe. Ich frage, woher will Bode das so genau wissen? Ihm standen nicht mehr Quellen als mir zur Verfügung.

Ich bin überzeugt, Bode benutzte den ungenauen Zeitungsartikel und die ebenfalls fehlerhafte und unvollständige Geschichte >Der Goetheforscher< von E. J. Groth absichtlich zur Verwirrung seiner Leser, vermischte sie mit Dementis und sogar noch mit der (angeblichen) Ungeheuerlichkeit, Goethe habe mit einer vier Jahre älteren und verheirateten Frau ein Verhältnis gehabt, um seine Leser völlig zu verwirren, ja zu schockieren, und um dadurch den ganzen Klatsch (scheinbar) ad absurdum zu führen. Der unvorbereitete, ahnungslose Leser und Goethefreund, der bisher nichts anderes über Goethe wußte, als daß er (angeblich) nur eine höchst empfindsame „Seelenfreundschaft“ zur Baronin von Stein gepflegt habe, mußte über diese „Ungeheuerlichkeit“ schockiert und ungläubig den Kopf schütteln. Ich spreche aus Erfahrung, mir erging es vor vielen Jahren beim ersten Lesen ebenso.

Glauben wir doch ganz einfach einmal der „Stimme des Volkes“. Goethe hatte demnach mit einer älteren und verheirateten Frau ein erotisches Verhältnis. Was ist denn nun verwerflicher und gemeiner: Ein junges, unschuldiges Mädchen zu verführen, ihr ein Kind zu machen und dadurch ihre Zukunft zu zerstören, oder mit einer Frau, die bereits vier Kinder hatte, die demnach genau wußte, auf was sie sich einließ, sexuellen Verkehr zu haben? Doch wohl das erstere! Und weiter: War Charlotte von Stein nicht zwei Jahre älter als Goethe? Die Stützerbacher „Tradition“ ist demnach gar nicht abwegig oder gar unrealistisch, wie Bode sie seinen Lesern hinstellen versuchte, sondern beruht, meiner Überzeugung nach, auf - Wahrheit.

Die Geburt der Veronika fand am 24. März 1778 statt, die Zeugung erfolgte ca 282 Tage (mittlere Schwangerschaftsdauer) früher, demnach am 14. Juni 1777. Bodes Argument, Goethe sei in dieser Zeit nicht im Gebirge, in Ilmenau und Umgebung gewesen, ist geradezu eine Lüge. Goethe war im Mai, im Juli und im August 1776 nachweislich mehrmals in Ilmenau, manchmal auch länger als nur „anderthalb Tage“. Zeit genug, um eine Frau zu finden, die für Geld mit einem Mann ins Bett ging. Wo sich Goethe an jenem 14. Juni 1777 aufhielt, wissen wir nicht, denn sein Tagebuch schweigt (klugerweise) darüber. Es vermerkt nur, daß Goethe sich am Abend in Kochberg bei Charlotte von Stein aufhielt. Die Entfernung zwischen Kochberg und Ilmenau beträgt ca 33 km Luftlinie, selbst für damalige Zeit keine große, bzw. unüberwindliche Entfernung, erst recht nicht für einen Liebesabenteurer. Jetzt wissen wir also doch, wo sich Goethe am 14. Juni 1777 aufhielt: in Ilmenau. Denn die Elisabeth Kesselring soll nach Ilmenau zu den Schäferstündchen mit Goethe gekommen sein.

Zu Anfang des Jahres 1803 schrieb Goethe seine >Natürliche Tochter< und las sie im Mai in Jena im Kreis der Professoren vor. Gottfried Herder, der Superintendent der evangelischen Kirche des Herzogtums Weimar, war ebenfalls anwesend. Als Goethe endete, hätten alle das Stück außerordentlich gelobt, nur Herder sei stumm geblieben.

„Nun, Alter“, habe Goethe ihn angedet. „Du sagst gar nichts; gefällt Dir das Stück gar nicht?“

„O doch! Am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn [Ludwig Tieck, der Sohn der Henriette Alexandrine von Roussillon? Oder August Klingemann, der Sohn Charlotte von Steins? Oder August Walter, der Sohn der Christiane Vulpius?] lieber als deine >Natürliche Tochter<“, soll Herder geantwortet haben.

Es ist zweifelhaft, was Herder wirklich meinte: Goethes natürliche (sprich: uneheliche) Tochter oder seine >Natürliche Tochter<?

Goethe war jedenfalls zutiefst beleidigt und er soll mit Herder bis zu dessen Tode nicht mehr gesprochen haben.

Ein wirklich eindeutiger Beweis, der für eine natürliche Tochter Goethes spricht, fand ich in einem Brief Philipp Seidels (Goethes Diener) an einen Freund, an welchen ist unbekannt:

(Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 462, Brief vom 15.10.1777: zu dieser Zeit dürfte die Elisabeth Kesselring bereits gewußt haben, daß sie von Goethe schwanger ist.)

„Ich [Philipp Seidel] habe nun so viel Freude über unsere Lebensart [in Weimar], gib nur einmal acht, wie das weitergeht, oder all mein prophetisches Gefühl müßte mich betrügen, ob wir nicht die Ahnherren und Erbauer eines Dörfchens oder Vorstadt oder Burg wenigstens werden, und man nicht nach ein paar hundert Jahren sagen wird, da geht Goethes und seines Philipps Geist um ...“

Sogar „Geister“ aus Fleisch und Blut gibt es? Man lernt niemals aus, erst recht nicht bei Goethe.

Von Herder ist eine weitere Indiskretion über Goethes skandalöses Privatleben überliefert. August Böttiger schrieb in seinem Buch >Litterarische Zustände und Zeitgenossen< auf Seite 192:

(Den 31. Octbr. 1796 bei Herder.) Wieland las den >Wilhelm Meister< vor; im vierten Teil von da, wo Jarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe so oft blos Sophisterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkissen unterlegt, und in Szenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, seine [Goethes] eigene laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die sich mit schwangerem Leibe im Spiegel sieht und ruft: „Pfui! Wie niederträchtig sieht man da aus!“, habe Goethe seiner vorigen Geliebten, der Frau v[on] St[ein] abgeborgt.¹⁵⁵ „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben“, sagte Herder ferner, „nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen.“

Stellen wir uns die Szene einmal bildlich vor: Charlotte von Stein steht im neunten Monat mit dickem Bauch vor dem Spiegel und ruft aus: „Pfui! Wie niederträchtig sieht man da aus!“

Kapitel VI.7: Reise in die Schweiz 1779

Die Liaison des Herzogs mit Corona Schröter wurde nicht beendet, sondern dauerte weiter bis zum Sommer des Jahres 1779. Genau zwei Jahre nach der ersten Krise notierte Goethe in sein Tagebuch am 10. Januar 1779:

Abends nach dem Concert eine radikale Erklärung mit Jupiter (Carl August) über Cr(one). Meine Vermutungen von bisher theils bestätigt, theils vernichtet. (Das kann nur bedeuten, die Sache stand weit schlimmer als Goethe vermutete.) Endet's gut für uns alle (ihr Götter), die ihr uns am Gängelbände führt!

Das Hauptproblem bestand darin, daß Corona Schröter unter des Herzogs Stande war. Goethe ist das gleichgültig, doch man mußte Rücksicht auf die „Kröten und Basilisken“ des Hofes nehmen. Eine Liaison des Herzogs mit einer adeligen Frau, das würde gewiß kaum jemanden interessieren. Aber seine Liebschaft mit einer Bürgerin, darüber redeten sich die adeligen Frauen und Fräulein, die sich in ihrem Standesdünkel verletzt fühlten, in Weimar gewiß die Lippen franselig.

Goethe erwähnte seine neue Creation zum ersten Mal am 26. Juli 1779 im Tagebuch:

„Der Herzog kam abends mit der Gräfin (von) Werther von Erfurt.“

Die Herzoginmutter schien den Vorteil der neuen Liaison des Herzogs gegenüber der früheren, mit Corona Schröter, nicht sogleich eingesehen zu haben, denn Goethe hatte am 12. August 1779 wieder einmal eine heftige Szene mit ihr auszustehen, wie er im Tagebuch vermerkte:

Hatte eine starke (und gewiß auch offene) Erklärung (Aussprache) mit Halbmond (Herzoginmutter Amalia), die auf das Alte (das alte Problem) hinauslief. Bei Verhältnissen, die nicht zu ändern sind (gemeint ist wohl: die herzogliche Ehe) müssen gewisse Schärfigkeiten (Agressionen) sich sammeln und zuletzt irgendwo ausbrechen. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich das. (Von Zeit zu Zeit gab es anscheinend einen Ehekrach.) Übrigens ging's gut. Bode war lustig, bis auf die Ehrlichkeit, die ihn manchmal Ausfälle tun läßt; die Gräfin (Herzoginmutter Amalia?) war von unserem Diskurs in Confusion (Verwirrung) ihrer Ideen (Ansichten, Meinungen) gebracht.

Am 12. September 1779 reisten Wolfgang Goethe und Herzog Carl August mit ihren Dienern zu Pferd von Eisenach ab; ihr heimliches Ziel war die Schweiz.

Auch Lotte wußte nicht das mindeste von der weiten Reise. Goethe schrieb ihr andeutungsweise am 7. September 1779:

Brief Nr. 351

Da ich zuletzt von Ihnen ging, schied ich ungerner als Sie mich ließen, denn ich wußte, daß ich Sie so bald nicht wiedersehen würde. Wir verreisen, und zwar (ist es) eine gewünschte und gehoffte Reise; wie wir einen Schritt vor(wärts) setzen, sollen Sie Nachricht haben. Und Sie schreiben mir auch, hoff' ich.

Der Herzog hat Schnausen, Lynckern und mir den Geheimratstitel gegeben; es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten (in Wirklichkeit: mit dem vierunddreißigsten) (Lebens-) Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Teutschland erreichen kann, betrete. On ne va jamais plus loin que quand on ne scait ou l'on va, sagte ein großer Kletterer dieser Erde.

Im Briefchen vom 10. September gestand er Lotte nur eine Zwischenstation der Reise:

Nach Frankfurt gehen wir ...

Der Herzog verabschiedete sich selbstverständlich noch mündlich von seiner „Seelenfreundin“ Jeanette Louise von Werther - Neunheiligen. Ja er übernachtete sogar bei ihr, während Goethe in Eisenach schlief

¹⁵⁵ Das Herdersche Gespräch fand im Jahre 1796 statt. Zu dieser Zeit lebte bereits das „Eroticon“ Christiane Vulpius seit mehreren Jahren bei Goethe und bekam ein uneheliches Kinder nach dem anderen von dem Herrn Geheimrat.

und sich mit Maler Krause bis halb zwölf in der Nacht über die Freiin von Werther unterhielt.

Am nächsten Morgen trafen sich Goethe und Carl August in Creuzburg, wo der Herzog „erst“ um zehn Uhr ankam, anscheinend konnte er sich kaum von der „Seelenfreundin“ losreißen.

Am 18. September 1779, nach fast vier Jahren Trennung, umarmte Goethe seine Eltern in Frankfurt. Goethe berichtete Lotte:

Brief Nr. 354

Nur einen guten Morgen vor'm Angesicht der väterlichen Sonne. Schreiben (viel schreiben) kann ich nicht.

Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut. Den Abend unserer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen (Nordlicht?), das wir uns zum Allerbesten deuteten. Meinen Vater (richtig: Pflegevater) hab' ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab; meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.

Auf dem weiteren Weg Richtung Schweiz unternahm Goethe sogar einen kleinen Abstecher nach Sesenheim und stattete seiner Jugendliebe, Friederike Brion, einen Kurzbesuch ab. Über die Hintergründe dieses Besuches ist in der Goethe - Philologie viel gerätselt worden. Aber ohne „Lenzens Eselei“ richtig rekonstruiert zu haben, konnte man auch in dieser Frage zu keiner Lösung gelangen. Aber jetzt können wir den Hauptgrund von Goethes Besuch bei Friederike mit Leichtigkeit erraten: Goethe wollte die Freundin vor „Souvenirjägern“, wie Lenz, warnen. Er bat sie eindringlich, seine an sie gerichteten Briefe und Gedichte niemals aus den Händen zu geben. Möglicherweise kaufte er ihr sogar ein Teil seiner Briefe ab.

In den >Biographischen Einzelheiten< (WA I.36, Seite 230) schrieb Goethe möglicherweise aus Versehen ein einziges Wort falsch, es könnte natürlich auch ein Diktier- oder Hörfehler sein, und führte somit eine ganze Herde von Goethe-Philologen in die Irre: anstatt „seiner“ steht „meiner“.

... Ich besuchte auf dem Wege (in die Schweiz) Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst (zu Wolfgang Goethe), gefaßt (über die Untreue Goethes) und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach seiner Abreise (natürlich aus Weimar) im Hause (des Pastors Brion in Sesenheim) introduziert (eingeführt, eingeschlichen), von mir (Wolfgang Goethe), was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie (Friederike Brion) dadurch, daß er (J. M. R. Lenz) sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden (war). Er (Lenz) hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie (Friederike) gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen (richtig: des Mädchens Friederike) zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht (von Lenz), so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie (Friederike) klärt(e) mich über die Absicht auf, die er (Lenz) gehabt (hatte), mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst (noch) zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken (ge-)lassen (hatte).

War die Farce gegen Wieland von Goethe verfaßt? Wußte Lenz dies und ließ er es deshalb drucken, um Goethe in Weimar zu schaden?

„Die Geheimnisse der Mädchen“, das ist eine weitere Unrichtigkeit Goethes oder einer späteren Zensur, denn es gab nur *das Geheimnis des Mädchens*, nämlich Friederike.

Jakob Michael Reinhold Lenz versuchte also, Goethes Briefe, die er in der Straßburger Studentenzeit und wohl auch noch später an Friederike schrieb, in die Hände zu bekommen. Was er damit im Schilde führte, ist unschwer zu erraten: Er plante einen zweiten >Waldbruder<, um Goethe „in der öffentlichen Meinung und sonst (noch) zu Grunde zu richten“.

Lenz stellte sich verliebt in Friederike. Er trieb es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen, um die (angebliche) Echtheit seiner Liebe zu beweisen, ja sogar bis zur Selbstmorddrohung. Aber Friederike und die anderen glaubten Lenz nicht, erklärten ihn für halbtoll und schafften ihn zur Stadt. Was man in Straßburg erfolgreich zu verhindern wußte, was Goethe in Weimar gerade noch verhindern konnte, das fand nun in Sesenheim statt: Lenz trieb es bis den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, um seine Angebetete zu zwingen, seine Gefühle zu erwidern. Möglicherweise stellte sich Lenz aus reiner Absicht verliebt in Friederike Brion, um dadurch ihr Vertrauen zu gewinnen und auf diesem Wege an die Briefe Goethes heranzukommen. Die Formulierung Goethes, „da man ihn denn (wegen der lächerlichen Selbstmorddemonstrationen) für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann“, besagt wohl, daß er von Lenzens Geisteskrankheit keineswegs überzeugt war, sondern er hielt ihn nur für einen „Halbtollen“, dem „ein gewisser, von jedermann anerkannter, bedauerter, ja geliebter Wahnsinn zustatten kam“.

Folgendes Pasquill (Spottgedicht) von Lenz auf Goethe gemünzt, entstand erst während Lenzens Aufenthalt in Sesenheim und der muß nach seiner Ausweisung aus dem Herzogtum Weimar, also nach dem Bruch mit Goethe angesetzt werden.

Die Liebe auf dem Lande

Ein schlechtgenährter Kandidat,
Der oftmals einen Fehltritt tat,
Und den verbot'nen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrte einst bei einem Pfarrer ein
Den Sonntag sein Gehilf zu sein.

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. -
Sie hielt im halberlosch'nen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück;
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn' Heil'genbild. -
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlass'ne Liebe trug sie nach,
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie noch das Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All ihre Schürzen anprobiert
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremd's ins Haus,
Tat sie sich schlecht und häuslich aus.

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit,
Die angeboren jedermann
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Ach, Männer, Männer seid nicht stolz
Als wärt nur ihr das grüne Holz.
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Goethe schrieb Charlotte von Stein über seine Begegnung mit der Jugendfreundin Friederike:
Brief Nr. 355

(betrifft, den 25. September 1779) Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, während die anderen ihre Reise geradewegs fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen

hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Haus hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in dem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise darüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig bliebe, betrug sich allerliebste mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr (Friederike), daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußst' ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt (bemalt) hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

Die späte Erkenntnis Goethes, daß Friederike Brion ihn ehemals geliebt „schöner als er's verdiente und mehr als andere“ (Frauen), an die er, Goethe, viel Leidenschaft und Treue verwendet (oder besser noch „verschwendet“) hatte, muß eine bittere gewesen sein. Charlotte von Stein und wohl auch Henriette Alexandrine von Roussillon sind möglicherweise unter „die anderen“ zu zählen. Jedoch das Geschehene, mindestens drei uneheliche Kinder besaß Wolfgang Goethe zu diesem Zeitpunkt, war nicht mehr rückgängig zu machen.¹⁵⁶

Am nächsten Tag besuchte Goethe Lili Schönemann, verheiratete von Türckheim in Straßburg. Er schrieb der Geliebten in Weimar:

Brief Nr. 355

(betrifft: den 26. September 1779)

Sonntags traf ich wieder mit der Gesellschaft (Herzog und Dienerschaft) zusammen und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe (Baby) von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter (war) bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die Creatur (gemeint ist: Lili) recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang, pp, alles was sie brauchte pp. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, abends sahen wir ein Stück, „L'infante de Zamora“, mit ganz trefflicher Musik von Paesiello. Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem (das) Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Hier bin ich nun nah am Grab meiner Schwester. Ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Die an ihre Stelle getretene Fahlmer, mein Schwager, einige Freundinnen sind mir so nah wie sonst. Ihre Kinder sind schön, munter und gesund. Von hier (Emmendingen) wird's nun auf Basel gehen.

In der Schweiz, genauer in Lausanne am Genfer See, sah Goethe im Oktober 1779 zum ersten Mal die berühmt-berüchtigte Marchesa Branconi. Marie Antoinette von Branconi war eine gebürtige Italienerin. Mit zwölf Jahren wurde sie verheiratet und mit zwanzig, nachdem sie zwei Kindern das Leben geschenkt hatte, war sie bereits Witwe. Die Schönheit der Marchesa kam dem jungen Erbprinzen von Braunschweig zu Ohren, der sich drei Wochen, während seiner Italienreise, in Neapel aufhielt. Im Frühjahr 1767 wurde die bezaubernde Branconi seine Geliebte. Die Liaison dauerte ungefähr bis Ende 1775. Dann erhielt sie von

¹⁵⁶ Ludwig Tieck (Mutter: Henriette Alexandrine von Roussillon), August Klingemann (Mutter: Charlotte von Stein) und Veronika Kesselring (Mutter: Elisabeth Kesselring).

ihrem früheren Verehrer das Gut Langenstein geschenkt, wahrhaft eine fürstliche Entlohnung für ihre Maitressenschaft.

Karl Matthei, ein zum Christentum konvertierter Jude, der sich seit seinem abgebrochenen Theologiestudium als Hofmeister mehrerer Adelssprößlinge mehr schlecht als recht über Wasser halten konnte, trat 1777 in die „Dienste“ der Branconi. Offiziell war er der Erzieher des jungen Grafen von Forstenburg, des natürlichen, sprich unehelichen Sohnes des Braunschweiger Herzogs.

Die legendäre 1. Abteilung von Goethes >Briefe aus der Schweiz< wurde als ein (angeblicher) Beweis angesehen, Goethe habe in der Schweiz zum ersten Mal eine nackte Frau gesehen. Die alten Goethe - Philologen glaubten weiterhin, beabsichtigt oder nicht, die Entstehungszeit der >Briefe aus der Schweiz< ins Jahr 1775 vorverlegen zu können, um ja nicht einen schlimmen Verdacht aufkommen zu lassen. Diese zeitliche Vorverlegung ist unrichtig, denn unter dem „wackeren M.“, der ihm, Goethe, das Bild einer Danae und einer Venus zeigte, also ein gemalter Akt, damit ist kein anderer als Matthei gemeint, der Begleiter der Marchesa Branconi. Und der Freund, der „bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen“ würde, damit ist der Freiherr von Knebel angesprochen, Goethes Urfreund. Im Jahre 1775, vor der Übersiedelung nach Weimar, hätte Goethe aber noch nicht gewagt, dem Freund einen derartig pikanten Brief zu schreiben. Wir wollen diese absichtliche Irreführung der alten weimarischen Goethe - Philologen als einen Versuch ansehen, die adelige Gesellschaft nicht gegen Goethe zu verstimmen.

Das Abenteuer Goethes mit der „Überschönen“, der Marchesa Branconi, trug sich folgendermaßen zu. Am ersten Abend, den Goethe im Haus der Branconi verbrachte, zeigte der „wackere Matthei“ ihm eine Danae, ein gemalter Akt, möglicherweise sogar ein Akt mit den Formen und den Gesichtszügen der Marchesa. Matthei verheimlichte Goethe nicht, daß die Branconi, in Geldverlegenheit, bereit wäre, ihm und auch dem Herzog von Weimar, dieses „Fest der Augen“ in natura zu bieten, in einem sogenannten tableau, einem lebenden Bild. Goethe ging darauf ein, aber dem Herzog von Weimar sagte er nichts davon. Die bezaubernde Branconi wollte er allein genießen, natürlich nur mit den Augen.

Matthei begab sich sicherheitshalber am folgenden Abend zu Goethe, damit dieser ja keinen Rückzieher machen würde, und schleppte ihn, im wahrsten Sinne des Wortes, zur Marchesa. Im Brief an Charlotte von Stein erwähnte Goethe, daß Matthei zu ihm kam und ihn zur Branconi einlud. Den wahren Grund zu dieser Einladung verschwieg er klugerweise der Geliebten.

Ein Indiz für meine These ist ein Analogon in den Briefen Goethes an Lotte und in den >Briefen aus der Schweiz<.

Brief Goethes an Lotte vom 23. Oktober 1779:

... führen (wir) zur Herzogin von Curland, strichen uns balde (verließen wir sie schon bald wieder) und mich führte der Geist (der Versuchung?) wieder zur Branconi. Eigentlich darf ich sagen, sie ließ mir durch Matthei, der bei ihrem Sohn (als Hauslehrer) ist, gar artig sagen, wenn ich noch eine Stunde sie sehen könnte, würd' es ihr recht sein.

Das Analogon in den >Briefen aus der Schweiz<, 1. Abteilung, WA 1,19:

... Ich kann heute nicht vermeiden ... in eine große Gesellschaft zu gehen (zur Herzogin von Curland?), und auf den Abend steht mir das Abenteuer (mit der Branconi) bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben (die sogenannte „ehrenwerte“ Gesellschaft und das sogenannte „unehrenhafte“ Weib). Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen (erwarten), daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln soll.

Jetzt möchte ich noch einige Briefe Goethes „berichten“ lassen, in denen etwas über die Branconi mitgeteilt wird. An Charlotte von Stein schrieb er:

Lausanne, den 23. Oktober 1779: „... Gestern, den 22. kamen wir gegen Mittag hier an und sahen den Genfer See. Wir gingen (den) Nachmittag spazieren und sahen uns satt. Abends ging ich zu Madame Branconi. Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Mal in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! Ein Leben! Einen Offenmut! Daß man eben nicht weiß, woran man ist. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyss von den Felsen der Scylla erzählt: Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt; er muß sich für diesmal anderer bedienen.“

An Lavater, den dichtenden Pfarrer, schrieb Goethe am 28. Oktober 1779:

„... In Lausanne habe ich die gar liebliche Branconi zweimal gesehen, und über sie den Brandes vernachlässigt und den Dubois vergessen. Sie war so artig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessiere und ihr mein Wesen gefalle, und das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Mattheis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen.“

Fast ein Jahr später schrieb Goethe an Lavater:

„... Deine Frage über die Schöne (die Branconi) kann ich nicht beantworten. (Die Marchesa besuchte im

August 1780 Goethe in Weimar.) *Ich habe mich gegen sie so betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre: ich möchte mir solch ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre mich für (vor) einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde.*“

Wiederum fast ein Jahr später, am 20. September 1780, schrieb Goethe an Lavater:

„Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Cloaken (unter-)miniert, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und deren Verhältnis zu ihren Bewohnern wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft (Kenntnis) hat, viel begreiflich, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Schlucht aufsteigt und hier wunderbare (wundersame) Stimmen gehört werden. Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freiem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe. Glaube mir, du (Lavater) bist ein größerer Hexenmeister als je einer, der sich mit Abracadabra gewaffnet hat. Auch untersteh' ich mich zu begreifen, warum die B(ranconi) nicht mehr schreiben will...“

Goethe gab Lavater die Schuld daran.

Und in einem Brief an die Marchesa Branconi vom 26. April 1781 schrieb Goethe einen gar mehr als seltsamen Satz:

„...Dem guten Matthei vielen Dank und Grüße. Ich seh ihn schon wieder Geld zählen und im kurzen Schlafrock häuslich tun.“

Eine „flüchtige Begierde“ war das „Abenteuer“ Goethes mit der Marchesa Branconi im Oktober 1779 wahrscheinlich nicht, aber gewiß ein „Fest der Augen“. Ich lasse Goethe jetzt selber erzählen:

>Briefe aus der Schweiz< (WA I.19. ab S. 209)

Soll ich, oder soll ich nicht? Ist es gut dir etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich alles sage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand lesen möchte, als du, der du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast? Oder soll ich etwas verschweigen, weil es dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne, du wirst auch das, was du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's tun konnte; du wirst mich, wenn ich tadelswert bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

... *Der wackere M[atthei] hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerte sein möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich lasse das dahin gestellt sein und muß denn doch, meine Feder mag auch noch so viele Umschweife nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen wirst. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich sein? Und wirst du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben, als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?*

Nachdem mein Kunstfreund [der wackere Matthei] mich näher kennen gelernt, nachdem er mich wert hielt stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnisvolle Miene, einen Kasten herbei, der eröffnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldenen Regen in ihrem Schoße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor. [...] Wie! Sagte ich zu mir selbst, in welchem besondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen? Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig [malen]; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben so lebhaft wieder entgegen: und vom Meisterstück der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurteilen. Nein! Ich will nicht länger in dem stumpfen Zustand bleiben, ich will mir die Gestalt der Menschen eindriicken wie die Gestalt der Trauben und Pfirsische.

[...] *Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche; und doch*

weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anblick [der Marchesa Branconi] hat mich nicht aus der Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen!

[...] Ich schlich mich aus der Gesellschaft und in meinen Mantel gewickelt, nicht ohne Bewegung, zur Marchesa Branconi. „Wo haben Sie Ihr Portefeuille?“ rief Matthei aus. - „Ich hab' es diesmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studieren“, entgegnete ich [Wolfgang Goethe]. - „Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so teure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt *** und mir können Sie auch für meine Bemühungen unter *** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich dir den Preis nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient, wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augenschmaus haben Sie noch nicht gehabt ... und das Anfühlen haben Sie umsonst.“

Er brachte mich darauf in ein kleines, artig möbliertes Zimmer: ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmligen Leuchter, auf dem schöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Lichter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Der wackere Matthei wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte sich. Es währte nicht lange, so kam zu der entgegengesetzten Tür ein großes, herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopf: eine schöne, regelmäßige Bildung zeigte sich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach, mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurteilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Teil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schauern, wir schämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung. Soll ich dir's gestehen: ich konnte mich eben so wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herab fiel, als vielleicht Freund L[avater] sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks [nordamerikanischer Indianerstamm] machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? Was für Weiber gefallen uns und wie confundieren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: welch ein schöner kleiner Fuß! Ein schmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich aufeinander, und doch schienen sie so studiert zu sein. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben; bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlaf zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmutigsten Stellung blieb sie eine Weile; ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen; sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. „Komm“, rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein.“ In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.“

Es war nicht irgendein Mädchen, deren nackte Schönheit Goethe bewundern konnte, sondern es war eine Adelige: die Marchesa von Branconi, die frühere Maitresse des Herzogs von Braunschweig.

Beim Abschied sagte Goethe zu Matthei: „Ich danke Ihnen und sagen Sie ihr [der Marchesa Branconi]: ich danke ihr für das Gute, das ich bei ihr genossen habe. Es ist eine vortreffliche Frau von Geist und Verstand. Nun sehe ich ein, warum Sie [Matthei] niemand in Lausanne kennen wollen. Jesus! Was könnte die Frau aus einem machen!“

Und der wackere Matthei schrieb an Lavater: „Vielen Dank, daß Goethe an mich von dir adressiert worden ist; daß er [Goethe] sie [die Branconi] kennenlernte und sie ihn.“

Lavater war also der Vermittler? Mein Gott, der Himmel stürzt ein!

VII. Kapitel

Goethe und der Illuminatenorden

Kapitel VII.1: Der Illuminatenorden - ein Philosophenorden

Was vor mir noch kein Illuminaten - Forscher erkannt hat, ist die doch sehr offensichtliche Tatsache, daß die „verborgenen höhern Oberen“ der Illuminaten, darunter auch der Gründer des Ordens, Adam Weishaupt, Anhänger der antiken epikureischen und stoischen Naturphilosophie waren. Dies geht bereits aus den ersten Ordensschriften hervor. Zuerst möchte ich eine kurze Darstellung der Anfänge des Illuminaten - Ordens bringen, von Adam Weishaupt selber verfaßt.

Quelle: >Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst<, dritter Abschnitt, Überschrift: Von den Absichten der ersten Stifter geheimer Verbindungen.

[...] Auch ich [Adam Weishaupt] war der Stifter einer geheimen, verfallenen und nun öffentlich bekannt gewordenen Gesellschaft. Diese Gesellschaft, in deren Geist sich die wenigsten meiner Mitarbeiter hinein gedacht haben¹⁵⁷, welche der grössere Theil der Menschen mit Verachtung und Gleichgültigkeit betrachtet, ist von anderen bis zur Übertreibung verlästert worden. Keine Absicht ist so schändlich, welche man mir, ihrem Stifter, nicht zur Last gelegt hätte. Ich habe darüber alles mögliche Ungemach erfahren. Meine Ehre, meine Ruhe, mein ganzes zeitliches Glück sind verloren; sogar meine Sicherheit und mein Leben, sind mehr als einmal in Gefahr geraten. Ich habe so viel [als] möglich geduldet und geschwiegen, und die Gelegenheit erwartet, wo ich diese Verleumdung von Grund aus untersuchen, und dieses Schreckensbild in seiner Blöse darstellen kann. Diese Gelegenheit ist nun vorhanden. Ich will meinen Lesern beweisen, daß ich diese Behandlung nicht verdiene. Ich will zu diesem Ende jeden in den Stand setzen, sich ganz in den Geist meiner Verbindung zu denken; ich will mit ihnen diese Verbindung errichten; ich will sie mit den kleinsten Umständen bekannt machen; ich will es sodann ihrem Urtheil überlassen, welche meine Absichten bei der Erreichung dieser Verbindung mögen gewesen sein, ob meine Gegner Recht haben, mich als Heuchler und Betrüger, als einen Sittenverderber, als einen Verführer der Jugend, als einen der öffentlichen Ruhe so gefährlichen Menschen zu lästern und zu verschreien? [...]

Wie sehr wird sich nicht Herr H., ein Protestant aus H., er, der nie ein Mitglied einer Gesellschaft war, wundern, wenn er hier liest, daß er, ohne es zu wissen, derjenige ist, welcher diesen Gedanken in mir veranlaßte, daß er folglich, die entfernte Ursache, von der Entstehung dieser so verschrieenen Gesellschaft ist? Ich führe diesen Umstand an, um zu beweisen, wie sehr mancher, ohne es selbst jemals zu erfahren, durch eine Kleinigkeit, durch ein Wort zu seiner Zeit, das auf ein empfängliches Erdreich fällt, auf die übrige Welt wirken und sehr große Erfolge hervorbringen kann. Dies sei allen zum Trost gesagt, welche glauben, daß sie in ihrer sehr eingeschränkten Lage ganz ohne Wirksamkeit sind. - Dieser Mann kam gegen das Ende des Jahres 1774 nach Ingolstadt. Vor seiner Ankunft habe ich nie etwas von dem Dasein geheimer Verbindungen gewußt, ob ich gleich nicht leugne, daß sich durch das anhaltende Lesen der römischen und griechischen Geschichtsschreiber mein Geist vorher gestimmt hatte, daß ich sehr frühzeitig einen unwiderstehlichen Haß gegen alle Niederträchtigkeit und Unterdrückung gefühlt, und sehr früh geahndet habe, wie schwach der Mensch außer -[halb] der Vereinigung sei, wie sehr er sich im Gegentheil durch die Vereinigung mit anderen stärken könne. [...] Herr H. gestand mir, daß er Freimaurer sei. Er ließ dies hin und wieder vermuten, durch Reden, welche den Anschein hatten, als ob sie ihm wider Willen entwischt wären. Wer den Menschen kennt, muß wissen, welche Macht solche dem Anschein nach absichtslose Äußerungen auf eine Seele haben, in welcher schon der Keim geworfen ist, welcher auf Entwicklung wartet. [...] Auf diesem Weg entstand, noch ehe ich ein wirkliches Mitglied einer geheimen Verbindung war, in meiner Phantasie ein Ideal einer solchen Verbindung, welches mich ganz dahinriß, das sehnlichste Verlangen nach dem Beitritte erweckte, und späterhin die Grundlage wurde von dem, was ich zur Wirklichkeit gebracht habe. Meine Erwartungen und Begriffe von der Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, von der strengen und unaufhörlichen Prüfung derselben, grenzten an das Übertriebene und glichen einem wahren Roman. Mit dem allen dachte ich zu dieser Zeit an nichts weniger als selbst zu bauen. [...] Nach den Begriffen, welche ich mir von dieser Gesellschaft [der Freimaurer] gemacht hatte, schienen mir alle ernsthafte und zurückgezogene Menschen Mitglieder dieser Verbindung zu sein; ich glaubte von neuem unter der strengsten Beobachtung vieler mir unbekannter Menschen zu stehen; ich suchte meine Pflichten zu diesem Ende auf das strengste zu erfüllen,

¹⁵⁷ Gemeint ist: die epikureische und stoische Naturphilosophie.

weil ich nichts gewisser glaubte, als daß keine meiner Handlungen unbemerkt bliebe. Ganz eigne Vorfälle, welche sich zufälliger Weise auf eine sonderbare Art fügten, trugen dazu bei, mich in dieser Meinung zu bestärken. Ich würde an der Veredlung meines Charakters ganz unendlich gewonnen haben, wenn sich diese Täuschung länger, und ich wollte, daß sie sich bis diese Stunde erhalten hätte! - Um den vollen Gang der Sache einzusehen, muß ich, ehe ich hier weiter gehe, meine Leser mit anderen vorbereitenden und begleitenden Umständen bekannt machen. Gegen das Ende des Jahres 1773, gleich nach Aufhebung des Jesuitenordens, erhielt ich auf der Universität zu Ingolstadt den Lehrstuhl des geistlichen Rechts, welchem die Jesuiten seit 90 Jahren ununterbrochen vorgestanden hatten. Von dieser Zeit an wurde ich der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung. Schon im Jahre 1774, im Monat Januar, entdeckte ich während meiner damaligen Anwesenheit in München, einen schändlichen Jesuitischen Komplott und Verleumdung, welche die Jesuiten, auf Anstiften meines Vorfahrers bei Hofe in der Erwartung, daß ich schon abgereist wäre, in der Absicht angebracht hatten, um mich von einem, ihrem Systeme so wesentlichen Lehrstuhl zu entfernen. Zum Glück war ich noch anwesend und vernichtete durch meine Gegenwart und mündliche Rechtfertigung die ganze Kabale. Von dieser Zeit an wurden die Jesuiten mir und ich ihnen auf das äußerste gehässig. Ich war 13 ganze Jahre hindurch ihren Intriguen und Verleumdungen unaufhörlich ausgesetzt. Meine Leser können sich, aus dieser angeführten Tatsache vorstellen, daß ich einen Rückhalt und Unterstützung notwendig hatte, daß ich diese natürlicher Weise in einer so ausgebreiteten, und nach meinen Begriffen so eng verbundenen Gesellschaft [der Freimaurer] zu finden hoffte; daß mir folglich durch diese Erwartung geheime Verbindungen als der Zufluchtsort der gedrückten Unschuld, in einem sehr anziehenden Lichte erscheinen mußten. Dies ist noch nicht genug.

Im Jahre 1775 ging in meinem Geiste und in meiner ganzen Denkungsart eine sehr wichtige Veränderung vor. Ich hatte vorher der speculativen Philosophie mit Leib und Seele angehängen, und mich in metaphysischen Betrachtungen und Grübeleien so sehr verloren, daß ich mich beinahe ausschließender Weise mit der Metaphysik beschäftigt hatte. Zu meinem großen Glück ward ich, um diese Zeit, wider meinen Willen, aus diesem Taumel gerissen, und aus der übersinnlichen Welt wieder auf die Erde unter Menschen versetzt, deren nähere Kenntniss, durch meine neu erhaltene Stelle, mir zur Pflicht und Notwendigkeit gemacht wurde. Ich erhielt den Auftrag, nebst den Vorlesungen über das Kirchenrecht über das so beliebte Federische >Lehrbuch der praktischen Philosophie< zu lesen. Von dieser Zeit fängt sich mein Studium des Menschen und meine practische Denkungsart an, und ich halte es für Pflicht, dem würdigen, vor mir so sehr verehrten Verfasser dieses Lehrbuches, dem Herrn Hofrat Feder in Göttingen, für die mir erweckten Ideen den gebührenden Dank öffentlich zu entrichten; seine Bescheidenheit wird vielleicht nicht vermuten, daß sein Lehrbuch solche Wirkung hervorgebracht hat.

Ich bitte nun meine Leser, diese drei von mir soeben angeführten Umstände wohl zu bedenken und zu überlegen, welche Geistesstimmung daraus entstehen müsse? Ob sie hier schon eine Anlage bemerken, durch welche solche schändliche und verabscheuungswürdige Entwürfe möglich werden, als man mir zur Last gelegt hat, und noch zur Stunde zur Last legt? Ich bitte Sie aber auch das, was noch folgen wird, noch weiter zu erwägen. Bis hierher erscheint noch nichts von einem Entschlusse eine eigene Gesellschaft zu errichten; es ist bloß die Neigung entstanden, einer schon vorhandenen beizutreten. Ich bin, soweit meine Erzählung reicht, mit geheimen Verbindungen bekannt geworden; ich habe mir nach meiner Art ein Ideal entworfen; meine Umstände machen in mir ein sehr mächtiges Bedürfnis, das Bedürfnis nach Unterstützung, die Begierde sich gegen unverdienten Druck zu sichern, rege. Diese Unterstützung und Versicherung hoffe ich zu erhalten, indem ich mich mit anderen verbinde. Der Gedanke, daß geheime Verbindungen zu diesem Ende ein sehr wirksames Mittel sind, fängt an, in mir aufzukeimen, und mir diese Verbindungen um so werter zu machen; auch mein Geist ist indessen, mit den dazu nötigen Kenntnissen, mit dem Studium des menschlichen Herzens in etwas bekannter geworden. Es ist auf diese Art viel, aber noch lange nicht alles geschehen.

Meine Aufnahme war also, wie wir gehört haben, beschlossen, und der Eifer einzutreten, war nicht minder groß. [...] Während dieser Zeit suchte ich aller Bücher über die Freimaurerei habhaft zu werden. Wie erstaunte ich, als ich darunter einige fand, in welchen alle Grade abgedruckt waren! Ich wollte anfänglich nicht glauben, daß sie echt wären, aber Personen, welche mit dieser Sache näher bekannt waren, mit welchen ich in der Zwischenzeit bekannt wurde, versicherten mich, daß ich nicht glauben sollte, daß alles ganz leer wäre. Von dieser Zeit wurde meine übergroße Achtung für die Freimaurerei, vielleicht aus der Ursache, weil sie übergroß war, so sehr herabgestimmt, daß ich die übergroßen Receptionsgebühren zum Vorwand brauchte, um die wiederholten Anträge zur Beschleunigung meiner Aufnahme auf eine Art von mir zu weisen, welche nicht beleidigen sollte. [...]

Zu eben dieser Zeit hatte ein Offizier des Baron Hennebergischen Infanterieregiments mit Namen Ecker in Burghausen eine Loge errichtet. Diese Loge arbeitete auf Alchemie, und fing an sich gewaltig zu verbreiten. Ich selbst wurde durch ein Mitglied dieser Loge, den damals in Ingolstadt studierenden Baron von Er... auf

das dringendste zum Beitritt aufgefordert. Dies ging soweit, daß ein eigener Deputierter dieser Loge nach Ingolstadt kam, um dort zu werben und die Fähigsten unter den Studierenden auszuheben. Seine Auswahl fiel zum Unglück gerade auf diejenigen, auf welche ich mein Auge geworfen hatte, sobald ich mein Werk anfangen würde. Der Gedanke so hoffnungsvolle Jünglinge auf diese Art verloren zu haben, sie überdies mit der verderblichsten Seuche, mit dem Hang zur Goldmacherei und ähnlichen Thorheiten angesteckt zu sehen, war für mich quälend und unerträglich. Ich ging darüber mit einem jungen Mann, auf welchen ich das meiste Vertrauen gesetzt hatte, zu Rate. Dieser ermunterte mich, meinen Einfluß auf junge Studierende zu benutzen, und diesem Unwesen durch ein wirksames Mittel, durch die Errichtung einer eigenen Gesellschaft so viel [als] möglich zu steuern. Zu diesem Ende entbot er mir alle seine Kräfte und Dienste. Die letzte Impulsion, durch welche mein Vorhaben zur Tat wurde, erhielt ich auf folgende Art.

Unter den vielen Büchern, welche ich lesen mußte, um meinem Lehrstuhl der praktischen Philosophie gehörig vorzustehen, fiel ich auf Abts vortreffliche Schrift >Vom Verdienst<. Nicht leicht hat ein Buch so sehr auf meinen Charakter und Willen gewirkt. Bei Durchlesung dieser Schrift fiel ich auf eine Stelle, welche eine Seele, in welcher, so wie in der meinigen, so viele brennbare Materialien lagen, in volle Flammen setzen und begeistern muß. Ich will diese mir unvergeßliche Stelle ganz hierher setzen, weil meine Leser finden werden, daß sie den ganzen Geist des Illuminatenordens enthält, weil sie aus solcher meine Geistesstimmung zur Zeit als ich meine Gesellschaft errichtete, die Absichten mit welchen ich umging, unleugbar erkennen werden. Diese Stelle ist folgende¹⁵⁸:

„Vieler, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern, ihr Leben und Wandel durch Vorschriften so einrichten, daß sie immer glückseliger, immer vollkommener werden, die Veranstaltung treffen, daß ihnen dergleichen Regeln ebenso geläufig als beliebt seien, solche Lagen aussinnen, dadurch sie sich alle, aller Widerspenstigkeit ungeachtet, zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen: dazu denn alle Verwickelungen, die meisten möglichen Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken, sich an die Arbeit machen, wenn noch niemand sie nur als möglich ansieht; Jahre lang arbeiten, manchmal ohne Frucht, sich trösten, aufrichten, selbst anspornen müssen; keine Widerwärtigkeiten, keine Gefahr achten; keine innere Abneigung oder Lauligkeit überhand nehmen lassen; und dies alles bloß darum, weil es zu Nutzen und Frommen der herzlich geliebten Nebenmenschen gehört, ihrer, die nach einerlei Bilde mit uns geschaffen sind [...]“

Ich machte mich sogleich an die Arbeit und entwarf die allgemeinen Statuten, welchen ich, wie ich mich noch sehr wohl erinnere, ehe ich auf den Namen „Illuminaten“ fiel, den Namen „Statuten der Perfectibilisten“¹⁵⁹ gab. Diesen Namen habe ich bloß aus der Ursache verändert, weil das Wort zu sonderbar klingt. Indessen zeigt doch dieser Name, welche Absicht ich bei der Gründung meiner Gesellschaft hatte. Diese nahm mit dem 1. Mai des 1776sten Jahres ihren Anfang. [...]

Ich frage: ist es wahrscheinlich oder möglich, daß ein junger unerfahrener Mensch von 28 Jahren, auf einer Universität in seiner Vaterstadt geboren und erzogen, ein Mensch von einem außerdem stillen und unbescholtenen Lebenswandel, der, wenn er auch gewollt hätte, in seiner Vaterstadt nie die Gelegenheit gehabt hätte, an dem Verderben der Welt Teil zu nehmen, ist es möglich, sage ich, daß ein solcher Mensch auf einmal, durch den widernatürlichsten Sprung zum abgefeimtesten Bösewicht werde? Ist es möglich, daß ein bloßer Schulmann, ein öffentlicher Lehrer und was am meisten auffallen muß, ein Lehrer der praktischen Weltweisheit, der Sitten- und Tugendlehre, welcher über das Federische Lehrbuch öffentliche Lesestunden mit ausgezeichnetem Beifall liest, welcher dadurch genötigt wird, mehr als jeder anderer über die Lehre von den menschlichen Neigungen, von den Triebfedern unserer Handlungen, von der Glückseligkeit, von dem Werte der Güter, von der Tugend, von den Hindernissen und Beförderungsmitteln derselben, - zu der Zeit, wo er über diese Gegenstände am meisten denken muß, wo er die besten dazu dienlichen Schriftsteller unaufhörlich liest, wo diese Gedanken, durch die Wiederholung, seiner Seele zum Bedürfnis werden; - ist es möglich oder wahrscheinlich, frage ich, daß eben dieser Lehrer, in eben dieser Zeit, den Grund zu einer Anstalt legt, welche, nach der Beschreibung meiner Gegner, an Schändlichkeit keine ihres Gleichen hat? - O Menschenkenntnis, was soll aus dir werden, wenn dem so ist? Was muß geschehen, um tugendhaft zu werden, wenn ein solcher Weg zu einem so hohen Grade von Laster und Gottlosigkeit führt?

Die Ordensstatuten beweisen unbezweifelbar, daß der Illuminaten - Orden ein Philosophen - Orden war. Unter Punkt 2 der „Reformation der Statuten der 1sten Klasse“ steht:¹⁶⁰ „Bleibt so, wie bishero auch für künftige Zeiten der Endzweck der Gesellschaft, dem Menschen die Vervollkommnung seines Verstandes und

¹⁵⁸ Sie steht im 3. Hauptstück >Vom Maße des Verdienstes<.

¹⁵⁹ Perfectibilismus = die Vervollkommlichkeitslehre, der Glaube an eine fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts; Perfectibilisten sind Anhänger dieser Lehre.

¹⁶⁰ Quelle: >Einige Originalschriften des Illuminatenordens, welche bey dem gewesenen Regierungsrath Zwack durch vorgenommene Hausvisitation zu Landshut den 11. und 12. Oktober 1786 vorgefunden worden<, München 1787

moralischen Charakters interessant zu machen, menschliche und gesellschaftliche Gesinnungen zu verbreiten, boshafte Absichten in der Welt zu hindern, der nothleidenden und bedrängten Tugend gegen das Unrecht beyzustehen, auf die Beförderung würdiger Männer zu gedenken und überhaupt die Mittel zur Erkenntniß und Wissenschaften zu erleichtern. Man versichert theuer und heilig, daß dieses der einzige und nicht colorierte Endzweck der Gesellschaft sey. (Fußnote: *Fistula dulce canit, voluerem dum decipit Auiceps.*)

Im Gegentheile stehet die Gesellschaft für nichts weiter, werden die Candidaten seiner Zeit mehr finden, so ist es für sie um so besser, und sie mögen daraus ersehen, daß man wider die Gewohnheit anderer Gesellschaften mehr halte, als man sich anheischig gemacht.

Ein Mitglied, das durch Erwartung künftiger großer Macht und Reichthum vorzüglich würde bewogen werden, in die Gesellschaft zu treten, würde darinnen nicht das allerwillkommteste seyn.

[...]

6. Die Gesellschaft kann die Leute nicht brauchen, wie sie sind, sondern sie sollen erst werden, wozu man sie nöthig hat. Dazu gehört Prüfung, Proben der Treue, Stillschweigen, Anhänglichkeit, Arbeitsamkeit, die Erweiterung nützlicher Kenntnisse.

25. Damit alle Mitglieder von einem Geist beseelt werden, und unter ihnen ein Verstand, und ein Wille werde, so sind ihnen auch gewisse Bücher vorgeschrieben, welche sie lesen und aus welchen sie sich bilden können.

Für Teutschland in gegenwärtigen Zeiten sind beliebt worden:

1. Seneca Phil. [d. h. sein gesamtes philosophisches Oeuvre.]
2. Epiktet
3. Antonins [Marc Aurels] >Betrachtungen über sich selbst<.
4. Plutarchs >Lebensbeschreibungen<.
5. Seine [Plutarchs] moralische, so wie auch alle andere Schriften.
6. Von Wielands Werken: >Agathon<, >Goldener Spiegel< und >Geheime Beyträge<.
7. Tobias Knaut. [Werk: >Teufeleyn, Mönchereyen und Miscellanien aus Wien<, 1783]
8. Hirschfeld >Vom Grossen Manne<, und >Von heroischen Tugenden<.
9. Popes >Versuch über den Menschen<.
10. Smith >Theoria der Moralischen<.
11. Basedows >Praktische Philosophie für alle Stände<.
12. Meiners >Philosophische Schriften<.
13. Abt >Vom Verdienste<.
14. Montagnes >Versuch<.
15. Helvetius >Vom Geist<.
- 16 La Bruiere >Karakter<.
17. Alle Bellegardischen Schriften, so wie auch
18. Von le Noble >Weltschule<.

Überhaupt ist kein Buch ausgeschlossen, das zur Bildung des Herzens dienet, insbesondere empfiehlt man Fabeldichter, und alle andere [Dichter und Philosophen], die an Bildern oder moralischen und politischen Maximen reich sind.

26. Das gute Herz fordert man von allen, Künste und Wissenschaften von denen, so es im Stande sind; außer der Moral sind der Gesellschaft Chemie und Handlung die angenehmsten. Sprachen, besonders französische und griechische werden hochgeschätzt - wenigstens zum Bücherverstehen [...]

Hier ein Brief Weishaupts an Zwack, der seine stoische Philosophie verdeutlicht: ¹⁶¹

Wohlgeborener, hochzuverehrender Herr und Freund!

Meine Rectoratsarbeiten erlauben mir nunmehr wieder an meine wertheste Freunde zu denken. Aus dero schätzbaren Zuschrift habe ich ersehen, daß wir beynahe gleiches Schicksal haben, bald oben, bald unten, viele Maulfreunde und wenig wahre, das ist leider die Erfahrung jedes ehrlichen Mannes. Darf aber ihr ehemaliger Lehrer es noch wagen, Ihnen noch etwas zu sagen, so hören Sie meine väterliche Erklärung. Von mir kann ich die Versicherung geben, daß ich von Ihren Verdiensten, Einsicht und Vernunft eine hohe Meynung habe, und daß ich von Ihnen noch etwas Hohes erwarte: aber alle Menschen urtheilen nicht gleich davon, Ihre Rechtschaffenheit und Einsicht macht Ihnen Feinde. Sollte es also nicht rathsam seyn, wo man nicht Amts halber muß, nicht allzeit Einsicht zu zeigen, auch zu schweigen, wo Reden nicht Amtspflicht ist? Machen Sie's wie ich, entfernen Sie sich von großen Gesellschaften, schließen Sie sich an ihre genaueste Freunde auf das nächste an, von denen Sie versichert seyn können, daß bey ihnen Liebspflichten Zwangspflichten seyen. Gedenken Sie nicht müßig zu seyn, und in die Welt Einfluß zu haben, so warten Sie,

¹⁶¹ Quelle: >Einige Originalschriften des Illuminatenordens ...<

die Stunde kömmt gewiß, wo Sie viel thun werden. Erat autem Sejanus otioso simillimus, nihil agendo multa agens. Suchen Sie durch ein unbemerktes Leben dem Neid zu entgehen, und müssen Sie in der großen Welt erscheinen, so nehmen Sie auf diese Zeit eine heitere freundliche Miene an, legen Sie alles Beleidigende von sich, und dann treten Sie wieder in Ihre philosophische Stille zurück, um über Thoren und Narren zu lachen, die sich einbilden, man stünde nur aus Gottes Barmherzigkeit zum Raumfüllen in der Welt. [...]

Lassen Sie Philosophie und Menschenkenntnis und praktische, nicht spekulative Tugend Ihre Angelegenheit seyn. Sie geben uns manchen Trost, den wir von außen vergebens erwarten. Wirken Sie indessen in die kleine Sphäre, die Sie um sich haben und zu versammeln im Stande sind, genug getan, wenn auch diese wieder so viel tun. [...]

*Halten Sie meine Briefe geheim, die Leute könnten sonst denken, ich wäre ein Narr.
Ingolstadt, den 22. Xbr. 1777.*

Kapitel VII.2: Anrede an die neu aufzunehmenden Ill[uminatos] dir[igentes] ¹⁶²

Nach dieser sorgfältigen Vorbereitung und Prüfung rückt nunmehr die Zeit Ihrer Belohnung herbey; Sie haben gelernt sich und andere zu erkennen, Sie sind das, was Sie seyn sollen, was wir von Ihnen erwarten. - Nunmehr trifft auch Sie die Reihe, andere zu leiten, das, was Sie bishero wissen, und was Sie in dieser Stunde noch erfahren sollen, gibt Ihnen Ueberlegenheit der Einsichten über andere schwächere, und eben diese Ueberlegenheit ist die einzige wahre Quelle der Macht des Menschen über andere Menschen. - Die Finsternis verschwindet, der Tag des Lichts bricht herein, die erste Pforte des Heiligthums öffnet sich. Ein Teil unsrer Geheimnisse wird sich Ihnen entwickeln. - Verschliesset /45/ die Thore des Heiligtums dem Ungeweihten. Ich will zu den Erlauchten, den Heiligen, den Auserwählten sprechen. Ich spreche mit denen, so Ohren haben, um zu hören, eine Zunge, um zu schweigen, und einen geläuterten, erlauchten Verstand, um zu begreifen. - -

In dieser Versammlung der Erlauchten treten Sie heut' gegenwärtig in die Klasse des hohen Ordens, in die Klasse derer, welche in der Regierung des Ordens selbst keinen unbedeutenden Antheil haben. Wissen Sie aber wohl auch hinlänglich, was das heißt, herrschen, in einer geheimen Gesellschaft herrschen? Nicht über den geringern oder vornehmern Pöbel, über die besten Menschen, über Menschen von allen Ständen, Nationen und Religionen, ohne äußerlichen Zwang zu herrschen, sie dauerhaft zu vereinigen: Ihnen einerley Geist und Seele einzuhauchen, über die in allen Theilen der Welt zerstreute Menschen in der größten Entlegenheit in möglichster Stille, mit möglichster Eile und Genauigkeit zu herrschen: ist eine bishero in der Staatsklugheit noch un/46/aufgelöste Aufgabe. Unterscheidung und Gleichheit, Despotismus und Freiheit auf das engste zu vereinigen: sein Reich und seine Unterthanen, sich selbst schaffen: allen Vorrath, und denen daraus entstehenden unvermeidlichen Verfolgungen vorzubeugen: Aus Nichts etwas zu machen, dem allgemein einreissenden Verderben zu steuern, auf allen Wegen Segen und Wonne zu verbreiten, ist das Meisterstück der mit der Moral vereinigten Politik. Um dieses zu bewirken, bietet uns die bürgerliche Verfassung wenige brauchbare auch hier anwendbare Regeln an. Die Triebfedern, deren man sich in beyden bedient, um Menschen in Bewegung zu setzen, unterscheiden sich sogar. Dort werden die Menschen aus Furcht und Zwang zum handeln bestimmt, hier bey uns soll sich jeder selbst dazu bestimmen. Hoffnung, vorhergesehener vernünftiger Vortheil, Erwartung, Vernunft, Sittlichkeit sollen ihnen die gehörige Richtung ertheilen. Hier finden sich Hindernisse, welche nur dergleichen Einrichtungen allein eigen sind, und bey der bürgerlichen /47/ Gesellschaft gar nicht angetroffen werden. Diese sind es, welche die vernünftigste Sache unendlich erschweren, um Umwege veranlassen.

Mitglieder, die in verschiedenen eifersichtigen und argwöhnischen Regierungen zerstreut leben, in solchen aufgewachsen, von ihnen den Unterhalt erhalten, von ihnen hoffen, und fürchten, die um dieses Unterhalts willen diesen Gemeinden alle ihre Kräfte und Thätigkeit schenken und widmen: also schon anderswo mit vielen Geschäften überladene Mitglieder, die man noch überdas an keinem gemeinschaftlichen Ort, unter gemeinschaftlicher Aufsicht mit den gewöhnlichen Zwangsmitteln unterrichtet, die mitten im Verderbnisse leben, und so leicht davon hingerissen werden, wo das üble Beyspiel so häufig, und die Verführung so leicht ist, und das Werk von Jahren zernichten kann: Mitglieder, die man noch über das nicht nach dem Beyspiel der geistlichen Orden nach Gefallen übersetzen kann, diese sind es, welche die Grundlage unsrer Mitarbeiter ausmachen, und die Arbeit ins Unendliche erschweren. - Wie soll man weiter von Menschen, /48/ deren der größte Theil unvernünftig ist, und selbst von uns Hilfe erwartet, und der übrige klügere Theil durch wiederholten Betrug zu sehr gewitzigt worden [ist], als daß er es abermals wagen sollte, sein Geld an eine

¹⁶² Quelle: >Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben, Adam Weishaupt, gewesenem Professor zu Ingolstadt betreffen...< (>Zweyte Abtheilung - Documente<, ab Seite 44), München 1787.

Gesellschaft zu verwenden, deren letzter Zweck ihm noch nicht vorgelegt, und die nutzbare vernünftige zweckmäßige Verwendung seiner Freygebigkeit ihm nicht bewiesen wird; - wie soll man, sage ich, von solchen Mitgliedern die nöthige Fonds erhalten, um die jedem Körper wesentliche Bedürfnisse zu bestreiten, um einen so kostbaren in alle Welt sich erstreckenden Briefwechsel und Zusammenhang zu erhalten, um verdienten Dürftigen zu helfen, die wegen ihrer Redlichkeit, Eifer für die gerechte Sache, für den Orden selbst Verunglückte zu unterstützen; große, der Menschheit nützliche Anstalten zu befördern, dem Orden dienliche Stiftungen zu errichten; Mitgliedern, die sich aller bürgerlichen Aemter begeben, um sich für den Orden zu verwenden, um diesen den schuldigen Ersatz zu machen: Witwen und Kinder mittelloser Mitglieder zu erhalten, und auf diese Art jedes Mitglied /49/ in den Stand zu setzen, daß er bey seinem Leben in Unabhängigkeit von dem Bösen, und bey seinem Übergang in seiner Beruhigung und Seelenruhe nicht gehindert werde.

Wären Menschen gleich anfänglich das, was vernünftige Menschen seyn sollten; könnte ihnen gleich bey dem ersten Eintritt die Herrlichkeit des Plans [des Illuminaten - Ordens] vorgelegt und einleuchtend gemacht werden, dann möchte manches noch möglich seyn: Aber da jeder hofft, jeder haben und niemand geben will: da der Reiz des Verborgenen beynahe noch das einzige Mittel ist, um Menschen zu erhalten, die vielleicht nach befriedigter Neugierde sogleich [dem Orden] den Rücken kehren würden: da es erst um die moralische Bildung dieser oft noch roher Menschen zu thun ist, und doch jeder eilt und murret, und über die Verzögerung ungeduldig wird, so können Sie hier leicht sehen, daß hier Mühe, Geduld, Beharrlichkeit und überwiegende Liebe zum Zweck erfordert werde, um nicht in Mitte der Arbeit den Posten zu verlassen, und der undankbaren Arbeit, Menschen zu bessern, auf ewig zu entsagen. Dem nun /50/ vorzubeugen, dort zu helfen, wo die Hilfe oft so schwer ist, das alles zu leisten, [das] ist, was wir in g[egenwärtigen] Z[eiten] Regierungskunst nennen.

Diese ist die Sorge, zu welcher wir Sie anheut berufen, Tag und Nacht andere beobachten, bilden, ihnen zu Hilf' kommen, für sie sorgen: in dem Furchtlosen Muth, in dem Lauen und Trägen Eifer und Thätigkeit erwecken, dem Unwissenden predigen und lehren: den Gefallenen aufrichten, den Wankenden und Schwachen stärken, den Hitzigen zurückhalten, Uneinigkeiten zuvorkommen, entstandene beylegen, alle Mängel und Schwäche verbergen, gegen das Eindringen neugieriger Forscher und Witzlinge auf seiner Hut stehen, Unvorsichtigkeiten und Verrath verhüten, und endlich Subordination und Achtung gegen Obere, Liebe und Neigung unter sich, und Verträglichkeit gegen die, so außen seyend, bey den Ihrigen zu bewirken. Diese und andere mehr sind die Arbeiten und Pflichten, die wir Ihnen soeben auflegen. -

Und endlich, wissen Sie dann auch, was geheime Gesellschaften sind? welchen Ort sie /51/ in dem grossen Reiche der Weltbegebenheiten behaupten? glauben Sie wohl, daß solche eine gleichgiltige, transitorische Erscheinung seyen? O, meine Brüder! Gott und die Natur, welche alle Dinge der Welt, die größten so gut, wie die kleinsten zur rechten Zeit und am gehörigen Ort geordnet haben, bedienen sich solcher Mittel, um ungeheure, sonst nicht erreichbare Endzwecke zu erreichen. Hören und erstaunen Sie! Nach dieses Gesichtspunkt richtet und bestimmt sich die ganze Moral, und das Recht der geheimen Gesellschaften, und unsrige bisherige Moral und Begriffe von Recht und Unrecht erhalten erst dadurch ihre nöthige Berechtigung. Sie stehen hier in der Mitte zwischen der vergangenen und künftigen Welt: einen Blick in die vergangenen Zeiten zurück, und sogleich fallen die zehntausend Riegel hinweg, und die Thore der Zukunft öffnen sich. Machen Sie sich gefaßt, einen flüchtigen, aber kühnen Blick hinein zu wagen: - Sie werden den unaussprechlichen Reichtum und Vorrat Gottes und der Natur, die Erniedrigung und Würde des /52/ Menschen, und die Welt und das Menschengeschlecht in seinen Jünglingsjahren, wo nicht gar in seiner Kindheit erblicken, da wo Sie es schon in grauen hinfalligen Alter nahe bey seinem Untergang und Herabwürdigung zu finden vermutheten.

Die Natur, welche stufenweise Entwicklung eines unendlichen Plans ist, wo das nämliche Urbild in allen möglichen Veränderungen, Graduationen und Formen zum Grund liegt, und von uns Menschen nach Verschiedenheit seiner Gestalt verschiedene Namen erhaltet, macht in allen diesen ihren Veränderungen keinen Sprung: sie fängt von dem kleinst möglichen und unvollkommenen an, durchläuft ordentlich alle Mittelstufen, um zum größten und vollkommensten dieser Art zu gelangen, welches höchste vielleicht neuerdings die niedrigste Stufe einer neuen höhern Veränderung ist: sie macht Kinder, und aus ihnen Männer; und Wilde, um daraus gesittete Menschen zu machen, vielleicht um uns mit dem Contrast dessen, was wir waren, mit dem, was wir wirklich sind, fühlbarer, /53/ anziehender, schätzbarer zu machen: oder uns zugleich zu belehren, daß eben darum mit dem, was wir sind, ihr unendlicher Vorrath noch nicht erschöpft seye: daß wir und unser Geschlecht noch zu weitem ungleich wichtigern Veränderungen vorbehalten seyen. - So, wie also der einzelne Mensch, eben so hat auch das ganze Geschlecht seine Kindheit, Jugend, männliches und graues Alter. Mit jeder dieser Perioden des ganzen Geschlechts lernen die Menschen neue, ihnen vorher unbekannt Bedürfnisse kennen. Jedes neue Bedürfnis ist gleichsam der Samen, aus welchem eine neue Veränderung, ein neuer Zustand, ein Besserseyn hervor keimt, weil es den Menschen zur Thätigkeit

reizt, in ihm den Nisus hervorbringt, solches zu befriedigen, hinwegzuschaffen. Aus jedem befriedigten Bedürfnis entsteht wieder ein neues, und die Geschichte des Menschen - Geschlechts ist die Geschichte seiner Bedürfnisse, wie das eine aus dem andern entstanden: und diese Geschichte, diese Abstammung, diese Entwicklung der Bedürfnisse ist die Geschichte der Vervollkommung des /54/ ganzen Geschlechts; denn nach diesen richteten sich Kultur, Verfeinerung der Sitten, Entwicklung der schlafenden Geisteskräfte: mit der Entwicklung derselben ändert sich zugleich die Lebensart, der moralische und politische Zustand, die Begriffe von Glückseligkeit, das Betragen der Menschen gegeneinander, ihre Verhältnisse unter sich, die ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt. - In der Stufe des männlichen Alters allein erscheint erst das Menschen - Geschlecht in seiner Würde, dort allein, nachdem wir vorher durch viele Umwege, durch lange wiederholte traurige Erfahrungen gelernt, welches ein Unglück es sey, sich die Rechte anderer anzumaßen, sich durch bloße äußerliche Vorzüge über andere zu erheben, um seine Größe zum Nachteil anderer zu gebrauchen: dort allein sieht man es ein, glaubt es, fühlt es, welches eine Ehre, welches ein Glück es sey, ein Mensch zu seyn.

Diese erste Stufe von dem Leben des ganzen Geschlechts ist Wildheit, rohe Natur: wo die Familie die einzige Gesellschaft, und leicht zu befriedigender Hunger und Durst, Schutz /55/ vor dem Ungestüm des Wetters: ein Weib, und nach der Ermüdung die Ruhe, die einzigen Bedürfnisse sind, ein Zustand, in welchem der Mensch die beyden vorzüglichsten Güter, Gleichheit und Freiheit, in voller Fülle genießt, und auch ewig genießen würde, wenn er dem Wink der Natur folgen wollte, und die Kunst verstünde, seine Kräfte nicht zu mißbrauchen, und den übermäßigen Ausbruch seiner Leidenschaften zu hindern: oder, wenn er das schon wäre, wozu sein Geschlecht erst durch lange Vorbereitung gelangen sollte. Wenn es nicht im Plan Gottes und der Natur läge, ihm anfänglich nur das zu zeigen, wozu sie sein Geschlecht bestimmt, um ihm ein Gut um so schätzbarer zu machen, das er anfänglich gehabt, so bald verloren, gleich darauf zurückgewünscht, und so lange so eifertig und vergeblich gesucht, bis er endlich den rechten Gebrauch seiner Kräfte, seine Verhältnisse gegen andere Menschen richtiger zu bestimmen gelehrt wurde. In diesem Zustand, wo alle Gemächlichkeiten unsers Lebens mangelten, war dieser Mangel kein Unglück für Menschen, die sie nicht kannten, /56/ und eben darum niemals vermißten. Gesundheit war ihr ordentlicher Zustand, der physische Schmerz das einzige Mißvergnügen; - was konnte wohl diesen ursprünglichen Menschen mangeln, um glücklich zu seyn, da sie noch über das ihre Umstände belehrten, wenige und nicht zu lebhaftes Begierden zu haben: eine Kunst, welche das wesentlichste Erfordernis unsrer Glückseligkeit ist, das Ziel und Bestreben der Weisheit, und die Wirkung der aufgeklärtesten Vernunft und des geordnetsten Willens. - Glückliche Menschen, die noch nicht aufgeklärt genug waren, um ihre Seelen - Ruhe zu verlieren, und die großen unseligen Triebfedern und Ursachen unsers Elends, die Liebe zur Macht, die Begierde, sich zu unterscheiden, und andere zu übertreffen, den Hang zur Sinnlichkeit, und die Begierde nach den vorstellenden Zeichen aller Güter, diese wahre Erbsünde aller Menschen mit ihrem mühseligen Gefolge, dem Neid, Geiz, Unmäßigkeit, Krankheiten und allen Foltern der Einbildungskraft zu empfinden. Aber bald entwickelte sich in ihnen dieser unseli/57/ge Keim, und ihre Ruhe und ursprüngliche Glückseligkeit war dahin.

Als die Familien sich vermehrten, der Unterhalt zu mangeln anfang, das nomadische Leben aufhörte, das Eigentum entstand, die Menschen feste Sitze erwählten und durch den Ackerbau die Familien sich einander näherten, dabei die Sprache sich entwickelte, und durch das Zusammenleben die Menschen ihre Kräfte gegeneinander zu messen anfangen, hier Überlegenheit, dort Schwäche sahen: hier sah man zwar, wie der eine dem andern nutzen, wie Klugheit und Stärke des einen die zusammenlebenden Familien ordnen und einem ganzen Landstrich gegen die Angriffe der andern Sicherheit verschaffen konnte. Aber hier wurde auch zugleich der Grund zum Untergang der Freyheit gelegt, die Gleichheit verschwand. Man fühlte neue unbekanntes Bedürfnisse, man fühlte auch, daß sie durch eigene Kraft nicht wie vorhin zu befriedigen wären. In dieser Absicht unterwarf sich der Schwache ohne Bedenken dem Stärkern und Klügern, nicht um von diesem mißhandelt, sondern geschützt, geleitet, belehrt zu werden: die /58/ Fähigkeit dem andern zu nützen, war der einzige anerkannte, rechtmäßige Titel zum Thron, und so wie vordem Väter und Häupter der Familien die ersten [Könige der Welt], so waren nunmehr Wohltäter die zweyten und einzigen Könige der Welt. Da vorher jeder Mensch frei und unabhängig war, so konnte keine Gewalt des einen über den andern entstehen, als durch freiwillige Unterwerfung, und niemand wollte sich unterwerfen, seinen Rechten entsagen, sich in einen schlechtern Zustand versetzen, wenn er nicht hoffen konnte, Vortheil davon zu ziehen.

Alle Unterwerfung, auch der rohesten Menschen, ist also bedingt auf den Fall, daß ich Hilfe nötig habe, daß der, dem ich mich unterwerfe, mir sie zu leisten im Stande sey. Mit meiner Schwäche und mit der Überlegenheit des andern hört seine Gewalt auf. Könige sind Väter: väterliche Gewalt geht mit der Unvermögenheit des Kindes zu Ende. Der Vater würde sein Kind beleidigen, der sich über diese Zeit hinüber noch ein Recht über sein Kind beylegen wollte. Jeder Volljährige kann sich selbst vorstellen: wenn die ganze

Nation volljährig ist, so fällt der Grund /59/ ihrer Vormundschaft hinweg. Wenn der größere Teil noch minderjährig ist, so treten zwar die volljährigen aus, aber sie haben dabey kein Recht, die übrigen wider ihren Willen ihrer vorigen Vormundschaft zu entreißen, und sich an seine Stelle aufzuwerfen. Einer Gewalt, die alle anerkannten, wenn sie gänzlich aufhören soll, müssen auch alle entsagen. Aber niemals haben sich Menschen unterworfen, um mißbraucht, mißhandelt zu werden.

Niemals hat sich der Stärkere dem Schwächern unterworfen: der Schwache ist ewig von der Natur zur Unterwürfigkeit bestimmt, weil er braucht: der Starke ist von allen Seiten zur Herrschaft berufen, weil er nutzen kann. Laß den Schwachen stark, und den Starken schwach werden, so wechseln sie auch den Platz.

Wer den andern braucht, hängt von ihm ab, er hat sein Recht selbst abgetreten. Also wenig zu brauchen, ist der erste Schritt zur Freiheit; darum sind Wilde und im höchsten Grad Aufgeklärte vielleicht die einzigen freyen Menschen. Die Kunst, seine Bedürfnisse immer mehr und mehr einzuschränken, ist zugleich die /60/ Kunst, zur Freyheit zu gelangen¹⁶³: und die Kunst andern wohlzutun, ist zugleich die Kunst zur Herrschaft zu gelangen; wer andere nicht braucht, ist frey: wer noch dazu andern nutzen kann, ist frey und ihr König. Wenn das Bedürfnis lang und anhaltend ist, so ist es auch die Unterwürfigkeit: Sicherheit ist ein solch anhaltendes Bedürfnis. Hätten die Menschen sich von Beleidigung enthalten, so wären sie frey geblieben. Ungerechtigkeit allein hat sie unterjocht. Um sicher zu seyn, haben sie einen einzelnen Menschen eine Stärke beygelegt, die er vorher nicht hatte, die nun stärker ist, als die Stärke eines jeden einzelnen; dadurch haben sie sich ein neues Bedürfnis gemacht: die Furcht gegen das Werk ihrer Hände; um sicher zu seyn, haben sie sich die Sicherheit selbst benommen; dieser ist der Fall mit unsern Staaten. - Wo finden sie nun diese Stärke, die sie gegen die andere schützen soll? In ihrer Einigkeit? Aber dieser Fall ist zu selten. - Also in neuen, engern, klügern, geheimen Verbindungen; daher das Verlangen nach solchen in der Natur selbst gegründet.

/61/ Diese ist die kurze, wahre und philosophische Geschichte des Despotismus und der Freiheit, unserer Wünsche und unserer Furcht, unsers Glücks und unsers Elendes. Die Freyheit hat den Despotismus zur Welt gebracht, und der Despotismus führt wieder zur Freyheit. Die Vereinigung der Menschen in Staaten ist die Wiege und das Grab des Despotismus, sie ist auch zugleich das Grab und die Wiege der Freyheit. Wir haben die Freyheit gehabt, und haben sie verloren, um sie wieder zu finden, um sie nicht weiter zu verlieren, um uns durch den Mangel zu ihrem Genuß um so fähiger zu machen. Die Natur hat das Menschen - Geschlecht aus der Wildheit gerissen und in Staaten vereinigt: aus den Staaten treten wir in neue klüger gewählte. Zu unsern Wünschen nahen sich neue Verbindungen, und durch diese langen wir wieder dort an, wo wir ausgegangen sind: aber nicht um dereinst den alten Zirkul wieder zurück zu machen, sondern um unsere weitere Bestimmung näher zu erfahren; die Folge soll alles noch deutlicher erweisen.

/62/ Nun waren also die Menschen aus ihrer ruhigen Lage in den Stand der Unterwürfigkeit versetzt. Eden, der Garten des Paradieses, war für sie verloren, denn sie waren gefallen, der Sünde und der Knechtschaft unterworfen, sie mußten ihr Brod in der Unterwürfigkeit, in dem Schweiß ihres Angesichts verdienen. Andere bemächtigten sich ihrer, versprachen ihnen Schutz, und wurden ihre Anführer: oder die Klügere, um sie zu ihren Absichten zu leiten, und ihren Vorschriften großes Ansehen zu geben, gaben sich für übernatürliche Wesen oder Abgesandte Gottes aus: und auf diese Art wurde die Theocratie unter ihnen eingeführt. Doch war noch keines dieser Völker zu groß, sie waren in Horden verteilt, deren jede ihren Anführer hatte. Diese Anführer eben so ungleich an Kräften als die einzelne natürliche Menschen, mußten nach und nach ebenfalls der Ueberlegenheit des Klugen oder Tapfersten unter ihnen weichen, und so wurden viele kleine Stämme in ein großes Volk vereinigt. Es entstunden Nationen und Vorsteher, Könige der Nationen. Mit dem Ursprung der Nationen und Völker hörte /63/ die Welt auf, eine große Familie, ein einziges Reich zu seyn: das große Band der Natur wurde zerrissen. Man vereinigte Menschen, um sie voneinander zu trennen: man zog zwischen Menschen und Menschen eine Linie: diese hörten auf sich unter einem gemeinschaftlichen Namen zu kennen. Der Mensch fing an, dem Landesmann nachzustellen, und der Nationalismus trat in die Stelle der Menschenliebe: mit der Abtheilung des Erdreichs und der Landen wurde auch das Wohlwollen getheilt, und ihm Grenzen angewiesen, über welche es sich niemals erstrecken sollte. Nun wurde es zur Tugend, auf Unkosten derer, die nicht in unsere Grenzen eingeschlossen waren, sein Vaterland zu vergrößern. Nun wenn es ein Mittel zu diesem engern Zweck, so war es erlaubt, Fremde zu verachten, zu hinterlisten, oder wohl gar zu beleidigen. Diese Tugend hieß Patriotismus: und der Mann, der gegen alle übrige ungerecht war, um gegen die Seinigen gerecht zu seyn, der seine Vernunft so weit

¹⁶³ Siehe Seneca >Über das glückliche Leben<, III.4: „es folgt immerwährende Ruhe auf die Freiheit, wenn vertrieben das, was uns reizt oder schreckt; denn die Genüsse und die Reize ... löst eine ungeheure Freude ab, die unerschütterlich und gleichmäßig, sodann [vertreiben die Genüsse und Reize] Friede und Eintracht der Seele ...“ und Kapitel IV.3: „was nämlich hindert uns, glückliches Leben zu nennen eine freie Seele und aufrechte und unerschrockene und standfeste, [eine] außerhalb von Furcht, außerhalb von Gier stehende [Seele], für die einziges Gut ist die Ehre, einziges Übel die Schande, das übrige ein belangloser Haufe von Dingen, weder etwas wegnemend dem guten Leben noch hinzufügend ...“

heruntergeführt hatte, daß er gegen fremde Vorzüge blind war, und Mängel seines Vaterlandes gar nicht /64/ oder wohl gar als Vollkommenheiten betrachtet: dieser Mann erhielt den Namen des Patrioten. Die Liebe gegen Menschen war im genauesten Verhältnisse mit der Größe seines Vaterlandes.

War es einmal erlaubt, oder wohl gar tugendhaft, Menschen, die nicht mit mir einerlei Land bewohnten, geringer zu halten, oder wohl gar zu beleidigen, warum sollte es nicht auch erlaubt seyn, diese Liebe noch enger auf die Bewohner meiner Stadt, oder wohl gar auf die Mitglieder meiner Familie, oder auf mich allein zu beschränken? Und so entstand aus dem Patriotismus der Localismus, der Familien - Geist und am Ende gar der Egoismus.

So, wie sich der Gesichtspunkt von Zeit zu Zeit verengte, so wurden aus einem einzigen Interesse tausend und unendliche: jeder wollte solches erreichen. Diese Grenzen widersprachen sich, es entstanden innerliche Gährungen, Spaltungen, Feindschaften: das Allgemeine wurde vergessen, weil jeder nur allein auf seine Vergrößerung dachte. Auf solche Art war schon bey der ersten Entstehung der Staaten der Same /65/ der Zwietracht, in ihm zerstreuet, der Patriotismus fand seine Strafe in sich selbst; und die beleidigte Menschheit war an ihren Feinden hinlänglich gerochen. Ein Übel, das mit jeder Staatsverfassung von jeder Form unzertrennlich verbunden, und durch keine Staatskunst zu heilen ist. Vermindert den Patriotismus, so lernen sich die Menschen wieder als solche kennen, die Anhänglichkeit verliert sich, das Band der Vereinigung zertrennt und erweitert sich, und die Quelle und Ursache einer Menge dem Staate nutzbarer Thaten werden nicht ferner unternommen: vermehrt den Patriotismus, so lehrt ihr zugleich Menschen, daß es ebensowenig unrecht sey, gegen sein Vaterland, als das übrige Menschengeschlecht zu handeln: daß in Rücksicht des übrigen Theils der Menschen der Staat ebensowenig als die Familie einiges Vorrecht besitze: daß man das nicht bestrafen könne, und eine engere Liebe als ein Verbrechen annehme, wenn man selbst das Beyspiel dazu gibt: und daß endlich der engste Egoismus ebenso rechtmäßig erscheinen würde, wenn er sich so, wie der Staat durch /66/ seine Ueberlegenheit Impunität zu verschaffen im Stande wäre. Daß hier also oft ein Verbrechen Tugend wäre, weil es von mehreren unbestraft begangen wird. Jeder Vernünftige muß vielmehr einsehen, daß der Nutzen eines Staats auf keine Art der letzte Maßstab vom Recht, [vom] Unrecht sey, denn sonst hätten wir in dem nämlichen Fall widersprechende Rechte: daß es ein allgemeines Recht geben müsse, dem alle übrige untergeordnet sind, dieses ist der Nutzen des ganzen Geschlechts. Was diesem widerspricht, ist unrecht, wenn ihm auch in gewissen Ländern Altäre gebauet würden, und die verdienstlichste Handlung um sein Vaterland könne das größte Verbrechen gegen die Welt seyn. Der Codex der Nationen ist von dem Gesetzbuch der Natur unterschieden. Aus diesem letzten werden die Rechte der Nationen beurtheilt, so, wie sich jeder Staat das Recht usurpirt, die Rechte einzelner Familien und Menschen zu beurtheilen, so wie jedes Land so viel möglich den Umgang mit Auswärtigen vermieden, so muß das Originelle der Menschen verlohren gehen, und statt solchen eigne Sitten, /67/ Meynungen, Sprachen, Gesetze und Religionen durch solche ausschließende Vereinigung entstehen, das Einförmige verschwinden und Mannichfaltigkeit auf der Erde verbreitet werden. Diese [Dinge] vollendeten, die letzte Linie zwischen Menschen und Menschen zu ziehen. Nun hatten die Menschen Ursach genug, sich zu hassen, aber beynahe keine, sich zu lieben. Nun liebte man nicht mehr den Menschen, sondern einen solchen Menschen. Dieses Wort ging gänzlich verlohren, und nun nannten sich Menschen Römer und Griechen und Barbaren, Heiden und Juden, Mohamedaner und Christen. Diese theilten sich wieder in weitere, neue Sekten bis auf den Egoismus herunter. Nun brauchte man nur das Wort Christ oder Jud, Römer oder Barbar zu hören, so entstand Neigung für seine, und Verfolgungs - Geist gegen die andere Parthey. Intoleranz war nun auf allen Seiten, und weil der Patriotismus den Egoismus geboren, so haßten sich Menschen von der nämlichen Sekte und Nation darum nicht weniger. Sie waren nun Fremde, wenn sie es mit einem, den sie lebhafter haßten, mit einem fremden /68/ zu thun hatten: war aber dieser gebändigt, dann fielen sie wieder über sich selbst her, und schwächten sich, um auf diese Art seiner Zeit einem Dritten in die Hände zu fallen, und sich neue Fesseln zu schmieden. Ihre eigene Anführer gewannen bey dieser Theilung der Interesse am meisten. Die Nation war geteilt, so wie die verschiedenen Interesse, dieser Name vergessen: und die Könige fiengen an, sich in die Stelle der Nation zu setzen, sie als ihr Eigenthum zu behandeln, und sich nicht weiter als Vorsteher zu betrachten.

Um die Nation vollends zu unterjochen, trug die Eroberungssucht der Monarchen nicht das wenigste bey. Man gebot über 100.000 Menschen. Man glaubte über zehn- oder hundertmal so viel gebieten zu können. Die Nation, so Theil an der Beute hatte, willigte gern darein: die Nation und die Könige theilten sich in die eroberten Länder. Die Könige teilten abermal die ihrigen, um gegen eine Nation, die noch befehlen wollte, einen Anhang, eine stehende Miliz zu erhalten, um den einen Teil des Volkes durch den anderen zu bändigen. Daher kam /69/ also das Lehenssystem. Die Erfindung der Monarchen, die mehr hatten als sie brauchten, und den Ueberfluß verwandten, um unumschränkter zu herrschen, die Ketten des Volkes zu vergolden und aus Wohltätern Unterdrücker der Menschen zu werden. Der Ursprung von einer Gattung Menschen, die nicht der Nation, sondern dem Könige dienten, auch gegen die Nation zu jedem Wink bereit stunden, die wahren Werkzeuge des Despotismus und die Mittel zur Unterdrückung der National - Freiheit,

und Vorläufer und Muster der später errichteten stehenden Miliz, beyde zu einerley Zweck: nur die eine im baren Gelde, die andern in liegenden Gründen für ihre Unterdrückung und Henkers - Dienste besoldet, und zum Mord und Raub unschuldiger Menschen gemietet.

Nun fielen Menschen über Menschen, Nationen über Nationen, Menschenblut floß auf allen Seiten. Es entstand aus den Ueberwundenen eine neue Klasse von Menschen, die man Sklaven nannte, ganz für andere, nicht für sich geschaffene Menschen, zur Willkür des Überwinders, ohne Erwerb, ohne Eigentum.

/70/ Thörichte Völker! die es nicht vorhersahen, was mit ihnen geschehen sollte, die dem Despotismus halfen, die menschliche Würde bis zum Viehe zu erniedrigen, um dereinst mit ihnen ein Gleiches zu versuchen, die Sklaverey der Ueberwundenen wurde das Modell von der Sklaverei der Ueberwinder. Ihr Verbrechen war an ihren Nachkommen gerochen, sie durften nur ihre strengen Sitten verlieren, der Weichlichkeit sich ergeben, und an den sinnlichen Bedürfnissen Geschmack finden, wozu sie den Ueberfluß der gemachten Beute vorbereitete; so war der Sieger der Ueberwundene und der Ueberwundene der Sieger.

Diese waren wichtige, aber nicht die einzigen Folgen von der Errichtung der Staaten; die Menschen, die einmal im guten Vertrauen aus Kurzsichtigkeit den ersten Schritt gewagt hatten, erschöpften ihre Kunst in Erfindung der Mittel zu ihrer Erniedrigung.

Solche Männer, die ihre Nation aus dem Nichts zu einer solchen Größe emporgehoben, konnten von blinden Untergebenen, die nur auf das Gegenwärtige sahen, und nicht glaubten /71/ daß der, so ihnen genützt, ihnen auch dereinst schaden könne, im Anfang nicht anders als außerordentliche Menschen, als Götter betrachtet werden. Gerne hätte man ihnen die Unsterblichkeit gewünscht. Durch eine sehr natürliche Folge der menschlichen Kurzsichtigkeit mußte sich diese Achtung auch auf ihre Kinder, auf ihre Familien erstrecken. Der Sohn eines Wohltäters, wähten die Menschen, könne nicht anders als ein abermaliger Wohltäter seyn. Es war noch eine Art von Wahl, die den Nachfolger bestimmte. Man ging aus Achtung gegen den ersten Wohltäter nicht aus seiner Familie: aber nach und nach wurde das Wahlreich zum Erbreich umgeschaffen, und in weiterer Folge, als die Fürsten anfangen sich in die Stelle des Staates und der Nation zu setzen, das Volk als ihr Erb und Eigentum anzusehen. Als der kriegerische Taumel vorbey war, und das Volk durch die Verfeinerung der Sitten und die Liebe zur Weichlichkeit mehr zur Knechtschaft vorbereitet war: als die ersten Väter und Kinder und Enkel des entstehenden /72/ Volkes nicht mehr lebten, und die ausgearteten weichlichen Urenkel ihre Rechte vergessen hatten: da entstunden endlich die Patrimonial-Reiche, und der Despotismus stürmte über die sorglosen Menschen herein: nun wurden die Kinder und Völker wie eine Herde verkauft, geteilt, verschenkt, auf die Schlachtbank geliefert. Statt des Gesetzes trat die Willkür der Fürsten ein: sie selbst machten sich zum Zweck: die Nation war blos Mittel, um die Phantasie des Fürsten zu befriedigen. Nunmehr war die Gewalt dieser nicht mehr vom Volk, die Gewalt Menschen zu mißhandeln, wurde unmittelbar von Gott abgeleitet: Leben, Gut und Ehre der Bürger war ihrer Willkür überlassen. Nunmehr sahe man Fürsten ohne Einsicht, und sorgenlos über das Schicksal ihrer Unterthanen in Wollüsten ersäuft. Einen Hof ohne Sitten und voll vom Verderbnisse, das sich bis in die untersten Klassen verbreitete, das Laster in der Höhe, die Tugend in Ketten; Schmeicheley, Niederträchtigkeit an ihren Platz; Wissenschaft und Vernunft unterdrückt; nie/73/mand an seiner gehörigen Stelle: die wichtigsten Aemter des Staats den Meistbietenden, der Gunst der Höflinge und unzüchtigen Buhldirnen feil geboten; die Nation in Armut, das Land verlassen und ungebaut, die Industrie niedergeschlagen, der Handel unterdrückt; Unsicherheit des Eigentums: die Großen unabhängig von Gesetzen; der gerechte und tugendhafte Mann der Wut jedes Niederträchtigen, dem er nicht huldigen wollte, Preis gegeben, und was das ärgste ist, selbst unter dem Vorwand der Gesetze und Gerechtigkeit unterdrückt. Nun war Furcht die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen, und Gewalttätigkeit und Gelüsten das einzige Gesetz; man sah auf allen Seiten innerliche Zerrüttung, Zwietracht, Freunde gegen Freunde, Brüder gegen Brüder, Aeltern gegen Kinder, Verräter auf alle Seiten; am Hof Schwelgerey, Schwachheit, Niederträchtigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Nation, Bedrückung und Auflagen ohne Ende und Nämen: Elend von innen und Schwäche von außen.

/74/ Bey solchen entsetzlichen Umständen, bey dieser außerordentlichen Herabwürdigung mußten doch endlich, wenn noch anders die geringste Federkraft in dem Volke war, den noch übrigen wenigen Bessern die Augen aufgehen, oder im widrigen Fall mußten die Nation einem oder mehrern dritten, teils auswärtigen, teils noch nach Befund der Umstände den Größern von der Nation selbst zur Beute werden. Zuweilen, wenn das Verderben beynahe allgemein, und die Verderbnis der Sitten am größten ist, ist die Hilfe am nächsten. Die Natur welche in einem oder dem andern Winkel des Nordens noch guten Samen von Mannskraft und unentwelkter, unverdorbenen Fähigkeit bewahret, um den siechen Mittag herzustellen, tritt hin in das Mittel, und ruft aus den ärmern und unfruchtbarern Gegenden in diese wollüstige und weichliche Länder wilde Völker herein, bringt Leben und frisches Blut in den kränklichen Körper, verleiht ihm dadurch Mannskraft und Stärke, neue Sitten und Gesetze, bis der /75/ zurückgebliebene Keim des Verderbens auch diese gesunden Teile ergreift. Aber in dem Fall, daß die Verderbnisse nicht alle Menschen dieses Volks angriffen,

und das noch etliche wenige besser und unbefangen wären: O wie sehr mußten sie sich an die Stelle ihrer ersten Stammväter, an dem rieselnden Bache unter den Schatten eines fruchtbaren Baums, an die Seite eines liebenden fühlenden Mädchens zurückwünschen. Nun mußten sie es einsehen, welch ein Gut die Freiheit und welche Thorheit es seye, einem zu große Gewalt zu übertragen. Sie konnten sich überzeugen, daß zu große Gewalt und damit verbundene Impunität bey unmoralischen Menschen, wenn sie auch noch so gut scheinen, gar leicht zum Mißbrauch führen.

Hier, da sie das Bedürfnis nach Freyheit, und ihren Fall am heftigsten fühlten, mußten bey ihnen der Wunsch nach Linderung entstehen. Sie glaubten mit der Veränderung des Despoten wäre dem Übel gesteuert, alle Streiche fielen auf die Person des Tyrannen, keiner auf die Tyranney: sie stürzten den einen, um den andern zu erhöhen; /76/ oder höchstens durch das vorhergehende Beyspiel gewitzigt, beschränkten sie die Gewalt des neuen Beherrschers, die darum mit der Zeit doch nicht weniger absolut geworden, nachdem die Könige das Geheimnis gefunden, entweder in der Wahl der Repräsentanten des Volks ihren Anteil [Einfluß] zu haben, ihre Anhänger dazu [zur Wahl] zu befördern, oder unter diesen die Corruption zu verbreiten, den Hunger nach Gold zu erwecken, oder durch Hofämter die Stimmen zu erkaufen, oder durch die stehende Militz die Stimme des Vaterlandes zum Schweigen zu bringen. Andere, welche die Gewalt eines einzigen durchaus verschmähten, erwählten die popularische Verfassung. Aber sie fanden bald, daß die Freyheit ein Gut seye, dessen nicht jeder fähig ist, der sich erst kurz von dem Verderben der Monarchie losgerissen, daß die Geschäfte eines Volkes nicht allzeit vor der versammelten Volksmenge können behandelt werden. Zu diesem Ende wählten sie Vorsteher und Repräsentanten, die mit der Zeit vergaßen, daß sie ihre Aufträge erst vom Volk erhalten und nicht im eigenen, sondern /77/ fremden Namen sich zu versammeln berechtigt wären. Diese gründeten also eine Aristocratie, in welcher die Klügeren die Schwächern von Geschäften nach und nach entfernten, und also zur Oligarchie und auf die nämliche Art bald darauf zur Monarchie und Despotismus zurückgingen. Auf diese Art war nun der ganze Zirkel von Staats - Veränderungen durchlaufen, bis endlich die Höfe durch die Erfindung des Systems vom Gleichgewicht der Staaten die Revolution erschwerten und dadurch das Recht, ihre Untergebenen zu drücken und nach Willkür zu behandeln, erst noch weiter befestigten. Dieses System des Gleichgewichts ist unter den Fürsten der Welt eine Art von stillschweigender Convention, sich durch die Eifersucht der einen, und die Hilfe der andern bey den großen innerlichen Zerrüttungen zu erhalten. Nunmehr brechen Rebellionen und Revolutionen der Völker seltner aus. Weil keiner dem andern den Besitz eines durch sich verfallenen Reiches gönnet, so erhalten sich solche noch bey all ihrer Schwäche: und wir sehen nicht so häufig wie vordem Staaten /78/ entstehen und vergehen, es müßten dann zuvor mehrere der Stärkern sich zum Raub und Verteilung des sinkenden Reiches einverstanden haben ¹⁶⁴; und Könige führen sich nun auf, wie unmoralische Menschen im natürlichen Zustande. Mit dem Besitz des ihrigen unzufrieden, begierig nach fremden Gut, lauern sie auf jede Gelegenheit und günstige Umstände, um ihre Nachbarn zu übervorteilen, sich zu vergrößern, Treu und Glauben und Gerechtigkeit zu vergessen, und, um mehr zu erhalten, sich und andere von der Erde zu vertilgen. Dieses ist auch wirklich die äußerste Stufe vom menschlichen Verderben sich einander wechselweis' stillschweigend alle Ungerechtigkeiten gegen sein eigenes Volk zu garantieren, allgemeine Volks - Corruption zu begünstigen und zu wünschen, nur [um] aus dem Verderben des einen für sich Vorteil zu ziehen. Und doch, o Natur und Vernunft! wie groß, wie unwidersprechlich sind deine Rechte! da, eben da, indem sich alles verschworen, sich wechselweise zu Grund zu richten, muß das Gift zum Rettungsmittel dienen. Weil man Unterdrückung begünstigt, so hört solche auf, und die Ver/79/nunft fängt an, in ihre Rechte zu treten, da, wo man sie verdrängen will. Da jeder andere blenden will, so muß doch wenigstens er sehen, sich auf bessere Verfassungen setzen, um über den andern Vorteil zu haben, und Vernunft und Wissenschaften begünstigen, eben weil er sie bey den andern verdrängen will. Dazu gehören Köpfe und vernünftige Anstalten, die Aufklärung des einen befördert die Aufklärung des andern, der sonst unterliegen würde. Könige sehen es selbst ein, daß es nicht gut sey, über eine Horde zu herrschen, der Druck fängt an zu verschwinden und die Freyheit steigt aus ihrer Asche empor. Nun fängt die Gesetzgebung an vernünftiger zu werden, nun blüht das Eigentum und Industrie. Nun gibt es Väter und Kinder, die Aufklärung verbreitet sich aus der schändlichen Absicht, um ein Mittel zur Befriedigung der Eroberungssucht der Könige und zur Unterdrückung anderer zu werden, durch eine unerhörte Metamorphose, wieder durch die Eroberungssucht der menschlichen Natur und Vernunft abgenommen. Die Menschen untersuchen ihre ursprünglichen Rechte, und /80/ greifen endlich zu den lang verkannten Mitteln, um die Gelegenheit zu benutzen, sich in der Mittelzeit zu verstärken, auf diese Art die bevorstehende Revolution des menschlichen Geists zu befördern, sich vor den Rückfall zu sichern und über ihre bisherige Unterdrücker einen ewigen Sieg zu erfechten. Aber dieser Sieg würde von zu kurzer Dauer seyn, die Menschen würden nur gar zu bald wieder in ihre vorige Erniedrigung zurückkehren, wenn nicht die Vorsicht von uralten Zeiten vorgearbeitet, und ihnen die dauerhaftesten Mittel dargeboten hätte, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten [haben] und die stille und

¹⁶⁴ Offensichtlich Anspielung auf die Zerschlagung des polnischen Königreiches durch Preußen und Österreich.

sichere Triebfedern gewesen, um dereinst die Erlösung des Menschen - Geschlechts zu bewirken.

Diese Mittel sind geheime Weisheitsschulen, diese waren vor allzeit die Archive der Natur und der menschlichen Rechte, durch sie wird der Mensch von seinem Fall sich erholen, Fürsten und Nationen werden ohne Gewalttätigkeit von der Erde verschwinden, das Menschen - Geschlecht wird dereinst eine Familie, und die Welt /81/ der Aufenthalt vernünftiger Menschen werden. Die Moral allein wird diese Veränderungen unmerkbar herbeiführen. Jeder Hausvater wird dereinst, wie vordem Abraham und die Patriarchen, der Priester und der unumschränkte Herr seiner Familie und die Vernunft das alleinige Gesetzbuch der Menschen seyn.

Dieses ist eines unserer großen Geheimnisse: Vernehmen Sie die Beweise davon, und sodann die Art, wie es auf uns gekommen.

Durch welchen tollen Wahn und Kurzsichtigkeiten haben sich Menschen doch vorstellen können, diese Welt und das Menschengeschlecht werde allzeit so wie bishero auf diese Art beherrscht werden? Wer hat den Vorrat der Natur ergründet, und ihr, deren Gesetz Einheit in unendlicher Mannichfaltigkeit ist, hier die Grenzen angewiesen und stillzustehen geboten? Den alten Zirkel ewig zu durchlaufen, sich ewig zu wiederholen oder bloß allein die physische Grenze der Herrschaft zu verrücken, und von /82/ der Monarchie aus nun nach vollendetem Laufe von solcher neuerdings anzufangen? Seit wann ist unser Unvermögen vorherzusehen, in die entfernteste Zukunft zu blicken, zugleich ein Schranken, für die unaufhaltbare, sich niemals wiederholende Natur? Wer hat den Menschen, den besten, klügsten, aufgeklärtesten Menschen zur ewigen Knechtschaft verdammt? Und den einzigen prädestinierten Knecht der Natur, oft den [moralisch] Schwächsten einer ganzen Nation, zur ewigen Herrschaft berufen? Das könnte nur der Gedanken eines Fürsten seyn, oder dessen, der Ehrgeiz genug hätte, die Herrschaft über andere, besser[e] zu verlangen. Warum soll das, was bishero doch allzeit geschehen, warum soll sich die politische Einrichtung nicht vielmehr nach der jedesmaligen Fähigkeit und Empfänglichkeit der Menschen richten? Warum, wenn der Grund aller Herrschaft hinwegfällt, soll die unselige Folge stehenbleiben? Warum soll es unmöglich seyn, daß das menschliche Geschlecht zur höchsten Vollkommenheit, zur Fähigkeit sich selbst zu leiten, gelangen könne? Warum soll der ewig geführt werden, /83/ der sich selbst zu führen versteht? Sollte es also unmöglich seyn, daß das menschliche Geschlecht, oder wenigstens der größte Teil, dereinst volljährig werde? Kann der eine, warum nicht auch der andere? Verfährt mit dem andern, wie mit dem ersten, zeigt ihm sein wahres Interesse, lehrt ihn die große Kunst zu begehren, die Herrschaft seiner Leidenschaften, lehrt ihn fleißig von Jugend auf, wie notwendig ein Mensch dem andern seye, daß man, um keine Beleidigung zu erfahren, sich auch der Beleidigung anderer enthalten, um von andern Wohltaten zu erhalten, auch gegen andere wohlthätig seyn müsse. Verbreitet unter Menschen Duldsamkeit, Nachsicht, Bescheidenheit, Liebe und Wohlwollen, lehrt ihn das alles, macht es ihm durch Gründe, Erfahrung, Beyspiel fühlbar, und seht, ob dieser Mensch eines andern zu seiner Leitung bedürfe. Oder sollten wohl die meisten Menschen zu schwach seyn, diese einfache Grundsätze einzusehen und sich davon zu überzeugen? O, dann ist es mit unserer Glückseligkeit vorbei! Gebt euch keine weitere Mühe, Menschen zu bessern, und auf/84/zuklären, für welche die einfachsten, durch die tägliche Erfahrung bestätigten Lehren der Vernunft schon unbegreiflich sind; warum erzoget ihr sie zu einer Religion, die für die einfachsten Stände ist, und doch die nämliche Lehren und Pflichten, die in euern Augen Unmöglichkeiten sind, verbreitet? O Vorurteil und Widerspruch in den Gedanken des Menschen! - Das Reich der Vernunft, die Fähigkeit sich selbst zu leiten, soll für den größten Teil der Menschen eine Unmöglichkeit, ein Traum seyn, und auf der andern Seite erkennt sie doch das Vorurteil als den beschiedenen Erbteil jedes Königssohns, und der ganzen herrschenden Familie, sowie auch eines jeden andern, den eigne Genügsamkeit und günstige Umstände von andern unabhängig gemacht? Sie, diese einzige Günstlinge des Glücks, sollen das schon als ein Vorrecht der Geburt besitzen, was sie doch selten zeigen, und was bey uns übrigen durch eine fatale Notwendigkeit zur Knechtschaft bestimmten, Vernunft und Moral niemals zu bewirken im Stande wären? Ists zu geringes Gefühl seiner Würde oder eigene Kurzsichtigkeit, Un/85/vermögen in die Zukunft zu schauen, Vorurteil gegen sein eigenes Geschlecht oder Prävention für den Despotismus, der uns auf diese Gedanken verleitet? Oder sind wir schon gar zu tief unter unsere Würde gesunken, daß wir unsere Ketten nicht mehr fühlen, sie küssen und sogar die ärgste Erniedrigung ertragen, als nur den Gedanken zu wagen, nicht durch Rebellion und gewaltsame Abschüttlung des Jochs, sondern durch Hilfe der Vernunft in die Freyheit zu treten? Also, weil es morgen noch nicht geschieht, so wird es niemals geschehen? Laßt kurzsichtige Menschen daraus folgern, was sie nur wollen, sie werden schließen und schließen und die Natur handelt, sie, die unerbittlich gegen derley eigennützig Forderungen ist, geht ungehindert ihren majestätischen Gang fort. Es mag immerhin hinwegfallen, was mancher nicht wollte, daß es hinwegfiele, alles wird sich wieder von selbst ordnen, die Ungleichheit gleich werden, und nach dem Sturm wird die Stille erfolgen. Alle unsere Einwürfe beweisen am Ende nichts weiter, als daß wir an die dermalige Einrichtungen zu sehr /86/ gewohnt, zu einer Zeit, wo wir nicht mehr daran Teil haben, doch zu verlieren glauben; und wir leugnen vielleicht bloß darum die Möglichkeit einer allgemeinen

Unabhängigkeit, weil uns das Gegenteil vorteilhafter ist, oder vielleicht selbst noch hoffen, durch Recht oder Unrecht die Herrn und Gebieter von einer Herde Menschen zu werden, und bey denen, so es wirklich sind, da gestehen wir es gern, daß die Beredsamkeit aller Redner Griechenlands und Roms kaum hinlänglich sey, sie von einer Wahrheit zu überführen, die mit ihren Wünschen und Erwartungen in widriger Beziehung stehet; denn es gehört riesenmäßige Seelenstärke dazu, etwas auch gegen sein Interesse wahr zu finden. Hier erforsche sich jeder, ob es zu diesem Grad der Erleuchtung schon gekommen sey, dann erst werden ihm manche Dinge der Welt verständlicher werden.

Laßt sie also lachen die Lacher, und spotten die Spötter, wer den Gang der Natur in den vorhergehenden Zeiten beobachtet, wer damit das Gegenwärtige vergleicht, der wird finden, daß solche unbetroffen, ihren unabänderlichen Weg zu ihrem Ziel fortschreiten. Dem Blicke des ungeübten Denkers sind ihre Schritte unmerkbar, und nur dem unbefangenen Denker anschaulich, dessen Arbeit es ist, in Jahrhunderte hineinzublicken und von dem hohen Mastkorb fernes Land zu entdecken¹⁶⁵, wo es der untenstehende Haufen noch nicht einmal vermutet. Das untrügliche Merkmal der erlauchtesten Größe des Geistes. - Wen also die eben angeführten Gründe nicht überführen, der mag sich zu gänzlicher Überzeugung noch folgende Grundsätze bekannt machen, dann hoffe ich, soll auch er mit uns das Land in der Ferne sehen, und dieses Land Kanaan heißen. Er wird in der Geschichte des jüdischen Volkes die Geschichte des menschlichen Geschlechts finden, glücklich in ihrem ersten Ursprung, Familien - Regiment, patriarchalisches Leben, unterdrückt in Ägypten und von da aus flüchtig nach dem verheißenen Land, irrend in der Wüste, endlich glückliche Zeiten, Besitz ihres Landes, aber bald wieder unterjocht, bis aus seinem Mittel der Mann erschien, der der Befreyer seines Volks, und des ganzen Menschengeschlechts geworden. Dieses ist zugleich das kurze Bild unsrer ersten Würde, unsrer nachmaligen Unterdrückung, unsrer Wünsche und Hoffnungen, unsrer mißlungenen Versuche und unsrer endlichen Erlösung.

Wer Menschen von sich abhängig machen will, der erwecke unter ihnen Bedürfnisse, deren Befriedigung sie nur durch ihn erhalten können; je häufiger und lebhafter und dringender diese Bedürfnisse werden, je mehr werden sie von ihm abhängen; er verbreitet unter ihnen Furcht, Unwissenheit und Liebe zum sinnlichen Vergnügen.

Je weniger eine Nation mit den Gemächlichkeiten des Lebens bekannt ist, um so freyer ist sie noch; so bald die Völker des Nordens mit den Vergnügen des weichlichen Mittages [Südens] bekannt wurden, so ging auch ihre Freyheit verloren. Weichliche Menschen sind die abhängigsten von allen. Wer eine Nation, die frey und wild ist, unterjochen will, der mache sie weichlich und wollüstig. Die Kaufmannschaft [gemeint ist: der Kommerz, in weiterem Sinne die Konsum- und Luxussucht] in ein System und in einen hierarchischen Körper geformt, wäre vielleicht der fürchterlichste und despoteste Körper; sie wäre die Gesetzgeberin der Welt, von ihr hing es vielleicht ab, diesen oder jenen Teil der Welt frey und unabhängig zu machen, einen andern in die Knechtschaft zu führen, denn regieren heißt: Bedürfnisse erwecken, Bedürfnisse vorhersehen, Bedürfnisse unterdrücken und schwächen, und Bedürfnisse befriedigen. Wer kann das so gut, als sie [die „Kaufmannschaft“, bzw der Kapitalismus]?

Vielleicht wäre es nicht unmöglich durch vernünftige zweckmäßige Handels - Operationen den Völkern Sitten zu geben oder zu nehmen. Wenigstens hat die Entdeckung von Amerika die Sittlichkeit von Europa verändert. Wer Mangel und Überfluß zweckmäßig verteilen kann, versteht zugleich die Kunst, der Industrie und den Neigungen der Menschen sowohl als Nationen eine andere Richtung zu geben. Aber freylich müßte dieses Corps den Erwerb der Reichtümer nicht zum Zweck, sondern zum Mittel machen. Es müßte die Kunst verstehen, nicht allzeit am Geld zu gewinnen, sondern auch zuweilen mit Vorbedacht zweckmäßig zu verlieren, um auf einer andern Seite auf eine Art desto mehr zu gewinnen.

*Wer alle Menschen frei machen will, der vermindre ihre unedlen Bedürfnisse, deren Befriedigung nicht in ihrer Gewalt ist: der mache sie aufgeklärt, mutig und verschaffe ihnen strenge Sitten: der lehre sie Mäßigkeit, Nüchternheit und die große Kunst, vernünftig zu begehren. Wer den Menschen Mäßigkeit, Genügsamkeit und Zufriedenheit mit ihrem Stand predigt, ist den Thronen weit gefährlicher, als wenn er den Königsmord predigte.*¹⁶⁶

Wer unter Menschen eine allgemeine und dauerhafte Freyheit einzuführen gedenkt, der kläre die meisten

¹⁶⁵ Siehe Seneca >Über die Kürze des Lebens<, Kapitel XV.5: „Das Leben des Weisen hat große Weite; nicht schließt dieselbe Grenze ihn ein wie die übrigen: Er allein wird von des Menschengeschlechts Gesetzen befreit. Alle Jahrhunderte dienen ihm wie einem Gott. Vergangen ist eine Zeit? Er hat sie mit seiner Erinnerung ergriffen. - Ist sie da? Er nutzt sie. - Wird sie kommen? Er nimmt sie vorweg. Ein langes Leben verschafft ihm aller Zeiten Vereinigung zu einer einzigen.“

¹⁶⁶ Siehe Epikur in >Griechische Atomisten<, Seite 311 (Von der Seelenruhe, Nr. 25): „Glück und Seligkeit hängen nicht ab von großen Reichtümern, von einer glanzvollen Stellung, von Ämtern und Machtpositionen, sondern vom Freisein von Leid, Mäßigung der Leidenschaften und einer Seelenverfassung, die die von der Natur gegebenen Grenzen zu bestimmen versteht.“

auf, und lehre, sich mit wenigem zu befriedigen; der erwecke vernünftige, wechselseitige Bedürfnisse; der verhindere, daß nicht um des Bedürfnisses willen zu viel einer allein braucht, sonst entsteht bey den wenigern, die sie nicht brauchen, eben dadurch ein neues Bedürfnis, Furcht vor seiner Macht.

Aufklärung des einen, um den andern in Irrtum zu erhalten, gibt Macht und führt die Knechtschaft ein.

/91/ Aufklärung, um andere wieder aufzuklären, gibt Freiheit.

Wer also allgemeine Freyheit einführen will, der verbreite allgemeine Aufklärung: aber Aufklärung heißt hier nicht Wort-, sondern Sachkenntnis; ist nicht die Kenntnis von abstracten, speculativen, theoretischen Kenntnissen, die den Geist aufblasen und das Herz um nichts bessern.

Aufklärung ist, zu wissen, was ich sey, was andere seyn [sind], was andere fodern, was ich fodere: zu wissen, daß ich mir nicht allein erklecklich bin, daß ich ohne Hilfe meiner Nebenmenschen nichts bin, sie als einen wesentlichen Teil meiner Glückseligkeit betrachten, ihren Beyfall, Gunst zu suchen, zu wissen, daß ich solchen nicht erhalte außer durch Ausübungen, die ihm nutzbar sind; zu wissen, daß, wenn ich nichts für sie leiste, sie auch entgegen nichts für mich übernehmen, seine Prätensionen zu mäßigen; nachgiebig gegen Fehler, tolerant gegen anderer Meynung, und mit seinem Schicksal zufrieden zu leben, trauren mit dem Leid des andern, ihm helfen, wo man kann, und sich freuen über ihre /92/ Freuden, so wie über seine eigene, seinen Ueberfluß zum Nutzen anderer verwenden: dieses allein verdient Aufklärung zu heißen. Gebet einem Menschen diese Begriffe und Grundsätze. Wie kann ich leiden, untergehen, wie ist es möglich, daß ich ohne Hilfe zu Grund gehe? Könnt ihr nicht allen Menschen auf einmal diesen Grad der Aufklärung verschaffen, so fangt ihr, wenigstens ihr, besser unter euch selbst an. Dient, helft, versichert euch wechselweis, vermehrt eure Zahl, macht euch wenigstens unabhängig, und laßt das übrige die Zeit und eure Nachkommen tun. Habt ihr euch auf eine gewisse Zahl durch euren Bund verstärkt, so seyd ihr sicher und fangt an mächtig und fürchterlich zu werden, ihr fangt eben darum an bey den Bösen fürchterlich zu werden, viele von ihnen, um nicht zu unterliegen, werden von selbst gut werden und zu eurer Fahne übertreten. Nun seyd ihr stark genug, den noch übrigen Rest die Hände zu binden, sie zu unterwerfen, und die Bosheit eher in ihrem Keime zu ersticken. Der Weg, die Aufklärung allge/93/mein zu machen, ist nicht mit der ganzen Welt auf einmal anzufangen: fang erst mit dir an, dann wende dich an deinen Nächsten, und ihr beyde klärt einen Dritten und Vierten auf, die sich so lang weiter verbreiten werden, bis die Zahl und Stärke die Macht geben.

Wer also allgemeine Aufklärung verbreitet, verschafft zugleich eben dadurch allgemeine wechselseitige Sicherheit, und allgemeine Aufklärung und Sicherheit machen Fürsten und Staaten entbehrlich. Oder wozu braucht man sie sodann?

Wenn diese Aufklärung ein Werk der Moral ist, so nimmt auch Aufklärung und Sicherheit zu in dem Maß, wie die Moral zunimmt. Die Moral ist also die Kunst, welche Menschen lehrt, volljährig zu werden, der Vormundschaft los zu werden, in ihr männliches Alter zu treten und die Fürsten zu entbehren.

Wie die Weichlichkeit und der Luxus überhand nehmen, so nimmt auch die Moral, die wahre Aufklärung und die Sicherheit ab.

/94/ Weichlichkeit macht die Fürsten notwendig, ein Kunstgriff, den alle Despoten gebraucht, um National - Freyheit zu unterdrücken: und kein Fürst kann den Luxus und das Verderbnis der Sitten verdrängen ohne seine Macht zu entkräften. Verbannt aus der Monarchie den Luxus und sein Gefolg, so macht ihr es zur Demokratie.

Wer Revolutionen bewirken will, der ändere die Sitten, er mache sie besser oder schlechter, so entsteht mit der Zeit eine Republik oder [ein] despotischer Staat. Die Bestätigung davon liegt in jeder Geschichte.

Wenn's also unmöglich wäre, allgemeine Freyheit dereinst in die Welt einzuführen, so wäre es darum unmöglich, weil die Moral und die einfachste auf die Erfahrung jedes Menschen gebaute Moral nicht allgemein werden kann. O, der muß den Reiz der Tugend und die Macht der Vernunft nicht kennen, er muß selbst in der Aufklärung zurück seyn, daß er so /95/gering von seinem Wesen, und von der ganzen menschlichen Natur denkt: Er muß Verderben wünschen, weil er das Verderben von Menschen untrennbar glaubt. Konnte ich's oder er selbst, warum nicht ein anderer? Er tue nur das, was wir beyde getan: man konnte Menschen zum Tod, zu aller Art von religiöser und politischer Schwärmerey, zur Selbstpeinigung und zum Verzicht auf alle Freuden des Lebens haufenweis bereden, so bereden, daß man ihnen ihre Ruhe und Zufriedenheit nehme, so bald man ihnen ihre Meynungen entzogen: und die einzige wahre, vernünftige Leitung der Menschen zu ihrer Glückseligkeit sollte allein einer Unmöglichkeit unterworfen seyn? Die Menschen sind so böse nicht, als sie schwarzgalligte Moralisten beschreiben, sie sind böse, weil man sie dazu macht, weil sie alles dazu auffodert: Religion, Staat, Umgang und böses Beyspiel. Sie würden gut seyn, wenn man sich die Mühe damit geben wollte, wenn das Interesse vieler nicht zu sehr dabey gekränkt würde, wenn sich nicht alles verschworen hätte, Menschen böse zu erhalten, um seine darauf gebaute Macht zu erhalten.

/96/ Denkt von der menschlichen Natur würdiger, geht mutig an das Werk, und scheuet keine

Schwierigkeit. Macht die obige Grundsätze zu Meynungen und laßt sie in die Sitten übergehen: und endlich macht die Vernunft zur Religion der Menschen, so ist die Aufgabe aufgelöst, ändert aber dabey nicht auf einmal die ganze Welt, ändert zuerst die, so euch die nächsten sind, und wenn jeder seinen Nächsten ändert, so werden alle geändert.

Wenn dann die Moral, und die Moral ganz allein diese große Veränderung hervorbringen soll, dem Menschen seine Freyheit zu geben, das große herrliche Reich, das Reich der Edlen zu errichten, und Heucheley, Laster, Aberglauben und Despotismus zu zerstören, so wird uns begreiflich, warum der Orden von seiner untersten Klasse an, die Sittenlehre, die Kenntnis seiner selbst und anderer so gewaltig empfohlen, warum er jeden Neuling erlaubt, seinen Freund herüberzuführen, um den Bund zu verstärken und eine Legion zu errichten, die mit größerem Grund als jene zu Theben den Namen der Heiligen und Unüberwindlichen /97/ führet, weil ihr Freund an der Seite des Freundes fest aneinandergeschlossen streitet, und die Rechte der Menschheit, der ursprünglichen Freyheit und Unabhängigkeit verteidigt. Aber die Moral, welche dieses bewirken soll, muß sich nicht mit Spitzfindigkeiten abgeben, den Menschen erniedrigen und unter seine Würde herabsetzen, sorgenlos gegen das Zeitliche machen, den Genuß und die unschuldigen Freuden des Lebens verbieten, den Menschenhaß befördern, den Eigennutz ihrer Lehrer begünstigen, Verfolgung und Intoleranz gebieten, der Vernunft widersprechen, dem vernünftigen Gebrauch der Leidenschaften untersagen, Untätigkeit, Müßiggang, Verschwendung der Güter an heilige Müßiggänger als Tugend vorstellen, und schon von Menschen gepeinigte Menschen mit der Furcht der Hölle und des Teufels zur Kleinmut und Verzweiflung verführen. Sie muß dem Menschen keine Unmöglichkeiten aufbürden, sondern das Joch, das sie ihm auflegt, muß süß und die Bürde leicht seyn. [...]

Kapitel VII.3: Die Illuminaten und Goethe - Einige Richtigstellungen

In diesem Kapitel möchte ich die wichtigste Literatur erwähnen und gegebenenfalls richtigstellen, die uns über Goethes Tätigkeit im Illuminatenorden und über die Illuminaten im besonderen berichtet.

Die neueste und bedeutendste Veröffentlichung über Goethes Aktivitäten im Illuminatenorden ist das Buch von W. Daniel Wilson mit Titel >Geheimräte gegen Geheimbünde<. Es wäre Zeit- und Platzverschwendung, das gleiche hier noch einmal abzuhandeln. Ich verweise daher dringend auf das oben genannte Buch. Wilson irrt nur in einem alles entscheidenden Punkt: Er ist der Ansicht, Goethe hätte sich nach dem Verbot des Illuminatenordens aus reinem Opportunismus von jeder aufklärerischen Tätigkeit zurückgezogen und seitdem sogar (fast) alle progressiven intellektuellen Bestrebungen im Herzogtum Sachsen-Weimar behindert. Das genaue Gegenteil davon ist richtig. Goethe wirkte weiterhin für die Aufklärung und hat seine Lebensphilosophie nie über Bord geworfen, schon gar nicht die politischen Fronten gewechselt. Dies geht eindeutig und unbezweifelbar aus dem Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< und aus dem satirisch-autobiographischen Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe< hervor, außerdem aus den Werken, die er seinem Sohn Ludwig Tieck sozusagen „geschenkt“ hat.

Lavater warf Leuchsenring „Blödigkeit, die sich vor dem eignen Namen wie vor einer Todsünde zu entsetzen scheint“ vor. Was Lavater „Bödigkeit“ nannte, würde ich „allerhöchste Vorsicht“ nennen. Goethe war ein Sicherheitsfanatiker, außerdem wegen seiner früheren literarischen Veröffentlichungen zu noch größerer Vorsicht als Leuchsenring gezwungen. Goethe besaß außerdem eine ausgeprägte Begabung, andere an der „Front“ arbeiten zu lassen, während er selber im Hintergrund die Fäden zog. So war es im Falle von Fichtes Entlassung von der Universität Jena. Goethe verschaffte dem jungen Illuminat und existentialistischen Philosophen zwar die Anstellung an der Universität, jedoch wenn Fichte so leichtsinnig war und durch sein allzu offenes und revolutionäres Denken und Schreiben seine Entlassung aus dem Lehramt geradezu provozierte, da konnte der Illuminat Goethe ganz einfach nichts mehr für den Gesinnungsgenossen tun, denn da war er selber machtlos. Andererseits besaß Goethe wiederum immer noch so viel Macht und Einfluß bei dem Herzog von Weimar und/oder bei den zuständigen Geheimräten des Herzogtums, um den Naturphilosophen Schelling in Jena zu plazieren. Wiederum ein Meisterstreich des Illuminaten und Stoikers Goethe. Und sollte er das alles aufs Spiel setzen, um den hoffnungslos gewordenen Stand Fichtes, seine Entlassung war nur noch eine Frage der Zeit, noch einige Monate hinauszuschieben und dadurch seinen eigenen Einfluß einzubüßen, ja dadurch alles zu verlieren? Nein, dazu war Goethe zu klug. Auch ein Goethe war nicht allmächtig! Auch er mußte sein aufklärerisches Handeln nach der Realität ausrichten. Die Realität war nun einmal, daß der Illuminatenorden verboten worden war, als die geheime wahre Philosophie der Oberen des Ordens bekannt wurde. Viele Mitglieder des Illuminatenordens erfuhren jetzt erst, daß die verborgenen Obern der höhern Illuminaten Existentialisten waren, die die antike Epikureische und Stoische Naturphilosophie als höchste Lebensphilosophie in Deutschland, ja in der ganzen Welt einführen wollten. Das

war den meisten Intellektuellen zu neu, sie wußten zu wenig von der antiken Naturphilosophie und sie wendeten sich verwundert und kopfschüttelnd von dem Illuminatenorden ab. Ein markantes Beispiel dafür ist der Freimaurer Knigge. Als Knigge hinter die wahren Ziele der verborgenen Oberen der höhern Illuminaten gekommen war, wurde er sogar zu einem Verräter. Er arbeitete aktiv, so meine Überzeugung, an der Verfolgung und Zerschlagung des Illuminatenordens. Dasselbe tat er später mit der Nachfolgeorganisation des Illuminatenordens, der Deutschen Union. Aus religiöser Überzeugung arbeitete er an der Vernichtung der existentialistischen Freimaurerorden. Dafür erhielt er nach seinem Tode ein Begräbnis im Bremer Dom.

Freie und aufgeklärte Menschen, die Grundrechte und gesetzlich garantierte Freiheiten verlangten, das lag nicht im egoistischen Interesse der vielen deutschen Duodezfürsten. Sie brauchten nur ungebildete, hörige Bauern und Handwerker zum Ausbeuten ihrer Leistungskraft; auch gott- und jenseitsgläubige Soldaten für ihre blutigen Kriegsspiele, jedoch keine gebildete Menschen im Sinne der Aufklärungsidee. Die religiösen Fanatiker, heutzutage „Fundamentalisten“ genannt, wurden einzig und allein aus egoistischen, selbstischen Gründen von den Aristokraten unterstützt, um das Volk verdummen und sich selber an der unumschränkten Macht halten zu können. Staatliche Verdummung eines Volkes ist stärker als jede noch so idealistische Aufklärung, das haben wir bis heute erfahren. Goethe war sich dessen ebenfalls bewußt. Was ihm nach der Selbstauflösung des Illuminatenordens, nach dem Verbot der Nachfolgeorganisation „Deutsche Union“, nach der Verhaftung Bahrds und nach dem Tode Bodes übrigblieb, war anonyme Illuminaten-Literatur zu veröffentlichen und begabte Linksintellektuelle in Lehrämter zu bringen, wie im Falle von Fichte und Schelling.

Jedoch die Zensurbehörden der reaktionären Herrscherhäuser, der Hohenzollern und der Habsburger, konnte die linksintellektuelle Philosophie trotz massiver Verfolgung nicht mehr aus der Welt ausrotten. Die Idee der Freiheit konnte zwar jahrzehntelang verfolgt und unterdrückt, aber nicht mehr ausgelöscht werden. Die systematische Unterdrückung des gesunden Menschenverstandes rächte sich bitter, nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt. Eine logische Folge davon war der erste Weltkrieg, und eine Folge dieses war der zweite Weltkrieg. Religiöser Fundamentalismus in Verbindung mit Militarismus ist ein Wahnsinnsgalopp in den Untergang der Menschheit.

Ein weiteres wichtiges Werk über die Illuminaten ist die Abhandlung >Reichsjustiz und Aufklärung - Das Reichskammergericht im Netzwerk der Illuminaten< von Monika Neugebauer-Wölk.¹⁶⁷ Hier wird ausgeführt, wie der Illuminat und Assessor am Reichskammergericht Franz Dietrich Freiherr von Ditfurth den Versuch unternahm, über das Reichskammergericht zu Wetzlar als ein geplanter Areopag des Reiches durch den „Kreis der [juristischen] Gelehrten als stille Sachwalter der Macht der Vernunft, die gewaltlose Herrschaft von Recht und Moral“ zu erhalten und somit ein demokratisches System in Deutschland zu installieren. Es war sozusagen eine Revolution aus dem obersten deutschen Reichsgericht, was der Freiherr von Ditfurth plante.

Etwas Wesentliches ist der Autorin allerdings verborgen geblieben. Sie schreibt auf Seite 28: *„Der Gedanke, geheime Weisheitsschulen würden den Fortschritt des Menschengeschlechts bewirken, ist keine Erfindung der Illuminaten, sondern ein alter Topos gnostisch-theosophischer Geheimgesellschaften, er ist ein Hinweis auf die esoterische Kontinuität, in die der Orden sich stellte. In der Vorstellung des 18. Jahrhunderts handelte es sich dabei um einen Kreis aufgeklärter weiser Männer, Archivare der menschlichen Rechte, einen moralischen Körper, der der Herrschaftssphäre der Fürsten entgegengesetzt ist. Gemeint ist damit der Geheimbund bzw. sein Areopag. Er ist aber auch eine überraschend deutliche Beschreibung des Wetzlarer Richterkollegiums. Die Münchner Illuminaten hatten mit der Selbstbezeichnung als „Areopag“ an das antike Vorbild des Athener Alten Rates angeknüpft, ursprünglich das höchste Regierungs- und Gerichtsorgan, dann auf die politische Gerichtsbarkeit eingeschränkt, ein Vorbild, mit dem sich die Reichsrichter identifizieren konnten. Was war das Reichskammergericht im Reich? Ein Kollegium weitgehend unabhängiger gelehrter Männer, die durch Wahrung und Durchsetzung des Rechts die Willkürsphäre der fürstlichen Herrschaft unter die Macht der Vernunft und Gerechtigkeit stellen sollten. Und dies ohne Gewalt, nur durch den Spruch des Rechts: regieren ohne zu herrschen. Die Durchsetzung dieses Modells, die Durchsetzung der geheimen „Regierung“ der Gelehrten, bedeutet die Erhebung der Weisheitsschule zum Sittenregiment. Die Welt wird dann nicht mehr durch den „Despotismus“ regiert, sondern durch die Macht von Recht, Aufklärung und Moral.“*

Diese „gelehrten Männer“, die „unsichtbaren“ Oberen der höhern Illuminaten waren keine Christen, sondern Stoiker. Sie waren Anhänger der atomistischen antiken Naturphilosophie. Mit seiner existentialistischen Philosophie wagte der Freiherr von Ditfurth sogar auf dem Freimaurerkonvent 1782 in

¹⁶⁷ Erschienen in >Schriftenreihe der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung<, Heft 14, Wetzlar 1993.

Wilhelmsbad an die Öffentlichkeit zu treten.

Frau Neugebauer-Wölk führt auf Seite 36 weiter aus: „In der 10. Session vom 29. Juli 1782 las Ditfurth schließlich eine programmatische Rede ab, die zum eigentlichen Eklat des Konvents wurde. Der Text ist nicht erhalten, nur summarische Angaben und die Reaktionen der anderen Teilnehmer lassen ihre Tendenz erschließen. Nach einem Bericht des französischen Deputierten Jean-Baptist Willermoz, dessen Reformvorschläge sich schließlich am Konvent durchsetzen sollten, hatte Ditfurth die Kühnheit besessen, in einer Versammlung von Christen auf skandalöse Weise alle Religionen auf Bausch und Bogen anzugreifen, auf gemeine Art alles Religiöse lächerlich zu machen, Rang und Vorrechte der Fürsten auf die Ebene aller anderen Stände der bürgerlichen Gesellschaft herabzusetzen und schließlich auf dem Boden dieser Prinzipien, die [angeblich, so Willermoz] alle wahren menschlichen Bindungen zerstören mußten, die Begründung einer neuen Freimaurerei vorzuschlagen. Die einzige Grundlage dieser Freimaurerei sollte die neue Philosophie des Jahrhunderts sein. [...] Ditfurth selbst hat seine Rede nicht überliefert, wohl aber in dem geheimen Bericht über den Konvent, den er an die Frankfurter Illuminaten gesandt hat, die Reaktionen der Versammlung.¹⁶⁸ [...] Er [Ditfurth] sah sich gezwungen, sein Manuskript zurückzuziehen, nicht ohne noch in der nächsten Sitzung die Bemerkung zu machen: >meine Behauptung, daß die Regenten der Untertanen halber und diese nicht der Regenten halber geschaffen und da sind ... ist Nichts weniger als [angeblich] Aufruhr. Der weiseste Monarch auf Erden, Joseph II., weiß Dieses, ihm darf man es nicht vorpredigen; ob sie es aber alle wissen, und welche es wissen oder nicht wissen, und welches die wirksamsten Mittel sind, es ihnen an's Herz zu legen, darüber kann ich mich in dieser Gesellschaft - Sie nehmen es mir hoffentlich nicht übel - nicht erklären.<

Mit diesem Skandal war das Wirken Ditfurths am Freimaurerkonvent des Sommers 1782 beendet, er wurde von den weiteren Arbeiten in der Reformkommission ausdrücklich ausgeschlossen und entschied sich daraufhin, die Versammlung vorzeitig zu verlassen. Zwei Dinge hatte er bewirkt: Sein Auftritt wurde - wie Agethen formuliert hat - „Zur Keimzelle des Mythos vom verschwörerisch-revolutionären Illuminatenbund“, ein Effekt, über den Knigge entsetzt war, der ein verdecktes, vorsichtiges Vorgehen propagierte.“

Die wirkliche Rolle, richtiger Doppelrolle des Freiherrn von Knigge im Illuminatenorden hat bisher noch kein Illuminatenforscher in seinem ganzen Ausmaße erkannt. Obwohl sie, meiner Meinung nach, eigentlich leicht aus den Briefen Knigges herauszulesen ist. Die Erkenntnis wird dadurch wiederum erschwert, weil den meisten Forschern der tatsächliche Grund für Knigges Austritt aus dem Illuminatenorden unbekannt war: die existentialistische stoische Naturphilosophie der unbekannteren Oberen. Hier folgt der „Briefroman“ von den Intrigen und Machenschaften des Freiherrn von Knigge im Illuminatenorden.

Freiherr Adolf von Knigge (1752 - 1796) machte eine steile Karriere im Illuminatenorden. Ungefähr Mitte des Jahres 1780 wurde er von Graf Costanzo angeworben und bald mit wichtigen Aufgaben betraut.

Philo [Knigge] an Cato [Zwackh], aus >Einige Originalschriften ...<, Seite 357:

Ich schätze mich gewiß sehr glücklich, mit so würdigen und einsichtsvollen Männern in engere Verbindung gekommen zu seyn, und werde es mir, von nun an, das süßeste Geschäft seyn lassen, mich dieser Ehre werther zu machen. Wenigstens sollen sie finden, daß es mir nicht an gutem Willen, Eifer und Thätigkeit fehlt, und daß, um für die gute Sache alles zu wagen, ich weder Gefahr noch Schwierigkeit scheue. [...]

Ihr treuester Philo [ohne Datum, ca 1780]

8. Brief aus >Nachtrag von einigen Originalschriften ...<

Spartacus an Cato [Zwackh]

Das muß ich doch an Mahomet [Schlosser, Goethes Schwager] schicken, damit er sieht, was er für einen künstlichen philosophischen Bruder hat. Vermutlich stiftet er einen Illuminatenorden, um die Leute um Geld zu prellen, und die beyden andern werden ein Paar ihm ähnliche Schuldenmacher seyn: ich habe mich des Lachens nicht enthalten können, wie ich seinen Namen gesehen.

Diomedes [Constantin di Costanzo] ist also in Athen [München]. Dieser Mann hat grosse Verdienste um den Illuminatenorden, denn er hat den Philo [Knigge] angeworben, und folglich durch ihn alle die herrlichen Männer, die unter dessen Direction stehen. Er verdient also vor allen anderen den Ill[uminatus] major [auch Schottischer Novize genannt] zu erhalten. Ich wünschte, daß er sodann entweder zu Hannibal [Bassus, Thomas Franz von] ginge oder sich eine Zeitlang in Samos [Insbruck] aufhielte, um dort die Sachen in Gang zu bringen. Den Ill[uminatus] major wollte ich ihm ohne Formalitäten erteilen, sondern brevi manu. [...]

¹⁶⁸ Fußnote im Text: Nach seinem eigenen Bericht vom Konvent, abgedruckt bei Ludwig Hammermayer, >Der Wilhelmsbader Freimaurer-Konvent von 1782 - Ein Höhe- und Wendepunkt in der Geschichte der deutschen und europäischen Geheimgesellschaften< (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd V/2.) Heidelberg 1980.

Ich habe auch in des Philo Provinzen eine Art von Eid, Versicherung oder Beteuerung: >bey der Ehre des Illuminatismus' beym Illuminatenorden< eingeführt. Man gebraucht sie nur, um sie nicht zu profanieren, bey den wichtigsten Vorfällen. Wer überführt wird, daß er solche fälschlich engagiert, der wird ohne Widerrede, er mag seyn wer er will, durch den ganzen Illuminatenorden als Infam ausgeschrieben. Ich lasse dahero die Leute zuvor warnen, daß sie es reiflich überlegen, unter welcher schrecklicher Beteuerung sie sich hier zu Erfüllung ihres Wortes verbinden. [...] Ich gestehe es gern ein, daß im Orden ungleich bessere und größere Gelehrte sind als ich: aber das getraue ich mir zu behaupten, daß Keiner von allen, auch nicht einmal Philo, so sehr die Kunst verstehe, die kleinsten Umstände zu nützen und die Mängel und Gebrechen einer derley künstlichen Maschine zu übersehen. Man glaubt daher oft, viele meiner Einfälle und Forderungen seyen Eigensinn und Eigendünkel. Aber sie sind es gewiß nicht, sie sind alle wohlüberdachte, zweckmäßige Mittel: und in den Orten, wo man mir folgt, will ich Wunder leisten: dort, wo man mir nicht folgt, stehe ich auch für nichts. Ich habe vor alles gedacht und vorgearbeitet, sogar wenn heut der ganze Illuminatenorden zu Trümmern ginge, so stelle ich ihn in Zeit von einem Jahre weit herrlicher her als zuvor: auch schadet nicht, wenn er ganz verraten und gedrückt würde. In solchen Ressourcen bin ich unerschöpflich. Ich habe sogar Vorteil davon; denn ich weiß sodann besser, was ich zu tun und zu vermeiden habe: die Erfahrung hat mich klug gemacht. Es geschieht nichts, worüber ich nicht denke und auf die Folgen hinaussehe, und sogleich auf den Fall eines übeln bevorstehenden Erfolges [Ereignisses] auf Vorkehrungen denke. Ich bin meines glücklichen Erfolgs so sicher, daß ich meine Absicht unfehlbar durchsetze, aller Hindernisse ungeachtet, wenn ich nur das Leben und die Freyheit behalte, und einen auch kleinen Theil von Menschen habe, auf die ich mich verlassen kann, daß sie mir gewiß folgen. [...] Alle Hindernisse machen mich auf der andern Seite nur um so thätiger: denn ich verstehe die Kunst, aus dem widrigsten Vorfalle Vortheil zu schöpfen, und dort, wo man mich zu Boden glaubt, mit größerer Kraft wieder aufzustehen; aber streiten werde ich nicht mehr: auch Niemanden zumuthen, daß er das thue, was ich für gut halte. Wenn er glaubt, daß er es besser wisse, so mag er es thun: der Erfolg muß zeigen, auf welcher Seite der Ungrund war: ich will allzeit einen andern Ort finden, wodurch ich meine Vorschrift rechtfertigen kann. Hat der andere indessen die Sache zu viel verdorben, so liegt der Fehler nicht an mir, und ich opfere so gerne auch ganze Provinzen auf als ich mir wenig daraus mache, wenn einzelne Personen von dem Orden austreten. - War das alles bishero nicht beynahe zu groß gesprochen? Vielleicht ja, vielleicht nein. Es kann seyn, daß ich mich betrüge, es kann sein, daß ich Recht habe. [...]

Ephes[us], den 16. Februar 1782.

21. Brief aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Spartacus an ?

[...] Im Illuminatenorden ist dermalen der entsetzlichste Crisis, der nur seyn kann, durch Mahomet [Schlosser] verursacht. Dieser hat A. gegen den Priestergrad aufgehetzt, um seine Meynung geltend zu machen. A. schrieb mir einen furiosen Brief, daß ich ihn und er seinen Bruder (welcher uns, im vorbeygehen gesagt, mehr schadet als nützt) betrogen habe. Die Ausdrücke [im Priestergrad] seyen rebellisch ec, und diese müßten geändert werden. Ich versprach ihm, um Recht zu haben, auch dieses, daß die Ausdrücke sollten gemildert, das übrige aber belassen werden; schrieb zu diesem Ende an Philo. Hier ist ein Theil von dessen Antwort, die ich heut erhielt. Sie sehen, wie ich zu leiden habe; ich bin es nicht mehr im Stand auszustehen. Bey jedem kleinen Grad gibt es solche Bewegungen, und allzeit ist Mahomet [Schlosser] davon der Urheber. Nun hat er diesen Grad schon über 6 Monat in Händen, corrigiert beständig daran, und ich kann ihn nicht von ihm erhalten. Ich werde weder dem Philo, weder dem Mahomet ganz nachgeben: letzterm habe ich ausdrücklich geschrieben. Es ist wahr, wie Philo schreibt, er hat den Grad nach seiner Phantasie so entsetzlich verhunzt, daß er das elendeste Alltagswerk ist. [...]

[ohne Datum, inhaltlich vor 11. Brief einzuordnen]

11. Brief aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Spartacus an ?

[...] Ich weiß nicht, was ich denken soll, daß mir Philo auf mehr denn zehn Briefe gar keine Zeile mehr schreibt, und auch keinen Provincial-Bericht einsendet. Nun wäre der Monat, wo ich kraft des letzten Recesses meine Relation an die Areopagiten machen sollte: aber ich kann keine Zeile einsenden, denn ich habe von allen Orten her nichts erhalten. Ihren Brief wegen der M[anuskrifte] habe ich sogleich an Philo geschickt, aber noch keine Antwort erhalten. [...]

Ephesus, den 8. Asphandar [März] 1782.

Spartacus an ? [20. Brief >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<]

[...] Philo habe ich im Verdacht, daß er hinter unser arbeitet und etwas anders errichtet, denn alle, an die er

sonst geschrieben, klagen, daß sie gar nichts von ihm hören: nehmen sie sich also mit ihm in Acht: es muß sich bald zeigen. Aber da darf er frühe aufstehen, wenn er mir Herr werden will.

ohne Datum

61. Brief des Spartacus aus >Einige Originalschriften ...<, Seite 385

Spartacus an unbekannt [Cato, alias Zwackh?]

[...] Was ich heut mit vieler Mühe aufbaue, reißt mir Philo [Knigges] Übereilung samt Mahomets [Johann Georg Schlosser, Goethes Schwager] Herrschaft auf einmal um; und reden sich sodann auf mich [her-] aus: dabey hetzen sie alles gegen mich auf, und vermindern, so viel [als] möglich, das Vertrauen der Leute zu mir, um sich sodann verandringen zu können. Ich will sehen, was aus dem Congress werden wird, den Philo und Mahomet ausgeschrieben haben. Epictet und Campanella sind gänzlich entgegen, und es ist gute Hoffnung, daß keine Seele dabey erscheint.

Auch den H[erzog] F[erdinand von Braunschweig] hat Philo [Knigge] angeworben, und lange nichts davon gesagt. Ist das nicht entsetzlich? Ich erwarte alle Tage die Erklärung von diesen beyden *** durch B[ode]. Zum Glücke ist B[ode] durch mich so gewendet, daß er nebst dem H[errn] von G[oethe] ¹⁶⁹, welcher eine würdige Acquisition ist, mit ganzer Seele am Illuminatenorden hängt. Mit den beyden andern, die Chefs einer großen Secte sind [Herzog Ferdinand von Braunschweig und Prinz Carl von Hessen-Kassel], wird es wohl Kunst brauchen. - Tamen non despero. Leben sie wohl. Ich bin Ihr ganz eigner Sp[artacus, alias Weishaupt]

Eph[esus, alias Ingolstadt], den 10. [1782]

22. Brief des Spartacus aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Spartacus an unbekannt [Cato, alias Zwackh?]

Die Beylage wird zeigen, daß, wenn ich mit Philo nicht zufrieden, ich es nicht ohne Grund bin: ich erinnere dieses wegen der in Betreff meiner dem Philo gemachten Weissagung. Die Nachricht von unsern Logen hat mich genötigt, folgende Maßregeln zu treffen. Wenn ich jemalen um Punctualiter bitte, so ist es dermalen. Ich habe im Sinne, die polnische Conföderation anzunehmen, doch nicht in Illuminatenordenssachen, sondern bloß in der Maurerey, um ein System conföderierter Logen herzustellen, die beste Leute davon auszuforschen, und der stricten Observanz zuvorzukommen und sie zu zerstören. Schreiben sie also gleich nach Warschau, daß sie in Athen [München] und noch mehrere deutsche Logen bereit seyen, unter folgenden Bedingungen mit ihnen und allen Ihrigen in Conföderation zu treten. [...]

Philo ist schon avisiert, die Logen am Rhein und in Niedersachsen zu präparieren. Versäumen sie keinen Tag, denn die Zeit und Gefahr ist dringend, weil Johannes herbeykömmt, vor welchen Termin die Conföderation zu Stand kommen muß. [...] Das ist unser größtes Interesse in die Freymaurerrey eine Eclectic einzuführen: und dann haben wir, was wir wollen; vom Illuminatenorden aber melden sie nach Warschau gar nichts, das thut noch allzeit gut, wenn das Hauptgeschäft zu Stande gebracht ist. Schicken sie auch die Abschrift von den polnischen Dokumenten an Philo. [...] Hier folgt noch ein Brief in Betreff des Philo von Cronwell; ein neuer Beweis, daß ich mich mit den Leuten nicht muthwillig abwerfe, und daß, wenn ihre Prophezeiung erfüllet wird, solches nicht ohne Grund und bloß durch meine Unerträglichkeit geschehe.

Ephesus, den 11. Januar 1783.

1. Brief des Philo aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Philo an ungenannt [Zwackh?]

[...] Als Spartacus anfang mir (mir) über den Illuminatenorden zu correspondieren, da malte er mir den Orden als ein völlig ausgearbeitetes, tief durchdachtes, weit ausgebreitetes System ab, und ermunterte mich, aller Orten erwachsene, angesehene, schon gebildete, gelehrte Männer anzuwerben [...] Die Sache griff so geschwind um sich, daß ich endlich 500 Menschen zu behandeln bekam. Um nun Mittelobere ansetzen zu können, bat ich um die nötigen Instructionen, mit einem Wort, um höhere Grade, und nun machte mich Spartacus auf einmal zum Areopagiten und entdeckte mir, daß alle übrige Grade nicht fertig wären. Dies schreckte mich nicht ab, nun bat ich dringend darum, eine gewisse Anzahl Grade, die zur Direction notwendig wären, auszuarbeiten, und versprach unterdessen alle meine Leute zwey Jahre lang hinzuhalten. Darauf schrieb er mir: ich solle alles nach Belieben machen, und so viel Areopagiten aufnehmen als mir beliebte. Ich nahm aber niemand zum Areopagiten auf, hielt durch unerhörte Schwänke und Wendungen die ältesten, klügsten Männer auf, setzte alles in Feuer, untergrub die stricte Observanz, arbeitete mit Hintansetzung aller meiner häuslichen und anderer theils wichtigen, theils einträglichen Geschäfte 16 Stunden

⁶⁹ Mit dem „H. v. G., der eine würdige Acquisition ist“ und wie Bode „mit ganzer Seele am Illuminatenorden hängt“, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der H[err] v[on] G[oethe] gemeint. Goethe wurde am 10. April 1782 geädelt.

täglich für den Illuminatenorden; nahm, um allem in diesen Gegenden so gewöhnlichen Verdachte des Eigennutzes auszuweichen, von niemand Geld, gab jährlich 250 Florentiner Porto aus, ließ mich zu allem brauchen, schrieb gegen Jesuiten und Rosenkreuzer, die mich nie beleidigt haben, mich aber jetzt verfolgen, und arbeitete unterdessen die untern Classen aus. Darauf ließ man mich zu Ihnen, mein bester Bruder! reisen, woselbst ich so viel Freundschaft und Güte genossen habe. Dort wurden nun die Grade bis zum Schottischen Rittergrad festgesetzt. [...] Unterdessen fing Spartacus an in mich zu dringen, ich sollte nach Edessa [Frankfurt/Main] eine rechte Force vom Illuminatenorden legen. Ich stellte ihm vor, daß daselbst die Leute zu wenig Bedürfnis hätten, zu faul, zu wohlüstig, zu reich, zu republikanisch wären; aber da half nichts. Er erinnerte mich so oft, daß ich endlich alles versuchte. Ich fing nach der Reihe mit 10 bis 12 Leuten an, deren keiner ganz eingeschlagen ist, und da nun diese Leute unter 500 treuen Untergebenen nicht eingeschlagen waren, und viele andere kleine zufällige Umstände machten dann, daß er anfang, mich für einen höchstübereilten mittelmäßigen Menschen zu halten. Er correspondierte hinter meinem Rücken mit meinen Untergebenen. Ich habe Briefe von ihm gelesen, darin er mit denen Leuten, die ich aufgenommen, über mich wie über einen Novizen raisonnirt. Unter andern warf er nun sein Vertrauen auf Minos [Freiherr von Ditfurth], der ein sehr ehrlicher, wozu ich ihn brauchte, nützlicher, übrigens aber sehr unkluger übereilter Mensch ist, der auf besondere Art behandelt und sehr kurz gehalten seyn will. [...]

Nun kam es aber auf die Grundsätze an, welche man in diesen Graden lehren müßte, um im System fortzurücken, und da fiel mir folgendes ein: Man soll das Bedürfnis jedes Zeitalters überlegen. Nun hat jetzt die Betrügerei der Pfaffen fast alle Menschen gegen die christliche Religion aufgebracht, aber zu eben der Zeit reißt wieder, wie es sehr gewöhnlich unter den Menschen ist, die immer an etwas sich hängen wollen, die ärgste Schwärmerei ein. Um nun auf beyde Classen von Menschen zu würken und sie zu vereinigen, müsse man eine Erklärung der christlichen Religion erfinden, die den Schwärmer zur Vernunft brächte und den Freygeist bewöge, nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, dies zum Geheimnis der Freimaurerey machen und auf unsere Zwecke anzuwenden. Von einer andern Seite haben wir es mit Fürsten zu tun. Indeß der Despotismus derselben täglich steigt, reißt zugleich allgemeiner Freyheitsgeist aller Orten ein. Also auch diese beiden Extrema müssen vereinigt werden.

Wir sagen also: Jesus hat keine neue Religion einführen, sondern nur die natürliche Religion und die Vernunft in ihre alten Rechte setzen wollen. Dabey wollte er die Menschen in ein größeres allgemeines Band vereinigen, und indem er die Menschen durch Ausbreitung einer weisen Moral, Aufklärung und Bekämpfung der Vorurteile fähig machen wollte, sich selbst zu regieren, so war der geheiligte Sinn seiner Lehre: allgemeine Freyheit und Gleichheit unter den Menschen wieder ohne alle Revolution einzuführen. Es lassen sich alle Stellen der Bibel darauf anwenden und erklären, und dadurch hört aller Zank unter den Secten auf, wenn jeder einen vernünftigen Sinn in der Lehre Jesu findet (es sey nun wahr oder nicht). [...]

Da nun hier die Leute sehen, daß wir die einzigen ächten wahren Christen sind, so dürfen wir dagegen ein Wort mehr gegen Pfaffen und Fürsten reden, doch habe ich dies so getan, daß ich Päpste und Könige nach vorhergegangener Prüfung in diese Grade aufnehmen wollte. (In den höheren Mysterien sollte man dann a) diese piam fraudem entdecken, und b) aus allen Schriften den Ursprung aller religiösen Lügen und deren Zusammenhang entwickeln, c) die Geschichte des Illuminatenordens erzählen. [...]

Endlich schrieb mir Spartacus, Mahomet [alias Schlosser] habe zwar manches zu erinnern, doch wolle er schon sorgen, daß die Grade also angenommen würden. Da ich nun Eile habe, so solle ich die Grade nur nach meiner Art austheilen. Dies tat ich, attestierte mit meines Namens Unterschrift die Echtheit der Cahiers, und meine Leute waren entzückt über diese Meisterstücke, wie sie es nannten ... [...] Auf einmal schickt mir Mahomet nicht etwa Anmerkungen zu diesen Graden, sondern ganz verändertes verstümmeltes Zeug. Man verlangte, ich sollte meine Hefte zurückfordern, und als ich mich weigerte, bestand wenigstens Spartacus darauf, alle Abschriften selbst zu revidieren, den Leuten zu sagen, es hätten sich unechte Zusätze eingeschlichen, um dadurch mich zum Lügner zu machen. Obgleich ich nun gewiß nicht herrschsüchtig bin, alle Provinzen abgegeben habe, und selbst jetzt unter Minos [Freiherr von Ditfurth] stehe, und ihm monatlich mein Q[ui]bus L[iquet] schicke, so konnte ich doch eine solche Beschimpfung nicht ertragen, und da Spartacus noch dazu grob wird, so sehe ich gar nicht ein, warum ich mich von einem Professor in Ingolstadt [gemeint ist Spartacus] wie ein Student soll behandeln lassen. Also habe ich ihm allen Gehorsam aufgekündigt; Ihnen [Zwackh] aber bin ich zu jedem Winke bereit ...[...]

Der herrliche Chrysippus [Karl Joseph von Kolborn] aber könnte uns sehr nützlich sein, aber ich will mich jetzt wohl hüten, auswärts zu wirken, da mir Spartacus mit klaren Worten schreibt, daß er mich für einen unklugen, übereilten Menschen hält. Es ist ein Glück für ihn, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, sonst könnte ich ihm durch Hilfe der stricten Observanz seinen Illuminatenorden in sein voriges Nichts setzen. Aber noch einmal! Er soll sehen, daß ich im Guten und Bösen fest in meinen Grundsätzen bin. Ich wollte, er ließe Sie auch die Briefe lesen, die ich ihm den 1. und 12. und heute geschrieben.

den 20. Januar 1783.

23. Brief des Spartacus aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Spartacus an Cato [alias Zwackh]

Theuerster Cato!

[...] Noch kann ich nichts Angenehmes schreiben. Nun muß ich Sie bitten, daß wenigstens von Ihrer Seite in Athen die Confusion, in welcher der Illuminatenorden stehet, nicht noch größer gemacht werde. Im vielen werde ich beruhigt seyn und mutiger an das Werk gehen, wenn ich mich auf Ihre Punctualität verlassen kann, und wenn Sie in ihrem Areopagus von einer schädlichen Idee zurückkehren: dies ist die Verbreitungssucht des Illuminatenordens. Ich bitte Sie, verwerfen Sie alle Projecte, die dahin abzielen. Dieser Illuminatenorden, dessen Fundament gebildete und lang geprüfte Leute seyn sollen, wo Unvorsichtigkeit, oft die kleinste, uns den Kopf kosten kann, kann unmöglich so schnell wie andere Gesellschaften verbreitet werden. Nichts ist gefährlicher als neue Kolonien, wenn sie nicht durch einen sicheren, äußerst klugen, im Illuminatenorden sozusagen geborenen Mann, angelegt werden. Über dieses Chapitre [Kapitel] werde ich ein andersmal weitläufiger seyn.

Mit nächstem Bothen erhalten Sie eine etlich und 20 Bogen lange Deduction des Minos [Freiherr von Ditfurth], welche Sie bey ihrem Illuminatenorden-Archiv behalten können. Lesen Sie solche aufmerksam und urteilen Sie als Jurist: Sie werden finden, daß mir Philo zum Inspector von Niedersachsen einen Erzrosenkreuzer, einen mystischen Narren gestellt [hat], der noch dazu mit W[öllner] in Correspondenz steht: der gar keine Anhänglichkeit hat: der Bericht auf 6 Zeilen erstattet. Lesen Sie zuvor und wohlbedächtlich, dann urteilen Sie.

Neues Feuer wird es mit Philo nicht absetzen; denn ich schreibe ihm gar nicht mehr, bis er nicht selbst in sich geht.

Was Diomedes abgeschrieben [hat], bleibt: nur die Anrede des Priestergrades ändere ich. Sie werden finden, daß der Grad weit vortrefflicher wird als vorhero. Ich lasse alles Anstößige hinweg: beweise und erläutere alles besser, denn Philo hat es erschrecklich verdorben. Auch F. hat sich darüber geärgert, auch Epictet, auch alle, welche Philo für sich allegiert. [...]

Hier folgt abermal ein insolenter Brief von Philo: lesen Sie, wie groß er spricht und alle Welt trotzen kann. Das konnte doch Caesar und Alexander nicht. Ihr [Catos] Brief an ihn hat viel verdorben, hat ihn in dem Wahn bestätigt, daß alles an ihm hange. Ich wollte, er machte mir den Beweis davon, und wollte mir alle von mir hinweg und an sich ziehen, so hätte ich Ruhe. Kurz - ich schreibe nicht mehr an ihn, das ist das Beste. [...]

Ephesus, den 28. Januar 1783.

2. Brief des Philo aus >Nachtrag von weiteren Originalschriften ...<

Mein geliebtester Bruder [Zwackh]!

Ich habe so eben einen Brief an Sie fortgeschickt, und fange schon wieder einen neuen an. Es liegt mir wirklich sehr am Herzen. - Ich möchte nicht gern, daß Spartacus mich durch sein unkluges, unedles und hitziges Betragen zwänge einen Schritt zu tun, der so lieben Männern, als Sie sind, unangenehm wäre, und doch fühle ich in mir nicht Kraft genug, mich also ohne Murren mit Füßen treten und beleidigen zu lassen. Ich beschwöre Sie also. Wenn Ihnen je meine Freundschaft lieb war, so bringen Sie die Sache in Ordnung. Ist Ihnen aber nichts daran gelegen, so lassen Sie mich meinen Gang gehen. Ich habe wahrhaftig kein anderes Interesse, als die herzliche Zuneigung und dankbare Freundschaft zu Ihnen, denn es kostet mich wenig, ein sehr festes Bündnis gegen Spartacus zu stiften, und alles, was er getan hat und tun kann, über den Haufen zu werfen. Ich fühle wohl, daß etwas in mir sich dagegen empört: also will ich erst alle gütigen Mittel versuchen. Ließe ich einer unvernünftigen Rache den Lauf, so überlegen Sie einmal folgendes:

Auf Spartacus' Geheiß habe ich gegen Exjesuiten und Rosenkreuzer geschrieben, Leute verfolgt, die mich nie beleidigt hatten; die stricte Observanz in Unordnung gebracht; die Besten daraus an uns gezogen; ihnen von der Würde des Illuminatenordens, von seiner Macht, seinem Alter, der Vortrefflichkeit seiner Chefs, der Untadelhaftigkeit der höhern Mitglieder, der Wichtigkeit der Kenntnisse und der Redlichkeit der Absichten große Begriffe gemacht; diejenigen unter uns, welche jetzt so wirksam für uns sind, aber sehr an Religiösität kleben, bei ihrer Furcht, man habe die Absicht Deismus auszubreiten, zu überzeugen gesucht ¹⁷⁰ die höheren Obern hätten nichts weniger als diese Absicht. (Nach und nach wirke ich doch was ich will.) Wenn ich nun

1.) Den Jesuiten und Rosenkreuzern einen Wink geben wolle, wer sie verfolgt.

2.) Wenn ich die kleine, unbedeutende Entstehung des Illuminatenordens nur einigen Personen entdeckte.

[...]

¹⁷⁰ Und genau dies war die Absicht der verborgenen Obern der höhern Illuminaten, nämlich die existentialistische Naturphilosophie zu verbreiten. Knigge hatte die geheime Absicht des Stoikers Weishaupt demnach richtig erkannt.

7.) Wenn ich die, welchen die Religion teuer ist, mit den Grundsätzen des Herrn Generals [Spartacus] vertraut machte. [...]

10.) Wenn ich mich mit Fürsten und Freimaurern wieder verbände.

11.) Wenn ich alsdann einen festern, uneigennützigern, hellern Plan erfände, der ganz auf Redlichkeit und Freiheit beruht, darin dann die besten Köpfe, mit denen ich in Verbindung bin, hineinzöge, in allen Gegenden Leute anstellte, die sich heimlich von Illuminaten müßten aufnehmen lassen, um auch in der Folge zu erfahren, was geschähe¹⁷¹.

12.) Wenn ich selbst in Griechenland [Bayern] gewissen Leuten Winke gäbe, und dadurch auf einmal Stifter [Weishaupt] und alles bekannt machte,

13.) In Rom durch die Fürsten, durch Numenius, Rosenkreuzer so Lärm schlüge ...

Ich erschrecke vor dem Gedanken. So weit wird mich nie Rache treiben, aber so viel als nötig ist, meinen eigenen Ruf zu sichern, wenn man mir nicht Genugtuung verschafft, so viel muß ich tun. [...]

Ich sage es noch einmal, will man mir freie Hand lassen, so hafte ich mit meinem Kopfe dafür, daß ich jetzt:

- 1.) Dem Illuminatenorden sehr wichtige Kenntnisse,
- 2.) Feste Gewalt über die stricte Observanz, oder vielmehr gänzliche Zerstörung derselben,
- 3.) Großen Einfluß auf das zinnendorfsche System,
- 4.) Weltliche Macht und Reichthum verschaffe, und dies alles, ohne im geringsten unsere Einrichtung zu stören.

Spartacus läßt mir durch meinen ehemaligen Untergebenen [gemeint ist wohl: Minos, alias Freiherr von Ditfuth] schreiben, er kenne diese Lockspeisen - welche pöbelhafte Grobheit! Bedarf ich Lockspeisen? Und wozu? wenn ich nicht gern redlich handeln wollte, wenn man mich nur nicht zwingt anders zu handeln, so nähme ich unsere Einrichtung, legte sie den Besten ganz vor, erzählte ihnen die Geschichte unsers Illuminatenordens, dankte bei uns ab, erfände noch vorsichtiger Mittel die Sache gegen Entweihung zu bewahren, gäbe dem Dinge einen andern Namen und machte selbst aus unserm Illuminatenorden eine Pflanzschule. Und ich bekenne es, das werde ich tun, wenn die Sache nicht eilig in Ordnung gebracht wird. - Ein Illuminatenorden, der auf diese Art die Menschen mißbraucht und tyranisiert als Spartacus die Absicht hat, der würde die armen Menschen in ein ärgeres Joch bringen als die Jesuiten. Es ist Pflicht, dem zu steuern, und das bin ich so fest entschlossen zu tun, daß ich auch nicht den Schatten von Verdacht bei den 500 armen Leuten, die ich dem Illuminatenorden zugeführt habe, übrig lassen will; ich habe mich zu einer Maschine der Tyrannei [ge-] brauchen lassen: alle sollen es wissen, daß auch ich betrogen worden, und mit dem besten Herzen betrogen worden bin.

Haben Sie die Güte, mein bester Bruder! diesen Brief (ich will ihn noch in das Paket mit einlegen) an Spartacus zu communicieren. Wenn ich dann vor dem 26sten April keine befriedigende Antwort erhalte, dann fange ich meine Feldzüge an; es liegt alles dazu bereit. Bekomme ich eine einzige unhöfliche Zeile, so ist alles aus. Wird alles gut gemacht, dann sollen Sie und Spartacus Ende Aprils von mir Nachrichten hören, die Ihnen gewiß Freude machen, und Sie von der Vorsichtigkeit und Redlichkeit überzeugen werden.

[gleiches Datum wie obiger Brief]

Knigge an Lavater

Nentershausen, den 3. Februar 1783

[...] Ich war seit zehn Jahren Freymaurer, hatte aber nicht nur in keinem der verschiedenen Systeme sichre, tief durchdachte, nach freien und edlen Grundsätzen geordnete Plane zum allgemeinen Besten der kranken Welt gefunden, sondern auch gesehen, daß der größte Teil der Mitglieder mittelmäßige verirrte Leute sind, die selbst nicht wissen, wessen Zweck sie haben sollen, daß man mit Eidschwüren und Pflichten spielt und Geld erpreßt, ohne einmal irgendwo zu wissen, was die Freymaurerei ist, und was sie leisten soll und kann. (Was ich nun sagen werde, das vertraue ich Ihrer treuen Verschwiegenheit.)

Nun fing ich an auf eine Reform (eine stille Reform) dieses Illuminatenorden zu studieren. Ich geriet an edle Männer, die eben den Wunsch hegten, mir auch schon vorgearbeitet hatten. Wir theilten uns unsre Ideen mit, und daraus entstand ein Gebäude, welches, so Gott will, der guten Nachwelt Schutz und Glück gewähren soll. Noch nicht zu seiner Höhe, aber mit sichern Schritten fortrückend. Eine große Anstalt, für die ganze Menschheit und für das Christentum höchst interessant, gegründet auf die Erfahrungen aller ältern Anstalten solcher Art, auf echtes Christentum, auf manche überlieferte Kenntniss und auf die Resultate der Nachforschungen großer menschenliebender Männer, die unserm Bunde beigetreten sind; und hier folgt eine

¹⁷¹ Genauso wie die Illuminaten die Stricte Observanz unterwanderten und „in Unordnung brachten“, so droht nun Knigge, den Illuminatenorden mit systemtreuen Spionen zu durchsetzen, um die Absichten der verborgenen Oberen aususpionieren und Streitereien im Orden zu stiften.

allgemeine Skizze davon.

Wir sammeln in der Stille die besten unter den Freymauern, und andern Menschen. Warum aber eben unter Freymauern? Weil diese Männer suchen, folglich Bedürfnis haben, und auch schon der so nöthige esprit de Corps unter ihnen ist. Daraus formen wir eine geheime Freymaurerey! [...]

Dies vorausgeschickt, fragt sich: Was soll denn der hohe Zweck seyn, den man dieser Freymaurerey giebt? Ich sage das Bedürfnis der Welt ist jetzt ohngefähr dreyfach:

1. Die Religion Christi ist durch Eigennutz und Grübeleyn so verunstaltet, daß ein Theil der Menschen, welcher an diese Menschensatzungen nicht glauben kann, welche man ihm für das Wesen der Religion aufdringt, eben dadurch zur Freymaurerey geführt wird, und der andre Theil, der doch etwas Besseres ahndet, um die Sehnsucht des Herzens nach Gott zu befriedigen, zu einer Art Schwärmerey geleitet wird, wovon nachher Betrüger Misbrauch machen.

2. Die Sittlichkeit und Rechtschaffenheit hat abgenommen, weil unsre Staatsverfassungen so eingerichtet sind, daß jede unedle Leidenschaft gereizt wird, weil man, um in der Welt emporzukommen, sich besser dabey steht, schlecht zu handeln, weil das Laster aller Orten die Oberhand hat, und der Reiz zum Bösen also sehr groß, der größte Theil der Menschen sehr sinnlich ist, wenige aber Geistes-Erhöhung genug haben, um das wahre innere und äußere Interesse gut zu seyn lebhaft genug fühlen, die Tugend um ihrer selbst willen lieben und den äußern Glanz aufopfern zu können. [...]

Warum haben die abscheulichsten aller Menschen, die Jesuiten, alles aus den Menschen zu machen verstanden, sie mit Enthusiasmus für Thorheiten und Bosheiten erfüllen können, so erfüllen können, daß der Klügste wie der Dümme ihnen zu Gebote stand, das Leben für sie und sich zu allem gebrauchen ließ? Warum hat die römische Kirche die lächerlichsten Lehren der halben Welt so aufdringen können, daß die Leute lieber das Leben als diesen catholischen Glauben verleugneten? Wenn das angeht, warum sollte man denn nicht die einzig glücklich, ruhig, selig und weise machenden Religion und Tugend diesselbe Übergewicht verschaffen, unsere Leute mit Enthusiasmus dafür erfüllen können? Ja man kann das, nur muß man sich (da nun einmal der Mensch sinnlich ist und der nackten Wahrheit nicht so gern huldigt als der geputzten Thorheit) sich eben so feiner Mittel bedienen, ihm Religion und Weisheit reizend zu machen. [...]

X. Was die Religion betrifft, so muß man einen vorher noch nie gefundenen Gesichtspunkt aufsuchen, aus dem betrachtet die Lehre Christi jedermann so interessant, so majestätisch und göttlich vorkommen muß, daß der Freygeist sich schäme, gegen solch eine Lehre aufzutreten zu seyn, daß der Pfaffe sich schäme, eine solche Lehre verunstaltet zu haben. Diesen Gesichtspunkt muß man aus der disciplina arcani nehmen, welches eigentlich die wahre Freymaurerey ist, welche bis itzt in weniger Leuten Händen war. Diese muß stufenweise entwickelt und denen Empfänglichern die Geheimnisse erklärt werden.

Dies Werk nun, wovon ich mir hier eine höchst unvollkommene Skizze geliefert habe, ist wirklich in vollem Gange. Und wenn noch etwas für die Welt zu tun ist, so muß es auf diese Art geschehen, und das Reich der Wahrheit und Freyheit, das ewige Reich herbeygeführt werden [...] Also komme ich zu meinen Fragen:

1.) Was denken Sie von diesem Werke. Ich fühle wohl, wie flach und unbestimmt ich es Ihnen vorgezeichnet habe. Aber Sie werden sich schon selbst hineindenken. Die Last meiner Geschäfte macht mich zerstreuet, sonst schrieb' ich besser.

2.) Wissen Sie mir nicht einige Männer zum Mitwirken vorzuschlagen?

24. Brief des Spartacus aus >Nachtrag aus weiteren Originalschriften ...<
Spartacus an Cato?

Die eine Copie behalte ich auch, bis sie mir eine bessere schicken. Die Abtheilung in A, B und C ist von Mahomet, und ist nun von dem Grad nichts weiter übrig als die Einweihung eines Decanus, die auch noch nebst Philos Original-Cahier folgen wird. Ich wünsche, daß alle Ceremonien, die wirklich einfältig und unbedeutend sind, hinwegbleiben, und dieser Grad außer den vorher aufzulösenden Fragen, der Anrede und dem Unterricht im scientivischen nichts weiter enthalte; auch die Kleidung ist einfältig: wieviel Geld geht dabey verloren! Ich bin der Meynung, daß die Priester außer einem kleinen roten Kreuz auf der linken Seite des Rocks nichts tragen sollen: oder höchstens ein kurzes bis an die Hüft reichendes weißes Scapulier oder Brustfleck unter dem Rock, auf welchem das rote Kreuz angebracht ist. Der Decanus unterscheidet sich durch ein größeres Kreuz, oder trägt solches ganz allein. Philo [Knigge] steckt voll solcher Narrheiten, welche seinen kleinen Geist verraten. [...]

Wenn Philo sich selbst wieder, wie vordem, an mich wendet und sein Unrecht erkennt, so werde ich mit ihm wieder der Alte seyn, aber suchen werde ich ihn auf keine Art: ich muß ihm beweisen, daß er mir nicht wesentlich ist; daß er dadurch, daß er beym Orden ist, nicht mir sondern der Menschheit dient: daß ich nichts von ihm habe, ich auch durch ihn um nichts klüger geworden bin: und daß er durch seinen Umgang und Correspondenz mit mir keinen Schaden gehabt [hat]. Man muß seine ihm und uns so schädliche Eitelkeit

nicht ernähren: eben weil er gebeten seyn will, muß man ihn nicht bitten; ich am allerwenigsten, denn mich hat er schlecht behandelt, doch nicht so schlecht als A. und Mahomet. [...] Mit dem allem werde ich ihm das Zeugnis allzeit geben, daß er durch Anwerbung wichtiger Leute um den Illuminatenorden große Verdienste hat: aber außer dem hat er mir wenig genützt: hat mir oft manches verdorben, die Einheit meines Planes durch elende Einschaltungen von unbedeutenden Graden stark verdorben: ich hab ihm gewiß lang nachgegeben, aber nunmehr macht er es zu arg. [...]

den 7. Februar 1783.

Philo [Knigge] an Spartacus

Kassel, den 25. Februar 1783 bis zum 26. März [und] 31. [März 1783]

Eine ganz unvorhergesehene Begebenheit bewegt mich, Ihnen diesen Brief zu schicken. Lesen Sie ihn ohne Leidenschaft, so viel [als] möglich kalt und unparteiisch. Ich bekenne es, daß ich noch gestern [gemeint ist der 24. Februar 1783] (ehe ich Euer Wohlgeborn Brief bekam) nicht glaubte, daß wir je wieder an einander schreiben würden; auch bin ich sehr fest entschlossen, nur ihre Antwort auf diese Zeilen abzuwarten, und wenn dieselbe wiederum in dem Ton ist, den Sie seit einiger Zeit gegen mich annehmen, so wird mich nichts in der Welt abhalten, alle Gemeinschaft mit Ihnen aufzuheben und jedes Band unter uns zu zerreißen. Sehen Sie dies nicht als eine lächerliche Drohung an! [...] Nun zur Sache! Wenn ich Sie jetzt spräche, so könnte ich Ihnen documentieren, daß erst seit gestern abend mein größerer Plan zur Reife gekommen ist. Hören Sie also. Seit der Zeit, daß ich die Provinzen abgegeben habe, habe ich ununterbrochen durch Arbeit, Briefwechsel und Gespräche an großen Dingen gearbeitet, und seit 8 Tagen habe ich hier geheime Conferenzen mit dem P[rinz] C[arl] von H[essen-Kassel] und andern Männern. Dies alles zusammen genommen setzt mich in den Stand:

a) Die ganze echte Geschichte von der Entstehung der Freimaurerei und Rosenkreuzerei zu besitzen und in die höhern Mysterien zu legen, wenn Sie mich so behandeln, wie ich es zu verdienen glaube.

b) Dem Illuminatenorden Natur-Geheimnisse mitteilen zu lassen, die erstaunlich und einträglich sind (obgleich keine Wunder).

c) Die ganze stricte Observanz nicht mit uns zu vereinigen, sondern uns unterwürfig zu machen. [...]

f) Eine mächtige Partei gegen Jesuiten.

g) Eine eben so feste Anstalt gegen die deutsche R[osenkreuzer], die uns täglich gefährlicher werden, zu schaffen.

Braunschweig, den 10. März [1783]

Bisher hat mein Brief unvollendet da gelegen. Der H[erzog] F[erdinand] von B[raunschweig] hat mich hieher berufen, um mit mir [Knigge] manche Gegenstände zu reden. - Davon ein andermal mehr. Jetzt zu der vorigen Sache! Ich wiederhole, was ich gesagt habe. Und hier sind meine Bedingungen, ganz kurz und ohne Umschweife: Wenn Sie mir trauen, so bleibt vorerst das ganze Geschäft unter uns beiden; Sie widerrufen dann diejenigen Schmähungen, mit welchen Sie gegen Andere einen Mann befleckt haben, der das nicht um Sie verdient hat; und ich bin von dem Augenblicke an um der Sachen willen nicht nur fest an den Illuminatenorden gebunden, sondern verspreche und gewähre demselben eine Macht, die Sie nicht einmal ahnden.

Trauen Sie mir nicht, so hört von dem Augenblicke an alle Verbindung unter uns auf, ich errichte alsdenn ein festeres Bündnis, und - doch keine Drohungen! - denken Sie allem reiflich nach.

4. Brief des Philo aus >Nachtrag aus weiteren Originalschriften ...<

Nentershausen, den 26. [März 1783]

Bester Cato [Zwackh]!

Eine fünfwöchige eilige Reise nach Braunschweig hat mich abgehalten auf ihre liebe, schätzbare Zuschrift zu antworten. Gestern erst bin ich wiedergekommen. - Ich habe große Aussichten für den Illuminatenorden, und dies hat mich bewogen, auf einmal alle Beleidigungen zu vergessen, und mit heutiger Post an Spartacus zu schreiben. Weit entfernt, kindische Empfindlichkeit zu zeigen, ist mein Herz augenblicklich wieder bereit, dem seinigen entgegen zu kommen. Er soll mich nicht um Verzeihung bitten: Er soll sein Unrecht nicht bekennen, sondern erkennen. [...]

Den 27sten. Soeben, da ich diesen Brief schließen will, bekomme ich durch einen meiner ehemaligen Untergebenen einen höchst beleidigenden Verhaltens-Befehl von Spartacus. - Will der Mann mich denn durchaus zum Feinde haben? - Dann soll er noch nie einen solchen Feind gehabt haben. An diesem allen ist Minos' unkluger Eifer gegen die stricte Observanz Schuld. - O Gott! man zwingt mich nicht gegen meine Grundsätze zu handeln, in einem Illuminatenorden, den wir gemeinschaftlich geschaffen haben, mir solche Jesuitische Befehle von meinen eigenen Leuten geben zu lassen! Noch kämpft mein Herz. - Nur aus Freundschaft, aus zärtlicher inniger Liebe und Freundschaft zu Ihnen, meine geliebtesten, teuersten Brüder!

will ich noch gegen niemand öffentlich reden. Aber wenn Spartacus zwischen heute und den 26sten April nicht alles gut macht - dann stehe ich für nichts. [...]

Spartacus an [Marius?, alias Hertel, Jacob Anton]

[...] Cromwell [Dobel] schreibt ein wichtiges maurerisches Product ab, das ich von B[ode] erhalten [habe]. Ich gebe ihnen die Copie zu ihrem Archiv, sobald sie fertig ist.

Mahomet [Schlosser] macht mir viele[n] Verdruß, auf diese Art schreibt er an alle Orte hin, um mich außer credit zu bringen. Er und Philo, die nun eins sind, wollen durchaus einen Congress haben, bey dem sie alles zu verwirren gedenken. Da aber Niemand so müßig ist, als diese beyde, so kann Niemand dabei erscheinen, und das Project hebt sich von selbst. [...]

Eph[esus], den 4. September 1783.

Knigge an Zwackh

31. März 1783

Aus Unordnung der Posten ist mir mein Paket an Sie wiederum zurückgeschickt worden, weil ich es nur bis Schmalkalden frankiert hatte, das gibt mir Zeit Ihnen und den sämtlichen Areopagiten folgendes vorzutragen:

[...] wenn z. B. ein lebhafter unruhiger Kopf, der allerley Zeug untereinander gelesen hätte, mit diesem Plunder ausgestattet in einem Lande, wo man sehr weit in der Aufklärung zurück wäre, sich so hoch stehen[d] fühlte, daß er sich zum Reformator aufwürfe; wenn dieser nun ein System zusammenflickte, woraus hie und da ein Funken von lichtvoller obgleich geborgter Größe hervorleuchtete, wenn er den Jesuiten die Künste ablernte, gutwillige, zu allem Edlen bereitwillige Menschen für das scheinbare System mit Enthusiasmus zu erfüllen, wenn das ihm um so leichter in einem Land gelänge, wo das Bedürfnis so groß, der Drang nach Aufklärung und Freyheit so lebhaft und die Kenntnisse der Literatur so geringe wären, daß dieser Mann die herzliche Freude hätte, alle seine Aufsätze, worin vielleicht nicht ein Wort seyn wäre, für eigenes Fabrikat geltend zu machen [...]

Oder wenn ein anderer mit gutem Talente und warmem Herzen, aber mit einem unbezwinglichen Hochmuth, mit gänzlichem Mangel an Weltkenntnis ein solches Werk anfinde; wenn er schwankend in seinen Grundsätzen, seine Mitarbeiter übel wählte, bald diesen Mann für einen Engel, bald denselben für einen Teufel, einen schiefen Kopf für ein Wissen-Genie, einen Sokrates für reif zum Tollhaus hielte¹⁷²:

Ja, dann würde ich es für Pflicht halten, eine dergleichen Anstalt zu zerstören, sollte mir es auch das Leben kosten, und jenen Schurken und diesen Herren öffentlich an den Pranger zu stellen, um manchen redlichen Mann vor Thorheit und Gefahr zu retten! [...] Aemilius [Bode] ist voll Eifer für den [Illuminaten-] Orden, fest entschlossen, alles insgeheime so zu lenken, daß wir die stricte Observanz in unsere Gewalt bekommen, ohne daß sie es selbst gewahr wird. Er hat in meine Hände sehr wichtige geheime Nachrichten über die Entstehung der Freymauerei und Rosenkreuzerei gelegt, will diese dem Orden schenken, sich in seinem 54sten Jahre gänzlich von uns leiten lassen und die Ausbreitung in Jonien übernehmen, wozu er den herrlichsten Grund gelegt hat, (wie ich nachher und noch künftig erzählen werde).¹⁷³ Als ich diese freudige Nachricht melde, bekomme ich auf einmal einen von Spartacus durch meinen eigenen Recepten-Hierotheus mir insinuierten Befehl:

Die Obern verlangten nichts zu wissen, verlangten keine Gewalt über andere Systeme, ich soll den Aemilius weder weiter befördern, noch ihm Papiere geben, und in Obersachsen verlange man keine Etablissements zu haben.

Gott erhalte unseren würdigen General [Spartacus] bis zu den spätesten Zeiten bey gesunder Vernunft. Es muß ein Irrtum mit diesem Befehl ergangen seyn.¹⁷⁴ [...]

Spartacus an [Marius?]

[...] Wegen der traurigen Lage des Illuminatenordens schreibe ich noch heute an Diomedes [Costanzo]

¹⁷² Eine uralte Polemik, die Knigge gegen die existentialistische Naturphilosophie gebraucht. Theistischer Jenseitsglaube und atheistische Philosophie sind ein Gegensatz, der niemals überbrückt, sondern nur gegenseitig toleriert werden kann.

¹⁷³ Über Bode besaß Knigge demnach (zumindest anfänglich) ebenfalls eine unrichtige Meinung, denn Bode war auch ein existentialistischer Naturphilosoph, der auf die Doppelbödigkeit und Scheinheiligkeit des Christentums mit Verachtung herabsah.

¹⁷⁴ Für diese Anweisung Weishaupts an Knigge gibt es eine logische und sehr plausible Erklärung: Weishaupt wollte die beiden „Acquisitionen“ Bode und Goethe vor Knigge schützen, der sich in seinen Briefen als überzeugter Theist selber verraten hatte und daher von dem Ordensgeneral Spartacus mit Mißtrauen und äußerster Vorsicht behandelt wurde. Philo-Knigge hatte ja deswegen bereits seine Stellung als Areopagit eingebüßt. Weishaupt versuchte offensichtlich (und mit Erfolg), Knigge von den Weimarer Illuminaten fern zu halten.

selbst; aber da ich noch Hausangelegenheiten zu besorgen habe, so kann der Brief heut nicht mehr auf die Post kommen. Das sind die traurigen Folgen, wenn man sich zu sicher und zu stark glaubt, alles zu laut und offenbar treibt, dadurch andere gegen sich erbittert, Klugheit bey Seiten setzt, zu frühezeitig cabaliert, eigennützig herrschsüchtige Absichten blicken läßt, kaltblütige Ratschläge bey Seiten setzt und seine eigene zweckmäßige Bildung und Vervollkommnung vernachlässiget. Leute, lernt! ihr habt ein solches System zu leicht auf die Schultern genommen: ihr wollt den Zweck, und vernachlässigt die Mittel. Meine übrige Meynung schreibe ich morgen an Diomedes [Costanzo] [...]

Eph[esus], den 12. Dezember 1783.

Nachsatz: Ich wünschte mit ihnen mündlich zu sprechen, um die Quellen von unserm Illuminatenordens-Verfall aufzudecken. Schriften werden gar gerne mißbraucht: und ohne in Personalien hineinzugehen läßt sich diese Sache nicht entwickeln. Wenn sie klug sind, verstehen sie mich ohnehin.

Freiherr von Knigge glaubte anfangs, die unsichtbaren Oberen der höheren Illuminaten seien progressive Reform-Theisten. In Wirklichkeit waren Weishaupt, Zwackh, Freiherr von Ditfurth, Johann Joachim Christoph Bode und Wolfgang von Goethe existentialistische Naturphilosophen, sprich Stoiker. Als Knigge seinen Irrtum gewahr wurde, spätestens durch die Rede des Freiherrn von Ditfurth auf dem Konvent von Wilhelmsbad, läßt ihm sein Gewissen keine Ruhe mehr. Im Brief an Lavater vom 3. Februar 1783 berichtet er diesem, daß er den Plan habe „auf eine Reform (eine stille Reform) dieses Illuminatenordens“. Er „geriet an edle Männer, die eben den Wunsch hegten“. Mit anderen Worten, Freiherr von Knigge wollte mit noch einigen anderen theistischen Freimaurern die atheistische Führung des Illuminatenordens absetzen und den progressiven Orden in einen konservativen umwandeln, der „für die ganze Menschheit und für das Christentum höchst interessant“ wäre, „gegründet auf die Erfahrungen aller älteren Anstalten solcher Art [und] auf echtes Christentum“. Er beriet sich deswegen unzweifelhaft im Februar 1783 mit dem Prinz Carl von Hessen-Kassel und im März mit Herzog Ferdinand von Braunschweig. In seinen Briefen an Zwackh und Weishaupt teilte Knigge diesen unverhohlen mit, daß er mit der Führungsspitze der Strikten Observanz konferiert habe. Er verlangt ultimativ, bis zum 26sten April 1783, wieder in die Führungsspitze des Illuminatenordens aufgenommen zu werden oder er würde das Äußerste wagen, auch wenn es ihn das Leben kosten sollte, nämlich die verborgenen wahren Absichten der Oberen an deren politische Feinde, die Strikte Observanz, zu verraten. Weishaupt wußte genau, daß Knigge, wenn er wieder in die Führungsspitze aufgenommen wäre, den Illuminatenorden aus ideologischen Gründen spalten oder sogar ihm selber handstreichartig die Führung aus der Hand nehmen würde.

Noch im September 1783 fürchtete Weishaupt, daß es Knigge [Philo] und Schlosser [Mahomet], „die nun eins sind“, gelingen könnte einen Illuminaten-Kongress einzuberufen, „bei dem sie alles zu verwirren gedenken“. Hier wird das volle Ausmaß der Spannungen zwischen Weishaupt und Knigge deutlich. Knigge wollte mit Hilfe des Illuminatenordens das Pfaffentum und die katholische Kirche reformieren, während die Stoiker im Illuminatenorden das Christentum längst hinter sich gelassen hatten und propagierten, daß die Menschheit keinen Jenseitsglauben brauche, sondern einzig und allein die richtige (stoische) Lebensphilosophie, um auf dieser Welt ein glückliches und zufriedenes Leben führen zu können. Gerade der Glaube an ein Leben nach dem Tode wäre das Grundübel, warum die Menschen auf der Erde nicht glücklich und zufrieden werden können, weil sie in der Hoffnung auf ein jenseitiges Leben das diesseitige Leben vernachlässigen. So schrieb Goethe in dem Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< im Vorwort des dritten Bändchens: „Eben [die] Hoffnung eines immerwährenden Daseyns nimmt uns das Erheben aller unsrer Kräfte zum Ziel unendlicher Vollkommenheit in diesem Leben, dessen Werth wir durch erhabnere, nur tugendhafte Thaten schätzen sollten! Was wähnt der versäumt zu haben, der noch einen endlosen Zeitraum von Daseyn vor sich hat, gegen den Jahrtausende in Nichts verschwinden! Wahrlich, der Mensch verdient mit tiefster Verachtung begegnet zu werden, der zuerst, im Gefühl seiner eignen Nichtswürdigkeit, den Urborn alles Seyns und Vergehens, den auch der Weiseste nur in Unermeßlichkeit mit sprachlosem Schauder anstaunt, für ein gegen eine Ewigkeit in Nichts verschwindendes Leben, zum ewiglohnenden verstandlosen oder ewig strafenden Ungeheuer hinabwürdigt! O dies wäre ein alle menschliche Vernunft und Verstand vertilgender, in der Stunde des fieberhaftesten Paroxysmus' geborner Gedanke, der, nur durch unbegreiflichen Unsinn sanktioniert, die Menschheit um ihre edelste Freiheit, die der Vernunft bestahl! [...] Noch einmal wiederhole ich: Es ist keine lohnende, keine strafende Ewigkeit. Schon in der Gegenwart Leben strömt Lohn im Wachstum zu höherer Tugend, und Strafe im Stillstand auf dem Wege des Fortschreitens der erhabenen Geisteskräfte.“

Auch die Epikureer behaupten, „daß der Gedanke der Auflösung [der Endlichkeit des Lebens] als unverrückbarstes und köstlichstes Gut die Befreiung von der Furcht vor unaufhörlichen und unbegrenzten Leiden bringe, und dies bewirke die [philosophische] Lehre Epikurs, die die Todesfurcht mit der Auflösung der Seele [des Geist-Gemütes] konfrontiert“.

Freiherr von Knigge gelang es nicht, die Führungsspitze des Illuminatenordens handstreichartig abzusetzen und aus der atheistischen Führung eine theistische zu machen. Damit war die Zerschlagung des Illuminatenordens das letzte Mittel für die Aristokratie, um die Gefahr, die für sie von diesem philosophischen Freimaurerorden ausging, zu beseitigen. Philo-Knigge trat am 1. Juli 1785 aus dem Illuminatenorden aus. Siehe dazu Daniel W. Wilson, >Geheimräte gegen Geheimbünde<, der die betreffende Korrespondenz aus der sogenannten „Schwedenkiste“ über diesen Vorgang auswerten konnte.

Sofort nach seinem Austritt aus dem Illuminatenorden trat Knigge in eine theistische Heidelberger Freimaurerloge ein. Außerdem komponierte er für die katholischen Ordensbrüder der Heidelberger Dominikanerkirche mehrere Messen. Weiterhin las er in einer protestantischen Kirche sechs „Aufklärungspredigten“ gegen Despotismus, gegen Dummheit, gegen Aberglauben, gegen Ungerechtigkeit, gegen Untreue und gegen Müßiggang und, da sie (angeblich) erfolgreich waren, las er noch sechs weitere Predigten über Demut, Sanftmut, Seelenfrieden, Gebet, Wohltätigkeit und Toleranz.

In dem Buch >Auszug eines Briefes die Illuminaten betreffend, ohne Einwilligung des Schreibers [Philo], aber gewiß in der redlichsten Absicht zum Drucke befördert von seinem Freunde< (zweyte, vermehrte und sehr erläuterte Ausgabe, 1795), wird eine öffentliche Erklärung des Freiherrn von Knigge auf seinen Wahrheitsgehalt untersucht. Dieses Buch ist kein Werk Knigges, sondern im Gegenteil das Propagandawerk eines Illuminaten, der Knigge damit zu schaden versucht, indem er ihn vor der konservativen Partei unglaubwürdig macht. Knigge erklärte über sich selber in einem öffentlichen Schreiben:

„>Ich [Philo-Knigge] bin eine von diesen Personen, die bey der Illuminaten-Verfolgung weder die Achtung des Publikums, noch bürgerliche Vortheile eingebüßt haben. Allein bey mir tritt noch der jenen Unbolden so erwünschte Umstand ein, daß es ihnen gegen mich nie an Bundesgenossen fehlen kann, indem ich seit einer langen Reihe von Jahren sehr freymüthig und kühn gegen alle Arten von Vorurtheilen, Narrheiten und Schurkereyen in meinen Schriften mich herausgelassen, die Geheimnisse des Pinsel-Ordens enthüllt, und dadurch, wie sich das erwarten ließ, viele sehr ansehnliche Bruderschaften eben nicht zu meiner Canonisation gestimmt habe. Jetzt verstecken sich die Blindschleichen, gemeinschaftlich mit Jenen, hinter einen verstellten Eifer für das gemeine Wohl, und schimpfen, um so unverschämter, da sie wohl wissen, daß theils meine Grundsätze, theils die Verordnungen meiner Landes-Obrigkeit, mich ausser Stand sezen, die Werke der Finsternis dieser Bande öffentlich gedruckt der Welt vorzulegen.<

Der anonyme Verfasser des Buches führt polemisch dazu aus: „Nach der Schilderung, die er [Philo-Knigge] hier von sich macht, ist der arme, vortrefliche Mann recht sehr zu bedauern, wenn er auf der Kapelle der unparteyischen Untersuchung nicht Probe hält. Ich [der anonyme Verfasser des Buches] habe mich lange Zeit im Hannoverischen aufgehalten, und alles was ich da beobachtet, zeugt von einer Wahrhaft aufgeklärten, milden und gerechten, und auf das Glück und die Zufriedenheit der Unterthanen väterlich bedachten Landesregierung. Ist Philos Versicherung gegründet, daß er durch Verordnungen dieser Obrigkeit gehindert werde, die Werke der Finsterniß einer bösen Bande [gemeint ist der Illuminaten-Orden] öffentlich gedruckt der Welt vorzulegen; so würden solche Verordnungen nicht nur den günstigen Vorurtheilen, die man in Deutschland von der Hannoverschen Regierung, als einer sehr aufgeklärten Regierung hat, sehr widersprechen, sondern auch von einem sonderbaren Despotismus zeugen, wodurch ein ehrlicher Mann gehindert wird zu sagen, was sowohl zu seiner eigenen Vertheidigung, als zur Belehrung des Publicums nöthig ist. Mir sind diese Verordnungen, die sehr seltsam seyn müssen, gänzlich unbekannt, und eben dieser Seltsamkeit wegen kann ich ihre Existenz nicht glauben, so sehr auch Philo sich als ein Mann preiset, dem es, wie er im folgenden sagt: „um Wahrheit ohne Partheygeist und Interesse zu thun sey“. - Ich habe aber bey dieser Erklärung Philos noch einiges zu erinnern. Es ist wahr, er hat seit mehrern Jahren, wie er sagt, freymüthig und kühn, oder wie andre Leute es nennen mögen, keck und unverschämt geschrieben, hat Fürsten und Höfe, Landesregierungen, Minister, Adel und Geistliche, kurz Leute aus allen Klassen in seinen zahlreichen Romanen und übrigen Schriftgen heruntergerissen und durchgezogen. Ob es gerade Vorurtheile, Narrheiten und Schurkereyen gewesen, über welche er sich herausgelassen, mögen andere beurtheilen. Was ein Illuminat [wie der anonyme Verfasser dieses Buches] dafür hält, ist solches nicht immer nach den Begriffen anderer: denn nach den Grundsätzen der Illuminaten und der mit ihnen fraternisirten Jacobiner

gehört auch die Religion zu den Vorurtheilen, der Unterschied der Stände zu den Narrheiten, Königthum und Fürstenwürde ist Schurkerey; ja noch mehr, es ist Verbrechen gegen die Menschheit. Genug jene freymüthigen und kühnen Herauslassungen können ihm wohl natürlich keine Freunde gemacht haben. Wer unter den „Bindschleichen“ und dem „Pinsel-Orden“ zu verstehen sey, dessen Geheimnisse er [Philo-Knigge] enthüllt haben will, und ob es von ihm als Pater Aloys Mayer, oder sonst geschehen sey, erklärt er nicht. Existirt wirklich solch ein Pinsel-Orden und ist solche Enthüllung desselben von ihm geschehen; so kann es auch seyn, daß derselbe dem Kerzenträger [dem Theisten] Philo nicht hold seyn könne. Ich verstehe es nicht, kann auch bey der Unbestimmtheit seiner Erklärungen nichts darüber sagen. Eben so wenig weiß ich, ob diejenigen, welche den Illuminaten-Orden, und in demselben den Philo anklagen, zu jenen über ihnen Mißvergnügten, oder zu diesen auch mit ihm unzufriedenen Gliedern des Pinsel-Ordens gehören. So viel aber glaube ich behaupten zu können, daß von allen verständigen und gerechten Leuten immer auf das: *Non quis, sed quid!* gesehen werde. Da dieses dem klugen und erfahrenen Philo nicht fremd seyn konnte, so hätte er, anstatt sich Mühe zu geben, die Personen verdächtig zu machen, welche den Illuminaten und ihm solche Vorwürfe machen, sich eigentlich an die von ihnen vorgebrachten Sachen halten und die Vorwürfe widerlegen müssen, wenn er kann; sonst gibt er nur Blößen und zeigt, daß die Mähre, auf der er reutet, verlahmt und hinkend ist. So dünckt mich auch, daß der weise Philo nicht mit so viel Schimpfwörtern hätte um sich werfen, nicht von Buben, Bindschleichen, Bösewichten, Pinselorden und Elenden hätte reden sollen. Verdienen dieses Leute, welche außerdem, was ihnen die Besorgniß für allgemeine Ruhe und Sicherheit eingeben kann, vielleicht auch die menschenfreundliche Absicht haben mögen, dem dumpfen Gemurmel über die Illuminaten und Philo, dadurch daß sie die Sachen zur beliebten und von allen Freunden der Aufklärung gepriesenen Publicität bringen, ein Ende zu machen, und den Illuminaten und unserm Philo selbst Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen?“

Philo-Knigge wurde sowohl von den Illuminaten, die im ihm einen Verräter sahen, wie auch von den Ultrakonservativen, die in ihm fälschlicherweise einen heimlichen Illuminaten vermuteten, angegriffen. Er hatte sich als überzeugter Reformtheist mit seiner scharfen und offenen Kritik an der Kirche und an der bestehenden Gesellschaftsordnung zwischen alle Stühle gesetzt und bekam Hiebe von den Progressiven wie von den Konservativen.

VIII. Kapitel

Goethes Geheimwissenschaft – Die Psychologie

Kapitel VIII.1: Goethe und Karl Philipp Moritz

Goethe schrieb von Rom an Herder, siehe WA Brief Nr. 8/2538, Moritz sei ein „Fußreiser“, d. h. er sei zu Fuß von Deutschland nach Italien bis Rom gereist. Dies halte ich für eine bewußte und vorsätzliche Täuschung Goethes aus mehreren Gründen:

- a) Goethe wußte, daß er psychisch labil geworden war. Es stellten sich in den letzten Jahren schwere Konzentrationsstörungen, Alpträume, Depressionen, Gefühlsschwankungen, ja möglicherweise sogar Entfremdungszustände ein. Er bemühte sich, durch ein intensives Studium der erreichbaren medizinischen Literatur, darunter auch das von Moritz herausgebene >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<, so viel als möglich über die Ursachen seiner psychischen Erkrankung in Erfahrung zu bringen, um womöglich sich selbst heilen zu können.
- b) Goethe schenkte Karl Philipp Moritz das zweitklassige Werk >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<, um diesem zu Einkünften zu verhelfen.
- c) Goethe veröffentlichte ohne seinen Namen, d. h. anonym, mehrere Aufsätze in Moritzens >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<. Siehe weiter unten.
- d) Goethe hielt nicht zuletzt auch aus finanziellem Interesse seine Gönnerschaft geheim: Damit nicht andere, noch näher mit ihm verbundene Menschen, z. B. Charlotte von Stein oder deren Sohn Fritz, auf den Einfall kämen, ihm berechnete Vorwürfe zu machen oder ihn um finanzielle Unterstützung anzubetteln.

In Karl Philipp Moritz fand Goethe einen glühenden Bewunderer, der außerdem durch seine Armut bereit war, sich Goethe vorbehaltlos und uneingeschränkt geistig zu unterwerfen. Goethe sorgte für mehr als zwei Jahre für den Lebensunterhalt von Moritz in Italien; dieser stellte ihm dafür all sein intellektuelles Können zur Verfügung. Es war daher ein Abhängigkeitsverhältnis, wie zwischen Herr und Diener oder, in der heutigen Zeit, wie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die späteren Lobhudeleien Moritzens über Goethe müssen daher unter diesem Abhängigkeitsverhältnis gesehen werden. Sie sind der Ausdruck von tiefer Dankbarkeit gegen Goethe, der ihm mehr als zwei Jahre lang eine sorglose Existenz, sozusagen ein künstlerisches Stipendium, in Rom finanzierte. Dank Goethe und dem Herzog von Weimar fand er nach seiner Rückkehr aus Italien in Berlin sofort wieder eine Anstellung als außerordentlicher Kunst-Professor.

Meine Hypothese lautet daher: Goethe und Moritz lernten sich bereits *vor* der Italienreise kennen. Goethe suchte einen Begleiter, um nicht die gefährliche und sehr beschwerliche Reise nach Rom alleine wagen zu müssen. Goethe war ein Sicherheitsfanatiker, der nichts dem Zufall überließ und der schon gar nicht das Wagnis einging, unterwegs während der langen Reise ausgeraubt und ermordet zu werden. Moritz leistete Goethe keine unerheblichen Dienste. Er begleitete Goethe wie ein Bediensteter und hielt ihm viele lästige Dinge des täglichen Lebens während der langen Reise vom Hals.

Folgende Indizien sprechen für meine Hypothese:

- a) Karl Philipp Moritz gab völlig überhastet seine berufliche Existenz in Berlin auf, ohne die geringste Aussicht, in Rom eine Anstellung zu finden. Heimlich garantierte jedoch Goethe für Moritz' Lebensunterhalt.
- b) Moritz soll angeblich von Deutschland (Salzdahlen bei Braunschweig) bis nach Rom zu Fuß gereist sein. Und das in einem Zeitraum von Anfang September bis zum 27. Oktober, dem Tag seiner Ankunft in Rom. Goethe brauchte für die gleiche Reise mit der Postkutsche genau so lange. In Wirklichkeit reiste Moritz mit Goethe in der gleichen Postkutsche, bzw. Moritz fuhr mit der Postkutsche von Salzdahlen bis z. B. Eger oder München, hier traf er Goethe. Von hier aus ging es dann gemeinsam Richtung Italien und Rom.
- c) Goethe kam inkognito in Rom an und gab sich nur dem Maler Tischbein zu erkennen. Er verkehrte

außerdem, laut einem Brief von Trippel an Unbekannt¹⁷⁵, „*bei niemand als beim Reiffenstein und bei der Angelika Kauffmann, denn sie haben ein Komplott gemacht, daß er nirgends darf hingehen, als wo sie ihn hinführen. [...] Er ist einmal bei mir gewesen, sonst bei keinem anderen.*“ Goethe und Moritz wären demnach, falls sich zufällig einmal in Rom ihre Wege gekreuzt hätten, achtlos aneinander vorbeigegangen, weil keiner den anderen gekannt hätte.

Kapitel VIII.2: Wer ist der Verfasser der >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

Im Jahr 1787 erschien in Berlin bei dem Verleger Christian Friedrich Homburg ein Büchlein mit Titel >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<. Wir wollen in dieser kurzen Abhandlung untersuchen, warum dieses Werk ausgerechnet Karl Philipp Moritz (1756 – 1796) zugeschrieben wurde und wer es in Wirklichkeit geschrieben hat.

Ich gehe wohl recht in der Annahme, das Werk wurde höchstwahrscheinlich aus dem einzigen Grund Karl Philipp Moritz zugeschrieben, weil auf dem Titelblatt des Buches gedruckt steht: „Von dem Verfasser Anton Reisers“. Der Verfasser des Romans >Anton Reiser< ist zweifellos Karl Philipp Moritz. Aber dies beweist natürlich noch nicht, daß er auch der Verfasser der >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< ist.

Hier meine Beweise, die gegen eine Verfasserschaft des Karl Philipp Moritz sprechen:

I. Aus welchem Grund bediente sich der Verfasser des Allonyms „Von dem Verfasser Anton Reisers“? Offensichtlich wegen des religionskritischen Inhalts des Büchleins. Wäre Karl Philipp Moritz der Verfasser gewesen, so hätte er sich jedoch sogleich selber als Autor verraten; er hätte demnach nichts damit gewonnen. Da muß sich mit Sicherheit ein anderer Schriftsteller auf Kosten des Karl Philipp Moritz einen üblen Scherz erlaubt haben.

II. Der Autor der >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< besitzt ausgeprägte grammatikalische und stilistische Eigentümlichkeiten, um nicht zu sagen Schwächen. Er verwechselt häufig >mich< mit >mir< und umgekehrt, das heißt er verwechselt den Akkusativ mit dem Dativ und umgekehrt. Und das soll Karl Philipp Moritz gewesen sein, der 1781 ein Buch veröffentlichte mit Titel >Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend< und 1784 ein Buch herausgab mit Titel >Von der deutschen Rechtschreibung<? Außerdem erschien 1792 in der dritten verbesserten Auflage ein Büchlein von Moritz mit Titel: >Unterschiede des Akkusativs und Dativs oder des >mich< und >mir<, >sie< und >ihnen< u.s.w.<! Völlig undenkbar, daß Karl Philipp Moritz, der Herausgeber von drei Büchern über die deutsche Rechtschreibung, die vielen grammatikalischen und stilistischen Fehler begangen haben könnte, die wir in dem Büchlein in Menge finden!

III. Die >Vorrede des Verlegers< ist eine Prahlerei und Aufschneiderei von fast unglaublicher Art:

- a) Ungewöhnlich ist bereits, daß der Verleger die Vorrede schrieb und nicht der Autor. Aber noch schlimmer wäre es gewesen, wenn der Autor so prahlerisch von sich geschrieben hätte.
- b) Der Verleger prahlt, der Autor hätte seit zehn Jahren bei vielen Berliner Verlegern „die Hülle und Fülle“ an „gelehrten Arbeiten“ produziert, was im Falle des Karl Philipp Moritz eine glatte Lüge gewesen wäre.
- c) Der Verleger teilt dem Leser mit, daß der Autor sein Vaterland verlassen hat und jetzt in einem Land lebt, wo der Schirokko (warmer Wind im Mittelmeergebiet aus den nordafrikanischen Wüsten) weht, der einen widrigen Einfluß auf ihn haben könnte. Offensichtlich ist er nach Süden gereist.

Letzteres trifft auf Karl Philipp Moritz wie auch auf Johann Wolfgang Goethe zu. Mit diesen beiden Namen haben wir die zwei einzig möglichen Kandidaten für die Verfasserschaft des Büchleins benannt: Moritz oder Goethe.

Um es gleich vorweg zu sagen: Ich bin der Überzeugung, daß das Büchlein >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< das wahrscheinlich erste von mindestens fünf anonymen Veröffentlichungen Goethes ist, die seine religionskritische, ja existentialistische stoische Philosophie manifestieren. Friedrich Schlegel nannte Goethe mit Recht einen deutschen Voltaire.

¹⁷⁵ Quelle: >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen<, zusammengestellt. von Wilhelm Bode.

Folgende philosophisch-belletristische Werke konnte ich bisher mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Johann Wolfgang Goethe zuschreiben:

1. >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, ein anonymer Illuminaten-Roman Goethes, als dichterisches Denkmal für Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon konzipiert und 1793 zu ihrem 20sten Todesjahr veröffentlicht.
2. >William Lovell<, ein Werk, das Goethe seinem Sohn Ludwig Tieck geschenkt hat, siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<.
3. >Peter Lebrecht<, ebenfalls ein Werk Goethes, das er seinem Sohn Ludwig Tieck sozusagen geschenkt hat, um diesem zu Einkünften zu verhelfen.
4. >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, ein pseudonym veröffentlichtes Werk und eine sehr depressive Goethesche Autobiographie.

Wenden wir uns nun dem Inhalt des Buches >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< zu.

Das eigentliche Thema ist nicht etwa die sogenannte „Geisterseherei“, die eine Modeerscheinung war, sondern der Autor reflektiert angestrengt und umständlich über die Frage: „*Geht wohl die Spur irgend eines für die Welt verloschnen Geistes ganz verloren?*“

Der Ich-Erzähler und Autor findet in den Aufzeichnungen des verstorbenen Sonnenberg, die dieser für seinen Sohn anfertigte, einen „Geisterseher“, gemeint ist aber ein „Geistesverwandter“: „*Ich begrüßte in ihm [in den Schriften des Sonnenberg] einen Geisterseher von der edlern Art mit dem ich nun Hand in Hand den Weg meiner [philosophischen] Untersuchungen [siehe obige Fragestellung] fortwandeln konnte. Was ich besaß, war ein Teil von den Aufsätzen des Verstorbenen [Sonnenberg] über sich selbst, das ich nun meinem Tagebuche über mich selbst [gemeint ist wohl das Werk >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<?], welches ich dreien Freunden hinterlasse, mit einverleiben will. – Er [Sonnenberg] ist den Weg zum Ziel vor mir vorangegangen ...*“

Der Ich-Erzähler gelangt in seinem philosophischen Büchlein – offensichtlich philosophiert er zum ersten Mal öffentlich, das heißt schriftlich über den Sinn des Lebens, speziell seines eigenen Daseins – zu der Erkenntnis (ab Seite 41 unten), ob „*ich nicht lieber aus den Trümmern des [privaten und gesellschaftlichen] Schiffbruchs noch retten [soll], was ich kann, da es doch nicht möglich ist, den zerstörten Bau je wieder herzustellen.*

Warum nicht diese Kenntnisse, diese Bildung eines Geistes, die ich freilich der Gesellschaft verdanke, warum diese nicht für mich nutzen, ob ich gleich durch dieselbe nicht mehr außer mich¹⁷⁶ wirken kann und mag?

Ach, diß zerrüttete, den Einsturz drohende Gebäude der menschlichen Einrichtungen, wie manchen wird es noch unter seinen Ruinen begraben!

Aus diesen Aufsätzen scheint zu erhellen, daß Sonnenberg den Zusammenhang der menschlichen Dinge [der Gesellschaft im Jahre 1787, demnach rund zwei Jahre vor der Französischen Revolution] für zu schlecht und verschoben hielt, als daß ein Mensch von vollkommener Ausbildung des Geistes sich ferner darin verflechten sollte.¹⁷⁷

Er scheint diß Ganze wie ein [gesellschaftlicher] Schiffbruch zu betrachten, und sich bei dieser Gelegenheit das Strandrecht zuzueignen.“

An den Meeresküsten besaßen die Anwohner das sogenannte „Strandrecht“, das heißt sie durften sich an dem Hab und Gut der gestrandeten Schiffe bereichern. Allerdings kam es auch vor, daß die noch lebenden Schiffsbesatzungen und Passagiere, wenn sie in der Minderzahl waren, kurzerhand umgebracht wurden, um

¹⁷⁶ Grammatikfehler Goethes: >mich< anstatt >mir<.

¹⁷⁷ Diese Ausnahmesituation hat der Ich-Erzähler von Seneca entlehnt: >Über die Muße< (de otio) § 30: „In dieser Sache sind die [philosophischen] Schulen miteinander uneins, auch die der Epikureer und der Stoiker. Jede weist uns zur Muße, nur auf einem anderen Weg. Epikur sagt: „Der Weise läßt sich nicht mit dem Staatswesen ein, wenn nicht besondere Umstände vorliegen.“ Zenon sagt: „Der Weise wird sich in Staatsgeschäfte einlassen, wenn nicht Hindernisse eintreten.“ Der eine (Epikur) will Muße aus Grundsatz, der andere (Zenon) nach Umständen. Diese Umstände können ein sehr weites Feld sein. Ist der Staat zu verdorben, als daß ihm aufgeholfen werden könnte, und haben sich die schlechten Elemente darin hervorgeedrängt, so wird der Weise sich nicht in vergeblichen Bemühungen anstrengen. Er wird sich nicht aufopfern, wo er nichts nützen kann, wenn er nicht genug Ansehen oder Kraft hat.“

an ihre Habseligkeiten zu gelangen. Man erkennt aus dem obigen Gleichnis, daß Sonnenberg ein sogenannter „Dilettant“ in Sachen Philosophie war.

Auf Seite 47 der Originalerstaufgabe bricht dann doch wieder das hohe Ideal der stoischen Philosophie bei dem Ich-Erzähler, respektive bei seinem Geistesverwandten Sonnenberg, durch: *„Es ist eine traurige Sache um ein verstimmtes [richtig: verpfushtes?] Leben. Wem ein großer Plan mißlungen ist, der versucht es wohl auf alle Weise, dennoch glücklich zu seyn; er will gern an den Schönheiten der Natur wieder Geschmack finden, sich an der Morgenröthe, dem Gesange der Nachtigallen, und dem Hauch des Frühlings wieder ergötzen, aber die Saite [richtig: Saite (einer Harfe)?] will immer nicht anschlagen. – Das Interesse ist aus dem Leben, und man weiß nicht mehr, wo man das alles hinbringen soll, was man täglich sieht, hört, thut und denkt.*

Dein großer Plan sey, täglich auf deine innere Vervollkommnung hinzuwirken; nicht Glückseligkeit von außen in dich hinein zu zwingen, sondern aus dir selbst um dich her zu verbreiten; so kann es dir nie fehlen; so muß ein immerwährendes Interesse alle deine kleinsten Begebenheiten durchflechten.

Und solltest du denn auch dein ganzes Leben hindurch allein stehen, und nie in den Zusammenhang der menschlichen Dinge eingreifen können, dürfen, oder wollen: so denke das: einen vollkommenen Menschen hervorzubringen, ist an und für sich schon der höchste Endzweck der Natur; mag dieser vollkommene Mensch nun ich selbst, oder ein anderer seyn, genug, wenn er nur da ist, daß die vollkommene Natur sich in ihm spiegeln kann.“

Immer wieder kreisen die Reflexionen des Ich-Erzählers um die bohrende Frage, ob es „einen für sich bestehenden, immerdaurenden Geist“ gibt, der „in ihm die Kräfte zu seiner Fortdauer sammlete“.

Oder anders formuliert: Lohnt es sich im Anbetracht der Endlichkeit unserer Existenz überhaupt, nach dem stoischen Ideal des menschenmöglichen „vollkommenen“ Weisen zu streben? Wenn es ja doch kein ewiges Leben oder keinen ewigen Geist gibt, dann wäre doch wohl alle Mühe und Plage in Hinsicht auf persönliche Vervollkommnung und auch jeder noch so kleine Verzicht auf eine Begierde oder Lust unsinnig, ja absurd.

Hier muß ich den einen oder anderen Leser zuerst mit dem eschatologischen Weltbild der antiken Stoa bekannt machen. Einige der antiken Stoiker, sozusagen die theistische Seite, glaubten, daß die Geister der Verstorbenen noch eine Zeitlang nach ihrem Tode fortleben könnten, und zwar abgestuft nach den Graden ihres geistigen Vermögens längere oder kürzere Zeit. Jedoch wird einst die ganze Welt und die Menschheit in einem riesigen (kosmischen) Weltbrand untergehen und das All sich in ein einziges Flammenmeer auflösen, in das auch die Geister der Abgeschiedenen geraten und dabei vernichtet werden. Alsdann beginnt der Weltprozeß wieder von vorne. Andere, sozusagen der existentialistische Flügel der antiken Stoiker, wie Panaitios und Zenon, bestritten jede, auch noch so kurze Fortdauer der Geister oder Seelen nach dem Tode.

In der Freimaurerrede, die Sonnenberg bei einer Gesellenaufnahme von Freimaurern hielt, sind weitere bemerkenswerte Stellen, die uns bekannt vorkommen: (ab Seite 91)

„Wer sich nun nicht täglich in dieser Mäßigung seiner eigennütigen Begierden übt, um für die großmüthigen Gesinnungen in seiner Seele gleichsam Platz zu machen, der verdient den Nahmen eines Freimaurers nicht, und wenn unsere Versammlung diese Mäßigung der eigennütigen Begierden nicht befördern hülfe, so erreichte sie ihren Zweck nicht. –

Die höchstmögliche moralische Vervollkommnung ist also das Ziel, wornach der Maurer strebt, und diese besteht in der zweckmäßigsten und uneigennützigsten Thätigkeit. –

Denn die bloßen Gesinnungen machen die Moralität nicht aus. –

Wer edel denkt muß auch edel handeln [...]

Weil nun in der Welt die guten Beispiele so zerstreut sind, so sollten sie in unsern Logen zusammengedrängt seyn, damit dieselben die eigentliche Schule der Weisheit des Lebens würden. –

Dazu müssen denn die einzelnen Subjekte [Personen] freilich so viel Umgang wie möglich miteinander haben – denn die Maurerei soll uns ja aus unserm kleinen Umgangskreis in einen größern ziehen, wo wir mehr mannigfaltiges Gute sehen, als wir sonst Gelegenheit haben. –

Wo wir uns in alle Rechte der Menschheit wieder eingesetzt fühlen. –

Wo alle an der Wohlfahrt eines jeden einzelnen Theil nehmen, und bei seinen Schicksalen nicht gleichgültig sind, –

Wo das, was unsere wahre Glückseligkeit ausmacht, zur Sprache kömmt. –

Wo ein jeder die Vortheile, die er durch eigne Erfahrung zu einer wahren Glückseligkeit ausfindig gemacht

hat, und seine mißlungenen Versuche, den andern mittheilt. –

Wo alles uns anmahnen soll, das Leben zu genießen, und den Tod nicht zu fürchten – uns zu unterwerfen, wo wir müssen, und die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, wo wir können. – “

Diese wenigen Sätze belegen eindeutig und unverkennbar die Illuminaten-Philosophie, die von der Stoa übernommene Tugendlehre. Johann Wolfgang Goethe war nachweislich ein Illuminat, sogar ein hoher Illuminat, was sein Logenname >Abaris< (fabelhafter Wundermann) belegt, während es für Karl Philipp Moritz kein einziges Zeugnis gibt, das belegen würde, daß er mit dem Illuminaten-Orden in Berührung gewesen wäre. Wiederum ein eindeutiger Beweis für Goethes Verfasserschaft.

Das Büchlein ist, trotz mancher provokanter Reflexionen, ein Zeugnis für die Humanität, Edelmütigkeit und vor allem für die Wahrheitsliebe des Autors: Johann Wolfgang Goethe.

Kapitel VIII.3: Interessante Briefe Goethes an Charlotte von Stein aus Italien

Folgende Briefe und Tagebuchnotizen Goethes für Charlotte von Stein, sind nahe verwandt mit dem Briefroman >William Lovell<. Sie dokumentieren deutlich Goethes skeptische Weltanschauung:

Reise-Tagebuch Viertes Stück. Venedig 1786.

So stand es denn in dem Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich d. 28. Sept. Abends, nach unsrer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biber-Republick betreten und besuchen sollte. So ist denn auch Gott sey Danck Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Nahme der mich so oft, der ich von jeher ein Todtfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat.

Wie die erste Gondel an das Schiff anfuhr, fiel mir mein erstes Kinderspielzeug ein, an das ich vielleicht in zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater hatte ein schönes Gondelmodell von Venedig mitgebracht, er hielt es sehr sehr werth und es ward mir hoch angerechnet wenn ich damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte ich wie eine alte Bekantschaft, wie einen langentbehrten ersten Jugend Eindruck. Und da ich mir blos zu reisen scheine um dir zu erzählen; so setz ich mich nun hin, da es Nacht ist, dir mancherley vorzusagen.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcus Platz, der größte Vorzug des Quartiers.

Meine Fenster gehn auf einen schmalen Kanal, zwischen hohen Häusern, gleich unter mir ist eine Brücke und gegenüber ein schmales belebtes Gäßgen. So wohn ich und so werd ich eine Zeitlang bleiben, biß mein Packet für Deutschland fertig ist und biß ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesogen habe.

Die Einsamkeit nach der ich so oft sehnsuchtsvoll geseuftzt habe, kann ich recht genießen, wenn ein Genuß darin ist, denn nirgend kann man sich einsamer fühlen als in so einem Gewimmel, wo man ganz unbekannt ist, in Venedig ist vielleicht kaum ein Mensch der mich kennt und der wird mir nicht begegnen. Wir¹⁷⁸ hatten herrlich Wetter zur Fahrt auf der Brenta her die Volckmann p. 636 gut beschreibt, ich ging mit dem öffentlichen Schiffe und kann den Anstand, die Ordnung einer so gemischten Gesellschaft des mittlern Standes nicht genug loben. Einige recht hübsche und artige Weiber und Mädgen waren drunter. Es wird mir erstaunend leicht mit diesem Volcke zu leben. Ohnfern Venedig nahm ich mit noch einem eine Gondel und wir fuhren herein. Es ist groser Und da ich mir blos zu reisen scheine um dir zu erzählen; so setz ich mich nun hin, da es Nacht ist, dir mancherley vorzusagen.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcus Platz, der größte Vorzug des Quartiers.

Meine Fenster gehn auf einen schmalen Kanal, zwischen hohen Häusern, gleich unter mir ist eine Brücke und gegenüber ein schmales belebtes Gäßgen. So wohn ich und so werd ich eine Zeitlang bleiben, biß mein Packet für Deutschland fertig ist und biß ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesogen habe.

Die Einsamkeit nach der ich so oft sehnsuchtsvoll geseuftzt habe, kann ich recht genießen, wenn ein Genuß darin ist, denn nirgend kann man sich einsamer fühlen als in so einem Gewimmel, wo man ganz unbekannt ist, in Venedig ist vielleicht kaum ein Mensch der mich kennt und der wird mir nicht begegnen. Wir hatten herrlich Wetter zur Fahrt auf der Brenta her die Volckmann p. 636 gut beschreibt, ich ging mit

¹⁷⁸ Goethe schrieb des öfteren >wir<. Ein Indiz dafür, daß er nicht alleine die Reise von Karlsbad bis Rom unternahm. Meiner Überzeugung nach reiste er zusammen mit Karl Philipp Moritz.

dem öffentlichen Schiffe und kann den Anstand, die Ordnung einer so gemischten Gesellschaft des mittlern Standes nicht genug loben. Einige recht hübsche und artige Weiber und Mädchen waren drunter. Es wird mir erstaunend leicht mit diesem Volcke zu leben. Ohnfern Venedig nahm ich mit noch einem eine Gondel und wir fuhren herein. Es ist großer respektabler Anblick.

Ich eilte auf den Markus Platz und mein Geist ist nun auch um dieses Bild reicher und weiter. Heut Abend sag ich nichts weiter. Ich werde hier Zeit finden dir meine Gedanken mitzutheilen. Lebe wohl! Du immer gleich herzlich und zärtlich Geliebte.

Michälistag Abends.

Nach einem glücklich und wohl zugebrachten Tage, ist mir's immer eine unaussprechlich süße Empfindung wenn ich mich hinsetze dir zu schreiben. Ungern verließ ich den Markus Platz da es Nacht wurde; aber die Furcht zuweit zurückzubleiben trieb mich nach Hause.¹⁷⁹

Von Venedig ist alles gesagt und gedruckt was man sagen kann, darum nur wenig wie es mir entgegenkommt. Die Haupt Idee die sich mir wieder hier ausdringt ist wieder Volck. Große Masse! und ein nothwendiges unwillkürliches Daseyn. Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür die andere trieb sich mit ihnen zu vereinigen, es war Glück das ihre Lage so vorteilhaft machte, es war Glück daß sie zu einer Zeit klug waren da noch die ganze nördliche Welt im Unsinn gefangen lag, ihre Vermehrung ihr Reichthum war nothwendige Folge. nun drängte sich enger und enger, Sand und Sumpf ward zu Felsen unter ihren Füßen, ihre Häuser suchten die Luft, wie Bäume die geschlossen stehn, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen was ihnen an Breite abging, geizig auf jede Handbreit Erde und gleich von Anfang in Enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr breite als Haus von Haus zu sondern und Menschen einigen Durchgang zu lassen und übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz, Spaziergang, genug der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden und so auch Venedig nur mit sich selbst verglichen werden kann. Wie dem großen Canal wohl keine Strasse in der Welt sich vergleichen kann; so kann dem Raume vor dem Markus Platz wohl auch nichts an die Seite gesetzt werden. Den großen Spiegel Wasser meyn ich der an der einen Seite von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt ist, gegenüber die Insel St. Giorgio hat, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter Rechts die Dogana und die Einfahrt in den Canal Grande. Ich will auf dem Plan von Venedig den ich beylege zum Überflusse Linien ziehen auf die Haupt Punkte die in das Auge fallen wenn man aus den zwey Säulen des Heil. Markus Platzes heraustritt (NB. ich habe es unterlaßen weil es doch kein Bild giebt).

Ich habe das alles mit einem stillen seinen Auge betrachtet und mich dieser großen Existenz gefreut. Nach Tische ging ich, um Stufenweise zu schreiten, erst zu Fuße aus und warf mich ohne Begleiter, nur die Himmelsgehenden merckend ins Labyrinth der Stadt. Man denckt sich auch nicht ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgestreckten Armen entweder ganz oder behnahe messen, in kleinern Gäßgen könnte man die Arme nicht einmal ausstrecken. Es giebt breitere Strasen, aber proportionirlich alle eng. Ich fand leicht den großen Canal und den Ponte Rialto. es ist ein schöner großer Anblick besonders von der Brücke herunter, da sie mit einem Bogen gewölbt in die Höhe steigt. Der Canal ist gesät voll Schiffe und wimmelt von Gondeln, besonders heute da am Michaels Fest die wohlangezogenen Frauen zur Kirche wallfahrteten und sich wenigstens übersetzen liesen. Ich habe sehr schöne Wesen begegnet.

Nachdem ich müde worden, setzt ich mich in eine Gondel die engen Gassen verlassend, und fuhr nun den Canal grande durch, um die Insel der Heil. Clara herum, an der großen Lagune hin, in den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Markus Platz und war nun auf einmal ein Mitherr des Adriatischen Meers, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte meines armen Vaters in Ehren, der nichts bessers wußte als von diesen Dingen zu erzählen. Es ist ein großes, respectables Werck versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht Eines Befehlenden sondern eines Volcks. und wenn ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen und stincken und ihr Handel geschwächt wird, und ihre Macht gesunken ist, macht dieß mir die ganze Anlage der Republick und ihr Wesen nicht um einen Augenblick weniger ehrwürdig. Sie unterliegt der Zeit wie alles was ein erscheinendes Daseyn hat.

Viel, viel wollen wir darüber schwätzen; auch worüber man hier nicht reden soll, über den Staat und seine Geheimnisse, die ich alle ohne einen Verräther, recht gut zu wissen dencke.

Nun einige Bemerkungen nach Anleitung des Volckmanns 3. Theil.

p. 509. Die Markus Kirche muß in einem Kupfer von dir gesehen werden, die Bauart ist jeden Unsinnswerth der jemals drinne gelehrt oder getrieben worden seyn mag. ich pflege mir die Façade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu dencken. Wenigstens getrau ich mir irgend ein ungeheures Schaalthier nach diesen Maaßen zu bilden.

¹⁷⁹ Überängstlichkeit Goethes.

p. 513. Alte Pferde. diese kostbaren Thiere stehen hier, wie Schaaf die ihren Hirten verlohren haben. Wie sie näher zusammen, auf einem würdigern Gebäude, vor einem Triumphwagen eines Weltbeherrschers standen, mag es ein edler Anblick gewesen seyn. Doch Gott sey Danck daß der kristliche Eifer sie nicht umgeschmolzen und Leuchter und Crucifixe draus gießen laßen. Mögen sie doch zu Ehren des Heil. Markus hierstehn, da wir sie dem Heil. Markus schuldig sind.

515. Der herzogliche Pallast, besonders die Façade nach dem Markus Platz. Das sonderbarste was der Menschen Geist glaub ich hervorgebracht hat. Mündlich mehr. Ich habe einen Einfall den ich aber auch nur für einen Einfall gebe. Ich sage, die ersten Künstler in der Baukunst scheinen die Ruinen der Alten wie sie noch halb vergraben waren nachgeahmt zu haben und der Geist ihrer Nachfolger hat nun den Schutt weg geräumt und die schöne Gestalt hervorgebracht. Wenn du solche Säulen siehst glaubst du nicht ein Theil stecke in der Erde und doch ist der untere Gang des herzoglichen Pallasts von solcher Taille.

[...]

d. 30. Abends.

Wenn des Venetianers Leben angeht, zieh ich mich nach Hause zurück um dir etwas zu sagen. Sogar die Hausmagd warf mirs gestern vor; daß ich kein Liebhaber vom Abendspazieren sey. Heute hab ich wieder meinen Begriff von Venedig sachte erweitert. Ich habe nun den Plan, dann war ich auf dem Markusthurm, wo sich denn wohl dem Auge ein einzig Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein daß ich ohne Perpektiv Nähe und Ferne genau unterscheiden konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen.

p. 532. Über den sogenannten lido, einen schmalen Erdstreif der die Lagunen schließt, sah ich zum erstenmal das Meer und einige Seegel drauf. in den Lagunen liegen einige Galeeren und Fregatten die zum Ritter Emo stoßen sollen, wegen ungünstigen Windes aber liegen müssen.

Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tyroler Gebirg, schließen gegen Abend und Mitternacht das Bild ganz trefflich schön.

Gegen Abend verlief ich mich wieder ohne Führer in die entferntesten Quartiere der Stadt und suchte aus diesem Labyrinth, ohne jemand zu fragen nach der Himmelsgegend den Ausgang. Man findet sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander und meine Manier die beste sich davon recht sinnlich zu überzeugen, auch hab ich mir bis an die letzte Spitze das Betragen, die Lebensart, Sitten und Wesen der Einwohner gemerckt. Du lieber Gott was für ein armes gutes Tier der Mensch ist.

Am Ufer ist ein angenehmer Spaziergang.

Schon die drey Tage die ich hier bin hab ich einen geringen Kerl gesehen, der einem mehr oder wenig grosen Auditorio Geschichten erzählt. Ich kann nichts davon verstehen. Es lacht aber kein Mensch, manchmal lächelt das Auditorium, das, wie du dir denken kannst, meist aus der ganz niedern Classe besteht. Auch hat er nichts auffallendes noch lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr gesetztes und eine Manigfaltigkeit und Precision in seinen Gebärden, die ich erst heut Abend bemerkt habe. Ich muß ihm noch mehr aufpassen.

Auf künftigen Montag geht Opera Buffa und zwey Comödientheater auf. Da wollen wir uns auch was zu gute thun. Ich hoffe es soll besser werden als in Vicenz. Sonst kann ich dir heute nicht viel sagen. Ausser einigem Fleis an der Iphigenie, hab ich meine meiste Zeit auf den Palladio gewendet, und kann nicht davon kommen. Ein guter Geist trieb mich mit soviel Eifer das Buch zu suchen, das ich schon vor 4 Jahren von Jagemann wollte verschrieben haben, der aber dafür die neueren herausgegebenen Wercke kommen ließ. Und doch auch! was hätten sie **mich**¹⁸⁰ geholfen, wenn ich seine Gebäude nicht gesehn hätte? Ich sah in Verona und Vicenz was ich mit meinen Augen ersehen konnte, in Padua fand ich erst das Buch, jetzt studier ich's und es fallen mir wie Schuppen von den Augen, der Nebel geht auseinander und ich erkenne die Gegenstände. Auch als Buch ist es ein großes Werck. Und was das ein Mensch war! Meine Geliebte wie freut es mich daß ich mein Leben dem wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird zum Grosen überzugehen, das nur der höchste reinste Punkt des Wahren ist.

Die Revolution, die ich voraussah und die jetzt in mir vorgeht, ist die in jedem Künstler entstand, der lang emsig der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten grosen Geists erblickte, die Seele quoll auf und er fühlte eine innere Art von Verklärung sein selbst, ein Gefühl von freyerem Leben, höherer Existenz Leichtigkeit und Grazie.

Wollte Gott ich könnte meine Iphigenie noch ein halb Jahr in Händen behalten, man sollt ihr das mittägige Clima noch mehr anspüren.

¹⁸⁰ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mich< anstatt richtig >mir<.

d. 1. Oktbr. Abends 8 Uhr.

Heute komm ich später zu dir als gewöhnlich und hätte dir doch recht viel zu sagen. Heute früh schrieb ich lang an der Iphigenie und es ging gut von statten. Die Tage sind sich nicht gleich und es wundert mich daß es in dem fremden Leben noch so geht es ist aber ein Zeichen daß ich mich noch gut besitze.¹⁸¹ Dann ging ich nach dem Rialto und nach dem Markusplatz. Seitdem ich weiß daß Palladio zu einer Brücke auf diesen Platz einen Riß gemacht hat; seitdem ich ihn in seinen Wercken gesehen habe, sey es mir erlaubt Picks auf den Rialto zu haben wie er jetzt steht. ich werde sie mündlich auslegen. Dann bin ich durch einige Quartiere gegangen und nach dem Platz und habe, da es eben Sonntag war über die Unreinlichkeit meine Betrachtungen angestellt. Es ist wohl eine Art Policey in diesem Artickel. Die Leute kehren den Quarck in die Eckgen, ich sehe große Schiffe hin und wieder fahren, auch an Orten stille liegen, die das Kehrigt mitnehmen, leute von den Inseln umher die ihn als Mist brauchen. Aber es ist doch unverzeihlich daß die Stadt nicht reinlicher ist, da sie recht zur Reinlichkeit angelegt ist, alle Strasen geplattet, die entfernten Quartiere selbst wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante, wo es nötig in der Mitte ein wenig erhaben, an den Seiten Vertiefungen um das Wasser aufzufassen und in unterirdische Canäle zu leiten. Noch andre Vorsichten der ersten Anlage würden es unendlich erleichtern Venedig zur reinsten Stadt zu machen, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte mich nicht abhalten gleich im Spazierengehn einen Plan dazu anzulegen.

Nach Tische studirt ich wieder im Palladio, der mich sehr glücklich macht und ging alsdann mit dem Plan der Stadt in der Hand die Kirche der Mendicanti aufzusuchen die ich auch glücklich fand.

[...]

6. Oktober. Nachmittags. Venedig.

Ich fuhr heute früh mit meinem alten Schutzgeiste, al lido, einer Erdzunge die die Lagunen schließt und vom Meer absondert. Wir stiegen aus und gingen queer über die Zunge, ich hörte ein starckes Geräusch es war das Meer, und ich sah es bald. Es ging hoch gegen das Ufer indem es sich zurückzog, denn es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So hab ich auch das mit Augen gesehn und bin auf der schönen Tenne die es weichend zurückläßt ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht um der Muscheln willen.

Abends.

Ich bin recht glücklich und vergnügt seit mir Minerva in Gestalt des alten Lohnbedienten zur Seite steht und geht. Solche Präcision in allem, solche Schärfe der Ersparniß hab ich nicht gesehn. Immer den nächsten Weg, immer den geringsten Preis, immer das Beste dessen was gesucht wird. Wäre es meiner Bestimmung gemäß nur ein Vierteljahr hier zu bleiben, daß ich Venetianische Geschichte lesen, in Bekantschafften nur wenig steigen könnte. Mit meiner Art die Sachen zu sehn; Mit diesem redlichen Spion wollt ich ein braves Bild von Venedig in die Seele faßen.

Reise-Tagebuch Fünftes Stück

von Venedig über Ferrara Cento Bologna Florenz Perugia etc. nach Rom.

1786.

[...]

d. 19. Abends.

Ich möchte dir nun auch gerne wieder einmal ein ruhig, vernünftiges Wort schreiben denn diese Tage her wollt es nicht mit mir. Ich weiß nicht wie es diesen Abend seyn wird. Mir läuft die Welt unter den Füßen fort und eine unsägliche Leidenschaft treibt mich weiter. Der Anblick des Raphaels und ein Spaziergang gegen die Berge heut Abend haben mich ein wenig beruhigt und mich mit leisem Band an diese Stadt geknüpft. Ich sage dir alles wie mir ist und ich schäme mich vor dir keiner Schwachheit.

Zuerst denn die Cecilie von Raphael. Es ist was ich voraus wußte nun aber mit Augen sah. Er hat eben gemacht was andre zu machen wünschten. Um ihn zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedech ohne Vater und Mutter erschiene muß man seine Vorgänger, seinen Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente, emsig, ja ängstlich gelegt, sie haben mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweiße in die Höhe gebracht, bis zuletzt er, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von einem himmlischen Genius erleuchtet die Spitze der Pyramide, den letzten Stein aufsetzte, über dem kein andrer, neben dem kein andrer stehn kann. Über das Bild mündlich denn es ist weiter nichts zu sagen als daß es von

¹⁸¹ „es ist aber ein Zeichen daß ich mich noch gut besitze“, ist eine Andeutung Goethes auf seine psychische Krankheit. Siehe weiter unten.

ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehn, deren Existenz aber so vollkommen ist daß man dem Bilde eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist selbst aufgelöst zu werden.

Die älteren Meister seh ich mit besonderm Interesse, auch seine erste Sachen. Francesko di Francia ist gar ein respectabler Künstler. Peter Perugin daß man sagen möchte eine ehrliche deutsche Haut.

Hätte doch das Glück Albert Dürern über die Alpen geführt. In München hab ich ein Paar Stücke von ihm von unglaublicher Großheit gesehn. Der arme Mann! statt seiner niederländischen Reise wo er den Papageyen einhandelte etc. Es ist mir unendlich rührend so ein armer Narr von Künstler, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig beßer zu helfen weiß.

Der Phasanen Traum fängt an in Erfüllung zu gehn. Denn warrlich was ich auflade kann ich wohl mit dem köstlichen Geflügel vergleichen, und die Entwicklung ahnd ich auch.

Im Pallast Ranuzzi hab ich eine St. Agatha von Raphael gefunden, die wenn gleich nicht ganz wohl erhalten ein kostbares Bild ist. Er hat ihr eine gesunde, sichre Jungfräulichkeit gegeben ohne Reitz, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir sie wohl gemerckt und werde diesem Ideal meine Iphigenie vorlesen und meine Heldinn nichts sagen laßen was diese Heilige nicht sagen könnte.

Von allem andern muß ich schweigen. Was sagt man als daß man über die unsinnigen Sujets endlich selbst Toll wird. Es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten da wurden Ungeheuer daraus. Indem der himmlische Sinn des Guido, ein Pinsel der nur das vollkommenste was in unsre Sinne fällt hätte mahlen sollen, dich anzieht, mögest du die Augen von den abscheulichen, dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen abwenden.

und so gehts durchaus.

Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden nie Handlung. Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch erwartetes. Entweder Mißethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren. Wo denn nun der Mahler um sich zu retten einen nackten Kerl, eine schöne Zuschauerinn herbeyschleppt. Und seine geistliche Helden als Gliedermänner tracktirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts was nur einen Menschenbegriff gäbe. Unter 10 Sujets nicht eins das man hätte mahlen sollen und etwa das eine hat er nicht von der rechten Seite nehmen dürfen. Der große Guido p. 104 ist alles was man mahlen, und alles was man unsinniges bestellen und von einem Mahler fordern kann; es ist ein votives Bild, ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch bestellt. Die beyden Engel die werth wären eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten müssen hier – Der Heil. Prokulus, der ein Soldat war ist eine schöne Figur, aber dann die andern Bischöffe und Pfaffen.

Unten sind himmlische Kinder die mit Attributen etc. spielen.

Der Mahler dem das Messer an der Kehle sas suchte sich zu helfen wie er konnte um nur zu zeigen daß er nicht der Barbar sey, sondern die Bezähler. Zwey nackte Figuren von Guido ein Johannes in der Wüsten ein Sebastian wie köstlich gemahlt und was sagen sie? der Eine sperrt das Maul auf und der andre krümmt sich.

Wir wollen die Geschichte dazu nehmen und du wirst sehn der Aberglaube ist eigentlich wieder Herr über die Künste geworden und hat sie zu Grunde gerichtet. Aber nicht er allein, auch das Enge Bedürfniß der neuern, der nördlichen Völcker. Denn auch Italien ist noch nördlich und die Römer waren auch nur Barbaren, die das Schöne raubten, wie man ein schönes Weib raubt. Sie plünderten die Welt und brauchten doch griechische Schneider um sich die Lappen auf den Leib zu paßen. Überhaupt seh ich schon gar viel voraus. Nur ein Wort! Wer die Geschichte so einer Granit Säule erzählen könnte, die erst in Egypten zu einem Memphitischen Tempel zugehauen, dann nach Alexandrien geschleppt wurde, ferner die Reise nach Rom machte, dort umgestürzt ward und nach Jahrhunderten wieder aufgerichtet und einem andern Gott zu Ehren zu rechte gestellt. O meine Liebe was ist das größte des Menschenthuns und treibens. Mir da ich ein Künstler bin, ist das liebste daran daß alles das dem Künstler Gelegenheit giebt zu zeigen was in ihm ist und unbekannt Harmonien aus den Tiesen der Existenz an das Tageslicht zu bringen.

Zwey Menschen denen ich das Beywort groß ohnbedingt gebe, hab ich näher kennen lernen Palladio und Raphael. Es war an ihnen nicht ein Haarbreit willkührliches, nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im Höchsten Grade kannten und mit leichtigkeit sich darinn bewegten, sie ausübten, macht sie so groß.

Gegend Abend war ich auf dem Thurm. Die Aussicht ist herrlich.

Gegen Norden sieht man die Paduanischen Berge dann die Schweizer, Tyroler Friauler Gebirge, genug die ganze nördliche Kette, letztere diesmal im Nebel. Gegen Abend ein unbegränzter Horizont aus dem nur die Thürme von Modena herausstechen, gegen Morgen eine gleiche Ebne bis ans Adriatische Meer das man Morgens sehen kann, gegen Mittag die Vorhügel der Apenninen bis an ihre Gifel bepflanzt bewachsen, mit Kirchen, Pallästen Gartenhäusern besetzt, so schön wie die Vicentinischen Berge. Es war ein ganz reiner Himmel kein Wölckgen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer sagte daß nun seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Gegend komme. Sonst habe er mit dem Serohr die Berge bei Vicenz genau mit

ihren Häusgen u.s.w. unterscheiden können, jetzt bey den hellsten Tagen nur selten, und der Nebel legt sich denn all an die nördliche Kette und macht unser liebes Vaterland zum wahren Zimmerien.

Er ließ mich auch die gesunde Lage und Lufft der Stadt daran bemercken, daß ihre Dächer wie neu aussehen und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen ist. Es ist wahr sie sind alle rein, aber die Güte ihrer Ziegeln mag auch etwas dazu beytragen, wenigstens in alten Zeiten haben sie solche kostbar gebrannt.

Der hängende Thurn ist ein abscheulicher Anblick, man traut seinen Augen nicht und doch ist höchst wahrscheinlich daß er mit Absicht so gebaut worden. Er ist auch von Ziegeln, welches ein gar treffliches sichres Bauen ist, kommen nun die Eifernen Bande dazu, so kann man freylich tolles Zeug machen.

Heut Abend ging ich nach dem Gebirg spaziren. Was das für schöne Liebliche Wege und Gegenstände sind. Mein Gemüth ward erfreut und ein wenig beruhigt. Ich will mich auch faßen und abwarten, hab ich mich diese 30 Jahre¹⁸² geduldet, werd ich doch noch 14 tage überstehn.

Hundertfältig steigen die Geister der Geschichte aus dem Grabe, und zeigen mir ihre wahre Gestalt. Ich freue mich nun auf so manches zu lesen und zu überdencken, das mir in Ermanglung eines sinnlichen Begriffs unerträglich war.

Die Bologneser Sprache ist ein abscheulicher Dialeckt den ich hier gar nicht gesucht hätte. Rauh und abgebrochen etc. Ich verstehe kein Wort wenn sie mit einander reden, das Venezianische ist mittagslicht dagegen.

Gute Nacht. Im Spazierengehn gedenck ich oft dein, und bey jeder guten Sache. Ich stelle mirs immer als möglich vor, dir das alles noch sehn zu laßen.

Indeß und biß ich wiederkomme nimm mit meiner Schreiberey vorlieb. Heut Abend hab ich mich besser als die Vergangnen betragen. Gute Nacht.

25. Oktober. Abends. Perugia

Mein Reisegefährte ein Graf Cesarei von hier eine rechte gute Art Menschen, auch ein rechter Italiäner.

Da ich oft still und nachdencklich war; sagte er einmal: che pensa? non deve mai pensar l'vomo, pensando s'invecchia und nach einigem Gespräch: non deve fermarsi l'huomo in una sola cosa, perche allora divien matto, bisogna aver mille cose, una confusion nella testa.

Was sagst du zu meinem Philosophen und wie glaubst du daß ich, der alte Mambres, toujours faisant de profundes reflexions, gelächelt habe.

Heute Abend haben wir Abschied genommen, mit der Versicherung daß ich ihn in Bologna, wo er im Quartier steht, auf meiner Rückreise besuchen wolle.

26. Oktober. Abends. Foligno.

[...]

Wenn ich so dencke heut ist Donnerstag und den nächsten Sonntag wirst du in Rom schlafen nach dreysig Jahren [?] Wunsch und Hofnung. Es ist ein närrisch Ding der Mensch. Verzeih mir, der Wind zieht durch die Fenster ich sudle nur so fort.

Gute Nacht.

An Charlotte von Stein
Rom d. 8. [und 9.] Dez. 86.

Diese Tage her, hab ich wieder mancherley Guts genoßen. Vom Wetter hab ich etwas an Herdern gesagt, das ich nicht wiederhohlen will. Wir haben mit unter die schönsten Tage. Der Regen der von Zeit zu Zeit fällt macht Gras und Gartenkräuter grünen, die immer grünen Bäume stehen auch hin und wieder, so daß man das abgefallen Laub kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzen Bäume voller Früchte aus der Erde wachsend unbedeckt pp.

Wir waren am Meere und hatten einen schönen Tag. Abend beym hereinreiten, brach der gute Moritz, indem sein Pferd auf dem glatten römischen Pflaster ausglitschte den Arm, das zerstörte die genoßne Freude und hat auch unsre ...

- Soweit war ich am 9. Dez. als ich einen Brief von Seideln erhalte und ein Zettelgen drinne von deiner Hand. Das war also alles was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er dich verließ ohne an dich zu denken.

Möge doch bald mein Packet das ich von Venedig abschickte ankommen, und dir ein Zeugniß geben wie

¹⁸² Goethe schreibt, er hätte sich 30 Jahre auf seine Italienreise gedulden müssen. Das wäre ja bereits seit dem Jahre 1756 gewesen. Weiter unten schreibt er noch einmal „in Rom schlafen nach dreysig Jahren Wunsch und Hofnung“.

sehr ich dich liebe.

Heut Abend kann ich nichts mehr sagen dieses Blat muß fort.

Die Kasten auf dem Archive gehören dein¹⁸³, liebst du mich noch ein wenig; so eröffne sie nicht eher als biß du Nachricht von meinem Tode hast, so lang ich lebe laß mir die Hoffnung sie in deiner Gegenwart zu eröffnen.

Von hier habe ich an dich geschrieben

d. 11. Nov. d. 18. d. 25. d. 2. Dec.

Möge alles glücklich angekommen seyn.

Ich sage dir nicht wie dein Blätgen mein Herz zerrißen hat. Lebe wohl. du einziges Wesen und verhärtete dein Herz nicht gegen mich.

An Charlotte von Stein
Rom d. 13. [- 16.] Dec. 86.

Könnt ich doch meine Geliebteste, jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschaft auf dieses Blat faßen, dir sagen und versichern daß ich dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um deinetwillen des Daseyns freue.

Dein Zettelchen hat mich geschmerzt aber am meisten dadrum daß ich dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? du willst die Zeugniße deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst du nicht ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von dir unterwegs der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat dich zur guten Stunde erfreut. Ich fahre fort dir zu schreiben dir das merckwürdigste zu melden und dich meiner Liebe zu versichern. Wenn du diesen Brief erhältst bin ich wahrscheinlich in Neapel, wenn du mir schreiben magst; so laß deine Briefe ja immer abgehen, denn ich komme bald zurück und werde mich freuen ein Wort von dir wieder zu finden.

d. 14. Dec. 86.

Was ich auf der vorigen Seite schrieb sieht so ruhig aus, ich bin es nicht und muß dir liebe Vertraute alles vertrauen.

Seitdem ich in Rom bin hab ich unermüdet alles sehenswürdige gesehen und meinen Geist recht damit überfüllt, in der Zeit da sich manches zu setzen und aufzuklären schien, kam dein Zettelgen und brach mir alles ab. Ich sah noch einige Villen, einige Ruinen, mit den Augen blos. Da ich merckte daß ich nichts mehr sah, lies ich ab und ging nur so vor mich hin.

Moritz der an seinem Armbruch noch im Bette liegt, erzählte mir wenn ich bey ihm war Stücke aus seinem Leben und ich erstaunte über die Ähnlichkeit mit dem Meinigen. Er ist wie ein jüngerer Bruder von mir, von derselben Art, nur da vom Schicksal verwarlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin. Das machte mir einen sonderbaren Rückblick in mich selbst. Besonders da er mir zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung von Berlin eine Herzensfreundinn betrübt. - Nicht genug! Ich las Tischbeinens meine Iphigenie vor die nun bald fertig ist. Die sonderbare, originale Art wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand in welchem ich es geschrieben aufklärte, erschrockte mich. Es sind keine Worte wie fein und tief er den Menschen unter dieser Helden Maske empfunden. Setzest du nun dazu daß ich gezwungen bin an meine übrige Schrifften zu dencken, und zu sinnen wie ich sie enden und stellen will und daß ich dadurch genötigt werde in tausend vergangne Situationen meines Lebens zurückzukehren, und daß das alles in wenigen Tagen auf mich zudringt in der merckwürdigsten Stadt der Welt die allein hinreicht einen Ankömmling verwirrt zu machen; so wirst du dencken können in welcher Lage ich mich befinde. Ich dencke nun auch nicht auf die nächste Stunde, ich will so hingehn, das nothwendige thun und tragen was ich muß und abwarten wie sich das alles entwickelt.

Kannst du etwas für mich thun; so thu es! unendlich wird mich jedes Wort von dir erfreuen und aufrichten. In 16 Tagen ist ein Brief von dir in Rom. Diesen erhältst du zu Anfang des Jahres wenn du gleich wieder schreibst machst du mich glücklich, nur unter Tischbeinens Adresse.

Tischbein Pittore tedesco al Corso incontro al Palazzo Rondanini.

Übrigens geht es mir sehr gut, ich habe bequeme und sichre Wohnung und die beste Einleitung zu allem und in alles was ich sehn will.

Grüße Fritzen und sage daß ich einige recht schöne Kunststücke für ihn lerne. Münzen in Thon abzudrucken, mit zwey Seiten und ihnen im Brennen eine Metall Farbe zu geben. Das viel artiger und dauerhafter als alles Gypswesen ist. Auch werd ich ihm schöne Schwefel mitbringen.

Hier haben sie gar eine artige Manier Zimmer auszuzieren, wie du einmal in Kochberg machen wolltest. Fange nichts an biß ich wiederkomme, ich bringe allerley mit.

Wenn ich auch Anfang künftigen Jahres nach Neapel gebe laß ich mir alle Briefe nachschicken. Lebe

¹⁸³ Typisch Goethesche Grammatik: >dein< für >dir<.

wohl, ich bin mehr als jemals dein. Grüße die deinigen.

d. 16. Dec. 86.

G.

An Charlotte von Stein
Rom d. 20. [- 23.] Dec. 86.

Noch ist kein Brief von dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher daß du vorsätzlich schweigst, ich will auch das tragen und will denken: Hab ich doch das Beyspiel gegeben, hab ich sie doch schweigen gelehrt, es ist das erste nicht was ich zu meinem Schaden lehre.

Heute Nacht hatt ich halb angenehme, halb ängstliche Träume. Ich war in Eurer Gegend und suchte dich. Du flohst mich und dann wieder wenn ich dir begegnen konnte, wich ich dir aus. Deine Schwester und die kleine Schardt fand ich beysammen. Letztere versteckte etwas vor mir, wie ein farbiges Strickzeug. Sie erzählten mir, du lesest jetzt mit vieler Freude die englischen Dichter und ich sah zugleich zum Fenster hinaus einen anmutigen grünen Berg mit Lorbeerhecken und Schneckengängen die hinauf führten. Man sagte mir es sey der englische Parnaß. Ich dachte darüber wird sie mich leicht vergessen und schalt auf die englischen Dichter und verkleinerte sie. Dann suchst du dich in meinem Garten und als ich dich nicht fand, ging ich auf die Belvederesche Chaussee, wo ich ein Stück Weg hatte machen lassen das mich sehr freute. Wie ich dabey stand kamen Oppels gefahren die mich freundlich grüßten, welches mir eine sehr frohe Empfindung war. - So bleibt der entfernte mit den zartesten Banden an die seinigen gefeßelt. - Gestern träumte ich die Herdern sey, eben als ich in ihr Haus trat, in die Wochen gekommen.

Hab ich dir denn von Rom nichts zu schreiben als Träume? Noch viel! Gar viel!

Ich fange nun an die besten Sachen zum zweytenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Werthes der Sachen auflöst.

Ich lasse mir nur alles entgegen kommen und zwingt mich nicht dies oder jens in dem Gegenstande zu finden. Wie ich die Natur betrachtet, betrachte ich nun die Kunst, ich gewinne, wornach ich solange gestrebt, auch einen vollständign Begriff von dem höchsten was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freyeres Feld.

Von gewißnen Gegenständen kann man sich gar keinen Begriff machen ohne sie gesehen, in Marmor gesehen zu haben, der Apoll von Belvedere übersteigt alles denckbare, und der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreyen, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß. So ist eine Medusenmaske wo in einer hohen, schönen Gesichtsform das ängstliche Starren des Todtes unsäglich trefflich ausgedruckt ist. Ich suche einen guten Abguß um dir das mögliche mitzubringen, aber es ist der Zauber des Marmors nicht übergeblieben und das edle des halbdurchsichtigen, der gilblichen Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden, der Gyps sieht immer dagegen Kreidenhaft und todt.

Aber was es für eine Freude ist auch nur bey so einem Gypsgießer vorbey zu gehen, wo man die schönsten Sachen beysammen findet. Wir haben einen Colossalen Jupiter Kopf gekauft, er steht in meiner Stube wenn ich ihn nur in deinen Saal stellen könnte.

Und doch ist das alles mir mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt die mich von innen heraus umarbeitet, würckt immer fort, ich dachte wohl hier was zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel verlernen müßte dacht ich nicht. Desto lieber ist mir's, ich habe mich ganz hingegeben und es ist nicht allein der Kunstsinn, es ist auch der moralische der große Erneuerung leidet. Viel erleichtern würde mir diese sonderbare Hauptepoche meines Lebens, wenn ich ein freundlich Wort von dir vernähme, da ich jetzt alles allein austragen muß. Doch ich will dirs nicht abzwingen, folge deinem Herzen, und ich will meinen Weg im Stillen endigen. Tischbein und Moritz sind mir von großer Hülfe, und wissen nicht was sie mir sind, da auch hier der zum Schweigen gewöhnte, schweigt. Lebe wohl. Grüße die deinigen. Ich werde fortfahren dir zu schreiben. Diesmal kommt mir dein Geburtstag ohne daß ich mich dessen mit dir freuen kann. Wie erfreulich wird der nächste seyn, wenn du mich nicht ganz von deinem Herzen ausschließen willst.

abgeg. d. 23. Dec. 86.

d. 23. Dec. Abends.

Laß mich dir nur noch für deinen Brief dancken! Laß mich einen Augenblick vergessen was er schmerzliches enthält. Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte dich nur füsällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir großmütig was ich gegen dich gefehlt und richte mich auf. Sage mir oft und viel wie du lebst, daß du wohl bist daß du mich liebst. In meinem nächsten Briefe will ich dir meinen Reiseplan schreiben, was ich mir vorgenommen habe und wozu der Himmel sein Gedyhen gebe. Nur bitt ich dich: sieh mich nicht von dir Geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen was ich an dir, was ich an meinen Verhältnißen dort verlöhre. Möge ich doch

Krafft alles widrige männlicher zu tragen mitbringen. Eröffne die Kasten nicht, ich bitte und sey ohne Sorgen. Grüße Stein und Ernst, Fritzen dancke für seinen Brief er soll mir oft schreiben, ich habe schon für ihn zu sammeln angefangen, er soll haben was er verlangt und mehr als er verlangt.

Daß du kranck, durch meine Schuld kranck warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich dirs nicht ausdrücke. Verzeih mir ich kämpfte selbst mit Todt und Leben und keine Zunge spricht aus was in mir vorging, dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht. Meine Liebe! meine Liebe!

Ließ doch Anton Reiser ein psychologischer Roman von Moritz, das Buch ist mir in vielem Sinne werth. Der arme Narr liegt nun schon 26 Tage auf Einem Flecke an einem Armbruche.

Fritzen schreibe ich mit nächster Post.

Vom 4. Nov. war ein Blat an den Herzog das du sehn solltest. Meine Tagbücher müssen endlich kommen und dir mein Herz bringen, dir sagen daß du mir einzig bist und daß du mit niemand theilest.

Lebe wohl! liebe mich! daß ich mit Freuden sammle und dir neue Schätze bringe.

Im Leben und Todt der deine.

G.

An Charlotte von Stein

d. 29. [und 30.] Dec. 86.

Immer muß ich wiederhohlen: ich glaubte wohl hier etwas rechts zu lernen, daß ich aber soweit in die Schule zurückgehen müßte glaubt ich nicht, und je mehr ich mich selbst verläugnen muß je mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bey Zeiten gewahr und bricht gerne wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, um sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der gewissem Festigkeit seines Baues. Daß ich in der letzten Zeit die Natur so eifrig und gründlich studirte hilft mir auch jetzt in der Kunst. Gebe der Himmel daß du bey meiner Rückkehr auch die moralischen Vortheile an mir fühlest die mir das Leben in einer weitem Welt gebracht hat.

Tischbein mahlt mich jetzo. Ich laße ihn gehn, denn einem solchen Künstler muß man nicht einreden. Er mahlt mich Lebensgröße, in einen weisen Mantel gehüllt, in freyer Luft auf Ruinen sitzend und im Hintergrunde die Campagna di Roma. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsre Nordische Wohnungen.

Damit du auch gleich etwas von der Verbesserung meines Zustandes fühlest, will ich dir vertrauen wie ich meine Reise einzurichten dencke.

Zwischen hier und Ostern seh ich was ich noch in Rom zu sehn habe, und Neapel. Nach Sicilien geh ich nicht; ich bin nicht vorbereitet genug, habe weder Geld noch Zeit genug. Den April und May bring ich auf meiner Rückreise bis an die Alpen zu. Den Juni und Juli durch die Schweiz, den Rhein hin, bis Franckfurt und im August seh ich dich wieder. Gieb mir deinen Segen zu diesem Vorhaben und verschließe dich nicht vor mir.

Fritz muß mir bis Franckfurt entgegen kommen. Daß du mit deiner Schwester kämest kann ich kaum hoffen. - Beladen mit Phasanen denck ich nur an die Rückkehr und Euch das Beste zu bringen und zu widmen.

Da ich keine vollständige Idee von Italien mitnehmen kann, will ich wenigstens das was ich sehe mit eignen Augen und nach eigner Art sehen. Es wird mir mit diesem Lande wie mit meinen Lieblingswissenschaften gehn. Auf den ersten sichern Blick kommt alles an, das übrige gibt sich, und durch Schrift und Tradition hat man keinen sichern Blick. Nun aber werd ich gern lesen und hören und was sich hierauf bezieht sammeln, denn ich kann nun etwas dabey dencken ich kann es beurtheilen.

Daß Fritz nicht mehr in meinem Hause ist, betrübt mich. Ich glaubte es recht gut gemacht zu haben. Ich hatte ihn in meine Stube installirt und Seideln bey ihm zu schlafen bestellt. - Es sey das letzte mal, wills Gott, daß ich stumm ein solch Unternehmen ausführe, möge mir doch ein guter Genius immer die Lippe offen halten.

An Charlotte von Stein

Rom d. 6. Jan. 87.

Eben komme ich von Moritz dessen zerbrochener Arm heute aufgebunden worden. Es geht und steht recht gut. Was ich diese 40 Tage bey diesem Leidenden, als Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geh. Sekretair pp gelernt, soll auch dir, hoff ich, in der Folge zu Gute kommen.

Heute früh erhielt ich deinen bitter süßen Brief von 18ten Dec. Unsre Correspondenz geht gut und regelmäßig, daß sie nun nicht wieder unterbrochen werde solange wir leben.

Ich kann zu den Schmerzen die ich dir verursacht nichts sagen als: vergib! Ich verstocke mein Herz nicht, und bin bereit alles dahin zu geben, um gesund zu werden für mich und die meinigen. Vor allen Dingen soll

ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich aufs neue mit dir verbinden.

In einem vorigen Briefe, schrieb ich meine Reisevorsätze, in einem Anhang zu diesem, eröffne ich dir einige neue Ideen und Zweifel. überlege sie mit Herders, bringe sie für den Herzog und die Herzoginn und laß mich besonders auch die Gedancken der letzten wissen, denn der Herzog wird mich nur im Notfall zurück berufen, es gibt aber soviel mittlere Fälle.

Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen, schon habe ich viele Ideen auf denen ich fest hielt, die mich und andre unglücklich machten hingegeben und bin um vieles freyer. Täglich werf ich eine neue Schaale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch, und komme mir mit deiner Liebe entgegen, schreibe mir wieder von deinem Schreibtische und gedencke göttlich des vergangnen nicht, wenn du dich auch dessen erinnerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne, nur daß ichs genießen lerne, das ist alles warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten laße.

Mit meinem Tagebuch wenn es ankommt mache was du willst, eben so mit den ostensiblen Blättern, und den Stellen meiner Briefe an dich. Gieb davon zu genießen wem und wie du willst, mein Verbot schreibt sich noch aus den stockenden Zeiten her, mögen die doch nie wieder kehren.

Meine Iphigenie ist fertig und ich kann mich noch von ihr nicht schreiben, besonders da Herder in einem Brief vom 11. Dec. noch nicht auf Manuscript dringt, noch nichts schreibt von den zwey ersten Bänden und wieweit der Druck gekommen ist.

Seit gestern hab ich einen kolossalen Junokopf in dem Zimmer oder vielmehr nur den Vordertheil, die Maske davon. Es war dieser meine erste Liebschafft in Rom und nun besitz ich diesen Wunsch. Stünd ich nur schon mit dir davor. Ich werde ihn gewiß nach Deutschland schaffen und wie wollen wir uns einer solchen Gegenwart erfreuen.

Keine Worte geben eine Ahnung davon, er ist wie ein Gesang Homers.

Des Herzogs Fall hat mich sehr erschüttert, ich fürchte er endigt noch so. Wollte Gott er könnte sich auch einmal von diesen unglücklichen Ideen rein baden und waschen, und sich und den Seinigen wiedergegeben werden.

Schreibe mir doch ja von seinem Befinden! dancke ihm für seinen Brief und grüße ihn aufs beste. Nächsten Posttag schreib ich ihm. So auch Herders.

Heute hab ich, als am 3 Königsfeste, die Messe nach grichischem Ritus lesen und agiren sehn und hören. Sage dies Herdern. Die Cärimonien sind, oder scheinen mir vielmehr, theatralischer, pedantischer, nachdencklicher und doch populärer als die lateinischen. Davon mündlich das ausführliche. Durch eine besondere Gunst kam ich ins Sanctuarium zu stehn und sah das Spiel von innen.

Auch da hab ich wieder gesehn, daß ich für alles zu alt bin nur fürs Wahre nicht. Ihre Cärimonien, und Opern, Umgänge und Ballette, es fließt wie Waßer an einem Wachstuch ab. Eine Würckung der Natur, ein Werck der Kunst wie die viel verehrte Juno machen allein tiefen und bleibenden Eindruck.

Lebe wohl. Wenn ihr Lieben beschließt daß ich nach Ostern von Rom zurückkehren soll; so darf mir nach dem Schluß des Februars nicht viel mehr geschrieben werden, höchstens noch einen Posttag. Wollt ihr mich noch hier wissen; so erfreue mich ja immer fort mit Briefen. Ich gehe das Carneval nicht nach Napel. Ich bleibe hier und nutze die Zeit. Der März ist dort schon sehr anmuthig, und jene herrliche Natur soll mich dann erfreuen. Grüße alles.

Der deine.

G.

An Christian Gottlob Heyne

Ew. Wohlgebohren,

Andenken hat mich auf mehr als eine Weise nach Italien begleitet; jetzt wo ich mich über zwei Monate so in Rom befinde, sollte es mir angenehm seyn, auch Ihnen nützlich werden zu können. Wollten Sie mir irgend eine Untersuchung die einen treuen Beobachter am Orte erfordert, irgend eine Art Bestellung auftragen, so würden Sie mir viel Vergnügen machen.

Nur müßte ich bitten eine gefällige Antwort bald an mich gelangen zu lassen, unter dem Couverte des Hrn. Tischbein al Corso incontro al Palazzo Rondanini. Ich hoffe die mir übersendeten Bücher werden glücklich wieder angekommen seyn. Der ich mich zu fortdauerndem geneigten Andenken empfehle.

Rom d. 13. Jan. 87.

JWvGoethe.

An Charlotte von Stein

den 20. Januar 1787. Abends.

Dein Brief vom 1. Jan. ist mir gekommen und hat mir Freude und Schmerzen gebracht. Dazu kann ich nichts weiter sagen als: ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch.

Komm ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetz ich dir tausendfältig was zu ersetzen ist. - Komm ich um, so komm ich um, ich war ohne dies zu nichts mehr nütze.

Moritz wird mir wie ein Spiegel vorgehalten. Dencke dir meine Lage, als er mir mitten unter Schmerzen erzählte und bekannte daß er eine Geliebte verlassen, Ein nicht gemeines Verhältniß des Geistes, herzlichen Anteils pp zerrißen, ohne Abschied fortgegangen, sein bürgerlich Verhältniß aufgehoben! Er gab mir einen Brief von ihr, den ersten zu eröffnen, den er zu lesen sich in dem fieberhafften Zustande sich nicht getraute. Ich mußte ihr schreiben, ihr die Nachricht seines Unfalls geben. Dencke mit welchem Herzen.

Jetzt geht er wieder aus und schleicht zu mir. Was ist das Leben! was sind die Menschen! Du siehst aus meinen vorigen Briefen daß ich gern und willig wiederkehre daß mein Gemüth nur zu euch zurückhängt. Möge es mir werden.

Grüße Herdern. Hier schick ich einen Probe Druck des Kupfers zum 3ten Bande. Die Platte selbst soll mit den Vignetten den nächsten Posttag abgehn.

Auch leg ich einige Visiten Karten, zum Spase für Fritzen bey. In einem Packet das ein Reisender nach Deutschland mitnimmt liegen ihrer mehr die er an Freunde austheilen mag. Hätt ich ihn nur bey mir.

Gestern Abend verlangte Angelika daß ich ihr etwas aus der Iphigenie läse, ich sagte ihr daß ich verlegen sey wegen der Seltsamkeit des Versuchs den ich mit diesem Stücke gewagt. Dagegen erzählt ich ihr und ihrem alten italienischen Gemahl den Plan und Gang des Stücks, sie hatten viel Freude daran. Du hättest sehn sollen wie der Alte alles so gut sentirte, von ihr versteht sich von selbst.

Grüße Hofr. Voigt, mit dem nächsten Posttag schreib ich ihm. Das gleiche kannst du etwa Hendrichen sagen, wenn du ihn stehst.

Fritzen bringe ich Schwefel Abdrücke mit.

Weißt du etwa was Ernsten Freude machte, ingleichen den kleinen Herders. Den letzten wollt ich ein Studium der Marmorarten mitbringen.

So lang ich hier bin kannst und sollst du immer von mir hören, wie ich nach Neapel rucke wird eine kleine Pause werden.

Grüße Steinen und alle. Die Imhof und die Kleine, überhaupt wenn man einmal so zusammen säße; könnte man mir ein kollegialisch Briefgen schreiben. Indem der mir schreibt bring' ich ein Bildgen mit.

Lebe wohl. Mein bester Wunsch für dieses Jahr ist dich wieder zu sehn.

d. 20. Abends.

G.

An Charlotte von Stein
Rom d. 25. [- 27.] Jan. 87.

Es naht der Sonnabend und ich muß meiner geliebten ein Blat bereiten. Hierbey liegt ein ostensibles woraus einigermassen ein Bild meiner jetzigen Lage, meiner Beschäftigungen erscheinen wird. Vom Herzog habe ich einen Brief von Maynz, so mild, wohlthätig, schonend, aufmunternd und herzlich, daß mir auch von dieser Seite meine Lage die glücklichste scheinen müßte. Und sie wird es seyn, sobald ich an mich allein dencke, wenn ich das, was ich solange für meine Pflicht gehalten, aus meinem Gemüthe verbanne und mich recht überzeuge: daß der Mensch das Gute das ihm wiederfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich weder um Rechts noch Lincks, vielweniger um das Glück und Unglück eines Ganzen bekümmern soll. Wenn man zu dieser Gemüthsart geleitet werden kann; so ist es gewiß in Italien, besonders in Rom. Hier wo in einem zusammensinkenden Staate, jeder für den Augenblick leben, jeder sich bereichern, jeder aus Trümmern sich wieder ein Häusgen bauen will und muß.

Der Herzog verlangt mich vor Weynachten dieses Jahrs nicht zurück, ich erwarte was du mir schreibst, und führe meinen Plan sachte fort, um das meiste zu thun und auszulangen.

Grüße Franckenberg und schreibe ihm vorläufig: Ganganellis Todt komme mir, auch hier am Orte, problematisch vor, ich wolle, wie es einem treuen Geschichtschreiber in solchen Fällen geziemt, das pro und contra sorgfältig studiren, referiren und das Urtheil alsdann meinen Lesern überlassen. Ich bitte mir nur Zeit dazu aus.

Bey der großen Menge von Ideen wird es mir sauer zu schreiben, denn es sind keine einzelne Bemerkungen und Begriffe, sie sind zusammenhängend, haben mancherley Beziehungen unter sich und bewegen sich wenn ich so sagen darf jeden Tag weiter. Glücklich wäre ich wenn ich jemand Liebes bey mir hätte, mit dem ich wachsen, dem ich meine wachsende Kenntniße unterwegs mittheilen könnte, denn zuletzt verschlingt das Resultat die Annehmlichkeiten des Werdens, wie die Herberge Abends die Mühe und die Freude des Wegs verschlingt.

Von Tischbein kann ich lernen, er nicht von mir und was in mir sich macht, das ist in ihm schon geworden. Desto mehr freut es mich wenn ich auf Spuren komme die er für die rechten erkennt. Ich kann

nicht ausdrücken was für ein trefflicher gebildeter Mensch er ist. Über die Vorsicht Franckenbergs daß ich hier mich nicht verlieben soll mußte ich lachen; du hast nur Eine Nebenbuhlerin bisher und die bring ich dir mit das ist ein kolossal Kopf der Juno. Zwar könnt ich noch eine dazu setzen das ist die Minerva von Justiniani, diese darf aber kaum berührt und nicht geformt werden, sonst packt ich sie auch auf; übrigens mag ich fast nichts besitzen. Das Transportabelste treffliche sind die Schwefel, welche die Herzoginn Mutter schon alle besitzt und wovon ich nur eine Auswahl Fritzen mitbringen werde; auf Münzen kann ich mich nicht einlassen, das übrige ist meist Kinderey, wenn ich die Sachen ausnehme die Jenckins besitzt, der einen ungeheuren Preis auf sie legt.

Die Gemmen hab ich in Schwefelabdrücken ziemlich studirt, nun muß ich mich noch auf die Münzen werfen und auch über dieses Feld will ich mir bald einen Blick machen. Wer Rom gesehn hat, dem muß alles Andre zufallen.

Wenn ich gedencke was für schöne Sachen in Deutschland, in unsrer Nähe sind, die mir nun erst alle geniesbar werden; so freu ich mich recht auf nach Hause. Wie hab ich in alle diesen Sachen herumgetappt, nun erscheint mir das liebe Licht und wie freut michs daß ich dir's bringen kann. Ich erinnere mich noch wohl wie einem alle Menschen biß zur Verzweiflung imponiren, die aus Italien kommen, ich will euch keine Schmerzen, sondern Freuden, keine dunckle, sondern klare Begriffe mitbringen, euch nicht nur sagen: ich hab es gesehn, sondern es euch sehen machen.

Du kommst meiner Bitte zuvor, die ich thun wollte, meine Mutter an dem was ich schreibe und schicke Theil nehmen zu laßen.

Kranz hat sich hier nur wenige Tage aufgehalten, für einen Musikus ist hier wenig zu thun, ich kann weder sein Betragen noch seine Kunst beurtheilen ob ich ihn gleich einigemale gesehn und auch ein klein Concertgen Abends eingerichtet habe. Es sind zu wenig Data. Dies sage dem Hofmarschall mit einem Grube.

Ich empfehle dir den Landkammerrath Riedel, hilf ihm bey seinem Eintritte in die neue Welt, die ihm wunderbar vorkommen wird. Wahrscheinlich kommen ihm Sachen vor aus denen er sich nicht gleich zu helfen weiß. Thu es um des guten Menschen und um der Herzoginn willen. Auch sage ihm: er soll mir hierher nur ganz offen schreiben, was ich ihm abwesend nützen kann thu ich gerne.

Heute geht auch ein Packet an Herdern ab, sag es ihm doch. Es wird wohl ein wenig später ankommen als dieser Brief. Laß dir aber alles zeigen was es enthält. Freut euch meines Andenckens und haltet zusammen. Meine Existenz hat nun einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schweere giebt ich fürchte mich nun für denen Gespenstern nicht mehr, die so oft mit mir gespielt haben. Sey auch gutes Muths; so wirst du mich oben halten und mich zu dir zurück bringen.

Danck für alles. Grüße Fritzen! Hier muß ich endigen.

d. 27. Jan. 87. Rom.

G.

An Charlotte von Stein

Rom d. [7.-10.?] Febr. 87.

Deinen lieben Brief von habe ich gestern erhalten, und also auch wieder später als du gewöhnlich die meinigen erhältst. Ich ging eben in die Commödie und laß ihn mitten unter dem fremden Volcke, beym Schein des großen Lüstres, der ehe der Vorhang aufgeht mitten im Schauspielhause hängt. Das Löwgen zu sehen war mir eine große Freude. Da alles bisher so glücklich angelangt ist, hoffe ich das übrige wird auch so zu euren Händen kommen.

Heute hab ich den ganzen Tag gezeichnet. Dieses Verlangen arbeitete schon lang in mir. Die Landschaft sieht man hier so subaltern an, man mag kaum daran denken, jetzt aber mit dem schönen Wetter kommt die Liebhaberey wieder. Wenn es glückt; so erhältst du durch Kranzen ein Dutzend kleine Stückgen Versuche in einer neuen Manier. Es kostet mich Aufpaßens biß ich meine kleinliche deutsche Art abschaffe. Ich sehe lang was gut und beßer ist; aber das Rechte in der Natur zu finden und nachzuahmen ist schwer, schwer. Nur durch Übung kann man vorwärts kommen und ich habe keine Zeit ein einzeln Fach zu bearbeiten.

Indeßen ist mir das armseelige Bißgen Zeichnen unschätzbar, es erleichtert mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen und das Gemüth wird schneller zum allgemeinen erhoben, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet. Fritz soll ja brav zeichnen was ihm vorkommt. Ich freue mich recht sehr daß mir im Zeichnen ein Licht aufgeht eh ich nach Neapel reise, ich hatte schon Angst ich würde von dem Anschauen der großen Kunstwercke erdrückt werden, und mir nicht mehr getrauen ein Bleystift anzusetzen. Aber die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Geringste wird durch das Daseyn des Trefflichsten nicht an seinem Daseyn gehindert, oder wie der Dichter sich ausdrückt.

Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

Meine Begriffe von Welt weiten sich nun gar schön aus, ich habe zweymal das Meer gesehn, das

Mittländische und Adriatische, nur gleichsam zum Besuch, in Neapel wollen wir bekannter werden.

Es rückt alles auf einmal in mir herauf. Warum nicht früher! Warum nicht wohlfeiler!

Wie viel tausend Sachen, ja wie ganz neu und von vornen alles hab ich dir nicht zu sagen.

Das tolle Leben des Carnevals rückt heran; die Gerüste sind schon am Ende des Cors gegen die Pyramide zu aufgeschlagen, und die Pferde welche rennen sollen werden, damit sie Ort und Straße gewohnt werden, auf und abgeführt.

Wir leben für uns gar vergnügt und könnten dieser lärmenden Freuden gar wohl entbehren. Tischbeins Gesellschaft ist mir von unendlichem Nutzen, er heitert mich auf und es ist mir so wohl mit einem Menschen zu seyn, der mit schönen Kräften auf dem rechten Weg ist. Moritz schleicht wieder herum, dem bin ich nun wieder nützlich und mein Umgang wird wichtigen Einfluß auf sein künftig Leben haben, er ist gar gut, vernünftig, empfänglich und danckbar wenn man ihm eine Stufe weiter hilft.

Und wie sauer wirds dem Menschen ohne Überlieferung, ohne Lehre zur rechten Zeit sich selbst zu finden und zu helfen. Tischbein bringt mich im Zeichnen seit zwey Tagen fast jede Stunde weiter, denn er sieht wo ich bin, und was mir abgeht; so ists im moralischen auch, so ists in jeder Sache.

Grüße die Waldner und sag ihr sie würde immer etwas aparte behalten.

Das Wetter ist seit den 1. Febr. ganz himmlisch auch der Januar war bis auf einige Tage in der Mitte und am Ende gar herrlich.

Das Portait wird gut und brav werden, wenn es fertig ist, erhält du eine Zeichnung im Kleinen.

Grüße den lieben Fritz, Ernst und Stein; behalte mich sehr lieb, ob ich gleich so wunderlich bin, ich habe so viel mit mir selbst auszustehn, daß ich meine Freunde nicht dispensiren kann ihr Theil davon zu tragen und am wenigsten dich.

Ich habe wieder einen neuen Anschlag. Der Herzog schreibt mir daß er mich vor Weynachten nicht erwartet. Da könnte ich nach Ostern nach Sicilien gehn und dann würde es just treffen. Laß uns lieber von dem entfernten nicht sprechen, du sollst Schritt vor Schritt Nachricht haben; so ists sichrer und besser. Aus Rom erhält du noch einen Brief. Lebe wohl, du Geliebteste.

Grüße Herders aufs beste.

G.

Lebe wohl gedencke mein. Ich bleibe dir und mag mich nirgends anbauen.

Erst nun nach Neapel, von dorther hörst du bald und siehst dereinst unzählige Zeichnungen. Liebe mich! Grüße Fritzen! Sey mit deiner Liebe bey mir wenn du es auch mit Rath nicht seyn willst. Grüße Steinen.

G.

d. 17.

Heute Nacht war ich einen Augenblick auf dem Festin, das mir tödtliche Langeweile gab, und mich noch mehr ärgerte, da ich den Morgen verlohren den ich ans Zeichnen wenden wollte.

Ich sage dir heute auch nichts weiter, denn ich habe die vierzehn Tage viel tausend Gedancken an dich und die Freunde in die Landschafftgen hineingezeichnet, die dir daraus entgegen kommen sollen.

Meine Iphigenie freut mich daß sie glücklich angekommen ist und so mögen die 4 Bände in die Welt gehn.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar, bis auf 4 Regentage ein ganz reiner heller Himmel, gegen Mittag die Sonne fast zu warm.

Lebe wohl gedencke mein. Ich bleibe dir und mag mich nirgends anbauen.

Erst nun nach Neapel, von dorther hörst du bald und siehst dereinst unzählige Zeichnungen. Liebe mich! Grüße Fritzen! Sey mit deiner Liebe bey mir wenn du es auch mit Rath nicht seyn willst. Grüße Steinen.

G.

Empfiel mich der Herzoginn aufs beste und dancke ihr für ihre Güte und Theilnehmung an mir.

Deine Briefe werden alle gleich verbrannt, wie wohl ungern. Doch dein Wille geschehe.

An Charlotte von Stein

Neapel d. 1. [- Rom 9.] Jun. 87.

Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben, ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von denen Menschen zu seyn die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können. Anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Thier ist, das sich zu Zeiten überfüllt und dann nichts wieder zu sich nehmen kann, biß es seine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, sie ist ein gutes deutsches Wesen. Laß dich übrigens den Herzog von des Marquis Verdiensten unterhalten, es ist, ein auf alle Weise schätzbarer Mann.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit Menschen zu sehen. Ich habe meist interessante kennen lernen und ich bin von denen Stunden sehr zufrieden die ich ihnen gewidmet habe. Aber noch vierzehn Tage; so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer fauler und fauler. Seit meiner Rückkunft von Pest hab ich ausser dem Museum von Portici nichts gesehen und es bleibt mir manches zurück, um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber auch ist das Museum das a und w aller Antiquitäten Sammlungen, da sieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunstsinn vorauswar, wenn sie im strengen Handwerckssinne weit hinter uns zurückblieb.

Wir haben Schirock und sehr übles Wetter, Regen und fast Kühlung.

Übrigens gehe ich gern aus Neapel denn im Grunde habe ich nichts hier zuthun und das bunte Leben ist meine Sache nicht. Von dem Feldebau in der Terra di Lavoro hätte ich mich gerne gründlicher unterrichtet, wenn ich Zeit gehabt hatte.

Die vier Wochen in Rom gedencke ich gut anzuwenden und noch sehe ich kein Hinderniß das mich abhalten könnte anfangs September in Franckfurt zu seyn.

Rom d. 8. Jun.

Nun kann ich dir wieder aus dieser alten Hauptstadt einen Gruß bieten. Vorgestern nach Mittage bin ich wieder hier angekommen, gestern war Fronleichnam und heute früh da ich aufgeräumt und mich eingerichtet habe ist mein erstes an dich zu schreiben. Du hattest es mit deinem Briefe wohl abgepaßt, er kam zwey Tage vor mir nach Rom. No 20 meyn ich. Nun muß ich in meiner Erwählung zurück gehn. Die letzten Tage in Neapel wurde ich immer mehr unter die Menschen gezogen, es reut mich nicht denn ich habe interessante Personen kennen lernen. Auch kam Lucchesini noch an, um dessentwillen ich den 1. und 2. Juni noch in Neapel blieb. In ihm hab ich einen rechten Weltmenschen gesehen und recht gesehen warum ich keiner seyn kann. Der Vesuv der seit meiner Rückkehr von Sicilien starck gebrannt hatte floß endlich d. 1. Juni von einer starcken Lava über. So hab ich denn auch dieses Naturschauspiel, obgleich nur von weitem gesehn. Es ist ein großer Anblick. Einige Abende als ich aus dem Opernhause ging das nah am Molo liegt, ging ich noch auf den Molo spazieren. Dort sah ich mit Einem Blick, den Mond, den Schein des Monds auf den Wolckensäumen, den Schein des Monds im Meere, und auf dem Saum der nächsten Wellen, die Lampen des Leuchtturms das Feuer des Vesuvs, den Widerschein davon im Wasser und die Lichter auf den Schiffen. Diese Manigfaltigkeit von Licht machte ein Einziges Schauspiel.

Dergleichen viele sehr schöne Anblicke hab ich genossen, die mir in der Seele lebendig bleiben und nicht wieder von mir genommen werden können. Ich ging allein und gern von Neapel man kommt dort nicht zu Sinnen, man müßte sich denn besonders und auf längere Zeit einrichten. Drey und einen halben Tag bracht ich auf der Reiß sehr glücklich zu. Ich saß allein in der Vettur und ließ mich so fortschleppen genoß der Gegend zeichnete einiges und recapitulirte Neapel und Sicilien. Ich habe die größte Ursache von meiner Reiß zufrieden zu seyn, ich habe mir die schönsten und solidesten Schätze gesammelt.

Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein für allemal, für diese Kirchlichen Cerimonien verdorben, alle diese Bemühungen eine Lüge gelten zu machen kommen mir schaal vor und die Mummereyen die für Kinder und sinnliche Menschen etwas imposantes haben, erscheinen mir auch sogar wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre und das kleinste Wahre ist groß. Ich kam neulich auf einen Gedancken der mich sagen ließ: auch eine schädliche Wahrheit ist nützlich, weil sie nur Augenblicke schädlich seyn kann und alsdann zu andern Wahrheiten führt, die immer nützlich und sehr nützlich werden müßen und umgekehrt ist ein nützlicher Irrthum schädlich, weil er es nur augenblicklich seyn kann und in andre Irrthümer verleitet die immer schädlicher werden. Es versteht sich dieses im Grosen ganzen der Menschheit betrachtet. Das Beste, ja das Einzige des ganzen Festes, sind die Teppiche nach Raphaels Zeichnungen, deren Fürtrefflichkeit auszudrücken keine Worte hinreichen. Diese Compositionen sind von seiner besten Zeit, hier zwar nur gewürckte Copien, zum Theil aber fürtrefflich gemacht, und an Sinn Zeichnung, Poesie, Ausführlichkeit was man sich nur dencken und wünschen mag, ja ohne sie gesehn zu haben nicht dencken und wünschen kann. Beschreibungen was sie vorstellen findet du in allen Reisebeschreibungen.

Nun komme ich auf mich selbst und finde mich in einer zweifelhaften Lage doch will ich es werden laßen, es hat sich alles so gut gemacht. Ich muß nun mit Gewalt an die vier letzten Bände, und wie ich dir schon schrieb, müßen sie in Ordnung seyn eh ich zu euch zurückkehre, auch haben sich neue Sujets zgedrängt die ich ausführen muß denn das Leben ist kurz; wo ich nun sitze, hier oder in Franckfurt, das ist eins und Rom ist der einzige Ort in der Welt für den Künstler und ich bin doch einmal nichts anders. Wäre nur die Rückreise im Winter oder gegen den Winter nicht zu beschwerlich. Doch es mag werden.

Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind weil sie ganz sind, auch der Geringste wenn er ganz ist kann glücklich und in seiner Art vollkommen seyn, das will und muß ich nun

auch erlangen, und ich kanns, wenigstens weiß ich wo es liegt und wie es steht, ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen. Ich bin mir selbst wiedergegeben und nur umsomehr dein. Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Todt gewünscht haben und selbst in der Entfernung bin ich dir mehr als ich dir damals war. Ich will nun hier erst alles durchsehen was ich zurückließ und dann wollen wir weiter sehen. Noch muß ich deiner Briefe entbehren, schreibe mir nur immer, daß du mir auf einmal schicken kannst, wenn ich dir anzeige wohin. Ich dancke dir für deine Liebe und Treue und für deine freundlichen Worte.

Sage Herdern daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nah bin und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Sage ihm daß ich den Hauptpunct wo der Keim stickt ganz klar und zweifellos entdeckt habe, daß ich alles übrige auch schon im Ganzen übersehe und nur noch einige Punckte bestimmter werden müssen. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die konsequent seyn müßen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa mahlerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige lebendige anwenden laßen.

Auf Herders dritten Theil freu ich mich sehr, hebe mir ihn auf, biß ich sagen kann wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit daß es dereinst besser mit ihr werden möge trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen halt ich es für wahr daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht ich daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter werden wird.

Daß du das Löwgen verlohren hast, thut mir leid, ich kann dir schwerlich ein so artig Steinchen wieder schaffen, doch will ich mir Mühe geben. Vielleicht findet sich auch wieder. Lebe wohl grüße alles. Dieser Brief sucht dich im Carlsbad. Gedencke mein. Grüße Ernstern. Hoffnung ist bey den Lebendigen, ohne Hoffnung sind die Todten.

Ich muß nun fleisig seyn. Über acht Tage schreib ich wieder. Montag geht es nach Tivoli. Dieser Brief geht ab Sonnabends d. 9. Jun.

Der deine.

G.

An Charlotte von Stein

Rom d. 19. Jan. 88.

[...] Still und ohne weiter zu dencken und zu grübeln benutz ich jeden Tag und eile mir die nötigsten Kenntnisse zu erwerben, suche ein wenig mich in Übung zu setzen. Doch ist das alles nichts. Wer Rom verläßt muß auf Kunst Verzicht thun, ausserhalb ist alles Pfscherey.

Wenn du nur einen Abend bey uns seyn solltest unter den vielen Gypssachen, wenn man die besten Sachen neben einander setzen kann und sich dann das fürtreffliche vom Guten so sehr, ja unendlich absondert. Ich spreche nicht aus wie glücklich ich bin, daß ich da zu sehen anfangte, wo ich Zeitlebens nur getappt habe.

Es sey nun und werde wie es wolle; so hab ich das Vergnügen genossen und einen guten Grund gelegt. Keiner der mir nun aus Rom nach Norden kommt, kann mir imponiren oder etwas weiß machen und da doch einmal Kunst und Nachbildung eine der entschiedensten Eigenschaften meiner Natur sind; so bin ich wenigstens ganzer geworden als ich war, wenn ich auch schon wieder einen großen Teil in Rom zurück lassen muß.

Grüße die Freunde und Fritzen.

Kapitel VIII.5: Anonyme Goethesche Aufsätze im >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<

Bereits während ihres gemeinsamen Romaufenthalts schrieb Goethe den ersten anonymen Beitrag für das von Karl Philipp Moritz herausgegebene >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<.

Quelle: >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde< – Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Karl Philipp Moritz und C. F. Pockels, Sechsten Bandes zweites Stück, erschienen 1788.

Zur Seelenzeichenkunde.
Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobachters Seinselbst.

Die Furcht, lieber alles in der Welt als *eitel, schmeichlerisch und heuchlerisch* zu scheinen, hat mich von unzähligen, wenigstens gesetzmäßigen (wenn auch nicht der Quelle nach tugendhaften) Handlungen, besonders solchen, die an Großmuth gränzen, zurückgehalten. Denn der mögliche Gedanke anderer, ich wolle besser scheinen, als ich sey, war mir unerträglich; lieber wollte ich in der behaglichen Mittelmäßigkeit bleiben. Aber ist nicht eben diese Furcht ein Beweis von einer raffinierten Eitelkeit, und daß ich eben deswegen den Schein derselben haßte, weil ich wirklich eitel war? Zugleich ist's aber auch ein Beweis, daß ich mit ziemlicher Kälte viel über einen Entschluß zu denken pflegte, und über dem Denken die Wärme zum Handeln verlor.

Bei Anton Reisers Bemerkung (Th. 3. S. 176): „Mystik und Metaphysik treffen in so fern wirklich zusammen, als jene oft eben das vermittelt der Einbildungskraft zufälligerweise herausgebracht hat, was in dieser ein Werk der nachdenkenden Vernunft ist“, fielen mir Kants Träume eines Geistersehers ein, in Beziehung auf seine jetzigen Schriften. Kant realisirt jetzt durch ernste, kalte Philosophie seine Phantasieen und Träume; welches um so begreiflicher ist, da in jenem Buche doch ein Philosoph phantasirt hat, und diese sollen ja wohl öfters im Traume besser als im Wachen rasonniern. Vielleicht wahrer, inniger, origineller! Ob ich gleich kein Philosoph bin, so hab' ich doch oft die erhabensten, größten und befriedigendsten Blicke und Übersichten im Schlafe - vielleicht sind sie aber nur alsdann im Verhältniß zu der schwächern und mattern Denkkraft größer, erhabner und befriedigender: denn dasjenige, dessen ich mich am Morgen noch deutlich davon erinnere, hat doch bei weitem diesen Werth nicht, den ich am Abend vorher zu fühlen glaubte, vielleicht weil ich früh mehr als Abends verlangte.

Beobachtungen über meinen Charakter: Wenig feine Empfindungen - wenig Rührung - intensiv und extensiv schwache Phantasie - schweres Denken; mühsames Schreiben - abstractes und subtiles Denken, zuweilen Spitzfindigkeit - Unglaube und Zweifelsucht - Kälte, langsame Prüfung, Furcht vor Übereilung und Schwärmerei; beinahe Ärgerlichkeit über den, mit dem ich nicht sympathisiren kann. - Achtung für's Gute, so fern es recht und erhaben ist. - Gewohnheit, das Mangelhafte, die Schranken des Guten und Bösen zu bemerken. - Mäßigung in der Liebe und im Abscheu, Billigkeit, affectfreies Urtheil - Gewohnheit, Unähnlichkeiten schnell zu bemerken, Scharfsinn. Unterlassungssünden aus Mangel an Eifer. Diese halte ich meist für schlimmer, als Begehungssünden aus Stolz und gröberer Sinnlichkeit. - Übergewicht der vorstellenden Kräfte. - Hang zur Sonderbarkeit. Langsamer Wechsel der Vorstellungen. - Festigkeit einmal befestigter Meinungen und Gewohnheiten, weil solche Lagen der Vorstellungen, worin Neigungen anfangen, selten sind, also leichter vorhandne fort dauern, als neue entstehen. - Absonderung des Denkens vom Empfinden und Handeln. - Feste Freundschaft. Wenn auch äussere Ursachen Trennung veranlassen, und die Empfindung geschwächt ist, so ist doch die innerste verborgne Neigung kaum zu erschüttern. Wenig Eitelkeit, viel Stolz. - Lebhaftes Äusserung und Gefühl eigener Mängel; Verbergung des Guten; eine gewisse Scham, gut zu scheinen, und Empfindungen, Eifer mit Worten zu zeigen, die Beifall erhalten könnten. - Schwierigkeit, sich jedesmal in die gehörige Stimmung zu versetzen. - Schwäche des Triebes, ändern zu gefallen, in gewissen Stücken. -

Ich *denke* mehr in Gesellschaft, und *fühle* mehr in der Einsamkeit. Der abwesende Freund ist mir mehrentheils wichtiger und interessanter, meine Empfindungen für ihn zärter, zuweilen gar enthusiastisch, als der Freund, mit dem ich eben spreche. Es ist, als wenn mich etwas gewaltsam zurückzöge, wenn ich Freundschaftsgefühle in Worten ergiessen will; ich fürchte, zu wenig zu sagen, und doch vielleicht dem Freunde mehr sagen zu scheinen, als ich empfand. Will ich's doch, so erkaltet mit den Worten die Empfindung. Eine verworrene Empfindung von Schaam unterdrückt den Ausbruch von Gefühlen für's Gute, wo ein Zeuge dabei ist, und diese Scham schwächt auch so lange die Empfindung selbst. In erwachsenen Jahren hab' ich auch vielleicht nie aus eigener Rührung oder Mitleid in anderer Gegenwart *geweint*, selbst da, wo ich mit dem innersten Gefühl den Gedanken verband, daß vielleicht eine Thräne des Mitgefühls Trost für den geliebten Leidenden seyn würde. Kaum war ich allein, so ergoß sich das volle Herz in einen Strom von Thränen.

Die männlichen Eigenschaften des Geistes zogen mich immer am stärksten an. Standhaftigkeit, Festigkeit, Duldsamkeit und Muth waren mir sehr bald die verehrungswürdigsten Eigenschaften eines Mannes, und ich dachte mir immer künftige Lagen meines erwachsenen Alters, wo ich diese auf eine recht auszeichnende und glänzende Art ausüben und zeigen wollte; doch lag mir an dem *Fecisse* beinahe mehr. Der Umgang mit kleinen Kindern war mir mehrentheils zu fad, und ein Erwachsener, der mich in eine ernsthafte Unterredung

zog, erwarb sich dadurch meine ganze Zuneigung. Jede eigentlich *kindische* Behandlung, die manchmal *captatio benevolentiae* seyn sollte, wirkte grade das Gegentheil; ich fühlte mich gedemüthigt. Es war mir fast immer ärgerlich, wenn ich aus der Gesellschaft der Erwachsenen unter die Kinder verwiesen wurde.

Wie kommt's, daß mich in Wissenschaften, die ich eigentlich *studire*, nicht bloß im Vorbeigehn ansehe, beinahe nichts, was ich gearbeitet vorfinde, nur zur Hälfte befriedigt, daß mir's, wenn's Andre noch so gut finden, doch das Rechte nicht ist, und ich immer eine oft nur dunkle, aber äusserst lebhaft - Ahndung von etwas Besserm fühle, die mir den Genuß dessen, was da ist, zur Hälfte verdirbt, und macht, daß ich's auch nicht so fortpflanze und brauche, wie es wohl gut wäre. Wo es dann geschehen muß, weil ich nichts Beßres weiß und habe, da geschieht's doch mit Widerwillen und Unlust, deren unzeitigen Ausbruch ich oft gewaltsam hemmen muß. Ist das Seelenkrankheit, oder was sonst?

An dem Mangel an Wärme und Enthusiasmus für's Gute, besonders für's Moralische, ist mein Hang zum Speculiren, zum Auflösen und Zergliedern, zum allgemeinen, abgezogenen Denken, vornehmlich schuld. Gespaltne Strahlen wärmen minder als vereinte, und gespaltne Gedanken können das Herz nicht erwärmen, und ein kühles Herz kann nur aus Eitelkeit Eifer heuchlen. Ich finde immer Bedenklichkeiten gegen die Reinheit und den ächten Gehalt des Guten, und kann mich nicht schnell und feurig dafür interessiren. Ich finde es oft verdächtig, wenn auch das Herz zu wallen anfängt, diesen Aufwallungen mich preiß zu geben; besonders hält mich aber die Erinnerung an etwas zurück, das sich meiner öftern Bemerkung dargeboten hat. Ich meine dieses, daß wir öfters, um das glänzende Gute zu thun, einen Theil der Erfüllung unsrer stillen, eingeschränkten, nahen, aber deshalb nicht unheiligen Pflichten aufzuopfern pflegen. Ich bin eingeschränkt, und fühle es, daß ich's bin, und will nicht weiter wirken, als ich kann. Es ist auch eine Art von Aufopferung, und die unedelste Art derselben wohl nicht, auf große Tugenden Verzicht zu thun, um die kleinern zu behaupten, und es ist eine Art von geistiger Enthaltbarkeit, die nur so wichtig scheint, als die körperliche nur immer seyn mag, welche darin besteht, seiner Sittlichkeit keinen höhern Schwung geben zu wollen, als man, ohne Schwindel und gefährlichen Fall zu befürchten, jetzt eben aushalten kann. Auch der Trieb nach Erhöhung seiner edelsten Vollkommenheit, das heißt, der sittlichen, kann durch Ausschweifung und Überschnellung seinen eignen Endzweck aufhalten und hindern. - Der andre Hauptgrund meiner Kälte bei Veranlassungen, wo ich hätte warm seyn sollen, ist der Mangel an Biagsamkeit und Geschmeidigkeit meines Charakters, die mühsame und schleppende Umschmelzung der Gestalt und des Tons meiner Vorstellungen. Ich bin eben in andre Gedanken vertieft, in fremdartige Betrachtungen und Gefühle hineingezogen, die meine ganze Vorstellungskraft noch beschäftigen und fesseln. Nun kann nichts tiefe Eindrücke auf meine Seele machen, alles Heterogene wir abgestoßen, oder in meinen vorigen Gedankenkreis hineingezogen, wo es nun ganz anders aussieht, und ganz etwas anders wirkt, als wenn außer dieser und in einer ganz andern Verbindung es mir sich darstellte. Am kältsten werde ich, wo die Begriffe des andern, mit dem ich eben zu thun habe, mir zu idealisch, seine Forderungen übertrieben, der Eifer schwärmerisch und von keiner allseitigen Vorstellung der Sache, wie sie in der wirklichen Welt ist und seyn kann, begleitet zu seyn scheint. M.

Zur Seelenzeichenkunde.¹⁸⁴
Aus den Papieren eines Selbstbeobachters.

Die Folge meiner Vorstellungen und Empfindungen gründet sich gemeinlich auf eine gleichsam durch sich selbst entstandene, oft mir ganz unerklärbare, ohne mein Zuthun, meine Anstrengung hervorgebrachte Laune, die bald in der Organisation des Körpers, vorzüglich aber in der Eigenthümlichkeit der Denkart und der Leidenschaften ihren Grund haben mag. Selten sind Gründe des Nachdenkens, der Überlegung, die mich fröhlich, oder traurig machen; ich kann mir zwar ein gewisses Frohseyn, einen Kummer der Seele, nachdem es die Umstände erfordern, so gut wie andre Menschen, erzwingen; aber gewöhnlich werde ich ganz *unwillkürlich*, ja oft *wider* meinen Willen zur Freude gestimmt, und *wider* meinen Willen von trüben Vorstellungen, worinn ich *mehr Nahrung auch mehr Geistesthätigkeit*, als in jener zu finden glaube, abgerufen.

Als eine Folge jener Laune, deren Einwirkungen ich nicht früh genug vorgebaut habe, betrachte ich nun auch zuvörderst die Erscheinung, daß ich fast niemals im Stande bin, mich durch *bloße* Vorstellungen und *äußere* Objecte zum Mitleiden gegen irgend ein leidendes Wesen zu stimmen, und daß es mir Mühe und Unwillen verursacht, wenn ich ohne dazu gestimmt zu seyn, Mitleiden an den Tag legen soll. Ich sehe

¹⁸⁴ Quelle: >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<, Siebenden Bandes zweites Stück, ab Seite 168.

voraus, daß ich mich werde *verstellen* müssen - dies verstimmt mich noch mehr, macht mich zum Mitleiden noch unfähiger, und erzeugt in solchen Augenblicken nicht selten eine Kälte gegen meine Nebenmenschen, vor der ich selbst zurückbebe, und die mich unendlich unglücklich machen würde, wenn meine Natur von der andern /169/ Seite nicht äußerst weich und fühlbar geschaffen wäre, so bald jene Laune vorüber ist. Mein Herz ist zur Freundschaft aufs stärkste geneigt, mein Wohlwollen reißt mich oft zu Handlungen der Menschenliebe hin, die ich für meine Kräfte zu groß fühle, ich habe alle Besonnenheit der Vernunft nöthig, um nicht in eine Art von Empfindelei zu verfallen; - aber bei dem allen ist mein Herz oft felsenhart, wenn es Mitleiden - selbst mit seinen Lieblingen empfinden, und an den Tag legen soll. Ist aber bisweilen eine Stimmung der Seele zum Mitleiden vorhanden, fließt mir unmerklich eine Thräne der Theilnehmung aus meinem Auge; so fühle ich auch zugleich, daß ich kränklich bin, und daß in meiner Maschine eine nervenschwächende Veränderung vorhergegangen ist.

Aber der sonderbare Mangel an Mitleiden, den ich von früher Jugend an mir bemerkt habe, hat mich doch nicht unentschlossen und unthätig gemacht, meinen leidenden Nebenmenschen beizustehen, und diejenigen zu verachten, welche ein Felsenherz bei der Noth ihrer Brüder an den Tag legten. Vielmehr wirken die Gründe der Vernunft, sich hilfloser Menschen anzunehmen, mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit auf mein Herz; - aber sie reizen mich nicht zum Mitleiden. Wenn ich andern beistehe; so sind es die Gründe der Vernunft allein, die mich zum Handeln determiniren, nicht die Leidenschaft, und der mitleidige Instinct, der bei den meisten Menschen blindlings vor der Vernunft vorhergeht.

Da ich ganz offenherzig reden kann, so muß ich aber doch auch gestehen, daß sich in meine Wohlthätigkeit nicht selten eine versteckte Eitelkeit einschleicht, und den Grad des menschenfreundlichen Wirkens bestimmt, wodurch ich andern nützlich werden will. Diese Eitelkeit wirkt nach verschiedenen Umständen immer verschieden. Es giebt Augenblicke, wo ich mit dem Beifalle, den mir ganz im Stillen mein Herz giebt, voll/170/kommen zufrieden bin, wo ich durchaus nicht wünsche, daß ein Werk meiner Wohlthätigkeit bekannt werden möchte, wo ich mich über den Wunsch, es auszubreiten, schämen kann. Zu andern Zeiten richte ich meine Handlung so ein, daß sie bekannt werden muß, - der Beifall des Herzens ist mir gleichsam nur der *zweite* Grund der Moralität geworden. *Ich erinnere mich sehr deutlich, mehrmals edle Handlungen von andern erzählt zu haben, die ich selbst im Stillen verrichtete; - theils weil mir die Handlung wohl zu sehr gefiel, als daß ich sie in dem Winkel meines Herzens einschließen sollte; - theils, weil sich meine Eitelkeit an dem schmeichelhaften Urtheile anderer über diese Handlung, die ich mir doch immer, als meine Handlung dachte, ob ich sie gleich andern zuschrieb, zu ergötzen suchte.* So klein und unbedeutend dergleichen Beobachtungen zu seyn scheinen, so sehr beleuchten sie doch die geheimen Falten des menschlichen Herzens, und schließen uns dasselbe oft viel besser auf, als trockene Theorien über die Natur unsrer Empfindungen.

Nicht weniger merkwürdig, als vorhergehende Beobachtungen, hat mir oft das sowohl an mir selbst als an andern Menschen geschienen, *daß man bisweilen bei den höchsten Wünschen, etwas zu erlangen, zu erleben, oder zu thun, in sich noch einen schnell entstandenen Wunsch, daß die heftig verlangte Sache auch nicht geschehen möchte, wahrnimmt,* obgleich durch diesen letztern jene erstern Wünsche nicht aufgehoben, sondern vielmehr gemeinlich gestärkt und heftiger wurden. Es scheint in der That contradictorisch zu seyn, daß die Seele etwas zu gleicher Zeit, und zwar mit größtem Verlangen wollen, und auch nicht wollen könne; allein das Phänomen bleibt doch als Erfahrung ausgemacht, ob ich mir es gleich selten habe genau erklären können, warum ich eine heftig gewünschte Sache auch wiederum zugleich nicht wünschte. Man muß oft sehr tief in das Gebiet unsrer Empfindungen, und ihre ersten originellen Veranlassungen eindringen, wenn man sich dergleichen ungewöhnliche Erscheinungen erklären, und auf die uns bekannte Form des Denkens reduciren will. Schwerlich kann man sich in dergleichen Fällen zurecht finden, wenn man nicht eine Menge in uns stets vorhandener, stets wirksamer *dunkler* Ideen annimmt, die sich unmerklich an hellere anschließen, und der Thätigkeit der Seele eine von ihrer gewöhnlichen Art zu denken und zu wollen verschiedene Richtung geben, die oft gar nicht in der Natur unsers Willens gegründet zu seyn scheint. -

Sehr oft habe ich über den Zustand meiner Seele, in welchem sie etwas zu gleicher Zeit *will*, und auch *nicht will*, nachgedacht und das Resultat meiner Untersuchungen war immer folgendes. Die Seele wird in ihrer Thätigkeit durch einen heftigen Wunsch, durch ein zu gewaltiges Hinrichten ihrer Kraft auf einen *einzig*en Punkt viel zu sehr *ingeschränkt*, und in ihrer Freiheit gehindert, als daß ihr ein solcher Zustand *lange* gefallen könnte, wenn auch gleich das Object des Willens einen erstaunlichen Reiz hätte; - also schon hierin liegt der Grund eines *versteckten* Nichtwollens, ein heimlicher Trieb: *daß das Object des Wunsches überhaupt nicht daseyn möchte, damit man nicht von dem Wunsche selbst in seiner Thätigkeit zu sehr eingeschenkt werde.* Man muß sich oft schon *zwingen*, den Wunsch zu erhalten, weil man einmal eigensinnig

genug war, den Wunsch zu *wollen*. Aber diese psychologische Bemerkung erklärt jenes Phänomen nicht ganz nach seinen verschiedenen Fällen und Modificationen; - es muß also gemeinlich noch ein zweiter und dritter Grund hinzu kommen, warum die gewünschte Sache auch nicht gewünscht wird. Durch unzählig gemachte Erfahrungen unterrichtet, ahnden wir nicht selten den Ekel und die Sättigung, voraus, die nach einem erreichten Wunsche sich der Seele bemächtigt, und bei der Erfüllung des Wunsches uns das nicht immer finden läßt, was wir vorher, *so lange die Sache mehr ein Gegenstand der Einbildungskraft war, /172/* darinn zu finden hofen. Das Ziel sich *erreicht* gedacht, zeichnet der Seele wieder nur einen zu begrenzten, zu engen Standpunct vor; sie übersieht ihn *zu genau*, zu deutlich, als daß dieser Vorausblick ihr immer angenehm seyn könnte, zumal wenn die Erfüllung des Wunsches, und die Erreichung des Ziels uns einen Theil unsrer jetzigen wahren, oder fingirten Freiheit nimmt. - Wir fühlen es vorher, daß wir doch am Ende der Laufbahn nicht, wenigstens nicht viel weiter gekommen sind, daß die Anstrengung der Seele mit dem Ziele, wornach wir laufen, nicht in dem gehörigen Verhältniß steht, und daß uns das erlangte Gut wohl gar wieder entrissen werden kann. Dies ist ein *dritter* Grund, welcher uns nicht selten die angenehmsten Wünsche vergällt, und uns den Wunsch abzwingen kann, daß auch die Sache *nicht* geschehen, oder daß das Object des Verlangens gar nicht in unserm Gesichtskreise stehen möge. Je heftiger wir etwas begehren je mehr die ganze Seelenthätigkeit auf einen einzigen Gegenstand gerichtet ist, je mehr Leidenschaften zu gleicher Zeit uns nach einem gewissen Ziele hinstoßen; je furchtsamer pflegen wir auch nach den Hindernissen umherzuschauen, die sich uns in Weg stellen könnten, je *empfänglicher* sind wir wenigstens, uns durch ein lebhaftes Mißtrauen verstimmen zu laßen, und dieses Mißtrauen ist es eben, welches ein unangenehmes Licht auf den gewünschten Gegenstand schon vorher wirft, ehe wir ihn besitzen.

Ich irre mich daher wohl nicht, wenn ich annehme, daß wir bei den meisten unsrer Wünsche in Gefahr laufen, *ihrer oft früher überdrüssig zu werden, als sie noch erfüllt sind*; so paradox auch dies klingen mag, - und daß wir deswegen nicht selten so sehr eilen, sie in Erfüllung zu bringen, weil wir gleichsam die mit ihnen verbundene Langeweile vorausahnden. Wenn wir nicht ganz blindlings wünschen, so pflegen sich bei jedem Fortschritt des Wollens gewisse Bedenklichkeiten, miß/173/trauische Empfindungen, verringerte Erwartungen an den Wunsch unsres Herzens anzuschließen, und wir werden den Weg nicht immer mit leidenschaftlichem Antriebe, sondern oft nur deswegen fortsetzen, *weil es die Ehre erfordert*, und wir uns vor andern Menschen keine Blöße geben wollen.

Diese Erfahrung werden sonderlich *lebhaft*e Leute an sich machen können, deren Seele überhaupt nicht lange unverwandten Blicks auf einen einzigen Standpunct hinschauen kann, ohne zu ermüden. Ihre Ideen stoßen sich mit einer Art Ungestüm nach einander fort, der *Seelenzustand* bekommt also augenblicklich eine neue Lage und Richtung, und weil hiemit die Mobilität des Characters so genau verbunden ist; so nehmen die Wünsche und die Situationen des Herzens auch leicht ganz neue oft mit den vorhergehenden ganz heterogene Gestalten an. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft stellt zwar solchen Leuten die Erfüllung eines heftigen Wunsches unter den schönsten Farben vor; aber sie läßt ihnen auch zu gleicher Zeit alles das unangenehme sehen, was mit jener Erfüllung mittelbar oder unmittelbar verbunden ist, wenigstens verbunden seyn kann, *und diese Vorstellung der Möglichkeit des Unangenehmen ist oft lästiger, als die Überzeugung von einem wirklichen Übel*.

In der *Heftigkeit* des Wunsches liegt nun wohl der vorzüglichste Grund, warum uns seine Erfüllung selten das Vergnügen gewährt, was wir dabei am Ende des Ziels zu genießen hofen. Je feuriger die Einbildungskraft, je wilder die Leidenschaft war, je schöner stellten wir uns das zu erreichende Ziel vor. So lange wir nur noch *wünschten*, hatte die Seele einen weiten Spielraum, sich die Sache von tausend angenehmen Seiten vorzustellen; - wir machten das Object dazu, wozu wir es haben wollten; wir formten gleichsam sein ganzes Wesen nach unserrn Willen; wir sonderten davon ab, was uns daran mißfiel; wir trugen Züge hinein, die wir von andern Gegenständen kopirten; wir machten gleichsam /174/ die Masse unsrer liebsten Vorstellungen zur Grundlage des gewünschten Objects, - alle diese Operationen der Seele, wobei wir fast ganz frei handelten, gerathen durch das *erreichte* Ziel auf einmal ins Stocken. Der Gegenstand liegt nach seinem eigentlichen Werth oder Unwerth vor unsern Augen, - das Fingiren hilft nichts mehr, da wir ihn nicht mehr durchs Vergrößerungsglas unsrer Einbildungskraft betrachten können, und da wir durch eine getäuschte Vorstellung vom Ganzen, uns nichts weniger, als bereitwillig finden, ihm eine bessere Gestalt zu geben. Vielleicht hatten wir auch das Ziel *zu schnell* erreicht; - vielleicht fühlten wir uns zu *schwach*, uns auf dem neuen Standpuncte zu soutenir; - vielleicht hatten wir dadurch einen *andern* aufgeben müssen, der vielleicht noch weniger vortheilhaft für uns gewesen wäre, den wir uns aber doch jetzt als etwas *Entferntes* besser vorstellen; - vielleicht *änderte* sich auch das neue Object in dem Augenblick unsrer Besitznehmung desselben; alles dieses können psychologische Gründe seyn, warum uns die Erfüllung

des Wunsches weniger, als der Wunsch selbst behagt; immer wird aber die *erste* Ursach davon mit in der *erfüllten* Begierde liegen, und in der Vorstellung, daß uns das neue Object nicht mehr genommen werden kann. - -

Ich glaube einen großen Unterschied zwischen dem Wunsche nach *sinnlichen Objecten* und dem, nach *Wahrheit*, so wie auch in der Erreichung des beiderseitigen Ziels wahrzunehmen. Es sey mir erlaubt hierüber meine Meinung zu sagen. Der Durst nach Wahrheit erreicht bei unendlich wenigen Menschen den Grad, welchen Cartesius *)¹⁸⁵ fühlte. Der Wunsch, sie zu finden /175/ wird nicht von dem Feuer der Leidenschaft begleitet, das unsre sinnlichen Wünsche vermöge der Einbildungskraft oft bis zur Schwärmerei belebt; - wir müssen uns bei erstern *anstrengen*, um nicht zu ermüden, bei letztern müssen wir oft dem Wunsche Einhalt thun, damit wir nicht zu weit gehen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt ohnstreitig darin - bei Wünschen, die die bloße Sinnlichkeit angehen, - ich rechne hierher alle Wünsche, die nicht die Wahrheit oder bloße Notionen zum Gegenstande haben, - übersieht man das Ziel, was erreicht werden soll; - *das Object ist gegeben, man soll nun zu ihm hineilen, sich in seinen Besitz setzen*; - hiebei steht es uns frei, seine Gestalt zu verschönern, und tausend angenehme Verhältnisse zwischen uns und ihm wenigstens zu *fingiren*. Bei dem Wunsche nach Wahrheit hingegen übersehen wir das Ziel noch nicht, das Object ist noch nicht, wenigstens noch nicht an/176/schaulich gegeben, wir sollen es erst suchen, wir können es also noch nicht verschönern, und stehen dabei ohnedem noch in Gefahr, ob uns nicht irgend ein Irrthum einen unsichern Nebenweg führt. Alles dies erschwert das Suchen nach Wahrheit, und es muß uns unaufhörlich ein wenigstens versteckter Ehrgeiz antreiben, wenn wir immer muthig bei diesem Suchen fortschreiten sollen.

Auf der andern Seite sind die Empfindungen, wenn das *sinnliche, oder intellectuelle* Ziel erreicht ist, sehr von einander unterschieden. Die *gefundene Wahrheit ist* viel angenehmer, und das Vergnügen dabei von längerer Dauer, als die Erfüllung eines sinnlichen Wunsches. *Der Aufwand von Geisteskraft, die Anstrengung des Nachdenkens, die neuen aufgefaßten lichtvollen Ideen geben dem neuen Vorrath gefundener Wahrheiten in unsern Augen einen außerordentlichen Werth*; wir überblicken den zurückgelegten Weg einer mühsamen Speculation nun mit dem reinsten Vergnügen; - weil das gefundene etwas *Geistiges* ist, und wir durch unsre eigene Kraft die Wahrheit herausgebracht haben; so kommen wir uns viel wichtiger vor, als wenn wir am Ziele eines sinnlichen Wunsches stehen, wobei mehr äußere Umstände, als unser Verstand gewirkt haben. Wir befürchten in jenem Fall keinen Ekel, wie bei diesem sinnlichen Wunsche, weil der *Genuß der Wahrheit, um mich so auszudrücken, in der Vorstellung einer Vollkommenheit* besteht, dahingegen die schönsten sinnlichen Wünsche uns doch nur zu etwas Unvollkommenem führen, das seiner Natur nach veränderlich und wandelbar ist.

In so fern ich die Wahrheit von ihrer *moralischen* Seite betrachte, glaub ich, daß kein Mensch weder sich genau kennen lernen, noch seine sittlichen Endzwecke auf die gehörige Art erreichen kann, wenn er nicht seine Gesinnungen in Absicht der Wahrheit unpartheisch prüft. Hier eröffnet sich ein sehr großes Feld von Beobach/177/tungen über die menschliche Natur, und zwar ein Feld, welches, so viel ich weiß, noch in keiner Moralphilosophie genau bearbeitet worden ist. Einen *Wahrheitssinn, oder Wahrheitsgefühl* anzunehmen, hat mir immer sehr unrichtig geschienen, in so fern man dadurch eine angebohrne Sensation des Wahren versteht, die der deutlichen Erkenntniß desselben vorhergehen soll. Wahrheit im eigentlichen Sinne des Worts, ich mag darunter nur überhaupt eine Notion in Abstracto, oder ein sittliches Verhältniß verstehen, ist durchaus kein Object des *Gefühls*, sondern muß durch *Begriffe* bestimmt werden. Diese

¹⁸⁵ Originalfußnote: *Cartesius* fühlte einen solchen Drang zur Erforschung der Wahrheit in sich, und setzte seine Studien mit einer solchen Heftigkeit fort, daß sein Gehirn dadurch litte, und er über den Gegenstand seines Denkens in eine Art von Enthusiasmus fiel. So leicht sich ein solcher Zustand bei einer lang anhaltenden Anstrengung des Verstandes erklären läßt; so merkwürdig ist doch das, was er hierüber von sich selbst erzählt. Voll von seinem Enthusiasmus und dem Gedanken, eines Tages die Gründe der Wahrheit gefunden zu haben, legte er sich 1619 den 10ten November schlafen. Er hatte hintereinander drei Träume, die ihm so außerordentlich schienen, daß er sie für göttlich hielt, und in ihnen sich die Bahn vorgezeichnet fand, welche er nach dem Willen der Gottheit in Absicht seiner Lebensart und seiner Erforschung der Wahrheit, die er mit Unruh suchte, gehen müsse. Die geistige Auslegung, welche er diesen Träumen gab, glich dem Enthusiasmus von dem er sich durchdrungen glaubte so sehr, daß man ihn hätte für wahnsinnig halten, oder glauben können, daß er sich den Abend vorher betrunken haben müsse; aber er versichert uns, daß er den Tag vorher äußerst mäßig zugebracht, und seit drei Monaten keinen Wein getrunken habe. Den andern Morgen, noch ganz von den Eindrücken jener Träume durchglüht, überlegte er, was er nun für eine Partie ergreifen solle; er nahm seine Zuflucht zur Gottheit, und bat sie inständigst, ihm ihren Willen deutlich bekannt zu machen, ihn zu erleuchten, und ihn bei seiner Untersuchung der Wahrheit zu führen. Seine Schwärmerei ging so weit, daß er sogar die Jungfrau Maria für sich mit zu interessiren suchte, und ein Gelübde, nach Loretto in Italien zu reisen, that.

Baillet la vie de Des-Cartes, à Paris 1693. P. 37. seq.

Begriffe, die wir uns durch Nachdenken nach und nach erworben haben, liegen denn auch bei den Empfindungen des Wahren zu Grunde, *ob gleich auf eine dunkle Art*, die ohne vorhergegangene Reflexionen des Verstandes, uns zum wahren hinzuziehen, und in der That so einen Seelenzustand hervorzubringen scheinen, den man Wahrheitsgefühl nennen könnte, wenn das Wort Gefühl nicht viel zu unbestimmt bei dieser Sache wäre. - Wir verrichten das Denken eben so gut mechanisch, wenn wir es *lange* geübt haben, als die Äusserungen unsrer körperlichen Kräfte, und es giebt unzählige Fälle, wo wir bei jenem bloß nach Empfindungen zu handeln glauben, weil die vorhergehenden Begriffe nicht immer ein deutliches Bewußtseyn derselben voraussetzen, wornach wir handeln müssen. Die Empfindungen für Wahrheit erfolgen mechanisch nach einem *unterliegenden gemeiniglich dunklen Begriffe dessen, was wir für wahr halten, sobald wir die Empfindung zergliedern*. - Doch ich wollte ja hier nur individuelle Beobachtungen über gewisse Seiten der Menschen in Rücksicht moralischer Wahrheiten liefern und insonderheit über *Wahrheitsliebe*.

Ich halte dafür, daß diejenigen Menschen am meisten in Gefahr sind, wider die Regeln jener großen und erhabnen Gesinnung zu fehlen, die der Neigung zum *Witz* sehr ergeben sind, und sich nicht enthalten kön/178/nen, das blendende und lächerliche eines Gedankens der Wahrheit aufzuopfern. Die Wahrheit sollte uns ihrer Natur nach lieber, als alles andre seyn, weil sie der Grund aller moralischen Vollkommenheit ist; aber es giebt unzählige Fälle, wo der *Witz*, welcher die Wahrheit in ein schiefes Licht stellt, uns und andern mehr, als die Wahrheit selbst gefällt, weil er entweder einen größern *Reiz* für unsre Einbildungskraft hat, oder weil die Wahrheit uns schon an sich unangenehm war. Ein jeder witzige Kopf mag sich selbst fragen, wie oft er in seinen Urtheilen über andre unbillig verfährt; wie bereitwillig er ist, die falsche Seite eines Gegenstandes herauszukehren, und die wahre geflissentlich zu verstecken; wie oft seine Wahrheitsliebe durch den Kitzel eines launigen Einfalls gleichsam auf einmal vernichtet wird, und wie *zweideutig* ihm oft selbst sein moralischer Character hierinn vorkommen muß. -

Meine zweite Bemerkung ist die, daß die besten Menschen, selbst die von einem sehr festen Character oft ganz unschuldigerweise eine Neigung in sich empfinden, etwas *Unwahres* zu sagen, - ohne dazu necessitirt zu seyn, - ohne die Unwahrheit zu lieben. Gemeiniglich liegt ein versteckter Grund hierunter verborgen, den ich, - so wie die meisten Handlungen der Mensehen, in die *Eitelkeit* setze. Man erdichtet gewisse Umstände, wodurch man ein Licht auf sich zu werfen sucht; erzählt die und die großen Männer zu kennen, die man nicht kennt, an dem und dem Orte sich aufgehalten zu haben, wo man nie gewesen ist, Bücher gelesen zu haben, die man nicht gelesen hat; spricht von Gefahren, die uns nie begegnet sind; von Hofnungen, deren Erfüllung unmöglich ist; - oder man erzählt auch nur etwas Unwahres, um die Gesellschaft zu unterhalten, und seinen *Witz* zu zeigen, - und tausend dergleichen Fälle mehr, wo man keine Absicht zu schaden hat, und nicht schaden konnte. Vielleicht liegt in diesen Erdichtungen, so wie auch in ihrer bösen /179/ Seite, dem Lügen, ein geheimer Reiz, der uns dazu verführt, und ich glaube, daß es Menschen giebt, denen dieser Reiz zur andern Natur werden kann, so daß sie endlich kaum selbst mehr unterscheiden können, ob sie die Wahrheit sagen, oder nicht sagen. Leute die *viel* sprechen, und doch auch immer gern etwas Neues, etwas witziges sagen wollen, finden in der Darstellung des Wahren auch nicht immer Stoff genug ihre Zunge in Bewegung zu erhalten, und der Beifall, den eine geschmackvolle Erdichtung oder wohl gar Lüge von andern erhält, macht sie leicht geneigt, ihre Talente in Erfindung neuer Unwahrheiten täglich zu üben, - *obgleich die Zuverlässigkeit des Characters bei aller übrigen Güte desselben dadurch sehr leiden muß!*

Wenn ich mein Gefühl untersuchte, welche Menschen mir am unausstehlichsten sind; so habe ich von meiner frühen Jugend an gefunden, daß es vornehmlich zwei Classen derselben waren, - *eitle* und *falsche*. Bei reifern Jahren habe ich angefangen, diese Empfindungen zu *zergliedern*, und nachzudenken, warum jene Menschen so etwas äußerst Unangenehmes für mich hatten, und warum ich Diebe und Mörder eher leiden möchte, als jene Creaturen. Der *Eitle* mißfiel mir nicht eigentlich wegen des *lächerlichen*, welches er an sich hat, im Gegentheil habe ich ihm oft deswegen seine Narrheiten verziehen; der Grund lag vielmehr in dem Gedanken, daß jener sich mit seiner unbedeutenden Existenz viel zu sehr beschäftigt, als daß er uns die Aufmerksamkeit schenken sollte, die wir von andern auf unsre Person verlangen, und daß er uns gemeiniglich nur als ein *Instrument seiner Bewunderung* betrachtet. Dieser Mißbrauch, den jene Narren mit uns treiben; die Gleichgültigkeit derselben gegen alles, was nicht ein Licht auf sie wirft; der abgeschmackte Egoismus, den sie in allen ihren Handlungen und Gesprächen an den Tag legen; die erbärmliche Kleingeistigkeit, an Farben und Federn /180/ sich zu ergötzen; die dumme Betriebsamkeit sich in Gesellschaften immer hervorzudrängen, und das große Wort daselbst zu führen; die fade Manier, mit welcher sie von uns eine demüthige Hochachtung - selbst gegen die jämmerlichen Blößen ihres Geistes und Herzens von uns fodern; die gnädigen Blicke, mit welchen sich ihr beifallgieriges Auge zuweilen gegen uns

herabläßt; die überspannte Dankbarkeit, die sie von uns für oft sehr unbedeutende Dienste fodern; die ekelhafte Rangsucht *dieser* affenartigen Menschen, - alle diese Dinge haben nach und nach in mir einen unauslöschlichen Abscheu gegen ihre Handlungen eingepägt; ich kann sie nicht mehr belachen; ich fühle mich geneigt, sie zu *hassen*, und meiner Spöttereie über sie, so oft ich kann, freien Lauf zu laßen. –

Ein Mann, der seine Eitelkeit nicht mehr überwinden kann, ist in meinen Augen ein sehr verachtenswertes Geschöpf der Erde; alle seine Handlungen, selbst die besten, die schönsten die er thun kann, kommen mir äußerst *verdächtig* vor, - weil sie seine alberne Eitelkeit gewiß hervorgebracht hat, - weil alles moralische Gute seines Herzens aus keiner andern, als dieser unreinen Quelle, fließt, weil das Gute, was ein Geck thut, etwas Ekelhaftes an sich hat, das ich nicht beschreiben kann. Freundschaft, Liebe, Religiosität, Mitleiden, Barmherzigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Großmuth alles scheint bei ihm die Tochter seines verschrobenen Egoismus zu seyn, woran die *wahre* Ehre keinen Antheil nimmt, und den keine Vernunft heilen kann, weil der Eitle in gewissem Betracht mit unter die Wahnsinnigen gezählt werden kann. Ich würde mich für den unglücklichsten Menschen halten, wenn ich mit einem solchen Geschöpf in einer sehr engen Verbindung leben müßte, und das böseste Weib würde mir dagegen noch wie ein Engel vorkommen. –

So einen unauslöschlich übeln Eindruck von meiner frühesten Jugend eitle Männer auf mich gemacht haben; /181/ so gern habe ich immer dem andern Geschlecht seine Eitelkeit verziehen; ja ich habe sie oft an demselben geliebt. In der That scheint auch ein eitler Frauenzimmer lang noch nicht ein so lächerliches und absurdes Geschöpf zu seyn, als ein eitler Mann. Wir verzeihen ihm eine selbst übertriebene Aufmerksamkeit auf seinen Körper, weil Schönheit für etwas Eigenthümliches des andern Geschlechts gehalten wird, und weil überhaupt das andre Geschlecht nicht an so ernsthafte Geschäfte des Lebens gebunden zu seyn scheint, als das unsrige; - ich gehe noch weiter und behaupte, daß ein Frauenzimmer ohne alle Eitelkeit keinem vernünftigen Mann gefallen wird, und daß uns diese Eigenschaft angenehm seyn muß, weil sie, um Männern zu gefallen, an den Tag gelegt wird. Nur ist es äußerst *schwer*, die Gränzlinie zu bestimmen, wo die vernünftige Eitelkeit, um mich so auszudrücken, aufhört, und die lächerliche bei dem andern oder unserm Geschlecht anfängt.

Wenn Leute mit einem *falschen* Character von jeher den unangenehmsten Eindruck auf mich gemacht haben; so glaube ich, daß der erste Grund davon in der Erziehung liegt, indem mein Vater mit aller Aufmerksamkeit darauf sahe, daß seine Kinder stets offen, frei und ehrlich handeln mußten. Da er eben so mit ihnen umgieng, wurde keine Gelegenheit zur Verstellung gegeben, wozu die meisten Kinder in ihren väterlichen Häusern gewöhnt werden, und da er ein Feind alles heuchlerischen und falschen Wesens war, und darüber sich gemeiniglich sehr stark auszudrücken pflegte; so mußte dies sehr tiefe Eindrücke in den Herzen seiner Kinder zurücklaßen. So wie gemeiniglich nicht grade eine moralische Maxime, eine theoretische Sittenregel den Menschen zum Guten antreibt, sondern sich mit dem Entschlusse gemeiniglich, wenn er zur Reife kommen soll, *ein Bild, eine Anschauung* aus dem gewöhnlichen Menschenleben verbinden muß; so erinnere ich /182/ mich, oft etwas zweideutiges *nicht* gethan, *nicht* gesagt zu haben, weil sich mir in dem Augenblick das Bild von einem schiefen Character unter irgend einer mir von dieser Seite her bekannten Person darstellte, die ich haßte, und zwar vielleicht bloß wegen ihrer Falschheit haßte. Vielleicht leihe ich jenem Bilde zuweilen zu schwarze Züge; vielleicht findet mein physiognomisches Gefühl mehr Böses in ihrem Gesicht, als es wirklich anzeigt, - vielleicht bin ich ungerecht gegen Menschen, wenigstens in meinen bitteren Beurtheilungen gewesen, die nur den Schein der Falschheit an sich trugen; dem sey wie ihm wolle; - ich kann über meine Erbitterungen gegen den Mann, der sich mir irgend einmal in einem falschen Lichte gezeigt hat, nicht Herr werden, und es würde mir selbst mit denen freundschaftlich umzugehen unmöglich seyn, die nur in einer entfernten Verbindung mit einem solchen Mann stehen.

Aus dieser unaufhörlichen Abneigung gegen alles, was Falschheit des Characters heißt, erfolgten denn nach und nach manche sonderbare Phänomene in meinen Handlungen. - Da der Ton der Gesellschaft in der heutigen großen Welt, und die liebe Eitelkeit, wovon ein jeder Mensch beherrscht wird, es uns oft zur Pflicht zu machen scheinen, andern Schmeicheleien zu sagen, und ich oft zu dergleichen auch gezwungen war; so habe ich mich doch gemeiniglich dabei so eingerichtet, daß ich nie kriechend wurde, was ich überhaupt aufs höchste verabscheue; - ich habe meine Schmeicheleien fast immer mit einer Miene gesagt, woraus man schliessen konnte, daß es nicht mein Ernst war, ja ich habe oft meine Lobrede gleichsam wieder ganz zurückgenommen, indem ich mich nicht enthalten konnte, die *schlechte* Seite der Sache oft auf eine vielleicht zu bittere Art aufzudecken, - in dem Moment aufzudecken, da ich ihr Lobredner werden mußte. Glichen meine Ausdrücke bisweilen einer Schmeichelei; so war ich in dem Augenblick wirklich von dem Werthe der gelobten /183/ Person und Sache vollkommen überzeugt; so handelte ich nach meinem *ehrliehen*

Gefühl für Wahrheit; - irrte ich mich in der Person und Sache; so hab ich nie wieder der erstern, - wenn sie auch noch so hoch gestiegen wäre, eine Lobrede gehalten. Die Eitelkeit allein hat mir bisweilen Ausdrücke abgelockt, wobei ich es nicht vollkommen ehrlich meinte; allein es betraf doch gemeinlich nur unbedeutende Sachen; - mehr Scherz als Ernst.

Menschen, von deren Antlitz eine ewige Freundlichkeit herabströmt, die ihre Dienste aufdringen, die allen feinen Worten entgegen grinsen, die dich in einer auswendig gelernten Complimentsprache bei einem Übel aufs höchste bedauern, die dir Schmeicheleien ins Gesicht sagen, ohne die mindeste Verlegenheit dabei zu äußern, - habe ich entweder für Dummköpfe, oder für Schurken gehalten. Im ersten Fall habe ich sie bedauert, und - habe sie gehen lassen; im zweiten Fall aber habe ich sie hassen müssen, weil ich sie für falsch hielt. Ein zu gefälliges, zu herablassendes und gütiges Wesen, welches man nicht selten bei den besten Menschen und Köpfen antrifft, hat mir oft an den besten Menschen und Köpfen *verdächtig* geschienen, und ich habe längere Zeit mit ihnen umgehen müssen, um über jene Empfindung Herr zu werden, wenn ich nicht anders wußte, daß jenes herablassende Wesen ein Fehler ihrer Erziehung oder ihrer unschuldigen Eitelkeit war. Mit höchstem Unwillen bin ich oft von Männern geschieden, die mich mit einer übertriebenen Höflichkeit empfingen, sie hätten mir Grobheiten sagen können, und ich würde es ihnen viel eher vergeben haben. Ich muß hier eine allgemeine Anmerkung machen. Die meisten großen Köpfe haben keine oder herzlich wenig äußere Lebensart, (ich rede hier vorzüglich von Gelehrten) aber desto mehr Eitelkeit. Sie wollen einen jeden zu ihrem Lobredner machen, und geben sich daher jene so gütige, herablassende, gefällige Miene, die wir an ihnen so leicht /184/ gewahr werden, und die uns oft ekelhaft wird, weil hinter ihr eine bäuerische Erziehung hervorleuchtet. Die Bewunderung sieht diesen Schnitzer nicht, hält sie für Originalität; aber der feinere Menschenbeobachter weiß sehr gut, in welche Classe von Handlungen er das Benehmen des großen Mannes hinstellen soll. Jeder Mensch hängt einen Schild aus, woran man ihn erkennen kann; man muß sich nur nicht durch die bunten Farben des Schildes täuschen lassen, das Original näher zu studiren.

Ich komme nun zu ganz andern Selbstbeobachtungen. Viele dürften darinn, so wie sehr wahrscheinlich in den vorhergehenden wenigstens einen Theil ihres Bildes aufgestellt finden. Da so sehr viele zum Theil *versteckte* Antriebe sich bei jeder individuellen Handlung des Menschen vereinigen, so daß man nie mit Gewisheit sagen kann, *dies und dies war das einzige Motiv der That*; so bin ich immer sehr begierig gewesen, die *wahren* Gründe unsrer moralischen Handlungen aufzufinden, und deshalb selbst auf mich genau Acht zu geben, weil ich mit Wahrscheinlichkeit schließen konnte, daß andre, unter ähnlichen Umständen, so wie ich, handeln würden. Nach diesen Beobachtungen bin ich auf den Gedanken gekommen, daß die wenigsten Menschen in Rücksicht auf die Gottheit, - auf Antrieb und Liebe zu derselben, sondern gemeinlich aus andern Principien gut handeln, denen sie nur hinterher, oder aus Gewohnheit den Begriff der Gottheit unterschieben. Jene andern Principien sind denn gewöhnlich nichts anders, als natürlicher Instinkt der Menschenliebe, Freundschaft, politische Klugheit, Erhaltung öffentlicher Ruhe, Eitelkeit, auch wohl Eigensinn, Furchtsamkeit, Enthusiasmus für ein gewisses Ideal moralischer Schönheit, Gewohnheit u. s. w. Alle diese Motive liegen uns ohnehin *näher*, als der abstracte Gedanke an eine Gottheit, - ein Gedanke, der wegen /185/ seiner so viel umfassenden Bedeutung nicht leicht einen so augenblicklich determinirten *reinen* Bewegungsgrund unsrer Handlungen abgeben kann, als jene Principien, die in unsre Natur hineingewebt sind, oder die uns augenblicklich an unsre äußern Verhältnisse erinnern; vielleicht gehört selbst eine Art Schwärmerei dazu ohne alle anderweitige Motive, (die sich an den Begriff von einer Gottheit anschließen könnten), den Gedanken an die Gottheit zu einem *reinen* Bewegungsgrunde des Willens zu erheben. Ich läugne hiemit nicht den Einfluß, den dieser Gedanke auf unsre moralischen Handlungen haben kann, und haben muß; sondern ich meine nur so viel, daß er kein eigenthümliches reines Princip des Willens ist, und gemeinlich von andern Motiven unterstützt wird. Es haben daher auch schon mehrere Weltweisen angenommen, daß es eine Moralität unsrer Handlungen geben kann, ohne daß ein Begriff von einer Gottheit, wie gewöhnlich zum Grunde gelegt wird, und die vollkommenste Sittenlehre würde ohnstreitig die seyn, *worinn die Principien aller Moralität allein aus der Natur des menschlichen Willens und ihrer Übereinstimmung mit den ewigen Gesetzen der Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf unsichtbare Wesen außer uns zu nehmen, reducirt, und daraus abgeleitet werden.*

Es kommt mir beinahe so vor, als ob die Menschen es von jeher bemerkt hätten, daß der bloß abstracte Begriff vom Daseyn einer Gottheit nicht kräftig genug auf unsre Handlungen wirken würde, wenn sie ihn nicht mit andern Motiven und anschaulichem Ideen zu vereinigen, und dadurch zu einem Handlungsprincip zu erheben suchten. Man *personificirte* daher in allen Religionen bald auf eine feinere bald plumpere Art die Handlungen der Gottheit, man schob ihr leidenschaftliche Motive unter, man gab ihr willkürliche Rechte zu belohnen und zu bestrafen, man ließ sie sogar sich in Menschen verwandeln, und durch diese denken und

reden, - um gleichsam das zu geistige Bild ihres Wesens /186/ unsern Handlungen näher zu bringen, und sich ihren vermeinten Einfluß auf die Moralität unsres Willens deutlicher vorzustellen. Auf diese Art wurde Religion nach und nach Bedürfniß für den Menschen, und aus dem Bedürfniß Gewohnheit, wobei die Sinnlichkeit sich stets mit ins Spiel mischte. Sehr natürlich war es, daß das Bild der Gottheit dadurch, um mich so auszudrücken, desto uncorrecter werden mußte, je sinnlicher es ward, und daß die Moralität einer Handlung wohl keinen großen Werth haben konnte, die sich auf jenes Bild gründete, - nicht wie es die reine Vernunft, sondern wie es die Sinnlichkeit entwarf

An diese Betrachtungen, die ich oft angestellt habe, ohne an meiner Ruhe dadurch etwas zu verlieren schlossen sich die Ideen von einer Unsterblichkeit der Seele oft so lebhaft an, daß ich nicht selten einen Wunsch in mir empfand, sogleich aus der Reihe sichtbarer Wesen ausgetilgt zu werden, um über diesen wichtigen Punct zu irgend einer Gewißheit zu kommen, die mir kein Philosoph verschaffen konnte. Ich hatte fleißig das Vorzüglichste gelesen, was hierüber in den Werken älterer und neuerer Weltweisen vorkam; aber ich fühlte immer noch den Mangel an Evidenz, die ich suchte, und die Prämissen jener philosophischen Untersuchungen wurden in meiner Seele jedesmal durch eine Menge von Zweifeln niedergerissen, denen ich nicht widerstehen konnte, und die mir nicht selten viel wichtiger, als die Gründe vorkamen, wodurch man eine Unsterblichkeit der Seele darthun wollte. Ich suchte nur endlich auf einem eigenen Wege Gründe für die Unsterblichkeit zu verschaffen, die wenigstens mir stärker, als die bisherigen schienen, und diese Gründe bemühte ich mich aus dem Interesse herzuleiten, welches die Gottheit an unserm Daseyn, als Urheber desselben haben müsse, und ohne welches ich mir nie die Gottheit denken konnte. »Es würde, so schloß ich, der höchsten moralischen Vollkommenheit Gottes eine /187/ Realität stehlen, wenn sie auch nur eine einzige denkende Kraft, die mit allen übrigen denkenden Kräften in der Gottheit gleichsam wie Theile in einem Ganzen enthalten sind, vertilgen wollte; ja ich konnte mir gar nicht einmal vorstellen, wie eine solche Vertilgung möglich sey. Ich kam dabei zugleich auf den Gedanken, daß die Gottheit, wenn sie etwas Denkendes geschaffen habe, dasselbe zu nächst um ihrer selbst willen hervorgebracht, und als Nebenzwecke die Glückseligkeit des denkenden Individuums betrachtet habe, weil die höchste denkende Kraft ihr eigenes Interesse auch immer als das erste und höchste bei jeder ihrer Modificationen betrachten müsse.« Diese Gründe hatten mich auf einige Zeit beruhigt; ob wohl nicht überzeugt, weil der erste zum Grunde liegende Begriff vom Daseyn Gottes selbst noch einigen Zweifeln unterworfen seyn konnte; aber auch diese Beruhigung verschwand beinahe, als mir einst ein aufgeklärter Freund gegen meine Hypothese den Einwurf machte: daß es doch auch vielleicht das Interesse der Gottheit erfordern könne, anstatt der ausgetilgten Kräfte des Denkens in einzelnen Individuen neue hervorzubringen, und daß eine immer neue Schöpfung denkender Wesen vielleicht der Gottheit ein höheres Vergnügen gewähre, als die Erhaltung einer immer dieselbe bleibenden denkenden Summe von Wesen. Ich gerieth in jene neue Unruhe, die mich in einsamen Stunden und Mitternächten schon so oft bei den Gedanken an Unsterblichkeit ergriffen und gemartert hatte.

V.

Fragment aus dem Tagebuche Weilers. ¹⁸⁶

Herausgegeben von - - - I.

De hoc, priusquam scribamus, haec praecipienda videntur lectoribus, ne alienos mores ad suos referant, neve ea, quae ipsis leviora sunt, pari modo apud caeteros fuisse arbitrentur.

Nepos, Epamin.

Julien gewidmet.

Als ich von Ihnen Abschied nahm - es sind nun sechs Jahre - da sagt' ich - wie man denn meistentheils beim Abschied etwas sagt was man nicht nöthig hat, wenigstens nicht nöthig haben sollte, indessen läßt man's gelten, und so eine Wiederholung ist oft so rührend, und wirkt so mächtig aufs Herz wie das einfache Thema, am Ende eines Rondos wiederholt. Im Grunde hat man je doch nur das Thema durchgeführt, sich auf alle möglichen Arten - geseufzt, geblickt, gehändedrückt, gestammelt, gesagt, geküßt: *Ich liebe dich*. Vor sechs Jahren, als ich von Ihnen Abschied nahm, da sagt' ich - Sie wissen, ich sagte sehr wenig; mein Herz konnte damals von der Sprache meines Mundes keinen Gebrauch machen, es sandte Thränen, seine zitternde Boten, die Sie anflehen mußten - ihm seinen bitteren bitteren Schmerz zu glauben. - Damals, bei unserm Abschied - Gott weiß es, Julie, es war eine bange Stunde! Wie ichs immer nicht glauben wollte, immer für unmöglich hielt, mich wie von einem Quälgeiste, der die Menschen in einsamen nächtlichen Stunden mit schrecklichen

¹⁸⁶ Quelle: >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde< - Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Karl Philipp Moritz, Zehnter Band, 1793.

Gestalten ängstigt, loszumachen suchte – ach! vergebens. Es war kein Traum, ach! es war die kalte unbeugsame Wirklichkeit. Und doch, Julie hab' ich seitdem noch manchen herben Abschied nehmen müssen. Ein Wunsch, eine süße Fantasie nach der andern trennte sich seitdem von mir, wie der schönen Tage immer weniger werden, wenn nun der Lenz hin ist, ihm, ihm alles naheilt, Blüten und Blumen und Waldgesang und gaukelnde Lüftgen, und die Sonne traurend sich in Nebel verhüllt, und der Nord laut heult, daß er alles so leer und öde findet, - und ist mir nichts geblieben als mein altes treues Herz, ein Gefährte all meiner Trübsalen, der mit mir gekämpft und geblutet hat, und nun still geworden ist, und sich in keine Sache mehr mischt, und nur, wenn wir ganz allein sind, von unsern Schicksalen, Leiden und Wunden erzählt, und wie all das hingeschwunden und keine Spur mehr übrig sey, und wie wir, herausgedrängt aus unserm Vaterlande¹⁸⁷, wo all unsre Wünsche begraben liegen unter schweigenden Hügeln, fern im fremden kalten Lande¹⁸⁸ - nun noch so weit abwarten müssen, bis der Nord den Baum schüttelt, und uns hinabweht in des Baches Welle, die uns hinabfluthet in die Vergessenheit. - Damals, Julie, wenn Sie sich unsers Abschiedes noch erinnern, und, bei Gott, Julie! - Nein! Nein! Sie werden ihn nicht vergessen haben! - damals sagt' ich - ein wenig unverständlich vielleicht, denn ich verbarg mein Gesicht schluchzend in Ihren Schoos, und meine empor gehobene Arme hielten Sie umschlungen, - sagt' ich

„Julie! Ich kann nie aufhören Dich zu lieben, einst nach Jahren sollst du das noch von mir wissen.“ Hier ists Julie: Leiden konnten mich quälen, aber wehmüthig konnten sie mich nicht machen. Ich habe *Sie* verloren, kann ich noch über etwas anders trauern? sagt' ich. Freuden giengen mir vorüber, und ich streckte meine Hand nicht aus: wenn ich sie nicht mit *Ihr* theilen kann, so sind sie mir fades Possenspiel.

Julie! Ich habe nicht aufhören können Dich zu lieben! -

Nimm dies - und dies Fragment - es enthält die Klagen eines Elenden - wohl uns, Julie! Wir waren unglücklich, aber elend sind wir nicht. Auch diese Thräne, die da heimlich über meine Wange rinnt, und gern mit zu dir sich stehlen will - und - leb wohl! Julie! werd' ich nie mehr etwas von dir hören? - Leb wohl, theure, theure Julie!

- - - l.

am 19ten März.

Rückkehr zur Tugend! - Besserung! - leere Worte, die einmal einer ersann, der dem äußern Elende des Lasters entronnen war, um zu seinem neuen behäglichen Zustande auch noch eine gewisse erkünstelte Ruhe des Geistes hinzuzufügen! Rückkehr zur Tugend! - Unsinn! Als wäre sie außer uns, als beständ nicht eben das Wesen des Lasters in der Unfähigkeit glücklich und gut zu seyn. Lähmt dem Adler seine Schwingen, und nehmt dem Menschen seine Tugend, beide erheben sich nie wieder! Sie sind gefallene Engel; der ewigen Pein, Gottes Glanz zu wissen und zu meiden, hingegeben.

Unbegreifliches Loos, das der Menschheit fiel! Leicht und sorglos, den Busen voll Wonne des jungen Lebens, hüpfet der Knabe seinen ersten einzigen Unschuldsweg daher; hier theilt er sich, er muß wählen; dort winken ihm die Götter der Freude jung, und lächeln wie er - seine Brüder. Er fliegt ihnen zu und verschwunden ist der Zauber, und kalter Nebel umgiebt ihn dicht. - Vergebens blickst du so bebend zurück, du wirst keinen Rückweg finden! - Aber still armes Kind, bald erscheint dir eine andere wohlthätige Gottheit. Du wirst ängstlich vor ihr zurückschauern, aber zage nicht, in diesem Lande der Träume ist alles anders wie es scheint. Trotz des Entsetzens, das sie umgiebt, ist sie doch die einzige, die dich fortan nicht verläßt, die dir Stärke und Muth giebt, die mit dir weint und mit dir lacht, die deine Klagen anhört und deine Fragen beantwortet: denn das ist ihr Amt auf Erden. Als Gott bei der Schöpfung das Elend werden ließ, da fragte sie vorwitzig: warum? und sie wurde mit dem schrecklichen Geheimnisse in die düstern Thäler des Lasters verbannt, mit dem Berufe jedem Sterblichen, der sich dahin verirrt, seine Fragen aufzulösen.

Ja, Verzweiflung, ich fühls, ich fühls, alles hat mich verlassen, nur du bist noch um mich! Du bist meine Lehrerin, deine Stimme allein ist es, die ich noch höre.

am 11ten Aprill.

Geziemts mir wohl zu trauern? - Aber warlich ich traure auch nicht. Traure! und worüber? daß mich mit ihm nun die letzte menschliche Hülfe verlassen hat? So schwach kann ich nicht seyn. Ich darf verworfen seyn, aber nicht schwach, an meinem Grimm nagen, aber nicht trauern. -

Hm, als er Abschied nahm, und ein Langes und Breites von Verhältnissen sprach, die ihn zurückruften nicht ferner gestatteten - - 0 du jämmerlicher Hanswurst, lauf, lauf zur lieben Mama, und laß dich in Integrum restituiren! das wird nicht mehr Zeit kosten, als einen Esel aus seiner Löwenhaut heraus zu peitschen. Für dein Geld, das du an mich verschwendetest, wardst du - was du werden konntest: aus einem

¹⁸⁷ Goethes "Vaterland" war die Rhein-Maingegend um Frankfurt.

¹⁸⁸ Goethe meint damit das Sachsen-Weimarische Land in den Hochlagen des Thüringer Waldes.

faden nichtigen Purschen ein vollständiger Narr. An dir hab' ich mich nicht versündigt: Dein schlechtes Metall galt vorher gar nichts, ich gab ihm das einzige Gepräge, dessen es fähig war.

Was sprach er doch von Freundschaft? - Gutes Herz! - aber gräm dich darüber nicht, ich wollte ich hätte mich allein über deine verlorne Freundschaft zu trösten. Aber, wahrhaftig, ich bin bettelarm; er wird sogar meinen Kredit mit weggenommen haben. Soll ich mich nun auch noch von den erbärmlichen Brodsorgen foppen lassen? - Nun, ich will leben so lange es geht, das *wie* sollte eigentlich nie die Sorge eines Menschen ausmachen. Im Grunde ist mirs doch lieb, daß ich ihn los bin. Der Pinsel glaubte in meiner Verbindlichkeit zu stehen, weil ich einmal, um sein krankes Leben zu retten, zwei gesunde Menschen ermordete; mir wars indessen doch immer, als hätt' ich ihm meinen Unterhalt zu danken. Fahre wohl theuerster Freund! - ¹⁸⁹

Aber wie kam mir vorhin das Wort Trauern? Ich glaubte, das stünde längst nicht mehr in meinem Wörterbuche. Und doch was war das, wie ich so allein wieder zurückgieng, an dem Fluß her? Die Nacht war in der That schön, das hab' ich - empfunden? Nein! Schönheit empfinden soll ja eben Wonne seyn, und wie käm Wonne in meine Brust? Aber ich weiß es doch, daß sie schön war. Wie der Mond über dem stillen Wald schwebte, und in die Ebene und auf den Fluß Silber goß und alles so still war, und ich denn in die dunkle Allee kam - ich allein nur mich hörte in meinem dunkeln Leben dahin tapen! - Ja einst hätt' ich hier getrauert, als ich noch so hängen konnte an Bildern des Leidens, sie geistig umarmen und meine Brüder nennen, und mir so Lieben und Freunde machen unter den Geistern meiner Fantasie, und mit ihnen, sanften Stolzes, aus feuchtem Auge lächeln der Menschen Mühe und des Menschen Standes. Aber jetzt - hab' ich meine gute Engel alle von mir gescheucht, bin nun ganz allein - verlassen! - ja! das ist das Wort! So ist mirs wie verlassen.

Mein Gott, warum hast du mich verlassen? - Wort des bittersten Schmerzes, nicht der Trauer! Wort der Pein! Wenn gräßliche Kälte, Leere, ewiges endloses Nichts dies arme Ich quälen, das wahrlich etwas bedarf, um sich ertragen zu können. Ja! ich bin verlassen! Kein Engel gesellt sich mehr zu mir und gießt aus seinem himmlischen Füllhorn, das Einzige was dem Menschen heilsam ist, von aller süßer Empfindung Trauer - in mein Herz. Ich bin verlassen, in meinen öden kalten Erdenverhältnissen allein! Kein Engel wird mich einst aufwärts leiten zu der ewigen Schönheit; allein werd' ich dahin kommen, und sie anschauen - wie die heutige Nacht.

am 18ten April.

O laßt euch recht viel vorschwatzen von der menschlichen Glückseligkeit, merkt auf wenn von der Wahrheit die Rede ist, und geht dann geschwind zu Bette, ihr werdet recht gut schlafen! Könnt ich allen meinen Empfindungen, so wie sie in meinem Innern rasen, einen Ton geben, und ruft' ich dann in diesem Tone euch zu: es giebt keine Glückseligkeit, und die Wahrheit führt zur Verzweiflung: ihr würdet allen euren Glauben an diese Worte verlieren.

Nein! Nein! Nein! Ich bin auch ein Mensch, und ich bin nur elend. - Aber glaubt mir, ihr andern, ich möchte eure Glückseligkeit nicht einmal theilen. Ich bin ein Rebell; und ihr seyd Sklaven, ich habe Muth und Verzweiflung wie ein Rebell, und danke meinem Vaterlande nichts; ihr wißt nur zu winseln. Ich thue, was ich will, weil ich mein Leben an alles setzen kann¹⁹⁰, ihr müßt thun, was man will, weil ihr ängstlich zu erhalten sucht, was ich verachte.

Nein, ich danke dir nichts Natur! Du gabst mir nichts, was mir dies Leben erträglich machen könnte, und verdarbst mir alles was ich um meine Hütte angepflanzt hatte. -

O ein unbegreiflicher Muthwille scheint mich zu seinem Spiel geschaffen zu haben! Ein Herz, das unaufhörlich nach Genuß dürstet, und kein Mittel es zu befriedigen. Ich möchte lieber am Pranger stehen, als Jemanden merken lassen, daß mir meine Häßlichkeit so unerträglich ist, und doch, ist es wahr, beneid' ich jeden lächelnden Buben um sein menschliches Gesicht. Himmel, nur das, wenn ich nur schön wäre! Ha! wenn sie mir so erzählen, wie ihnen da ein wollüstiges Mädchen in die Arme gesunken, wie sie dort eine Götternacht gefeiert, und nicht ahnden, daß auch in *meinen* Adern Feuer rollt daß ich um Liebe gern alles hingäbe; und ich denn ein kaltes satirisches Air annehme, über Mädchen und Liebe spotte, während ich in diesem Drang von Empfindungen vergehen möchte! - O es ist rasend! - Die Einzige, die ich errungen hatte, ist hingeopfert. Marie¹⁹¹, wie ist dir jetzt? - O sagt nicht, ich habe sie geopfert! Ich liebte sie bei Gott mehr als mich, und nur sie allein, und der Ausdruck meiner Liebe war stärker, als meine Häßlichkeit, - sie gab sich mir hier [richtig: hin?] das Wonnemädchen. Wir waren beide wahre Menschen, hatten Kraft zu genießen, und schmeckten die höchste Wonne des Lebens. Ha! meine Fantasie verglüht an dieser Rückerinnerung! - Wart ihr denn nicht Rasende, als ihr mich umsonst auf den Knien flehen liebet, mir das

¹⁸⁹ Welche Begebenheit Goethe hier in vagen Sätzen andeutet, ist mir zur Zeit (noch) unklar.

¹⁹⁰ Goethe war reich. Daher konnte er tun, was er wollte. Eigentlich hätte er das Weimarer Ministergehalt gar nicht nötig gehabt und trotzdem hielt er in Weimar aus bis zum Lebensende.

¹⁹¹ Wiederum die mysteriöse Marie oder Maria.

Mädgen einst zum Weibe zu geben, wenn ich sie errungen, mich aufwärts zum Mann und Bürger würde gebildet haben? Wäre dann nicht alles wieder gut gewesen, das Verbrechen getilgt, das eure schiefen Begriffe und jämmerlichen Gesetze dazu machten?¹⁹² Aber - Nein! Ich war arm¹⁹³ und häßlich, und hatte gleichwohl die Vermessenheit gehabt des Lebens Freude zu kosten. Dies durftet ihr mir nicht verzeihen. Ihr entzogt mir euern Beistand, verstießt mich, und quältet sie langsam todt mit euern Vorwürfen und Haß und Verfolgung.¹⁹⁴ O wohl mir, daß ich alles abgeschüttelt habe was fromm und sanft heißt, daß ich euch doch nun bitterlich fluchen kann - Zerstörer ihr! Kalte entsetzliche Teufel! Die ihr den Pfiff versteht, die Gesetze um ihren Schutz zu betrügen, und außerdem die giftigste Brut seid, die man todschlagen sollte, wo man sie findet.¹⁹⁵

Gott! Gott! Wo kommen mir jetzt die Thränen her? Milder Thau des Himmels! Ach! aber auch *sie*¹⁹⁶ spotten meiner! Ich soll nicht rasend werden, ich soll meine Quaal recht zergliedern, recht mit Vernunft mich martern: Darum mildern sie dieses wüthige Toben in mir.

am 25sten Aprill.

Zuweilen ist mirs, als gäbs doch noch eine Art von Glückseeligkeit - wenigstens von Gefühl gegenwärtigen Liebens für mich. Hab' ich nicht Muth und Kraft und eine Verzweiflung in mir, die allen Gefahren Hohn spricht, weil keiner mir etwas zu rauben vermag, das mir werth wäre. Wie! wenn mich das Schicksal geflissentlich auf diesen Punkt hätte bringen wollen? Ich sollte erst Thaten thun, erst dem Leben seinen Preis abverdienen, oder - es ekelhaft finden, und um die Lust zum Leben anzufrischen, etwas Gefährvolles unternehmen? O gewiß! Unmöglich kann ja meine Quaal der einzige Zweck meines Daseyns seyn. In dem Mensehen liegt ja alles, er kann ja, was er will. Der Fisch, den eine unruhige Welle an das Ufer wirft, windet sich auf dem trockenen Sande, und verschmachtet, aber der Mensch verträgt jedes Element. Und war dies nicht vielleicht der Gang, den jeder Held nahm? Er muß sich erst sein Leben verderben, muß nichts mehr darinnen finden, das seines Wunsches werth sey, um es verachten zu können. Die Rückkehr in seine Knabengefilde zu jener ruhigen Glückseeligkeit muß ihm abgeschnitten seyn. Er hat keine Wahl mehr; entweder muß er sich der Verachtung, dem niedrigen schmutzigen Insektenleben hingeben, oder mit seinem Elende wuchern. Er fürchtet nichts, weil er nichts zu verlieren hat, er ist allein frei und ausgenommen von allem Gesetz. Denn er ist schon gerichtet; er darf Flüche für sie alle auf sich laden, denn er hat kein Mitleiden mehr zu hoffen und will keins. Er ist die Hand des Rächers und darf alle Thaten thun. ja! - Giebt es nicht auch zwei Kräfte in der Natur, eine, die erzeugt und hegt und pflegt, und die andere, die zerstört und aufreißt? Und so, Mensch, entweder pflanz Bäume und zieh Kohl in deinem Garten, und iß ihn ruhigen Sinnes mit deinem Weibe und deinen Kindern: oder, wenn du diesen deinen ruhigen Sinn verloren hast, wenn dir ekelt vor dem Kreis deiner stillen Glückseeligkeit, so schlag nieder, verdirb mit der nämlichen Natur, mit der du vorhin aufbauest!

Nur ein leeres Leben ist ein klägliches Leben. Wo kein Genuß ist, und keine Thaten, was ist da das Leben? Besteht es nicht aus einem Stücke Zeit? und die Zeit ist ja nur eine Folge von Begebenheiten. - Auf! Auf! mich durchfließt ein neuer Odem, ich trinke die Luft höherer Sphären! Offenbarung hat sich in meine Seele gesenkt - ich frage nicht wohin? nicht warum? In diesem Wollen liegt die Antwort auf alles. Glücklich mag die Turteltaube seyn: mir geziemts alle Glückseeligkeit zu verachten, und zu zertreten. Ich bin nur heiße Gier und Raub und Aufschwung sonnenwärts! -

am 26sten Aprill.

Wie lächerlich, daß ich noch in irgend etwas Befriedigung suche! Thaten? - was thun? die Zeiten der Thaten sind vorüber wie die des Genusses. Man kann nicht mehr die Welt durchziehen um sie von Ungeheuern und Räubern zu befreien. Man kann kein einzelner Mensch seyn, und als selbstständiges Wesen aus eigener Kraft und eigenem Triebe handeln. Die Welt ist in Ordnung; alles steht an seinem Platze, und leiert da vom Morgen bis zum Abend an seinem Rade, und bekümmert sich den Henker darum wozu das gut sey? Genug daß sie ihr täglich Brod haben und keine Schläge bekommen. Seid Ihr Menschen? - womit wollt ihr mir das beweisen? An eure Stelle abgerichtete Esel, und alles gienge den nämlichen Gang. Fällt euch dann nicht wenigstens zuweilen die Frage ein: Für wen, wenn nicht für uns? Doch still! im Gebrause des Rheins bebt

¹⁹² Gemeint ist Uranias außereheliche Schwangerschaft mit dem Bürger Goethe. Zu damaliger Zeit eine Todsünde, im wahrsten Sinne des Wortes.

¹⁹³ Arm war Goethe mit Sicherheit nicht, doch er war nicht von Adel! Siehe auch Goethes Singspiel >Erwin und Elmire<: "Aber daß ich arm bin, war ich verachtet."

¹⁹⁴ Die Vorwürfe, die Urania von Ihren adeligen Verwandten zu hören bekam, müssen furchtbar gewesen sein.

¹⁹⁵ Die dünkelfhaften, eingebildeten Adelligen sind gemeint.

¹⁹⁶ Gemeint ist: die Adelligen spotten über ihn, Goethe.

schon mancher Ton herüber wilden frohen Freiheitsgesangs.¹⁹⁷ - Mein Volk horcht auf; - wie wenn ich sein Barde würde, und dann sein Massaniello? - Sein Barde? Ach Gott! - Trüg ich nicht die Verdammniß in meinem Busen! hätt' ich jene Geistesstille, jenes Gerechtfertigte, - Gefühl des Wohlgefallens des Obersten der Geister, jenes kindliche Lallen, das alles sagen darf in seiner Unschuld und einfältigen Herzenshoheit, dem kein Gefühl widersteht! - In meinem Busen ist ein ewiger höllischer Krieg. Lauter Ankläger, lauter Verdammungsurtheile; kein Vertheidiger, kein Entschuldiger! Mir bleibt nichts übrig als zuweilen, wenns zu viel wird, wenn das Maas meiner Quaalen überläuft, in meiner Verzweiflung, wie Herkules in die Flammen mich zu werfen, und mein Martern hinweg zu martern. Herkules! - ja ich bin gewiß so überzeugt wie er, daß dies Leben für mich nicht taugt; aber hätt' ich auch seine Entschließung! - Doch ist es warlich nicht Furcht vor dem Tode die mich abhält. Wahrlich nicht! Aber soll ich denn wie ein Polyp aus diesem Leben hinausgehen? Soll ich gar kein Andenken mitnehmen und zurücklassen? Hu! Vergessen! Wer den Tod wünscht, der wünscht darum keine Vernichtung. Im Grunde ist es doch nur die Hoffnung seine gegenwärtige drückende Verhältnisse - wenigstens zu verwechseln. Aber vergessen, weggetilgt seyn, das ist dem menschlichen Geiste so unerträglich wie die Leere: er kann und mag sie nicht denken.

Wohl, ich will jede That begierig aufhaschen, wie ich als selbstständiges Ich handeln kann, mich in alle Begebenheiten einmischen, jeder Gefahr meine Brust bieten. Vielleicht begrab' ich mich denn einmal unter den Ruinen einer meiner Unternehmungen; und, wird das Auge der Liebe mein Grab gleich nie benetzen, so sollen sie doch sagen müssen: Hier liegt er!

am 5ten May.

Begegnet mir gestern der Hofrath Engel vor dem Pilgersthore - Ein seltsamer Mann, der sich durch die Mühseeligkeiten des Lebens hindurchgeschlagen, und ein reines Herz, guten Willen und Heiterkeit gerettet hat. Ich hätt' ihn hier noch nicht besucht. Was soll ich auch bei ihm? Ich ehre seine Güte, und darum mag ich ihn nicht betrügen, und großen Geist hat er nicht genug, um mich unter seinen Stolz zu beugen, dem er auf allerlei Weise ein Mäntelchen umzuhängen weiß; und außerdem ist er immer mit einer Menge von jenen wohlgerathenen Söhnen umgeben, die ohne Zuchtmeister nicht leben können, und immer eine Ruthe fein von zu Haus mitbringen, und nebst gehorsamer Empfehlung von Papa und Mama an einen, der so gut seyn will, sie mannmal durchzupeitschen, überliefern. Es geht denn alles so sittsam und verständig in diesen Gesellschaften her, daß man meint, man höre den Nathanael und Polykarpus in Joachim Langens Kollegien konversiren.

Er. Ei, Herr Weiler, muß mans denn dem Ungefähr danken, wenn man Sie einmal hier zu sehen bekommt!
Ich sagte ihm so eine gewöhnliche Entschuldigung.

Er. Wie leben Sie? wie gehts Ihnen? -

Ich. (Bekam über die Frage wirklich einen Anfall von Lautlachen? Hm! wie gehts Ihnen, Herr Prometheus an ihrem Felsen?) Ich antwortete: Ich würde besser leben, wenn ich mehr in der Vergangenheit leben könnte. Dies schien mir in dem Augenblick eine Klage zu enthalten, und klagen wollt' ich nicht. Ich setzte also hinzu: Wer ist überhaupt wohl mit seiner Gegenwart zufrieden? Der Glückliche klagt mit Recht, daß sie immer fliehe, nie wirklich da sey, und dem Unglücklichen ist sie eine Fessel, die er allenthalben unmuthig mit sich herumschleppt.

Er. sah mich eine Weile an, als woll' er Etwas in mir lesen. Kann ich Ihnen dienen?

Ich. Sie nicht und kein Mensch.

Er. Junger Mann, Sie täuschen sich. Ihre Leiden scheinen Ihnen unbezwingliche Ungeheuer. Muth und ein tapferer Angriff, und die Truggestalten schwinden!

Ich. Herr Hofrath! - Ich bin verkannt, verlassen, dahingegeben, geschändet - ich und meine Henker sind allein! - O! Sie wissen ja alles, wissen, daß auch in der That die Gerechtigkeit Recht hatte, mich dieser Einöde und meinen Martern zu übergeben. - Was ist noch an mir zu retten? Höchstens könnte man meine äußern Verhältnisse ein wenig ausbessern, und diese sind es gerade, die mich in all diesem Gedränge am wenigsten pressen.

Er. Hätten wir nur erst Ein Glied wieder gesund, die andern werdens dann oft von selbst: Erinnern Sie sich noch des ersten Jahres in H ... ? Damals waren Sie doch wohl glücklicher? -

Ich. Ich weiß was Sie sagen wollen. Damals lebt' ich still und schien tugendhaft, und that meine Pflichten. Man glaubte, ich bereue meinen Fehler, und sei auf dem Wege der Besserung, und nun meinen Sie, solle ich so fortgefahren seyn. Lieber Herr Hofrath! Ich übte eine menschliche Tugend, ihr Preis wurde mir entrückt, ich mochte mich nicht mehr um ein leeres Ziel entathmen.

Er. Preis der Tugend! - Sie ist selbst Preis.

Ich. Gewiß! das muß sie nach meiner Überzeugung allerdings seyn, und eben darum glaub' ich daß ich nie

¹⁹⁷ Gemeint ist: die französische Revolution.

tugendhaft war. Preis! Ohne Zweifel! Preis der Vollkommenheit. Erst lassen Sie uns diese erlangen, dann kann erst von der Tugend die Rede seyn, in so fern sie Preis genannt zu werden verdient. Was man jetzt von einem tugendhaften Mann fordert, ist, die Wahrheit zu gestehen, nichts als eine blinde Grausamkeit gegen sich selbst. Ewiger Krieg mit Begierden und Leidenschaften, ach! die ihm doch alle so lieb sind. Man ehrt die Thräne des Helden, die er nach gewonnener Schlacht, auf dem Wahlplatz, über seine Erschlagenen vergießt; und soll der Mensch nicht trauern um eine Leidenschaft, die er, wie ein liebliches Mägden, den Verhältnissen, der Barbarei unserer Einsichten, unserer Gesetze und Verfassungen opfern mußte? Dieser moralische Krieg ist so gut eine Geburt unserer Barbarei wie jener, wo es Menschenleben gilt.

Werden wir alle einst so weit kommen, daß wir die Stimme der reinen Wahrheit zu hören vermögen, werden wir einmal die Kinderschuhe vertreten, jenes zänkische eigensinnige grillenhafte Wesen fahren lassen, dann rotten wir uns nicht mehr zusammen, von der Betrügerei entflammt, um ein Land zu erobern, wo vor einigen Jahrhunderten ein außerordentlicher Mensch gelebt hatte, oder um Leute zu zwingen, daß sie künftig nicht mehr diesem, sondern gerade dem Menschen gehorchen, dessen Sklaven wir sind; und eben so wenig werden wir dann nöthig haben uns gegen unsere Neigungen zu erklären. Wir werden dann keine Helden mehr haben, verdammt in ewigem Widerspruch mit sich selbst zu leben, aber wir werden alle Menschen seyn, und uns daran genügen.

Er. Aber wenn der Krieg, wie Sie sagen Barbarei ist, wenn wir erst dann reine Menschen sind, wenn diese Barbarei aufhört, so ist es doch wohl indessen jedes biedern Mannes Pflicht dieser Vollkommenheit von seiner Seite entgegen zu kommen, von seiner Seite wenigstens keinen Krieg, das ist, keine gewaltsame Auflösung sich widersprechender Prinzipien, zu veranlassen. Der Mann der folglich so handelt, daß der Grundsatz, worauf seine Handlungen gebauet sind, wenn er der Grundsatz der ganzen Welt wäre, alle Disharmonie aufhübe, trägt das seinige zur Vollkommnung der Menschheit bei, übt, was wir nennen, Tugend.

Ich (roch Kompendien-Geschwätz, und wäre bald ärgerlich geworden.) Da steckt ihm eben: wenn er der Grundsatz der ganzen Welt wäre! Müssen wir uns die Menschen nicht immer in einer gewissen gesellschaftlichen Verbindung denken? diese beruht auf Gesetzen, wodurch man sich ihrer Dauer hat versichern wollen, man ist aber übrigens unbekümmert gewesen, wie sich der einzelne Mensch dabei stehe, ob die individuelle Natur des Menschen nicht gerade diesen Gesetzen widerspreche? Heißt das nicht von außen gegen den Feind sich verschanzen, und innen verhungern, oder sich unter einander aufreiben? So besteht denn unsere Tugend in Aufopferung unserer menschlichen Rechte, um der Dauer einer Gesellschaft willen, die uns für all das kaum *Sicherheit* gewährt. Daher kommts, daß wir in jedem Zeitalter fast eine andere Tugend antreffen. Ich spreche von der Tugend, wie sie unter dem Volke lebt, wie sie uns ihre Redner und Dichter geben, nicht von dem Gerippe, das die Schulen von je her aufstellten, das todt ist an ihm selber, und höchstens der Vollständigkeit wegen, und um des Kunstkenners willen da steht, wie das meiste in den Schulen. Die Tugend eines Homer eines Euripides heißt. Handele, und verdiene damit dem Leben seinen Reiz und sein frohes Gefühl ab; die Tugend eines Klopstocks, eines Hermes, eines Addison, heißt: entbehre, und schmachte nach einer bessern Zukunft!

Setzen Sie einen Menschen in die bestmögliche Gesellschaft, das ist in die, wo die Dauer des Ganzen die wenigste Aufopferung des Einzelnen verlangt, und er wird tugendhaft seyn - oder es giebt einen Teufel, der den Menschen zum Bösen Lust macht, und eine Erbsünde, und wer weiß was alle noch für unerklärliche wunderliche Dinge.

Er. Ihre Philosophie kann nie die meinige werden, so wie Ihre Unzufriedenheit nicht die meinige ist. Ich hatte nie starke Leidenschaften, nur Hang, und da ich früh an Leiden und Entbehren gewöhnt ward, so bekam ich dadurch eine Biagsamkeit, die mich alle die Formen annehmen ließ, die mein Hang nothwendig machte, und so erreicht' ich, unter beständiger Resignazion, meine Wünsche. Was ich Ihnen daher etwa rathen möchte, würde aus meiner Eigenthümlichkeit fließen, und kann in Ihren Grundsätzen freilich nichts ändern. Nur daran lassen Sie sich noch erinnern, daß diese Leidenschaften, deren Befriedigung Ihnen jetzt so unentbehrlich zu Ihrer Glückseligkeit scheint, befriedigst oder nicht, dereinst erkalten, daß Ihre Wünsche dann eine ganz andere Richtung nehmen, daß Sie dann vielleicht, wenn stille bürgerliche Häuslichkeit und Familien-Glück, Wiederaufleben in seinen Kindern, in guten Menschen, die man glücklich gemacht hat, Ihr einziger wahrer Genuß des Lebens seyn würde, daß Sie dann doch vielleicht die Jahre wieder zurückwünschen, wo Sie sich all das bereiten konnten, und die eben Ihre gegenwärtigen sind. - Bedenken Sie dies, und wissen Sie, daß man Sie beobachtet, um Ihnen, im Fall Sie gewisse Forderungen erfüllen, wieder beizuspringen, und daß man aus Ihrem hiesigen Leben schon anfängt zu hoffen.

Ich wollte reden, er verließ mich aber, und sagte nur noch: Sie verstehn mich, ich erwarte Sie bald wieder bei mir.

Ja, ich verstehe dich ehrliche Haut: aber - mein Leben sei nun künftig, welches es wolle - so sollt ihr, die

ihr meine Marie¹⁹⁸ tödten konntet, wahrlich nie den Triumph haben mich meiner Besserung wegen zu belohnen. Elende Menschen! warum ließt ihr mir Sie nicht, um die ich alles alles gethan hätte? und ich sollte mich euch zu gefallen bestreben, um euren Beifall, wie ein Schulknabe, ängstlich seyn? Ich habe nur Eine Empfindung für euch alle - Rache! denn ihr habt mir alles gemordet, Sie und meine Empfindung für das Gute, und mein ganzes irrdisches Gedeihen.

O Marie! Mädchen des Himmels! warum trennten uns diese Rasende[n] wohl? -

am22sten May.

Nein! kein schlechter Mensch bin ich, sonst würden die schlechten Menschen nicht so erbärmlich vor mir dastehen.

War das deine Absicht, guter Bursche? Nein beim Himmel! mit dir und deines gleichen werd' ich nie gemeine Sache machen. So ein jämmerlicher furchtsamer Bösewicht! Aber, wollt' er nicht schon einmal ein Pasquill von mir gemacht haben? Ich begreife nicht, warum ich ihm das so hingehen ließ? - Überhaupt muß das der Wiegand verrathen haben, daß ich Verse mache; die Leute, die mich hier kennen, machen ordentlich Präntensionen an meinen Witz. - Als ich ihm das abschlug, kam er seltner zu mir, und vermied mich endlich ganz, und ich glaube nicht, daß ihn die Art, wie ich unsere Bekanntschaft erneuert habe, eben erbaut hat.

Aber warum trägt mir auch diese Handlung nicht die Frucht des Wohlgefallens? - Freilich ist die Zeit nun vorüber, auf welche Wiegand vorausbezahlt hatte, und ich brauche eine andere Wohnung. Freilich kann es seyn, ich sage, kann seyn, daß ich mich um die ganze Niederträchtigkeit nicht bekümmert hätte, wenn ich mich nicht gerade um eine andere Wohnung zu bekümmern gehabt hätte. Aber auf dieses *kann seyn* mich um den Genuß einer Handlung zu bringen, die ich doch auch eben so wahrscheinlich vielleicht auch ohne Rücksicht auf Vortheile gethan hätte! - Freilich müßt' ich nun den Vortheil ausschlagen. Aber was dann anfangen? Ists nicht besser, ich nehme dies Zimmer an, als daß ichs vielleicht einem andern schuldig bleibe? Dieser hat mirs doch schon umsonst angeboten, und ich betrüg' ihn daher auf alle Fälle nicht. Genug ich werde einziehen, und just ihn suchen zu bezahlen. Vielleicht bringt mir - mein alter treuer B[ode] in W[eimar] ein Bändgen Gedichte an den Mann - betrogen wird freilich immer, indessen kanns das müßige Publikum immer eher verschmerzen, das es ja nicht besser haben will, als er, der bei aller phlegmatischen Muthlosigkeit, doch eine ganz gute Art Mensch zu seyn scheint.

Was er nun wohl beginnen wird? In der That, ich wollte er wagte sich an mich, auf welche Art es wäre, heimlich oder öffentlich, ich möchte einmal, um mir die Langeweile zu vertreiben, so eine kleine Hetze haben. Sah er nicht aus als wollt' er das Fieber kriegen, als ich mit meiner übermüthigsten Mine zu ihm in das Zimmer trat?

Ich. Herr Müller, es ist billig, daß ich Ihnen einen Vorgang melde, worauf Sie und Ihre Freunde, mit welchem Rechte und Nachdruck? - werden Sie unter sich berichtigt haben, eine fürchterliche Drohung gesetzt haben. Ich werde ein Zimmer in dem Erfaischen Haus beziehen.

Er. Das freut mich um der Nachbarschaft willen. Übrigens muß ich bekennen, daß ich Sie nicht ganz verstehe.

Ich. So muß ich mich wohl erklären. Herr Müller, ich fordere Sie und Ihre Freunde auf, Ihre Drohungen, womit Sie den ersten Miethmann des Herrn Steuerrath Erfa heimzusuchen sich verbunden haben, an mir wahr zu machen, denn in dreien Tagen wohn' ich in seinem Hause.

Er. Wunderlicher Freund, ich verzeihe Ihnen zum voraus, Ihre Hitze -

Ich. O Herr, wir kennen uns, denk' ich, was brauchts da der Ausflüchte? Ehe ich zu Ihnen gieng, wußt' ich, daß Ihre Feigheit Seitensprünge genug machen würde. Die Wahrheit zu gestehn will ich blos meinen Spaß mit Ihnen haben: Denn; warlich, daran dacht' ich keinen Augenblick, daß Sie Ernst machen würden. Diese Art zu handeln wäre, Ihre Feigheit abgerechnet, zu offen, zu deutsch für Sie, nicht in Ihrem Lieblingsgeschmack dem Italienischen.

Er. (Indem er etwas hinunter zu schlucken scheint.) Wenn Sie deutlicher sprechen wollten, so würd' ich wenigstens erfahren, was Sie zu allen diesen Beleidigungen veranlaßt?

Ich. Nun denn so hören Sie Ihre eigene Geschichte. Sie hatten den ehrlichen Rath Erfa in Verdacht, als habe er Ihrem zukünftigen Schwiegervater die Augen über das Unglück, das seiner Tochter und seinem ganzem Hause durch Ihre Verwandtschaft droht, öffnen wollen. So brav dies immer gewesen wäre, so hätte das ganze phlegmatische Wesen dieses Mannes Sie an diesem Beweise eines freundschaftlichen Eifers sollen zweifeln lassen. Allein eine bloße nichtswürdige Vermuthung war Ihnen genug, und herzlich willkommen, weil Sie Ihnen doch immer Gelegenheit gab boshaft zu seyn. Nun - geben Sie Acht: Zuerst griffen Sie Ihren Feind mittelbar, aber um desto empfindlicher an. Sie suchten seine Tochter um das Kostbarste, was ein Mädgen in unsern Tagen hat, um ihren guten Ruf zu bringen. Herr von B.. der einen unwiderstehlichen Hang zu läppischen, und nach Befinden, schlechten Streichen hat, ließ sich mit leichter Mühe zu Ihrem Werkzeug

¹⁹⁸Wiederum die mysteriöse Marie.

machen. Er bestach des Erfa Magd, und diese spielte ihm einige Briefe ihrer Mamsell in die Hände, die am Ende doch weiter nichts aussagten, als - daß sie mit einem jungen Manne in Briefwechsel stehe. Diese wurden nun in allen öffentlichen Häusern abgelesen. Eine Zeitlang amüsirte man sich damit, badinirte sich darüber, und endlich gähnte man, und das Mädchen blieb wer sie war. Jetzt giengen Sie weiter. Herr von B.... der, wo möglich, gern den Liebesritter spielt, mußte an die Erfa schreiben, um eine geheime Zusammenkunft bitten, wo er gewisse Dinge von Wichtigkeit entdecken wolle. Um sie von der einen Seite sicher und von der andern unruhig zu machen; führte sein Brief, für jenes, eine Menge moralisch-empfindsamer Sittensprüche im Munde, für dieses die Nachricht, daß boshafte Leute ihre Briefe in ... wollten in Druck geben. Die Erfa that, was jedes ehrliche Mägden in dem Fall thun muß, sie zeigte den Brief ihrer Mutter, und Herr v. B. . erhielt ein Abschlagsdekret. Nahm das Mädgen den heimlichen, und, wie weislich hinzugefügt war, nächtlichen Besuch an, so war sie verlohren. Herr v. B.. steht in dem besten Rufe der nöthigen Frechheit, um Glück bei den Damen zu machen; den Tag darauf würde man in der ganzen Stadt gewußt haben, daß er eine Nacht bei der Erfa zugebracht habe, und - mochte nur geschehen seyn was wollte, so glaubte die Welt das Ärgste. Schade um den vortreflichen Plan, daß er an der Einfalt eines Mädgens scheiterte.

Er. Sind Sie fertig?

Ich. Noch eine kurze Gedult. Zum Glück fanden Sie selbst unter des Erfa Hausbewohnern einige junge Leute, die sich gegen ihn aufbringen ließen. Sie emanzipirten sich, es schlugen sich noch andere Wildfange zu ihnen, und kurz - es kam zu jener förmlichen Revolte, woran auf die Letzt bald die Bürgerschaft, die den ehrlichen Erfa liebt, Theil genommen hätte. Das Haus stand nun leer, und Ihr Haß und Ihre Verfolgung bedrohte den ersten, der es wieder bezieht, und, mit diesem Fluche behaftet, steht es wirklich noch leer.

Er. Und Sie wollen sich nun der bedrängten Unschuld annehmen?

Ich. Keinen Spott, wenn Sie gern in heiler Haut schlafen! jetzt sagen Sie Ihrem Komplott: Ihren Anführer hätt' ich vor einen nichtswürdigen Buben erklärt. Dies ist ja wohl das Mittel, sie gegen mich aufzubringen: oder - haben sie diese Erfahrung schon selbst gemacht? Auf alle Fälle finden sie sämmtlich mich bereit ihnen über alles Red' und Antwort zu geben, ich sei in dem Erfaischen Hause zu erfragen, wo ich künftig wohnen würde.

Er. (fast weinend) Recht gut Herr Weiler, die Gerechtigkeit wird mir gegen Ihre Insulten Hülfe schaffen.

Ich. Elender Bursche! Hast Du denn so gar nichts von einem Manne, daß Du nicht einmal böß zu machen bist? Die Gerechtigkeit! Was müßte das für eine Gerechtigkeit seyn, die Dir nicht wenigstens den Pranger zuerkannte? Pasquillant!

Er. O das ist abgethan. Ich habs ihm selbst gestanden, und er hat mir verziehen.

Ich. Haben Sie ihm auch sonst alles gestanden? Auch den Plan, den Sie mit der auf sein Vermögen Ehre und guten Nahmen gemacht haben? haben Sie ihm gestanden, daß Sie im Begriffe sind, seine Tochter zum beklagenswerthesten Geschöpf unter der Sonne zu machen? - Ich bins müde Ihnen Ihre Ränke alle vorzuerzählen, aber Sie wissen, was ich dokumentiren kann. Wollen Sie sich noch mehr auf die Gerechtigkeit berufen?

Er. Mich dünkt Sie wurden, Ihrer guten Aufführung wegen, doch auch nicht von G. weggeschickt. Überhaupt befremdet mich dieser Ton an Ihnen ungemein. Wir waren sonst so gute Freunde, und könntens noch seyn, wenn Sie nur wollten. - Wer weiß ob ich Ihnen nicht einmal nützlich seyn könnte?

Ich. Warum nicht gar mein Gönner! Ha! hal ha! Leben Sie wohl theuerster Gönner!

Und so gieng ich zur Thür hinaus, und hört' ihn auf der Treppe noch lachen, aber das Instrument klang doch ein wenig verstimmt.

Nun in dreien Tagen werd' ich also eine neue Wirthschaft anfangen. Mein Zimmerchen ist klein aber bequem und lüftig. - Ich weiß nicht wie mir geschieht, aber ich freue mich recht darauf. Wenn mir Gott Ruhe schenkte, so wollt' ich einmal wieder lesen und schreiben - Unser Vater! o Ruhe, Ruhe und Geistesstille! Ach! jetzt ist mirs einmal so, als könnte mirs wohl seyn! Wie lange wird das dauern.

am I5ten May-

Evan! Evoe! Jo! -Bacche Triumphe! credite Poster! Vidi Bacchum! -

O ich kann kaum noch lallen! aber süß süß! - süßer Wahn! - Weg mit aller Wirklichkeit, und aller elenden gegenwärtigen Beschränktheit! - Wein und Mädgen und Musik und Gesang - und der Mensch ist ein seeliger Gott! - Gesang! O ihr himmlischen Mächte! was hat sie in meinen Busen gesungen? Wonne? Schmerz? - Nein! Nein! Nein! - Sie in den Arm nehmen möcht' ich, und mich aufschwingen - ewig hoch! und dann - o meine Wünsche können nicht sagen, was all ich möchte. *Evan! Evoe! -* Ha ich hör' ihn daher schallen durch den Forst den mächtigen Jubel! Kraft und Wollust und Rausch! - Sie taumeln daher, sie stürmen daher! Allüberschwenglich reißt mich hin! Ich muß, ich muß unter sie! Ich muß hier sterben, von ihren Thyrsusstäben hingemartert - Ha süß, süß! -

am 16ten May.

Nein, es ist nicht wahr! Nichts ist wahrhaftig geschehen. Mich hatte der Wein umnebelt, und meine Fantasie schwamm in seeligem Rosenlichte. Sie - mein? Das hat sie nicht gesagt, aber fühl' ich ihre Küsse nicht noch? durft' ich sie nicht fest an meine Brust drücken? Nannte sie mich nicht Du, und reichte mir den Becher auf Du und Du? - Hätte mir denn Ein Tag alles alles wiedergegeben Sie! - O ihr himmlischen Mächte! wenn es nicht wahr wäre, wenn ich sie wieder verlöre, dann, ihr, die ihr so unbegreifliches Spiel mit mir treibt, mich bald hinab stoßt in die Hölle der Verzweiflung, bald wieder mit himmlischem Äther meine Schläfe kühlt, dann ist es Wink von euch nicht zum Drittenmale das Leben anzufangen, dann muß ich fort! Sie! o wäre es möglich? wollt ihr Sie mir geben? O so habt Dank für alle eure Quaalen! Lenker meines Schicksals! Hier lieg' ich im Staube, und weine dir meines Herzens Anbetung und Dank. Schütt' alle Erdennoth auf mich herab, laß jeden Schmerz mich durchfühlen! Immer werd' ich dich mit froher inniger Kinderliebe: Mein Vater, nennen. - Lenker meines Schicksals! - O laß mir Sie, Sie! Und wenn ich thöricht bitte, - o so kommen alle Folgen dieser Thorheit über mich! Ich habe ja die Verzweiflung in meinem Herzen herumgetragen, und kann nun alles alles tragen! Ach Sie! Sie! Hier strahlen alle meine Wünsche in einen Glühpunkt zusammen. Was ein Mensch thun kann, will ich thun um Sie. Hinweggeschwunden ist der Nebel, der schwer und giftig auf meinem Leben lag; meine Kräfte treiben wieder aufwärts; heiter und sonnig liegt alles um mich her; Meine Prüfung ist aus, ich bin wieder ein glücklicher, wonnefühlender Mensch.

Und doch ist mirs immer, als müßt' ich zweifeln. Mein verwöhntes Auge vermag den Strahl des Tages noch nicht zu ertragen, und doch ist es gewiß gewiß wahr! Wars nicht, als wenn die Natur und alle Menschen meine Wiederaufnahme mitfeierten? - O ich muß mir alle Augenblicke, alle Räumchen dieses einzigen Wonnetages aufzeichnen. Nichts darf verlohren gehen, und wenn ich mich selbst verliere, so will ich mich hier einst wiederfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus dem Tagebuche Weilers.

am 26. Mai.

Sie liebt mich gewiß, gewiß! Warum sollte auch *mir* ein Geschöpf in der Welt Liebe lügen? - Aber was ist das, daß ich doch nicht so recht in dieser Überzeugung ruhig bin? Was will ich von ihr? Freilich hat sie einen Geist zur Intrigue der mir - sonst sehr willkommen gewesen wäre - und jetzt! - Warum kann man nicht immer derselbe seyn? Und wie könnte sie, auf der andern Seite mir das seyn, was sie ist, ohne diesen Geist? Würde sie es denn wagen mich Nächte durch in ihrem Schlafzimmer zu haben, wo ihre beiden kleinen Geschwister schlafen, indessen wir am Tisch sitzen und lesen und küssen? - Aber das sollte sie nur mir seyn? - Ha Teufel! da sitzts. Ich liebe sie unaussprechlich, und wenn es möglich ist, daß ich noch einst zu einer ruhigen bürgerlichen Glückseligkeit gelangen, so muß Sie mein Weib seyn. Ja! und mein Weib eben muß auch fähig seyn, so wie ich, der Konvenienz und aller Zucht und Sitte einen Seitenstoß zu geben um der Liebe willen. Aber gleichwohl - bin ich nicht toll? - nur mir, nur mir!

Jetzt überfällt mich der Gedanke, daß Sie mir vielleicht nicht beschieden wäre, mit einer Angst, wovor ich mich nicht zu retten weiß. Neulich trieb mirs Thränen in die Augen, ich mußte niederfallen. Gieb mir Sie, du Unbegreiflicher, sagt' ich, vor dem allein mein Geist sich beugt! Gieb mir Sie endlich endlich nur, nach allen ausgeprüften Quaalen, Sie! - Ich gelobte bis dahin nie nach dem letzten Genuß der Liebe zu streben. Du kennst mich, sagt' ich, mehr Tugend hab' ich nicht, wenn vor dir Entbehrung Tugend ist, mehr hab' ich nicht, als um Sie allen Freuden des Lebens abzusagen, um sie mich auf dies Endlich meines Lebens aufzuspüren, zu schmachten und zu kämpfen.

Kann ich mit Gott anders reden als ich denke und empfinde, wenn ich nicht rasen, wenn ich die Wirkung des Gebets - Vertrauen und neuen Muth an mir erfahren will? Soll ich dem Allwissenden mehr versprechen als ich zu halten weiß? - Und doch kömmt dies Wesen: reine Tugend, immer wieder hervor. Ich will schwören, daß ich nicht weiß, was das ist: reine Tugend, und doch ist mirs immer als müßt' ich ein ewiger harmvoller Zweifler bleiben, ohne sie, als wolle man mir nicht eher, auch nur Gehör, geben, bis ich mit ihr bekannt in ihrem Namen bitten könnte. Wunderbares Chaos in mir! Welches Schöpfer-Wort wird all das ordnen? - Ich müßte auch Ludwinen wegdenken können, und denn doch glücklich zu seyn begehren können! Ach Mensch! das, worauf du so stolz bist, was dich so zum Tyrannen der Dinge macht, - Deine Menschheit, giebt dir hienieden nur das Recht, auf eine ganz eigene Art unglücklich zu seyn. Du bist keine für sich bestehende Gattung, nur ein zweideutiger, in ewigem rätselhaften Streit befangener Übergang, der bald auf diese bald auf jene Seite von unbekanntem Kräften, wie von einem bösen Zauberer, getrieben, steter Unruhe, steter Zweifel, Nüchtiger, eilender Raub ist. Ahndung, ähnlich göttlicher Vernunft, hebt dich bald hinan zu deiner Vollendung, bald stürzest du dich wieder hinab in deine thierische Masse, die wie ein giftiger Zusatz, sprudelt und gährt, und alles, was gut und edel ist in Dir, verzehrt.

Ja meine Forderungen an Sie sind seltsam! Sie soll frei denken, verbuhlt seyn, kokett, und doch - treu mir treu, all das nur mir! Ach ich fürchte Sie erfüllt meine erste Forderung ganz, und - sagt meine kalte richtige Vernunft, - und folglich die letzte gar nicht, und daß Sie das so kalt und richtig sagen darf, macht mich rasend.

Gestern als wir, uns wechselseitig umschlungen, da saßen, und ich ihr im Yorick vorlas, und einmal im Affekt ein wenig lauter ward als gewöhnlich, erwachte Ihr jüngerer Bruder, und richtete sich in die Höhe. Ohne sich zu bedenken warf Sie ganz gelassen einen Mantel um mich, und blieb ruhig wie zuvor. Er wird mich doch nicht erkannt haben? sagt' ich, als er wieder eingeschlafen war. O nein, antwortete Sie, er hält Dich für die Anne, die zuweilen noch spät dasitzt und neht. Neulich erzählt' er zwar bei Tisch, es wäre ein Dieb in der Stube gewesen, und hätte die Ludwine wollen todt machen, und da meint' er Dich, Du Küßdieb, man lachte aber über seine Träume, und nun mag er erzählen, was er will, sag' ich: er hat geträumt.

Aber wenn Deine Mutter denn doch einmal aufmerksam würde?

Meinst Du Sie höre die Kinder an? Mit Ihr darf keins ohne besondere Erlaubniß sprechen.

Aber, gesetzt nun, Sie belauschte uns einmal, Himmel! überraschte uns?

Hm! Vorm Überraschen sind wir sicher, die Thür ist verriegelt, und kömmt Sie herein - nun so wirst Du Dir ja wohl ein Viertelstündchen einen unbequemen Aufenthalt gefallen lassen? für das übrige sorg' ich denn. -

Ich saß da, und sah lange gerade vor mich hinaus, bis Sie mich erinnerte, weiter zu lesen. Himmel! wenn Sie all das um meinetwillen wäre, mit alle dem Mein, nur mein! Ich zittere die Worte auszusprechen: wer darf das erwarten? Und doch - Ach Himmel hilf mir!

am 3. Junius.

Ich lebe und denke und bin nur in ihr, aber glücklich ist darum meine Existenz immer nicht. O diese Variete, dies Gefühl, diese Schwärmerei, und dann diese entzückende Koketterie, die Sie mir so begehrenswerth macht, ist mir eine Quelle ewiger Unruhe.

Gestern schlugs 12 Uhr als ich bei Ihr war. Nun laß uns einmal, sagte Sie, von heute bis morgen küssen! Und so hieng ich, bis alle Schläge geschehen waren, in einem Kuß an ihr. Ach! die Begierde wollte mir die Kehle zuschnüren, und noch treibt die Idee, von heute bis morgen Sie küssen, Sie genießen, das Blut wie Feuer durch meine Adern. O Mädchen! Mädchen!

am 4. Junius.

Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, es ward mir so heiß, so ungeduldig im Bett, ich stand also, es mochte etwa 2 Uhr seyn, auf und gieng in das Bad, und kühlte mich ab, und schwamm mich müde in dem Fluß, darauf erstieg ich den Elsberg¹⁹⁹, und legte mich da unter einen duftenden Nußbaum, der Länge lang ins Gras, wo ich bald süß einschlief. Es dämmerte kaum ein wenig, als ich mich hinlegte, und als ich erwachte, mit dem herrlichen Wohlseyn das einem das Flußbad und die Bergluft giebt - Gott! - wer das sagen könnte! Eben gieng die Sonne auf. jeder Ausdruck ist da Stümper Pinselei. Aus mir riefs laut: Lobt den Herrn! und so sang ich das ganze hohe Lied nach der herrlichen Rollischen Melodie. Ich hätte nur noch Löwen und aller Thiere frolockend Gebrüll da um mich haben mögen, und so im vollen Chor hinauf jubeln: Lobt den Herrn! - So war Adams erstes Erwachen! - O Vater! warum dürfen wir nicht immer so an dem Busen der Natur liegen, und deine Herrlichkeit einschlürfen, und im Genuß unsrer Menschheit glücklich seyn? - - Es war eine selige, selige Stunde meines Lebens. Ich fühlte, daß mein Herz noch des Glücks der Unschuld fähig sey. Thoren, die wir sind, sagt' ich, keiner ist, der nicht in seinem Herzen die Tugend ehren müsse, auch in seiner schmerzesten Stunde, keiner der nicht fühlt: Das ist Tugend und dies Laster, so gut wie das Schöne und das Häßliche, und doch thun wir als sey Sie uns wildfremd, weil unsere Vernunft ihr Wesen nicht begreift, so wenig, wie das Gesetz der Schönheit, verhärten uns gegen Sie, als sey Sie unsere Feindin, und setzen Ihr elende Chikanen des Verstandes entgegen, indessen Sie ganz allein auf unser Herz Ansprüche macht. Nein! Nein dieses Gefühl, das sich jetzt so selig über mich ergießt, will ich heilig bewahren, und wenn meine berauschte Sinne mir es rauben wollen, dann will ich diese Stunde meiner Seele zurückrufen, und hier die Wahrheit wieder finden. - Gott! und wenn Sie mich liebt, dann soll Sie auf diesem Wege zur stillen kindlichen Glückseligkeit meine Gefährtin seyn. Ich will zu Ihr sprechen mit dem Ausdruck all meiner Liebe, jener Liebe, die jetzt, wo all das geschwunden ist, was mich so oft in einem Wirbel von Sinnengelüste umtrieb, noch jenen Stempel der Gottheit, jene allrührende Schönheit, die Schwester der Tugend, in ihr erkannt, und nach inniger Vereinigung, dem ewigen Trieb der Geister gegen einander, strebt. Ich will den Adel ihrer Seele wecken, jene Einfalt und Hoheit, die Ihr so eigen ist, zum moralischen Gefühl in ihr erhöhen. Ich will Ihre Knie umfassen und Sie bitten, der Engel meines Lebens zu seyn, mit mir, Hand an Hand, den heitern Unschuldsweg zu wandeln, mit Ihr vereint mich bestreben, gut zu seyn. Mit Ihr?

¹⁹⁹ In der Realität: den Ettersberg in Weimar?

Welch' eine Seligkeit! Und Welch süßer Lohn wartet unser, wenn wir ausgedauert haben in fester Treue. Gott! Laß mir diese Seligkeit, laß mich Sie verringern²⁰⁰! -
Heute werd' ich wieder bei Ihr seyn, o wie klopft mein Herz, Ihr all das mitzuthemen! Ludwine! - O sieh! Es ist kein Falsch in mir! Um meiner Liebe willen, Ludwine, die für Dich alles leiden alles dulden, alles unternehmen will, die gern für Dich starb, wenn Du Ihr nur noch in der letzten Zuckung des Todes lächeltest, Ludwine, o sey mir gut! Sey mir treu! -

am ***

Heute kann Sie mich nicht sehen, schreibt Sie - o das ist entsetzlich hart! Warum nun gerade heute nicht? Es ist doch rasend! Und morgen auch nicht; denn Ihre Mutter wird morgen eben so wenig in ihrem frisch angestrichenen Zimmer schlafen. - Ich möchte zerspringen und kann mich nicht mittheilen. Schreiben? Ach was sind todte Buchstaben! und überhaupt hass' ich die Briefe, sie verriethen mich schon einmal schändlich. Nein es ist unbegreiflich! Just heute kann Sie mich nicht sehen! Was tritt da für ein Damm zwischen uns? - Aber ich will ausharren, warlich ich *will!*

am 13. Junius.

Ich bin unterdessen wieder beim Hofrath Engel gewesen, er war allein, und freute sich, daß ich kam. Ich sagte ihm, daß ich entschlossen sey, meine mathematischen und kameralistischen Wissenschaften fortzusetzen, und Oberhaupt einen Plan meines Lebens gemacht habe, der vielleicht seinen Beifall erhalten würde. Nur, sagt' ich, wissen Sie, wo mir es fehlt. Ich habe wenig oder gar kein Geld von Haus zu erwarten, wüßten Sie für diesen Umstand ein Auskunftsmittel, so wär' es möglich, daß ich noch einst ein glücklicher Bürger werden könnte. Er sprang voller Freude auf und küßte mich, und seine Augen waren feucht, sagte, daß er oft an mich gedacht, daß es ihn oft bekümmert habe, daß meine Talente so in Unmuth hinsterven sollten, und heute besonders sey ich ihm nicht aus dem Sinn gekommen.

Er that darauf Vorschläge, wie er mich wieder mit meinen Verwandten aussöhnen wolle, die ich aber alle verwarf. Nein, es ist mir nicht möglich von diesen Menschen Wohlthaten anzunehmen! Er schien das zu begreifen - Wissen Sie was? sagt er, wollen Sie übersetzen, so will ich Ihnen einen Verleger schaffen, und ich steh' Ihnen für eine ziemliche Einnahme. Er erzählte mir dann, daß er von einem Leipziger Buchhändler Auftrag erhalten habe, einige Italienische Werke zu übersetzen, der ihm für den Bogen zwei Thaler geboten habe. Er könne diese Arbeit wegen seiner andern Geschäfte nicht wohl übernehmen, und da ich ohne dies der Italienischen Sprache noch mächtiger sey, als er selbst, so wisse er mir gar keinen bessern Vorschlag zu thun.

Ich sagte mit Freuden Ja! und er freute sich fast kindisch, daß er mir helfen konnte.

Guter Gott! Nun bin ich ja wieder ganz ganz glücklich! Welch ein süßer Friede in meiner Brust! - Nun will ich arbeiten und nichts mehr hören und sehen und wissen als meine Arbeit und meine Wissenschaften, und - meine Erholung, meine Freude ist Sie dann, und nur Sie. Was bedarf ich jetzt noch! Ich bin überschwenglich glücklich. Oft wenn ich so vor mir hinsehe, so treten mir Thränen in die Augen, ohne daß ich sagen kann warum? und meine Hände falten sich unwillkürlich. - In meinem kleinen netten Stübchen mit meinen Büchern allein, von niemand getrennt noch gestört, verdien' ich mir mit Seelenruhe ehrlich mein Brod, und sammle mir Kenntnisse, die mich einst, - guter Gott! - die mich einst würdig machen, um ihre Hand zu werben; und Abends, wenn ich mich müde geschrieben und gelesen habe, wenn nun mein Herz auch Nahrung heischt, dann schleich' ich zu Ihr, zu meiner meiner Ludwine, die mir einen Himmel in die Brust küßt, und schlafe dann ruhig in sanfter seliger Fantasie ein, bis mich ein neuer glücklicher Tag weckt. - Ach Gott! Laß mir das alles! Laß mich nicht wieder sinken mein Vater!
O ich muß hinaus ins Freie! Hier erstickt mich das Gefühl meiner Seligkeit.

am 22. Junius.

Ja! es ist mir ganz wohl. Ich fühle daß ich lebe, alle meine Kräfte sind in Thätigkeit, und gewähren mir Freude an mir selbst und inniges Wohlseyn. Auch - sonderbar! - seit gestern fängt mir meine Vergangenheit wieder an lieb zu werden. W*** und G*** Orte wo ich freilich ruhig nie war, aber doch manchen Freudenrausch, so wie manche herbe Stunde verlebte, stellten sich bisher meiner Fantasie immer nur im Nebel dar²⁰¹, ich konnte sie mir nicht anders als im Winter denken. Jetzt erscheinen Sie mir wieder im lieblichen sanften Lichte. Ich denke gern an alle die einzelnen Plätze zurück wo ich war, und, einerlei, ob ich damals eben glücklich²⁰² war oder nicht, in meiner Rückerinnerung ist nun alles lieb und schön, alles wehmüthig wohlthuendes Denkmal. Wie wahr! was irgendwo steht: Den Liebenden ist alles besser wie

²⁰⁰ Eigentümlichkeit Goethes: >verringern< anstatt >erringen<.

²⁰¹ Beliebte Goethesche Metapher: „stellten sich bisher meiner Phantasie immer nur im Nebel dar.“

²⁰² Fußnote im Original: Lebensl. in aufst. Linie 1. Th. 236. 6. Anm. d. Herausg.

zuvor, Sie sehen alles in den besten Jahreszeiten, alles im Junius.

am 18. Julius.

Ha! Nun war ich ja bei Ihr! Warum sagt' ich dann nichts von all den schönen Sachen, die ich mir ausgedacht hatte? - O gestehe dies nur, armseliger Tropf, weil sie ein dünnes weißes Neglige anhatte, Du alle Ihre Reize warm und lebendig mit deinen Armen umfangen fühltest, Du nichts mehr sahst als diese regen quellenden Schenkel, um die ein dünnes Röckchen schmeichelnd floß, als diesen Busen, der sich öffnete, um zwischen den weißen Hügeln, die eine Schwindeltiefe von Wollust errathen zu lassen, weil Ihr Kuß, Ihr himmelwärts hinsterbendes Auge Dich an das letzte Entseelen der Wonne erinnerte, weil Du schon Plane machtest die jenes Gespräch würden zerstört haben, weil Du befürchtetest Dich bei dem muthwilligen schäkernden liebefordernden Mädchen lächerlich zu machen. - Ja das wars, Elender! Freilich schickte Sie Dich diesmal bald fort, aber waren Deine Vorsätze nicht schon rein geschwunden? Würdest Du das Wort - Tugend haben vor Ihr aussprechen können? O warlich nicht! Ein Antrag ganz anderer Art brannte aus Deinen Augen, dehnte Deinen Arm so begehrllich um ihre runden Hüften herum. Schien Sie nicht eben deswegen Dich wegzuschicken, weil Sie etwas Entehrendes in Deinen langen schwebenden Seufzern ahndete! O Himmel! Aber was ist Sie auch für ein Mädchen? Ihren Reiz und ihre Koketterie beschreibt kein Ausdruck. Das ist mehr als ich tragen kann.

Und doch wollt' ich immer noch anfangen, doch glaub' ich immer noch, daß ich Sie blos zu früh verlassen mußte. Ich hätte doch einen Eingang machen müssen, und der wollte sich immer gar nicht finden.

Ach ich bin schon wieder viel schlechter, viel unruhiger und wilder geworden! -

Das Nächstemal? - Ja! und wenn Sie nun das Nächstemal wieder so wäre? würd' ichs dann wagen können Ihr so Etwas zu sagen, was nothwendig einen Tadel eben Ihres augenblicklichen Betragens enthalten muß, das doch so lieb ist? - was Sie beleidigen würde, mich von ihr entfernen - verstecken! Himmel wie könnt' ich das ertragen!

Und doch - ja, noch einmal will ichs versuchen, will ein fester unerschütterlicher Mann seyn. Aber vorher muß ich mich erst besser auf alle denkbare Fälle vorbereiten, und, vor allen Dingen Sie schlechterdings nicht vorher umarmen und küssen. Dazu ist meine Tugend noch zu neu und weich. An wen Sie wohl schreiben wollte? so in der Nacht! Ich hätte fragen sollen, und, in der That schien Sie blos meine Frage zu erwarten, aber, der Teufel weiß, ich war so von mir, so verblüft! Sie sagte, dies sey allemal Ihr Briefftag; also eine ordentliche Korrespondenz? - Neue Unruhen! Wenn Sie nun noch immer an den schrieb, dessen Briefe der Herr von B** in Händen gehabt hat! - Ach daß ich mir nicht treu blieb, ihr nicht sagte was ich wollte! Jetzt wär' ich - - wenigstens im Reinen. Nun sitz' ich da und schlage mich mit tausend Grillen herum. Ach Mädchen, warum bist Du nun gerade so, um zu entzücken und zu quälen? -

am 30. Julius.

Verlobt! Nein! Nein! Nein! Das ist eine infame Lüge. Sie kann nicht verlobt seyn, das ist so ein gewöhnliches Altweibergewäsch. Sie kann ihn ja wohl gekannt, auch wohl geliebt haben, aber seine Verlobte? - Nein, das wird sie nicht seyn, das kann sie nicht seyn! Nein, Teufel, Nein! - Wie könnte sie mich so heiß küssen, sich mir so hingeben? Was hätte sie mit mir vor? Und doch - sagt' er nicht auch, ihre Mutter wisse darum, und sie wechselten noch immer Briefe? Wenn es nicht wahr ist, so helfe Dir Gott, Schwätzer! Es ist um rasend zu werden, blos um mich zu unterhalten, weil er sieht, daß mich sein Besuch und seine tausend und eine Stadtneuigkeiten immer mehr erschlaffen, daß ich vor Gähnen mich nicht mehr zu lassen weiß, fängt er vom Rath und der Rätthin und von Ihr ein trostloses Geschwätz an, und würde mich toll geplaudert haben, wenn ich nicht mit Gewalt abgebrochen hätte.

Ist man nicht ein Sklav, daß man sich solche unerträgliche Besuche muß gefallen lassen? Einen Dieb der mir mein Geld stiehlt, darf ich, nach Befinden auf der That umbringen, und wens solch' einem Distelkopfe einfällt, mir alles, was mir für den Augenblick schätzbar ist, meine Zeit und meine gute Laune zu rauben, so muß ich dabey sitzen und still halten! Die Leute müssen sehr verlegen seyn wie sie ihre Zeit unterbringen wollen. Ich wüßte nicht, wie mirs einfallen könnte, einen Menschen, den ich einmal am dritten Orte gesehn hätte, nun gleich zu besuchen. Aber kömmt Du mir nur wieder in den Wurf, ich will Dir das Besuchen wohl abgewöhnen, verdammter Schwätzer, der mich um all meinen Frieden geschwätzt hat! - Wissen muß ich was an der Sache ist, es gehe dann wie es will! Und - Nein! so entsetzlich lügen wird sie nicht, wenn ich sie frage. Was könnte sie davon haben? Nein sie wird nicht so entsetzlich lügen.

am 5. August.

Alles ist aus - und ich bin verloren! Gute Nacht auf ewig aller Friede meiner Seele! O eine Legion Teufel wohnen wieder in meiner Brust! Nein, es ist unmöglich, ich kann dies Leben nicht ertragen! Nur in dem

Gedanken liegt mir noch Beruhigung, daß ich es abschütteln kann und will²⁰³. Was soll ich hier? Ich bin ein Fremdling den alles anfeindet - hämisch - teuflisch! - Nicht die Menschen - o! da handelt am Ende ein jeder nach seiner Konvenienz, was können Sie dazu daß ich just überzählig bin, nirgends hin passe? - Hm! Man erzählt von einem Kaiser, der ein majestätisches Vergnügen daran fand, arme Leute auszuhungern, die er dann mit einemmale an eine, mit köstlichen Gerichten besetzte Tafel führen ließ. Reizende Gerüche von allerley Speisen dufteten in ihre Nasen, ihre Eßlust stieg aufs höchste, sie fielen heißhungrig über die Speisen her, und fanden sie - künstlich von Gyps gebildet. Der kaiserliche Teufel lachte, und fand den Spas allerliebste, und die Bettler fielen ohnmächtig zu Boden, und das Lustspiel war aus. - O ihr Leute! hattet ihr denn nicht mehr Tugend, als das Leben aus lauter Appetit zu verlieren? Arme Schuffte! Es war ja nur zum Spas.

Wer nur mitlachen könnte! Ich denke mir so eine Laune als möglich. Wenn ich noch einen wüßte mit dem das Schicksal auch so, wie die Katze mit der Maus gespielt hätte, ich wollte mich und ihn todtlachen!

O Ihr mach' ich ja keine Vorwürfe: was weiß sie davon, was in mir vorgeht? sie lebt ihren Grundsätzen treu, - Grundsätze die ich ja schon so lange bei einem weiblichen Wesen gesucht habe, und jetzt - machen sie mich sinnlos²⁰⁴. -

Ich stand wie einer, neben dem der Blitz eingeschlagen hat - lange war ich keiner Silbe fähig - endlich kam das Bange: Du hast einen Verlobten und mich liebtest Du nicht? zitternd hervor. - O ja, sagte sie, ich liebe dich, und jeden braven Burschen der hier - Sie zeugte aufs Herz, wohl beschaffen ist, der mit mir schwärmen, und lachen und empfinden kann.

Und Dein Verlobter? - Ich muß ausgesehen haben wie ein Esel, als ich dies sagte, denn sie konnte ein Lächeln, das mir ungefähr das sagte, nicht unterdrücken.

Mein Verlobter, versichr' ich dich, hat kein Äderchen von Eifersucht. Zum Beispiel, ich hab' ihm dich sehr empfohlen, und ich wünsche, daß ihr euch kennet und gute Freunde werden möget. Er ist lauter leichtes gutes Blut, das keine böse Laune zuläßt. Denn, Lieber, es ist eine pure Laune, ein verderblicher Eigensinn, die Eifersucht.

Also von Treue weißt du gar gar nichts? fragt' ich fast boshaft wie ein Kind.

Pfui, du mußt mich nicht so ausfragen! Mit einem Worte: Ich versprach ihm, nie mich einem andern zu verloben, und das will ich ihm treu halten. Dagegen macht' ich Verbannung aller Eifersucht zur Bedingung unsers Bundes. Sollt' es ihm einfallen böse Launen zu bekommen, so sind wir geschieden - Was starrst du So? -

O Mädchen! Du hast vielleicht recht, aber ich bin schrecklich elend!

Ihr seyd wunderliche Geschöpfe, ihr Männer, daß es euch so um unsere Freiheit zu thun ist. Sey kein Thor! Wenn es dich beruhigen kann, so wisse, daß - ich dich vielleicht noch mehr liebe als ihn, daß ich vielleicht nie heyrathen würde, wenn - Erlaß mir doch eine Beichte, und komm her und küß mich!

Sie strich mir die Haare von der Stirn, und lächelte mir ins Gesicht. - Ich küßte Sie, aber ich zitterte, wie einer, den das Fieber schüttelt. Leb wohl, sagt' ich, Deine Lebensweisheit hat ihre schwere Sätze, laß mir Zeit dich erst zu begreifen. Leb wohl! -

Komm bald wieder, sagte sie, und sey froh und heiter, und laß die Grillen fahren, und du bist mein lieber Adolf.

Ach, wie sie doch so gar nichts ahndet²⁰⁵, was in mir vorgeht! Es wär ja sonst nicht möglich, daß sie so seyn könnte. ja! und wenn ich sie anbetete, sie wie eine Gottheit um Erbarmen anflehte, und sie wär' auch des Erbarmens fähig, - was half mir all das? treu könnte sie doch nicht seyn. Treue ist eine Eigenschaft des Herzens, des Charakters, wie kann ich von ihr verlangen, was sie nun einmal nicht hat? Und dann, würd' ich Ausdruck für meinen Schmerz haben? Würd' ich sie überzeugen, daß ich ohne sie nicht leben könne? Ach! ich fühls, meine Bestimmung ist - Opfer. Ich bin eng umschränkt, nur noch ein Weg, ein finsterner, unbekannter Weg! - Ich gehe! -

am 17. August.

Nein, für den wahrhaft Unglücklichen giebt's keinen Trost! Oder wollt ihr mich mit eurem: *Es ist nun einmal nicht anders!* trösten? Das ist dem müden Waller hienieden, was dem Ohnmächtigen ein Glas Wasser ins Gesicht gegossen. Er schreckt auf, und - lebt nun freilich fort, weil er muß. Muß! - Das ist ein unerträgliches empörendes Wort. Muß! Wenn ich nun auch müßte, müßte dieses mein quaalvolles Ich mit hinüberschleppen, durch alle Ewigkeit immer nur *Ich* seyn unzerstörbar - dieser meiner Existenz schlechterdings nicht entfliehen könnte? - Höllische Angst! Wer schloß mich in diesen fürchterlichen Zirkel?

²⁰³ Wer einmal so massive Selbstmordgedanken hegte, wie Goethe, den lassen sie wohl ein ganzes Leben lang nicht wieder los.

²⁰⁴ Eigentümliche Goethesche Wort-Creation: sinnlos anstatt wahnsinnig.

²⁰⁵ Typisch Goethe-Wortschatz: ahndet.

Sey es wie es will, ich will versuchen durchzubrechen. Und - wenn es nur dies wäre, nur diese eine tapfere Entschliebung, und ich trat dann mit einemmale heraus aus meinem Kerker, in blumige Fluren einer bessern Welt! - Fänd meine Marie²⁰⁷ und meine Mutter meiner harrend, lächelnd, daß ich nun die kleine Angst dieses Lebens überstanden hätte? - ja ich komme, ich komme!

am 29. August.

O ich rasender Thor! wie mir bey ihr auch nur die tolle Idee von Liebe und Treue, und Gott weiß, was noch vor schäfermäßige Dinge? in den Kopf kommen konnte! Ich begreife mich nicht. War sie nicht von allem Anfang ein verbuhltes begehrendes Mädchen? und ich seufze mich bald zum Heimchen. - Komm' ich heut Nacht spät nach Hause, und wie ich so ungefähr zehen Schritte vom Hause bin, hör' ich von innen an der Hausthüre arbeiten. Ich kehrte ins Dunkle; die Thür geht leise auf, und heraus tritt Einer in einem weißen Mantel, den ich sogleich vor jenen Schwätzer, den verdammten Siebold erkenne, und schlüpft geschwind hinüber in eine andere Gasse, indem sie ihm nachruft: Gute Nacht, lieber Junge! - Lieber Junge! wie unerträglich vertraulich!

Im ersten Gewirre meiner Empfindungen wollt' ich ihm nach, und ihm das Mahl gesegnen, die Betrachtung aber, daß ich denn doch immer die Rolle eines unglücklichen Nebenbuhlers spielen würde. Mein Gesicht! - Sein Spott würde mich zermalmt haben - kurz ich blieb, und hielt mich still, bis alles wieder ruhig war. Als ich in mein Zimmer kam, fand ich den Horaz auf meinem Tische aufgeschlagen, worinnen ich heute geblättert hatte, und mein Blick fiel gerade auf die Ode. *Quis multagracilis tepuer in rosa* u. s. w. Ich laß [las] Sie durch und hub laut an zu lachen. - Ich ein Mondesritter! Ha! ha! ha! und gerade bey ihr. Wie lächerlich muß ich ihr oft gewesen seyn mit meinem Getändel 1 welche nährisehe Metamorphose ist mit mir vorgegangen! Sitze da Nächte lang bey einem glühenden nach Genuß schmach tenden Mädchen, die mich zum schönsten Siege einladet, - ein Seladon

der seiner Phillis zu Füßen
die Schäferstunde verseuftz -

und härme mich um sie wenn ich allein bin, indessen *der gracilis puer* im weißen Mantel seine Zeit sehr gut bey ihr zubringt. Ich bin jetzt wieder ganz ruhig, wenigstens hab' ich wieder einen gewissen erreichbaren Zweck, drüber hinaus mags dann gehen - wie es kann und will. Ja, meine *aurea Pyrrha*,

verzeih', ich liebte Dich
ich war ein wenig toll!

Künftig sollst du sicher keine Langeweile mehr bey mir haben. Ha! ich kann nicht genug über mich lachen. Ein Mädchen, ein frisches, süßes herrliches Wonnemädchen. eben, daß [richtig: das] mir all seine Schätze beut, und ich wäre vorübergegangen! - - Nein! das könnt' ich mir nie vergeben.

am 1. Septbr.

Der Teufel hat sein Spiel mit mir! O - ich möchte mir ins Gesicht schlagen! Verläßt mich denn alle meine Frechheit gerade bei ihr? Ein einziges halblautes Pfui! von ihr entmannt mich. Aber wie zum Henker kam sie auch diesmal gerade auf diese melancholische Schwärmerei, wo nun gar kein Übergang zu machen war? Glaubt sie mit mir sey weiter nichts anzufangen? Oder täuschte mich die Nacht, und sie war es nicht die dem Siebold das: „lieber Junge“ nachrief? Oder oder - oder soll ich denn schlechterdings rasend werden? - Ha! und heute kann sie mich nicht sprechen, und morgen verweist sie mit ihrer Mutter. - Teufel! das geht wunderlich her! Aber - jetzt will ich, es koste was es wolle! Ha! ich bin nun ganz wieder was ich war!

Diese Reise kömmt freilich verdammt quer in den Weg, - gerade jetzt! Man kann nicht mehr zum Narren gehabt werden. Welche jämmerliche Rolle werd' ich unterdessen spielen! - Ha! genießen muß ich sie, es koste was es wolle. Mein Vorsatz ist unerschütterlich! Wenn nur die verfluchte Reise nicht wäre!

am 2. Septbr.

Da rollte der Wagen hin, und - fort ist sie, und mir - ists ganz weich ums Herz. Es ist eine eigene Sache um die Trennung. Sie macht uns weicher und empfindlicher, und das, was von uns sich trennt, heiliger, werther, und so ist die Trennung freilich der größte Schmerz, - vielleicht der einzige in der Natur.

Als ich sie und ihre Mutter an den Wagen begleitete, da drehte sie sich noch einmal um und sagte: Adieu, lieber Herr Weüer, leben Sie unterdessen recht wohl! Auf das recht legt sie denn allemal so einen ganz besondern Akzent, auch wenn sie sagt: schlaf recht wohl,

es liegt in ihrem Ausdruck so eine gewisse biedere Herzlichkeit, die ihr Lebewohl! und ihre Gute Nacht!

²⁰⁶ Vergleiche damit das satirische Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Goethe<: „Gottlob, es gibt einen Tod und dahinter liegt keine Ewigkeit.“

²⁰⁷ Wiederum die mysteriöse „Marie“, alias das schöne Gretchen?

über die konventionelle Abschiedsformel erhebt, daß es ist, als hätte sie einem etwas aus ihren Herzen gegeben, einen Segen worauf man haften könne.

Nun hab' ich weder Ruh noch Rast, und möcht' ihr nach. Mir ist als wenn da nur Leben und Freude seyn könne, wo sie weilt.

Ach es ist doch ein herrliches treffliches Mädchen! Warum? warum? - Ach das ist nür das sicherste Pfand, daß ich keine Glückseligkeit hienieden schmekken soll. Ich wollte ja der Ihrige seyn, unter welcher Bedingung es wäre. Alles wäre mir ja recht, wenn sie nur mein Weib werden wollte, sie möchte ja so frei leben, wie es ihr beliebte. Sie hat Glückseligkeit für viele, und ich wäre ja doch in ihrem Arm immer der seligste Schwelger. Dem Perikles war Aspasia immer das liebenswürdigste Weib unter der Sonne, ungeachtet jeder wackere Grieche ein Recht auf seine SchwägerSchaft hatte.²⁰⁸ Auch Sie würde nur Männer lieben, deren Herz und Kopf ihnen Anspruch auf den ächten Genuß der Schönheit erlaubt. Sie sollten warlich meine Freunde seyn! Wir wollten eine Schule der feinen Wollust bilden. Liebe sollte unser Geschäft auf Erden seyn. Musik und Dichtkunst und alle Künste sollten uns ihre Freuden zollen, schöne zufällige Mädchen wollten wir unsre Geheimnisse lehren. Sie sollten unsre Nächte mit feiern, und guter Wein und frohe Laune erhüben unsre Mahle zu Götterfesten. Ihr, unserer Priesterin, brächten wir alle Opfer, und keine Eifersucht wäre da möglic, und wenn ich unsere kleine Georgierinnen genug geküßt hätte, dann eilt' ich mit zwiefachem Verlangen in Ihre Arme, und sie wäre mir immer aufs neue reizend. Ach! -

am 5. Septbr.

Es ist mir alles so leer, da trieb' ich mich denn auf Spaziergängen, Kaffeehäusern, und, der Himmel weiß, wo all herum, und finde nirgends was ich suche, - Trost Nahrung für mein ödes Herz. Auch die Bücher ekeln mir²⁰⁹ an.

Von Ihr wird indessen doch mehr gesprochen als ich glaubte. Ich weiß nun nicht, ob man mirs gerade will anzuheören geben, aber die *medisance* weiß allerlei Geschichtgen²¹⁰ von ihr. Schon als sie noch Kind war, spielte sie Romanzen, hielt Rendezvous mit kleinen Buben, und hatte mit einigen von ihnen und ihren Gespielinnen einen Orden gestiftet, den aber nachher die Eltern zerstörten. Daß sie mit dem Helmuth versprochen ist, weiß jedermann, und auch daß sie jetzt noch andere Liebschaften unterhält. Der Siebold wird vorzüglich genannt, von mir scheint man nichts zu muthmaßen, aber den Siebold hat man sogar einmal Nachts wollen zum Fenster einsteigen sehen. -

Helmuth soll ein angenehmer junger reicher Mann seyn, der eine glänzende Laufbahn vor sich hat, und zum Sterben in sie verliebt ist: Die andern Mädchen in der Stadt sind ihr feind, und Oberhaupt haben die tugendsamen steifen Matronen in ihrem heiligen Eifer das Verdammungsurteil über sie gesprochen, so daß sie von der Seite ziemlich isolirt lebt.

All das facht nun meine Begierden immer mehr an. Ich wollte sie würde von allen verlassen, angefeindet, verfolgt, bei Gott! in meinen Armen sollt' ihr kein Leids geschehen.

Gestern gegen Abend war ich im Rathskeller, und saß in einer Ecke allein, und dampfte Taback in die Luft hin, da trat ihr Bruder herein und stellte sich ans Billard und sah dem Spiele zu. Ich saß so, daß ich ohne aufzufallen ihm lange in das Gesicht sehen konnte. Er hat in der That etwas Ähnliches mit ihr, besonders in seinem Lächeln. Wenn sie so lächelt, so heißt das: »Lieben Leute, moralisirt und predigt und sagt so viele vernünftige Sachen, als ihr wollt, ich habe gar nichts dagegen, und glaube von Herzen, daß ihr Recht habt, und wenn ihr mich auf den Scheiterhaufen vernünfteln wollt. Ich kann nun einmal nur fühlen, und mein Gefühl ist Wonne, und das ist alles was ich weiß. Verzeiht darum meiner Verlegenheit, denn in der That ich gehöre gar nicht hieher unter Euch.«

O mit diesem Lächeln hat sie mich zum Ewigverschwornen ihrer Partie gelächelt, und wenss gegen die ganze Welt gält. Er sieht, mit seiner Erlaubniß, nebenbei freilich ein wenig dumm aus, wenn er so lächelt, wie er denn überhaupt ein geistloser Klumpen Fleisch ist.

am 6. Septbr.

Bald kann ichs länger nicht aushalten. Wie? wenn ich Ihr nachreiste! Feldheim soll nur acht Stunden von hier liegen. Aber wenn mich Ihre Mutter sähe, oder man erführ' es, - Sie würd' es auf alle Fälle nicht gerne sehen.

Ach liebe süße Ludwine! Komm doch bald zurück! Ich bin nichts als heißes Sehnen nach Dir, alle Eifersucht ist dahin. Komm, o komm und zaubere mich in deinem Schooße zum seligen Gotte! Eil' in meine Arme, Lida, daß ich fest an deine Lippe mich sauge, Brust an Brust zum Freudentaumel erwärme. Eile, meine Lida, heute liebe, denn morgen scheidet von heute dunkle Nacht, harre nicht des schönern Tages, nicht der

²⁰⁸ Originalfußnote: Das ist nicht erwiesen. A[nmerkung] d[es] H[erausgebers].

²⁰⁹ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<.

²¹⁰ Frankfurterische Mundart Goethes.

blumigern Gefilde; denn ach der armen Sterblichen Wünsche liegen zu weit für des müden Wallers zitternden Fuß! Heute, heute laß an deinem Busen all des Lebens Kummer, all des Todes Schrecken mich verträumen.

am 7. Septbr.

Der arme wahnsinnige Christel, der so gern Fische ißt, - ach Fische! Fische ess' ich erstaunlich gern, pflegt er zu sagen, und wenn er es sagt so ists als säh ihm die Eßlust zum Munde heraus. - Wenn man den stillen Wahnsinn mahlen wollte, so müßte man ihn mahlen. Mit seinen großen schönen schwarzen Augen, zwischen denen schräg bis auf die Nase, die ein wenig gebogen, vorn [vorn] ganz spitz zu läuft, sich eine sonderbare tiefe Falte gebildet hat, - seinen gelbbraunen dünnen Backen, seinem hellbraunen Haar, das ihm ähnlchte wie Flachs gerade den Nacken herunter hängt, und das er immer, als machts ihm zu heiß am Kopf glatt hinter die Ohren streicht. Sein Blick, seine zerstörte lächelnde Miene, die immer nur seinen innern Zustand mahlt, eigentlich nie etwas außer ihm betrifft, oder zu irgend einer Sache spricht, seine dürre halb reife Gestalt, die wie -ein C zu vorn [vorn] etwas übergebogen ist, seine Kleidung - er trägt auf dem Kopf eine Kappe, die von vorn [vorn] kaum die Haare bedeckt, die Ohren nicht berührt und hinten bis in den Nacken herunter geht, sein Hals ist bloß, weil er nur ein Hemde anhat, statt dessen, und aller übrigen Kleidung trägt er eine graue Jacke, die oben bis an die Gurgel fest zugeknöpft ist, und ihn bis zur Hälfte der Schenkel rund herum bedeckt, und Beinkleider von eben der Farbe, die bis auf die Knöchel herabreichen, ohne Schuh und Strümpfe; sein Stock, ein dicker Prügel, der fast so lang ist, wie er selbst, und auch so gekrümmt, wie zwei Freunde, wo einer des andern Eigenthümlichkeiten nach und nach annimmt; eine kleine Tasche von Baumbast, die ihm an einem Strick über der Achsel auf dem Rücken hängt, und worinnen er ein wenig Brod und andere Dinge, die er sich in der Stadt erbettelt, verwahrt: - alles dies macht ihn zu einer seltsamen interessanten Figur. Mich hatt' er schon oft interessirt, wenn ich ihn so in seinem stillen Wesen über die Straße hingehen sah. Er heischt denn nie Etwas, sondern die Leute, die ihn alle kennen, und alle Mitleiden mit ihm haben, rufen ihn meistens zu sich, und geben ihm oft so reichlich, daß er zuweilen wieder an andere Bettler austheilt, wie man sagt. Seine fixe Idee ist - Fische, wovon er am liebsten spricht, und die er roh und gesotten, wie er dazu kömmt, mit der größten Gier verschlingt. - Gestern, als ich an dem Flusse hinging, stand er bis an den Hals im Wasser. »Christel, ruft' ich, was treibst Du?« - Ach, rief er, ganz beklommen aus enger Brust: Fische! Fische! - Komm heraus, armer Junge, sagt' ich, Deine Fische sind schon gefangen, Du sollst sie essen. Er kam sogleich heraus mit seiner triefenden Jacke, denn er hatte sich nicht erst entkleidet, doch lag sein krummer Stock und seine Tasche am Ufer, - und gieng mit mir fort nach einer Mühle zu, die zugleich ein Wirthshaus ist, indem er noch einigemal sein: Fische! Fische ess' ich erstaunlich gern, wiederholte. Unterwegens trafen wir einen Mann an, der am Ufer saß und eine Angel im Wasser hielt. Der arme Christel blieb stehen, und sah mich an, dann den Mann mit der Angel, dann ließ er seinen Blick von der Hand, womit dieser die Ruthe hielt, bis zu ihrer Spitze hinauf, und von da am Faden herunter, bis auf den kleinen Wirbel wo der Faden in das Wasser tauchte, und so wieder zurück auf des Mannes Hand laufen. - Indem zog dieser schnell heraus, und ein schöner Karpfen zappelte am Faden. Der arme Christel sah mich an, und dann den Fisch, und dann den Mann, und schien etwas beginnen zu wollen, indem ihm auf einmal die Thränen in die Augen schossen, die er sich mit der flachen Hand wegwischte, und immer dazu lächelte.

Mich hat nie etwas so gerührt als diese Thränen.

Armer Junge! - Freilich sind Fische zunächst im Wasser, ein fröhliches Gewimmel! Aber ihnen am nächsten, mitten unter ihnen, wo Deine heiße Gier Dich hintreibt, wirst Du eher ertrinken als einen fangen. Tröste Dich darüber, guter Christel, mit tausenden, denen es auch nicht besser geht. Es ist der Lauf der Dinge so. Die Leidenschaft, die brennende Begierde, die schlechterdings nichts lindern kann, die nichts hören und wissen mag als Befriedigung - wird nie befriedigt. Warum? - Zur Strafe, weil die Leidenschaft leidenschaftlich ist, weil sie von keinen Künsten weiß, weil sie nur ihr Verlangen fühlt, und nicht Muse hat die Eigenschaften der Dinge die sie begehrt, auszumessen, und die Art, wie ihnen beizukommen ist, zu finden.

Werde erst kälter! das heißt, habe erst keine Begierde mehr, und mache Dir wohlbedächtigt eine Angel, und lerne Stunden lang ruhig am Ufer sitzen und abwarten. Erst dann wirst Du Fische bekommen, wenn Du sie entbehren kannst! Lerne die reizenden Dinge, die Dich umgeben, verschmähen, verlange erst nach Gütern, die fern liegen, die Du nicht siehst, oft nicht kennst, dann fallen Dir diese wie von ungefähr zu. Gelüstet Dir nach einem Dorfe Deines Nachbars, so nimm ihm sein ganzes Land weg, das Dorf allein wirst Du nie erhalten. Willst Du ein schönes Weib haben, so strebe nach Reichthum und Rang, und das schöne Weib würde sich Dir anbieten. Willst Du zeitlich glücklich seyn, so trachte nach den Gütern der Ewigkeit, so wird Dir das andere alles zufallen. Man erfand Porzellan als man Gold machen wollte - Genug, geh niemals den geraden Weg auf das einzelne begehrte Gut los, er ist immer der Falsche.

Warlich der Zug aus Christels Wahnsinn, ist eine ganze Geschichte meines Lebens. - Ach! was soll ich thun, um *Sie* zu erhalten? Kann ich, kann ich Sie minder begehren? Kann ich noch etwas anders wünschenswerth

finden, als Liebe? - Ha! grausame, grausame Ordnung der Dinge!

am 8. Septbr.

Allein seyn! Das ist was der Mensch nicht ertragen kann. Erste einfältige Paradieses Weisheit: Es ist nicht gut daß der Mensch allein sey! - Woher wißt ihr es besser, elende kranke Spleen Männerchen, und wollt alles vereinzeln! Dürft ihr der Natur ins Angesicht widersprechen mit eurem: Der Mensch muß sich selbst genug seyn? O man darf nur einen von Euch gesehen haben, ihr neidischen grämlichen Geschöpfe! die ihr freilich nichts habt, was ihr geben könnt, das einem andern die Freude seines Daseyns rege machte, und darum weist man Euch wie prahlhafte Bettler vor allen Thüren ab, wo ihr mit eurem armseligen Stolze anklopft. Und nun habt ihr, um euch zu rächen, ein System des Menschenhasses, der Verschwörung wider Gottes Natur aufgeführt, und habt die ganze Welt vergiftet.

Ich weiß es, und fühl' es tief, daß Sie lügen. Allein seyn, heißt ewig nur sein Gesicht bis zum Ekel im Spiegel sehen. Ich weiß nicht, welch ein wunderbarer Schauer mich ergreift, wenn ich mir zwei sich ganz gleiche Dinge vorstelle, so wie einen Menschen und sein Bild im Spiegel. Ich habe darüber nur verworrene Gedanken. Vielleicht so: Die Tugend, sagten die Alten, oder wie sie wohl eigentlich wollten verstanden seyn, das Vollkommene liegt in der Mitte, oder: Wo Du etwas Schönes Gutes oder Wahres entdeckst, da ist nothwendig jede Abweichung hinüber und herüber, das Gegentheil davon. Nun wird alles, was schön und erfreulich ist, durch das Ähnliche hervorgebracht, wo wir auf eine Ähnlichkeit stoßen, da öffnet sich unser Herz und unser ganzes Wesen durchbebt ein angenehmes Gefühl. Selbst die Erinnerung an überstandene Leiden, an Schmerz ist süß, weil sie uns eine, jenen Leiden *ähnliche* Empfindung zu führt. Mahler und Dichter lernten der Natur dies Kunststück ab, und gaben ihren Werken dadurch Anmuth und Zauber.

Also das Ähnliche ist eine Vollkommenheit die in der Mitte steht. Auf jener Seite liegt das Unähnliche, die Heterogene Zusammensetzung, das Horazianische Ungeheuer mit dem Menschenkopf an einem Pferdehalse u. s.w. und auf dieser, das sich Gleiche und das Einzelne. Oder wenn man so will: Einheit in Mannigfaltigkeit ist das Mittel, und seine Abweichung ist, auf der einen Seite nackte Einheit, und auf der andern Seite, Mannigfaltigkeit, ohne Einheit. Denn es ist hier einerlei, ob ich sage: das Ähnliche oder das Mannigfaltige in Einem, weil dies blos durch den Bezug der Ähnlichkeit, sie liege nun worinnen sie will, die alle Theile auf das Eine, und folglich auch unter einander bekommen, hervorgebracht wird.

Beide Abweichungen gebiert die Natur nimmer, beide vermögen keine Freude, keine angenehme Empfindung zu gewähren. Horaz sagt, nachdem er sein Unding aufgestellt hat: »*Speetatuin admissi risum teneatis amici,*« - und er hat vielleicht in allen Fällen der Heterogenen Zusammensetzung Recht: ihr Anblick erregt Spott, eine Empfindung die endlich eine unangenehme Leere hinterläßt; aber das sich Gleiche, das Einzelne, das ist ein gräßliches Gespenst, wovon unser Gefühl, möcht' ich sagen, ängstlich die Augen wegwendet.

Ich kann freilich nur von meiner Empfindung reden, allein mich deucht, die Marter die ein einzelner (abstrakter) Begriff jedem Ungeübten macht, die Leere, die er in jeglicher Empfindung zurückläßt, unterstützte meine Meinung, vom Einzelnen, das wir freilich außerdem nirgends so ganz antreffen, so wenig wie das ganz Gleiche: wer indessen jemals einige Stunden weit, in einer schnurgeraden Allee reiste, der wird einen kleinen Vorsmack auch hiervon haben. Ich kann mich nicht erinnern, jemals mehr Geistesmarter ausgestanden zu haben, als, da ich einsmals von Karlsruhe nach Rastadt gierig, zwischen zwei Linien von Bäumen eine so schnur gerade als die andere dahin, und nun den vergoldeten jupiter ewig und ewig vor den Augen! - Vater der Götter und König der Menschen, ruft' ich in meiner damaligen jovialischen Laune, nie hast Du einen Sterblichen so gequält als mich! Aber Dein Volk hätte Dich auch nicht an das Ende einer Meilen langen schnur geraden Allee hingesezt, wo Du, aus Langeweile, den Menschen das Leben sauer machst.

Die Natur, die allein durch dies Ähnliche so schön wird, macht uns nicht allein für diese Schönheit empfänglich, sie gab auch jedem Wesen den Trieb zu seinem Ähnlichen, und dadurch gewinnt sie ihren Reiz Leben und Bewegung. Feuer flammt in die Höhe, und was irrdisch ist, fühlt einen Zug, sich mit allem seinem Ähnlichen in dem Mittelpunkte seiner Allmutter der Erde zu sammeln. Ströme zerreißen Welttheile, um sich mit dem Meere zu vereinigen - Allein seyn ist eine Dissonanz in der Natur, die sie nicht lange erträgt, sie läßt sie bald mit einem starken volltönenden Griffe. Und der Mensch - diese Welt im Kleinen, auf den alles Bezug hat, der allem Bezug giebt, der Fähigkeit und Bedürfniß zu jeglichem Genuß, Berührungspunkte für jedes Wesen hat, dem seine Ahnungen Ansprüche zur Seligkeit geben, ist nur ein unmuthiges trübes Geschöpf, giebt, überdrüssig, alles hin was er ist, wenn dieser quälende Trieb zu seinem Ähnlichen nicht befriediget wird. - Ach seine Quaal muß ja wohl größer seyn als irgend eines andern Geschöpfs, da er so vieler Wonne fähig ist. Herz und Sinne und Vernunft - Leib und Seele, alles hat seinen süßen Genuß, wo einer den andern zum höchsten Entzücken erhöht.

Dieser Trieb, diese Wonne des Menschen ist die Liebe. Sie ist Vereinigung mit seinen Ähnlichen,

Mittheilen und Empfangen, Entzücken im Genuß doppelter Treflichkeit.

Ha! welch ein Himmel ist die Liebe! Der ist ein Seliger, der darinnen wohnt, der ein Verdammter, der keinen Platz darin bekommt! Guter Hölty! Wohl! Wohl!

Mich haben sie heraus gestoßen, und nun schleich ich im Nebellande allein, trüb und freudenleer. Ach Ludwine! Ich zittere vor Deiner Zurückkunft, und schmachte ihm entgegen. - Noch hoff' ich Thor, was schlechterdings nicht mehr zu hoffen ist. Sie mein? und ist Sie nicht schon wirklich für mich verloren? Noch krümmt sich mein Herz wie ein gequälter Wurm zu glauben, was Du selbst - ach selbst! - mir sagtest, hofst noch immer einen Ausweg, ach! wird noch sehnd Dir zu klopfen, wenn Du es nun vernichten wirst.

am 10. Septbr.

Ich gieng zum Thor hinaus und so weiter und immer weiter Berg auf Berg ab, und als ich mich einmal umsehe bin ich in dem Birkenwald, durch den der Weg nach Salbach geht. Wie mich das ergriff!

Seitdem: daß ich hier mich so überschwenglich glücklich fühlte in ihren Arm - guter Gott! welche Stürme in meiner Seele! Wie so ganz anders ist es mit mir geworden!

Warum muß ich nun so ohne Rettung an meinen Wunden verbluten? Warum darf sie nicht mein seyn?

Ich weilte lange hier, und schwelgte in der Wehmuth der Rückerinnerung. Mir dünkte ich hätte alle Plätze²¹¹ noch gewußt, wo sie dies und das gesagt, gethan hätte.

Wie gewiß glaubt' ich, damals am Ziele aller meiner Leiden zu seyn, ach! und nun, wie hoffnungslos und elend!

Nein, ich erkenn' es, meine Bestimmung in dieser Welt ist, nicht, Glückseligkeit, mein Loos ist Schmerz und Kampf und Tod. Ich soll fort: darum werd' ich so gereizt, so mit Hoffnungen getäuscht, und dann mit einemmale zurückgestoßen in mein Elend, und gehöhnt. O Mädchen! - Nein es ist nicht möglich, ich kann ohne dich nicht leben! -

Ich gieng vollends nach Salbach. Je näher ich dem Orte kam, je länger schlug mir mein Herz. Es ist eine eigene Sache um die Rückerinnerung! Wär' ich mit dem süßen Bewußtseyn ihrer Liebe hierher gekommen, so wär' ich eingegangen, wie ein Sohn in seines Vaters Haus, wo er lange weg war, und nun weiß, daß er mit Freude und Jubel empfangen wird. Jetzt war mirs, als wär ich von einem lieben Orte abgereist, wo ich schon mit tiefem Schmerz auf ewig Abschied genommen hätte, und müßte nun wieder auf wenige Minuten zurück, um noch etwas zu bestellen, oder mitzunehmen, was ich vergessen hatte. All die Lieben, die ich verließ, find ich noch trauernd über mein Scheiden. Sie sehen mich zurückkommen, aber ihr Blick erheitert sich nicht, sie wissen, daß ich hier nicht reden darf, daß ich nur komme um ihren und meinen Schmerz zu erneuern.

Sie schweigen, und reichen mir stumm noch einmal die Hände, und ich zerfließe nun in lang verhaltenen Thränen, und stürze jammernd hinweg von ihnen.

So war meine Empfindung, als ich nun alle die Plätze wieder betrat, die mich einst so glücklich gesehen hatten, die, ihr geheiligt, ein ewiges Recht auf mein Andenken haben. Ach! du gehörs ja nun nicht mehr hieher, hier hat man dir nichts mehr zu sagen. Ihre Freuden und ihren Kummer darfst du fortan nicht mehr theilen, die Trennung ist geschehen, du bist nun ein Fremdling geworden, dem von alle dem nichts übrig bleibt, als Sehnsucht und Trauer. Du bist abgerissen von ihnen, und, wenn sie dir auch noch eine Thräne nachweinen, so wirst du verwelken, und sie werden fortblühn, und ihr wohlgefällig duften.

Ach Gott!²¹² fast hätt' ich geweint, als ich mich nun so allein hier wieder fand. All das nun zertreten, vernichtet - Ludwine, wird dir das nie auch nur einen Seufzer kosten?

Die Leute, frohe heitere Geschöpfe, die sich wenig um meine trübe Laune bekümmerten, schienen meiner zu spotten. Ich währte sie wüsten alles, jeder ihrer Blicke schien mir zu sagen: Thor! Wie konntest du nach einer solchen Glückseligkeit streben, du, den die Natur und das Schicksal zum Elend auszeichneten. Ich eilte hinweg von ihnen zu den Ruinen. Hier ward mirs wieder einheimisch²¹³.

Diese Massen [von Menschen], die täglich zerstört werden, und doch der Vernichtung trotzen, die ihr wahres Leben, ihre Harmonie verloren haben, und nun, ohne ihre eigenthümliche Seele, nur noch in dem allverbindenden Geiste der unsterblichen Natur leben, waren meiner Empfindung näher verwandt. Ja! auch ich will in ein anderes Leben hinüber, in eine weitere Sphäre, will die Bänder dieser unglücklichen Zusammensetzung lösen.

Ich wünsche keinem meine Erkenntniß, und möge keiner begehren die Wahrheit nackend zu sehen! Jeder taumle in seinem fröhlichen Wahne dahin; nur Täuschung ist Glück! Gleich einem Schwächling, der einem reizenden Mädchen die Hülle zu entreißen strebt, die ihre Schönheit seinem üppigen Auge verbirgt, und wenn es ihm nun gelungen ist - bebt, und ein beschämendes Zeugniß seiner Schwäche ablegt, so hat der Mensch keine Ruhe so treibt ihn immer, einen glücklichen Wahn nach den andern zu verlassen, der

²¹¹ Frankfurter Dialekt Goethes: Plätze.

²¹² Stilblüte Goethes. Weiter unten gibt er sich als Existentialist zu erkennen.

²¹³ Eigentümlicher Goethescher Wortgebrauch: einheimisch anstatt heimisch.

Wahrheit immer näher zu kommen, bis er endlich, von allem was tröstlich ist hienieden, verlassen, ein Raub der Verzweiflung wird. Mein innerer Sinn erkennt es anschaulich: Nichts ist ewig und selbstständig, alles, alles muß sich endlich dem ewigen Gesetz der Zerstörung unterwerfen. Noch haben alle Jahrtausende der Welt keinen Zweck hervorgebracht, auf keinen hingeleitet. So wie der einzelne Mensch, und hinterließ er noch so viele Spuren seines Daseyns, vergeht und seine Thaten nach und nach mißverstanden werden, jeder sein Werk immer wieder von vorn anfängt, so sinken Nationen hin, und ihre Tempel werden zerstört, ihre Heiligthümer geraubt, geschändet, ihre Schönheiten getrennt, ihre Weisheit nicht verstanden, und ihr Geist verfliegt und theilt sich keiner andern mit, keine vermag den Bau der vorigen fortzuführen.

Es giebt einen Grad von Kultur, diesen mag der einzelne Mensch, so wie ein ganzes Volk erreichen aber drüber hinaus liegt beider unvermeidliches Elend. Wie oft soll euch dies die Geschichte der Menschheit noch lehren? -

Und doch! in welche liebliche Träume wiegt euch nicht die Rückerinnerung! Welche süßere Hofnung habt ihr als die Hofnung künftigen Andenkens? Was soll euch dieser unsterbliche Funke, diese Anlage zur Ewigkeit, wenn doch alles so eitel ist, ihr doch immer nur bis auf dasselbe Fleckgen²¹⁴ kommt? -

O Natur! Ich eil' aus diesem Leben hinweg, das mir nicht einmal den Wahn der Täuschung gewährt. Nimm mich auf in deinen ewigen Kreislauf, gieb mich den Elementen zurück, und muß ich ja wieder eine Zusammensetzung erhalten, so möge es nur diese unglückliche Menschenform nicht seyn, der dein Spott nur Wünsche und bange Zweifel zum Vorzug gab.

Ha Wünsche! - Noch schwebt meine Fantasie um das reizende Bild ihrer Liebe, noch flüstert mir eine Stimme zu - Wie schön wär dein Leben, wenn Ludwine dein würde! Ach! wenn sie meinen Kampf sähe, würde sie wohl ihren frohen Leichtsinn behalten? Wird ihr mein Andenken nicht einst eine Thräne in das Auge locken? - Ha! ist meine ganze Hofnung noch eine Thräne? Die auch verrinnen wird im öden Sand, wie mein ganzes nichtiges Leben?

Wenn ich nun von ihr werde Abschied nehmen: Leb wohl Ludwine, ich verreise Morgen! und sie dann in ihrer frölichen gutmüthigen Art: Adieu Lieber, komm bald wieder, und sei indessen recht froh und wohl, und mir auf die lange Reise wohl schäkernd ein Band von ihrem Busen mitgiebt, um ihrer dabei zu gedenken, wenn sie mir dann den letzten Kuß küßt - Himmel! Wie will ich das ertragen! O Ludwine, wie will ich's ertragen? Warum mußt du mir erst meinen vorigen mürrischen Sinn genommen haben, in dem ich so hingegangen wäre wie ein Schlaftrunkener? Warum mußt du erst all mein Gefühl so aufgereizt, alle meine Sinne so empfindlich gemacht haben, daß ich nun so zwischen Leben und Tod mich quälen muß.

Während ich so da lag im hohen Ridgras das flüsternd um die Steine wehte, hatt' ich so gar nichts außer mir bemerkt, daß ich erst, als ich auf einmal einen Stern über mir erblickte, die Nacht um mich gewahr ward. Ich stieg dann hinauf in die Fenster, und übersah die Gegend noch einmal, die in sanftem Mondsschimmer abwechselnd mit schwarzen Waldschatten, vor mir lag. Wie schön, wie rührend ist die Natur, und doch ohne die Fantasie der Liebe, ohne ein zweites Herz, das es mit empfände, wie fremd ist dies alles dem Menschen! O warlich, Liebe, du bist ihm nothwendig, nur du legst in ein jedes Ding Sinn und Bedeutung, ohne sie ist ihm die Natur nur ein allverschlingendes Grab.

Ich nahm stummen Abschied von den Ruinen, die ich jede einzeln noch einmal eingieng, und kehrte dann zurück in das Haus.

Die Leute, die jetzt in der Erde bis in die späte Nacht arbeiten, saßen eben um eine große dampfende Schüssel herum, und ließen sichs wacker schmecken. Mich schienen sie für ein seltsames Stück von Menschen zu halten, daß ich da bis in die Nacht allein im Walde gewesen wäre. Um dies zu zerstreuen, zwang' ich mich zu einem geselligen Tone, und da ich ohne dies hungerte, weil ich den Mittagstisch versäumt hatte, so bat ich mich zu Gaste. Kaum hatten sie den letzten Bissen im Munde, so sank eins da, das andere dort im Schlaf. Sie essen und trinken und schlafen ein! das ist ungefähr der Hauptinhalt von jedem menschlichen Leben, die zwischen Szenen [Zwischen-Szenen] füllen Angst und Mühe und Thorheit aus.

Ich ließ mir in das Zimmer, wo ich Ludwinen zum erstenmale an mein Herz drückte, eine Streu machen, ließ mir Schreibzeug geben, und schrieb dies:

Gute Nacht, Ludwine, denkst du meiner wohl jetzt in dieser stillen Stunde? Sehnst du dich wohl, ach! Nur ein wenig nach mir? Ach Ludwine, wenn es möglich wäre! Gute Nacht! Noch sey es nicht die lange Nacht.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

[Das Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde endete jedoch mit dem X. Band.]

²¹⁴ Eigentümlicher Frankfurter Dialekt Goethes: Fleckgen anstatt Fleckchen.

Einleitung

[...] Frühzeitig wurde ihm [Goethe] klar, daß „wir nichts wissen können“. Das aber, was wir nur durch Vermuthungen von fern erreichen können, in Systeme einzufangen, über das Unerforschliche Dogmata aufzustellen, solch Thun widerstrebte seinem Zartgefühl. Mit Ehrfurcht und mit zarter Scheu wollte er von dem Metaphysischen geredet wissen, die Metaphysik der dogmatischen Philosophen mußte ihn schamlos dünken. In diesem Sinne wird er auch eine eigentliche Erörterung über die Seelenfrage abgelehnt zu haben.²¹⁶ Er drückte sich im Sinne der durch die Sprache fixierten und herkömmlichen dualistischen Ansicht aus und man muß wohl annehmen, daß er später, trotz der richtigen Grundansicht, wenigstens praktisch dem Dualismus gehuldigt habe.²¹⁷ Die Monadenlehre will ja etwas anderes sein, soweit sie aber faßbar wird, läuft sie doch auf Dualismus hinaus. Der alte Goethe scheint einer Art von Monadologie zugetan gewesen zu sein. Die Gespräche mit Joh. Falk enthalten wunderliche Auseinandersetzungen über die Monaden, doch gilt dies Buch als apokryphisch.²¹⁸ [...]

Die dualistische Auffassung findet gegenüber den Geisteskrankheiten einige Schwierigkeiten. Im Anfange unseres Jahrhunderts standen zwei Parteien gegeneinander. Die sogenannten Somatiker meinten, die unsterbliche Seele könne nicht erkranken, bei den Seelenstörungen handle es sich um körperliche Krankheiten, durch die die Seele gehemmt werde, gewissermaßen um eine Beschädigung des Klaviers, auf dem die Seele spielt; die Psychiker dagegen ließen die Seele selbst erkranken und faßten die dabei vorhandenen körperlichen Störungen und Veränderungen als Wirkungen der Seelenkrankheit auf. Dieser Unterschied in der Theorie war praktisch von großer Bedeutung. Die Psychiker lehrten, Ursache der Seelenkrankheiten sind die Leidenschaften, die Somatiker aber meinten, die Hauptsache sei eine primäre Erkrankung des Gehirns oder eines anderen Organs, etwa Stockungen im Unterleibe oder eine falsche Blutmischung. Goethe wird sich um diesen Streit nicht gekümmert haben. Er war unwillkürlich Psychiker, wie es für einen Dichter natürlich ist. Der Wahnsinn ist ihm die Wirkung oder eigentlich der höchste Grad der Leidenschaft. Im Sinne des Dichters ist einer um so mehr wahrer Mensch, je stärker er empfindet. Der leidenschaftliche Mensch ist der eigentlich Gesunde, gerade ihm aber droht die Gefahr des Wahnsinns. Eben deshalb hat der Dichter Interesse am Wahnsinn und sozusagen Respekt vor ihm. Wie könnte ihn eine Geisteskrankheit anziehen, deren Ursache eine ansteckende Fieberkrankheit wäre? Macht nicht die unglückliche Liebe oder Kummer, Sehnsucht wahnsinnig, so ist der Wahnsinn dichterisch überhaupt nicht brauchbar.

In Wirklichkeit liegen die Dinge freilich anders. Man muß zwei Gruppen geistiger Krankheiten unterscheiden, solche, deren Hauptbedingung eine Einwirkung von außen ist, und solche, deren Hauptbedingung die von vornherein krankhafte Beschaffenheit des Menschen ist. Dort handelt es sich um die Wirkung von Bakterien-Krankheiten oder von chemischen Giften und jeder kann erkranken, der das Unglück hat, der krankmachenden Ursache genügend ausgesetzt zu sein. Hier wächst die Krankheit aus dem Inneren des Menschen heraus und ihre sogenannten Ursachen sind nur Anstöße, deren Beschaffenheit unwesentlich ist. Unter den exogenen Krankheiten ist, abgesehen vom Alkoholismus, nur eine von großer Häufigkeit und Wichtigkeit, die fortschreitende Gehirnschrumpfung, die sogenannte Gehirnerweichung (dementia paralytica bei Syphilitikern). Sie aber war zu Goethes Zeit noch unbekannt und wahrscheinlich selten.²¹⁹ Bekanntlich hat sie erst Ibsen auf die Bühne gebracht. Die endogenen Geisteskrankheiten bilden die Hauptmasse, sie sind von alters her bekannt und an sie denkt der Dichter, wenn er vom Wahnsinn spricht. Ihre Hauptbedingung ist, wie gesagt, eine abnorme Reaktion, d. h. in der Hauptsache die angebotene, ererbte Abweichung von der normalen Art, oder Entartung. Je größer die Entartung, um so größer die Wahrscheinlichkeit der ausgesprochenen Krankheit und um so kleiner die Stärke des krankmachenden

²¹⁵ Leipzig, Verlag von J. A. Barth, 1903.

²¹⁶ Durch meine sensationellen Entdeckungen steht inzwischen zweifelsfrei fest, daß Goethe ein innerlich überzeugter Existentialist und Materialist war. Goethes Problem bestand darin, daß noch keine existentialistische Philosophie aufgestellt war. Die Erforschung der stoischen und epikureischen Philosophie stand zu Goethes Zeit erst am Anfang. Die Illuminaten waren Stoiker. Demnach war auch Goethe ein Stoiker, was aus den beiden Werken >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< und >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< zweifelsfrei hervorgeht.

²¹⁷ Goethe besaß sowohl eine Privatansicht, als auch eine „öffentliche Ansicht“ als weimarerischer Staatsminister. Dazwischen müssen wir unbedingt unterscheiden. Vor dem Theist Johannes Falk äußerte Goethe ausschließlich die Ansicht des Staatsministers.

²¹⁸ Vgl. >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

²¹⁹ Hierbei kann ich Möbius nicht zustimmen. Die Zusammenhänge zwischen Syphilis und Paralyse waren zur Zeit Goethes durchaus bekannt, wie aus Goethes Werk >Rhapsodien über die Anwendung der Psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< hervorgeht. Siehe weiter unten meine Beweise für Goethes Verfasserschaft.

Anstoßes. Bei einem gewissen Grade der Entartung erscheint der Mensch auch dem ungeübten Auge als eine von vornherein krankhafte Natur und die gewöhnlichen Reize des Lebens genügen, ihn zu vollkommener Geisteskrankheit hinüberzuführen. Bei geringerer Abweichung von der Art kommt es auf die Gestaltung des Lebens an, ob der Gefährdete glücklich durchkommt, oder unterliegt. Hier nun spielen die Erschütterungen des Gemüts, Kummer, Sorge, Schreck, Angst, Überanstrengung, Schlaflosigkeit, eine wichtige Rolle, denn sie sind am häufigsten Ursache der Aufhebung des labilen Gleichgewichtes. Die Leidenschaften freilich, von denen die Dichter mit Vorliebe sprechen, sind weit häufiger Zeichen der mitgebrachten Instabilität und Vorläufer der Erkrankung als Ursache. Die „Leidenschaftlichkeit“ ist nicht eine Eigenschaft des gesunden Menschen. Bei diesem sind leidenschaftliche Erregungen selten und sie dienen als Sicherheitsventil, ihre Explosion beseitigt die Spannung, reinigt den Organismus, schädigt ihn nicht. Ein wirklich gesunder Mensch wird nie durch Leidenschaften oder Gemütserschütterungen geisteskrank werden, denn die gesunde Natur wehrt sich gegen das Übermaß, stößt das Traurige, Feindliche hinaus, wie der Körper einen eingedrungenen Splitter. Die Tasso, Rousseau, Lenz, Lenau usw. wurden nicht krank, weil sie zu viel zu erdulden hatten, sondern sie regten sich viel auf, weil sie krankhafter Art waren und ihre krankhaften Erregungen führten sie in die wirkliche Krankheit hinüber.

Die Kluft zwischen der herkömmlichen dichterischen Auffassung und der wissenschaftlichen Betrachtung ist jedoch nicht so groß, wie man nach dem bisherigen annehmen möchte. Der gesunde Mensch nämlich ist ein Ideal: Wir alle sind nicht vollkommen gesund, sind in gewissem Grade entartet, und wenn wir von gesunden und krankhaften Menschen reden, so handelt es sich eigentlich nur um Gradunterschiede. Nicht auf das Vorhandensein, sondern auf den Grad der Entartung kommt es an. Dazu tritt ein anderes: der gesunde Mensch ist langweilig. Der Normalmensch darf keine besonderen Eigenschaften haben, denn jedes Übermaß zerstört das Gleichgewicht und es gibt keine Hypertrophie ohne entsprechende Atrophie. Wie Hörner nicht möglich sind ohne Beeinträchtigung der Schneidezähne, so muß der vorwiegenden Gehirnentwicklung, die wir am Menschen schätzen, ein anderweites Minus entsprechen. Je feiner und verwickelter ein Organ wird, um so verletzlicher wird es. Hervorragende Tüchtigkeit ist nicht ohne Einseitigkeit möglich, Einseitigkeit ist Abnormität, und so fort. Was uns reizt, ist das Ungewöhnliche, das von der Regel Abweichende, das Abnorme und deshalb sind jederzeit „die problematischen Naturen“ Gegenstand der Dichter gewesen. Mit anderen Worten, der Dichter fühlt sich naturgemäß zum Pathologischen hingezogen, sofern ihn die Menschen mehr interessieren als die Ereignisse. Je mehr der Dichter ein treuer Spiegel der Wirklichkeit ist, eine um so größere Rolle wird bei ihm das Pathologische spielen. Tatsächlich beweist die Beobachtung diesen Satz, denn Shakespeare und Goethe haben die meisten pathologischen Figuren. Erst dadurch, daß der Dichter das treu Beobachtete im Sinne vorgefaßter Meinungen bearbeitet, kann der Zwiespalt zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Auffassung entstehen. Die Sache liegt so: Je abnormer oder krankhafter ein Mensch beschaffen ist, um so weniger findet bei ihm eine normale Motivation statt. Je mehr die Krankheit wächst, um so mehr schwindet die normale Motivation, oder, was dasselbe ist, die psychologische Freiheit. Bei einem gewissen Grade der Krankheit hört sie ganz auf, der Mensch wird dann unfrei oder unzurechnungsfähig. Er denkt und handelt dann ganz unter einem organischen Zwang, er ist psychologisch nicht mehr verständlich. Ein solcher Mensch ist nicht nur dem Strafrecht entzogen, sondern auch der Poesie. Denn diese will das Allgemein-Menschliche darstellen, die von ihr verwerteten Äußerungen und Taten müssen psychologisch vermittelt sein. Daraus ergibt sich, daß der eigentliche „Wahnsinn“, d. h. die ausgesprochene Geisteskrankheit nicht zu den dichterischen Vorwürfen gehören kann. Natürlich kann der Dichter auch Geisteskranke darstellen ebenso wie andere natürliche Dinge, aber er darf dann die Geisteskrankheiten nur so verwenden, wie er körperliche Krankheiten verwendet oder Unglücksfälle. Die Motivierung hört bei ihnen auf.

Da andererseits der Dichter gezwungen ist, das Pathologische, von dem die Welt voll ist, zu verwerten, so ergibt sich, daß ihm das Zwischenreich gehört, soweit in der Hauptsache die Motivation normal ist. Sowohl das Recht, als die allgemeine Meinung nimmt normale Motivation noch bei ziemlich beträchtlichen Abweichungen des Geisteszustandes vom Normalen an; wo die Grenze zu ziehen ist, das ist im Grunde Willkür, zu verschiedenen Zeiten ist die Grenze verschieden abgesteckt worden und je nach der Einsicht ist auch heute das Urteil verschieden. Wollte man wirklich gerecht sein, so müßte man bei jedem Menschen eine wenigstens nach bestimmten Richtungen hin verminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen, oder jedem in bestimmten Fällen mildernde Umstände zubilligen. In der Wirklichkeit ist die Sache schwierig, der Dichter darf es tun und hat es instinktiv immer getan. Trotz dieser Einschränkung ist natürlich an der Zurechnungsfähigkeit des Durchschnittsmenschen mit seinen pathologischen Beimischungen festzuhalten und man wird auch bei ausgesprochen pathologischen Menschen einen gewissen Grad von Zurechnungsfähigkeit annehmen. Wir tun es alle, müssen es tun, wenn wir leben wollen, und ebenso darf es der Dichter tun.

Das Gesagte sei an einigen Beispielen erläutert. Shakespeare bringt im König Lear einen Geisteskranken,

der an Altersschwachsinn leidet und dessen Zustand sich während des Stückes zu akuter Verwirrtheit steigert, auf die Bühne. Lear ist unzurechnungsfähig und kann deshalb nicht Held der Tragödie genannt werden. Er ist einer Naturgewalt zu vergleichen und die durch ihn Leidende und Sterbende, Cordelia, ist eigentlich allein eine tragische Figur. Hamlet dagegen ist zwar ein pathologischer Mensch, aber er ist nicht geisteskrank und seine Zurechnungsfähigkeit ist in der Hauptsache erhalten. Alles, was er tut, ist psychologisch vermittelt, der Zuschauer kann mit ihm denken und fühlen, wenn er auch bewußter- oder unbewußterweise einen Vorbehalt macht und, juristisch ausgedrückt, mildernde Umstände annimmt.

Goethe hat besonders im >Werther< eine pathologische Gestalt geschaffen, deren Zurechnungsfähigkeit zwar eingeschränkt, aber doch in der Hauptsache erhalten ist. -

Goethe ist auch darin, wie die meisten Dichter, „Psychiker“, daß er die einzelnen Erscheinungen der Geistesstörungen psychisch vermittelt sein läßt. Dies zeigt sich z. B. bei seiner Besprechung der Ophelia. Am größten tritt es hervor in dem Stück >Lila<, wo die Heldin durch seelische Einwirkung geheilt wird. Hier folgte Goethe freilich einem älteren Muster, jedoch war ihm die Sache offenbar nicht anstößig. In der Wirklichkeit zeigt gerade der Umstand, daß beim Geisteskranken die Symptome und auch die Heilung nicht motiviert sind, die organische Natur der Geistesstörungen und ihre dichterische Unverwertbarkeit an. Es kann zwar in der Wirklichkeit vorkommen, daß einer, der an Verfolgungswahn erkrankt, Verfolgungen erlitten hat, wie es bei Rousseau der Fall war, aber weitaus die meisten Patienten sind nie verfolgt worden, wir wissen einfach nicht, warum gerade Verfolgungsvorstellungen so häufig Zeichen einer Gehirnerkrankung sind. Nur bei einer Krankheit sind alle Erscheinungen seelisch vermittelt und kann jede Erscheinung durch seelische Einwirkungen beseitigt werden, bei der sogenannten Hysterie, die keine eigentliche Geisteskrankheit ist. Man könnte in gewissem Sinne die Hysterie als Dichter-Krankheit bezeichnen, denn hier verlaufen die Dinge ungefähr so, wie die Dichter es sich gewöhnlich vorstellen. Man ist bei poetischen Krankheits-Schilderungen oft versucht, die Diagnose Hysterie zu stellen, obwohl der Dichter daran ganz unschuldig ist. So wäre bei Lila und auch bei Orest nur die Diagnose Hysterie zulässig.

Inwieweit hatte Goethe Gelegenheit, krankhafte Geisteszustände kennenzulernen? Mir scheint die Antwort durch eine Äußerung Goethes gegen Eckermann (Soret) gegeben zu werden. Er sagt: „Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause zu suchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Überraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfnis verspüre, auch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. Ich bin bereit, sagte ich, Ew. Hoheit wenn es sein muß in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.“

Also Goethe hat seine Kenntnisse durch Beobachtung der Gesellschaft, nicht durch den Besuch von Irrenanstalten erworben. Wir dürfen wahrscheinlich hinzufügen: auch nicht durch das Lesen psychiatrischer Werke oder den mündlichen Unterricht psychiatrisch gebildeter Ärzte.

Goethe hatte einen Widerwillen gegen Tollhäuser. Diesen Widerwillen finden wir ja bei vielen Laien: der Geisteskranke ist ein Gegenstand des Grausens. Bei Goethe kommt dazu seine Abneigung gegen alles Traurige, die zum Teil auf seiner großen Empfänglichkeit beruhte. Was er wahrnahm, das umfaßte er mit allen Seelenkräften, und weil er sich den Eindrücken ganz hingab, erregten sie ihn tief und nachhaltig. Er mußte gegen Krankheit und Tod sich abschließen, um die Aufgaben des Lebens erfüllen zu können.

Auf jeden Fall war jener Widerwille damals berechtigter als heute. Bekanntlich ist die Irrenpflege in unserem Sinne erst etwa 100 Jahre alt. Früher hatte man im allgemeinen nicht sowohl das Bedürfnis, die Geisteskranken wie andere Kranke in Krankenhäusern zu behandeln und zu pflegen, als vielmehr das, die unruhigen, tobsüchtigen Kranken unschädlich zu machen. Weil man zuerst an tobsüchtige Kranke, „Tolle“, dachte, wurden die Irrenhäuser Tollhäuser genannt. Vielfach wurde die Festhaltung der Kranken recht barbarisch ausgeführt. An manchen Orten legte man die Kranken an Ketten, verwarhte sie in einer Art von Käfigen, „strafte“ sie bei Widerspenstigkeit. Rechnet man dazu die Dürftigkeit und die Unreinlichkeit in den alten Verhältnissen, so begreift man, daß ein Tollhaus für einen Ort des Jammers galt, den ein zartfühlender Mensch vermied, sofern nicht seine Pflicht ihn zum Besuche nötigte. Will man gerecht sein, so muß man sagen, die alte Zeit war vielfach besser, als sie uns erscheint, und jenes abschreckende Bild war nicht überall zu finden. Das Schlimmste prägt sich aber am meisten ein und deshalb ist man geneigt zu glauben, man habe die Geisteskranken überall früher schlecht behandelt oder mißhandelt, während es doch nur an manchen Orten geschehen ist. Man sagt z. B. heute oft: „Pinel nahm zuerst den Geisteskranken die Ketten ab“, als ob sie überall in Ketten gelegen hätten und die Verhältnisse überall so miserabel gewesen wären wie im Bicetre in Paris. Wahrscheinlich hat man schon zu Goethes Zeiten die guten oder besseren Irrenhäuser über den die Mehrzahl bildenden schlechten vergessen und den Abscheu vor diesen auf alle übertragen.

Es schien mir von Interesse zu sein, mich nach den wirklichen Irrenverhältnissen in Goethes Umgebung zu erkundigen. Über die Frankfurter Zustände fand ich in einem Buche von Dr. F. H. Faber Aufschluß (Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn. 1788). [...]

Schwieriger war es, über die Irren-Verhältnisse im Herzogtum Weimar zu Goethes Zeit etwas zu erfahren. Im 17. Jahrhundert sind, wie Burkhardt erwähnt, Irre auf dem Lande in Schweineställen an Ketten gelegt worden. Besser mag es am Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein. In Weimar war das Tollhaus mit dem Zuchthause verbunden, ebenso war es in Eisenach. Im Jahre 1801 begannen die Verhandlungen, die die Errichtung einer Irrenanstalt in Jena und die Überführung der in Weimar und Eisenach verpflegten Kranken nach Jena bezweckten. Es wird sich vor 1804 hier wie überall eigentlich nur um die Festhaltung und Bewachung der unruhigen, bezüglich gefährlichen Irren gehandelt haben, die übrigen werden in Privatpflege geblieben sein, es mögen Ärzte, Geistliche und ähnliche Personen sich mit der Behandlung der ruhigen Kranken befaßt haben. Im Jahre 1804 wurde die jenaische Irrenanstalt als ein Teil der dort befindlichen Landesheilanstalten eingerichtet und damit beginnt die eigentliche Weimarische Irrenpflege. Das klinische Institut (die ambulatorische Klinik) zu Jena war im Jahre 1781 durch den Geh. Hofrat und Professor der Medizin Dr. Joh. Chr. Stark gestiftet worden, im Jahre 1788 war es zu einem öffentlichen Institut erhoben worden und im Jahre 1806 ist es mit dem Loder-Hufelandischen Klinikum vereinigt worden. Andererseits war das städtische Waisenhaus zu Jena am Ende des 18. Jahrhunderts von dem Bürgermeister, Kammerrat Vogel angekauft worden zur Einrichtung eines Arbeits- und Krankenhauses, in das auch Geistesranke kommen sollten. Es sollte ausgebaut und vergrößert werden, namentlich um den studierenden Medizinern Gelegenheit zu klinischen Übungen zu geben. Im Jahre 1804 wurde, wie gesagt, die Landesirrenheilanstalt zu Jena als ein Teil der medizinischen Landesanstalten gegründet. Der Bau des Landeskrankenhauses in der Bachgasse erfolgte im Jahre 1822. Die jenaische Landesheilanstalt als Irren- und Krankenhaus stand unter zwei medizinischeu Direktoren. Der erste war der schon erwähnte Stark, der auch Leibarzt der Herzogin-Mutter und Karl Augusts war. Er war 1753 geboren, starb 1811. Ihm folgte sein gleichnamiger Neffe, der als Chirurg ausgezeichnete sogenannte dicke Stark, der gleichfalls Leibarzt und seit 1812 Direktor sämtlicher Krankenanstalten war. Ein dritter Stark, Karl Wilhelm, war Sohn des ersten Stark und war ebenfalls Leibarzt in Weimar und Direktor zu Jena.

Im Jahre 1818 verlangte die Regierung für das Irrenhaus neben den medizinischen Direktoren auch einen „philosophischen Arzt“ zur psychologischen Erkenntnis²²⁰; der Landtag aber bewilligte die geforderten 200 Taler nicht. Im Jahre 1824 wurden auf Betreiben der Regierung 4 jenaische Bürger als mit aufsehende Gehilfen, bezüglich außerordentliche Mitglieder der die Aufsicht über das Kranken- und Irrenhaus führenden Polizeikommission beigeordnet. Außerhalb Jenas bestanden keine Irrenanstalten. Im Jahre 1788 gab Karl August durch Schenkung eines Gartens nebst Haus Anregung zur Errichtung eines Krankenhauses für die Stadt Eisenach. Die Irren aber wurden nach Gründung der jenaischen Anstalt in diese abgegeben. Die zweite Landesirrenanstalt zu Blankenhain entwickelte sich erst viel später aus dem im Jahre 1840 gegründeten Karl-Friedrich-Hospital.

Ob Goethe irgendwie mit dem Weimarischen Irrenwesen in Berührung gekommen sei, das läßt sich jetzt nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich ist es nicht. Der Kammerrat Vogel berichtete im Oktober des Jahres 1801, Goethe habe die jenaische Anstalt angesehen und die ganze Einrichtung habe ihm nicht mißfallen. Damals bestand zwar die Irrenanstalt noch nicht, aber ein Bauriß und Einrichtungsplan war eingereicht und von der Regierung genehmigt worden. Es wäre also möglich, daß Goethe an den Vorarbeiten zur Irrenanstalt teilgenommen hätte. Später deutet, wie es scheint, nichts auf seine Teilnahme.²²¹ Im Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich, wie Herr Geh. Hofrat Suphan mir mitteilte, kein Blatt, das auf Beziehungen Goethes zur Irrenpflege deutete. Ebenso geht aus einer Mitteilung des Großh. Staatsministerium hervor, daß in dessen Archiven „keine Acten aufzufinden sind, aus denen sich ergäbe, daß Goethe mit den Fragen über die Einrichtung der Irrenpflege im damaligen Herzogthum Sachsen-Weimar in Berührung gekommen wäre“.

Es ist bekannt, daß Goethe sich viel mit medizinischen Angelegenheiten befaßt hat. In Leipzig speiste er bei dem Hofrat Ludwig, der Medikus und Botaniker war; bei Tische wurden nur Gespräche über Medizin und Naturhistorie geführt. In Straßburg hörte Goethe Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein, Vorlesungen über Geburtshilfe bei dem jüngeren Ehrmann und er besuchte auch das Klinikum Ehrmanns. In Jena wandte er sich wieder der Anatomie zu. Bei alledem ist jedoch nicht anzunehmen, daß Goethe auf diesem Wege etwas über Psychiatrie erfahren habe. Damals war noch mehr als jetzt eigentlich nur der

²²⁰ Goethe erwähnt auch in den >Rhapsodien< den „philosophischen Arzt“.

²²¹ In dem Buche Vogels: Goethe in amtlichen Verhältnissen (Jena 1839), sind außer der Anatomie die medizinischen Anstalten gar nicht erwähnt.

leibliche Mensch Gegenstand der Medizin, mit dem seelischen mochten sich Philosophen und Geistliche beschäftigen. An den Universitäten wurde Psychiatrie überhaupt nicht gelehrt. Bekanntlich hat erst die allerneueste Zeit den Universitäten psychiatrische Kliniken gebracht. Der erste klinische Lehrer der Psychiatrie war für Deutschland Heinroth in Leipzig. Er war 1773 geboren, wurde 1811 außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor. Der alte Goethe hat ihn gekannt, hat auch, wie aus seinem Aufsatz über die „bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ hervorgeht, seine Anthropologie gelesen.²²² Aber abgesehen davon, daß Goethes Werke in der Hauptsache vor dieser Bekanntschaft erschienen sind, so ist es doch recht zweifelhaft, ob Goethe sich mit den psychiatrischen Lehren Heinroths näher bekannt gemacht hat. Der Widerwille gegen die Tollhäuser läßt nicht vermuten, daß Goethe aus Liebhaberei Bücher über Geisteskrankheiten gelesen habe.²²³

Wir müssen also das, was Goethe über krankhafte Geisteszustände vorbringt, aus der Beobachtung der Wirklichkeit und aus gelegentlichen Gesprächen, gelegentlicher Lektüre ableiten.

Auch dann, wenn wir den Begriff des krankhaften Geisteszustandes nicht im weiten Sinne fassen (wobei denn ein großer Teil der Bekannten Goethes mitgefaßt würde²²⁴), sondern in üblicher Weise nur an gröbere Störungen denken, hat das Leben Goethe oft mit Geisteskranken in Berührung gebracht. Zuerst im väterlichen Hause. „Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause. Nach Düntzer war es der Rechtskandidat Clauer. Er war sehr ruhig, schrieb am liebsten, kopierend oder auf Diktat. Er scheint das Vorbild des jungen Wahnsinnigen in Werthers Leiden zu sein. Lenz war zwar, solange er mit Goethe verkehrte, noch nicht ausgesprochen geisteskrank, jedoch konnte Goethe aus der späteren Krankheit auf die krankhafte Art der von ihm beobachteten Wunderlichkeiten des Lenz schließen. Bedeutungsvoll scheint mir der Arzt Zimmermann zu sein. Er wohnte bekanntlich mit seiner Tochter eine Zeitlang bei Goethes Eltern, dieser interessierte sich sehr für ihn und hat wohl sicher seine Schriften gelesen. Zimmermann war eine krankhafte Natur und wurde später ausgesprochen gemütskrank. Besonders sein Buch über die Einsamkeit ist reich an Bemerkungen über geistige Störungen und an Beispielen. Durch Zimmermann, der viel von Haller handelt, wird Goethe auch Näheres über die Geisteskrankheit des von ihm verehrten Haller erfahren haben. Weiter richtete Jerusalems Selbstmord Goethes Gedanken auf das Pathologische. Auch später trat ihm der Selbstmord wiederholt entgegen, teils bei jugendlichen Personen, den Fräulein von Laßberg, von Günderode, bei Knebels Bruder, Zelters Sohne, teils bei älteren Personen, so bei dem Dichter von Kleist, bei Goethes Jugendfreund Merck.²²⁵ Eine durchaus krankhafte Natur war der Kandidat Plessing, den Goethe in Wernigerode besuchte. Als einen Narren, der nur noch nicht toll gewesen, bezeichnet er selbst den Grafen Werthern. Der Schützling Goethes, der unter dem Namen Kraft in Ilmenau wohnte und offenbar seinen Namen von der Kraftlosigkeit ableitete, wird als „gemüthlich zerrüttet“ [im Gemüt zerrüttet] bezeichnet. Am eigenen Vater lernte Goethe den Alters-Schwachsinn kennen. Auf der ersten Schweizerreise sah er „staunende Wahnsinnige“, d. h. Kretins. Bei der Belagerung von Mainz kam er in Berührung mit einem Geistlichen, der „toll“ war oder toll zu sein vorgab.

Die Lektüre führte Goethe natürlich auch hie und da auf das Pathologische. Abgesehen von Zimmermanns Schriften ist da besonders an die Geschichte Rousseaus, Tassos, Benvenuto Cellinis, an Shakespeare, an Historisches, an die Berichte über die Heiligen (F. Neri), an die Bibel zu denken.

Gewiß ist auch in den Gesprächen die Geistesstörung zuweilen der Gegenstand gewesen. Doch scheint darüber nicht viel bekannt zu sein. Eckermann erwähnt, einmal sei zur Sprache gekommen, daß man anfangs, bei Beurteilung der Verbrecher weich und schlaff zu werden, durch ärztliche Gutachten dem Verbrecher an der Strafe vorbeizuhelfen; bei dieser Gelegenheit habe Hofrat Vogel, der Goethes letzter Arzt war, einen jungen Physikus gelobt, der trotz der Zweifel des Gerichts eine Kindesmörderin für zurechnungsfähig erklärt habe. Wie Goethe sich solchen mehr oder weniger törichten Reden gegenüber verhalten habe, sagt Eckermann nicht. Goethe hielt viel auf ärztliche Behandlung und suchte dem Arzte auch menschlich näherzutreten. So verkehrte er viel mit Hufeland, Rehbein, Vogel. Außer mit den eigenen Ärzten (in Frankfurt, in Weimar, in Karlsbad, in Teplitz und Marienbad) verkehrte Goethe auch mit der ärztlichen Dynastie Stark in Jena, deren Glieder nacheinander die Direktion über die jenaischen Heilanstalten führten,

²²² Im Frühjahr 1822. Goethe tadelte H. wegen seiner theologischen Färbung, lobte aber die vielen Vorzüge des Werkes.

²²³ Goethe las sogar alles, was es an Literatur über Geisteskrankheiten gab. Die Bekanntschaft und Freundschaft Goethes mit Reil ist Möbius leider entgangen. Siehe auch die >Rhapsodien< weiter unten.

²²⁴ Erinnerung sei an Behrisch, an die Schwester Cornelia, an die Pietisten in Frankfurt, an Jung, an die Stolberge, an Kauffmann, an die überspannten Frauenzimmer in Darmstadt [Möbius meint die Empfindsamen: Urania, Lila und Psyche] besonders Fr. von Ziegler [Lila], an Leuchsenring, an die Familie Brentano, um nur einige Gestalten mit pathologischen Zügen aus der Jugendzeit zu nennen.

²²⁵ Merck wurde ermordet. Siehe Baus >Goethes Musengöttin Urania – Die Liebstragödie des jungen Goethe< und >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

und anderen jenaischen Ärzten.

Ehe ich auf Goethes Werke eingehe, möchte ich noch einige Bemerkungen über die Bedeutung der Namen bei Goethe machen. Ungemein oft gebraucht Goethe das Wort „Hypochonder“. Jetzt verstehen wir unter einem Hypochonder gewöhnlich einen nervösen Menschen, der sich irrtümlicherweise für schwer krank hält, einen Schlagfluß, eine Lungen- oder Herz-Krankheit oder dgl. unbegründeterweise fürchtet. Der einfachen Hypochondrie steht die hypochondrische Verrücktheit gegenüber, bei der jene Befürchtungen zu inkorrigiblen Wahnvorstellungen geworden sind, die Behauptungen oft dem Augenscheine widersprechen, da die Kranken meinen, ihr Darmrohr sei verschlossen, ihr Gehirn vertrocknet, da sie nicht vorhandene Geschwülste zu fühlen glauben und so fort. Immer ist das Wesentliche der irrigte Glaube, an dieser oder jener Krankheit zu leiden. Zu Goethes Zeit hatte der Begriff der Hypochondrie einen viel weiteren Umfang. Man dachte dabei nicht nur an die eigentlichen Hypochonder, sondern auch an krankhafte Verstimmungen verschiedener Art. Reizbare finstere Leute, Nervenschwache, Melancholische, an Verfolgungswahn Leidende wurden kurzweg Hypochonder genannt, etwa in der Art, wie man jetzt alles mögliche, oft im euphemistischen Sinne, „nervenkrank“ nennt. Man sah in der Hypochondrie eine Krankheit vorwiegend, doch nicht ausschließlich des männlichen Geschlechts.²²⁶ Einige Belegstellen mögen folgen.

In dem Gedichte „Hypochonder“ heißt Hypochonder etwa soviel wie Misanthrop. A.a.O. heißt es:

„Sag mir was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden die ihn vexiren.“

„Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.“

In dem Gedicht an Mademoiselle Oeser von 1768 sagt Goethe von sich, er lebe „bald still wie ein Hypochondrist“:

„Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinae,
Die junger Herrn erschlafte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Auf's Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.“

In >Wahrheit und Dichtung< sagt Goethe von sich: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht“ [nach Leipzig].

Nach Kestner hat Jerusalem am Abend vor seinem Tode den italienischen Lehrer fortgeschickt, „weil er wieder seine Hypochondrie habe“.

Auch Werther wird als Hypochonder bezeichnet. Daß man die Hypochondrie gern mit den Zuständen des Darms in Zusammenhang brachte, zeigt ein ungewöhnlich derbes Gedicht des jungen Goethe, das Bernays mitteilt: „Als Nicolai die >Freuden des jungen Werthers< geschrieben hatte“.

²²⁶ Merkwürdigerweise faßt Kant (>Anthropologie<, I. Aufl. 1789) die Hypochondrie viel moderner: „Der Hypochondrist ist ein Grillenfänger (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig, sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine liebe Not hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brotkrumen statt Arzneimitteln) beruhigen kann; und wenn dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medizinische Bücher zu Rate zieht, so wird er vollends unerträglich; weil er alle die Übel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest.“ Dabei seien die Kranken zeitweise heiter und lebhaft, haben aber kindische Angst vor dem Tode. Die Hauptursache der Hypochondrie oder Grillenkrankheit, die dem gestörten Gemüt (der Manie) entgegengesetzt wird, sei die Steigerung gewisser körperlicher Empfindungen durch Aufmerksamkeit.

In der italienischen Reise spricht Goethe von „Rousseau's hypochondrischem Jammer“. Nach Joh. Falk hat er über H. v. Kleist gesagt: „Sein Hypochonder [sie] ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde“. Bei Riemer sagt Goethe wunderlich genug: „hypochondrisch seyn heißt nichts anderes als in's Subject versinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß *sie* mich für ein Object gelten lassen; und ich hebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Object“. Bei Eckermann sagt Goethe: „Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen“.

In dem Entwurfe einer Farbenlehre heißt es: „Hypochondristen sehen häufig schwarze Figuren, als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen“. Hier findet man auch folgende unverständliche Stelle: „denn Hypochondristen sehen auch häufig gelbrothe schmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen“.

Der Frau Rath war die Hypochondrie so verhaßt, „daß sie das Wort nicht einmal schreiben konnte“. An Zimmermann schreibt sie am 16. Februar 1776: „Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der verdammten Krankheit?“

Weiter braucht Goethe das Wort Melancholie, ebenso wie wir es tun, bald zur Bezeichnung trüber Stimmungen bei annähernd Gesunden, bald zur Bezeichnung der krankhaften traurigen Verstimmung, der krankhaften Schwermut.

„Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.“

Werther sagt von sich, daß er oft „von süßer Melancholie zu verderblicher Leidenschaft“ übergehe. Bei Lila folgt der Wahnsinn auf eine „tiefe Melancholie“.

Das Wort Wahnsinn ist von den Irrenärzten in sehr verschiedenem Sinne gebraucht worden; Goethe benutzt es wie die Laien meistens²²⁷ als gleichbedeutend mit Geisteskrankheit überhaupt, was schon daraus hervorgeht, daß er bei Lila eben sowohl als bei den Kretins von Wahnsinn spricht. Wie auch heute die Leute der Gemütskrankheit die Geisteskrankheit gegenüberstellen, bei jener nur an krankhafte Verstimmung denken, im Begriffe dieser aber das „Irresein“, ausdrücken, so scheint auch Goethe als wesentliches Merkmal des Wahnsinnes Wahnvorstellungen (Grillen) zu betrachten. Wahnwitz scheint bei Goethe dasselbe zu bedeuten.

Narrheit ist theils Albernheit schlechtweg, theils, im prägnanten Sinne, Wahnsinn mit Albernheit oder Schwachsinn mit Wahnvorstellungen. Gelegentlich wird mit Narrheit die Geisteskrankheit überhaupt bezeichnet, wie man auch Narrenhaus oder Tollhaus sagte, meist aber ist im Begriffe des Narren das schwachsinnig-läppische Wesen ausgedrückt, weshalb das Wort auch etwas Verächtliches hat.

„Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann - das macht dich gleich gelind -
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.“

Ist der Wahnsinnige stark erregt, besonders zornig erregt, so wird von Tollheit oder Raserei gesprochen. So erscheint wohl die Raserei als der höhere Grad der Krankheit. In >Lila< wird befürchtet, man möchte durch gewisse Einwirkungen die Kranke „aus Wahnsinn in Raserei werfen“. Der Geisteskranke im >Werther< wird erst tief sinnig, fällt dann in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei. Diese dauert ein Jahr, dann bleibt Schwachsinn mit Größenvorstellungen bestehen. Das Wort Verrücktheit wird sehr selten gebraucht. Die Geschichte von der „pilgernden Törin“ (la folle en pèlerinage) wird auch Geschichte von einem „verrückten Mädchen“ genannt. Vielleicht soll das Wort hier nur folie übersetzen, es paßt auf jeden Fall nicht, da das Benehmen der Pilgerin zwar wunderlich und unerklärlich ist, von Verrücktheit aber bei ihr nichts zu finden ist.

Als allgemeine Bezeichnung endlich gebraucht Goethe die Ausdrücke „Seelenleiden“, „psychische Krankheiten“. In den >Annalen< wird ein Schema der Erzählung vom heiligen Born zu Pyrmont gegeben. Da heißt es: „Von den endlosen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt; die psychischen aber als reinlich und wundervoll ausführlich behandelt, sowie die Persönlichkeit der damit behafteten Personen hervorgehoben“.

I. Werthers Leiden

In den >Leiden des jungen Werthers< hat Goethe bekanntlich Selbsterlebtes, Berichtetes und Freierfundenes vermengt. Seine eigene Liebe zu einem verlobten Mädchen endete damit, dass er sich

²²⁷ So auch Schopenhauer.

zurückzog und anderweit verliebte.²²⁸ Der Selbstmord des jungen Jerusalem brachte ihn auf die Idee, die Darstellung des von ihm Erfahrenen zum Ungünstigen umzubiegen und den Helden durch Selbstmord endigen zu lassen.

Werther [alias Goethe] wird von vornherein als ein überaus empfindsamer und leidenschaftlicher Jüngling geschildert. Er schwärmt für Natur und Poesie, hat Abneigung gegen Berufsarbeit. Im wesentlichen ist der Werther des ersten Teils Goethe selbst, doch hat Goethe offenbar dem Bilde im Hinblick auf den zweiten Teil einige Lichter aufgesetzt. Am Ende des ersten Teils flieht Werther ebenso, wie Goethe geflohen war. Er versucht sich dann in der diplomatischen Laufbahn, hat Ärger mit einem engherzigen Vorgesetzten, wird durch die adelstolze Gesellschaft beleidigt, wirft sein Amt weg, kehrt zu der inzwischen verheirateten Geliebten zurück, verzehrt sich in hoffnungsloser Liebe und erschießt sich schliesslich.

Goethe war sich ganz klar darüber, dass Werther eine pathologische Figur sei. Er schrieb schon seiner eigenen Leidenschaftlichkeit wiederholt einen pathologischen Charakter zu und wusste, dass eben die Thatsache der Umkehr ihn sozusagen rehabilitirt hatte, gezeigt hatte, dass die Gesundheit in ihm das Übermächtige war. Indem er Werther unterliegen liess, liess er das Pathologische siegen. Werther schildert sich selbst: „Wie oft lull ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unetast hast Du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süsser Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet“ „Meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn.“ Lotte warnt Werther, er werde an dem zu warmen Anteil, den er an allem nehme, zugrunde gehen. Gegen das Ende hin heisst es: „Lieber Wilhelm ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begierde - es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zugpresst! Wehe! Wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.“ Besonders mit dem unbekanntem Toben« hat Goethe offenbar die Krankhaftigkeit des Zustandes zeichnen wollen. Der Gedanke an Orest taucht auf. Die Hauptsache aber ist der Selbstmord. Die Selbstmordfrage ist der Mittelpunkt des ganzen Buches. Sehr richtig setzt Werther auseinander, dass ein je nach der Natur des Menschen verschiedenes Maass von Leiden ihn zum Selbstmord treibt. „Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maass seines Leidens ausdauern kann?“ Das Maass ist proportional der Gesundheit; eben dass ein junger Mann wegen getäuschter Liebeshoffnung sich tötet, thut dar, dass er abnorm wenig leidensfähig ist, dass er krankhaft ist. Napoleon hat bekanntlich getadelt, dass bei Werther ausser der Liebe der getäuschte Ehrgeiz eine Rolle spiele. Es kommt aber ausserdem eine pessimistische Verzweiflung dazu, die auch ohne Liebe und Ehrgeiz, bei jungen Leuten auftreten kann. Goethe schildert sehr schön, wie das Glück im Mitgefühl alles Lebens in Pessimismus umschlägt. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht?“ Diese Worte sind vollkommen im Sinne Buddhas. Das Taedium vitae ist die Unterlage, der Liebeskummer führt zur That. Man hat kaum das Recht, zu sagen, Goethes Werther sei überhaupt nicht lebensfähig, sein Tod sei nothwendig. Wäre Werther durch irgend ein günstiges Eingreifen über die Zeit der Gefahr weggehoben worden, so hätte er ruhig weitergelebt, wäre freilich immer pathologisch geblieben. Unzählige junge Leute gleichen Werther in der Hauptsache, kommen aber nicht zum Selbstmorde, weil im geeigneten Moment ein genügend kräftiger Anstoss fehlt.

Werther ist ein *dégénéré supérieur*, eine weitere Diagnose ist nicht zulässig. Insbesondere wäre es verfehlt, seinen Zustand als Melancholie zu bezeichnen.

Als Contrastfigur erscheint im Werther der junge Wahnwitzige, dessen Schilderung deshalb merkwürdig ist, weil eigentlich hier allein Goethe eine Geisteskrankheit nach der Natur beschreibt. Das Vorbild war der junge Rechtscandidat, der in Goethes Vaterhause lebte, und dessen Geschichte Goethe natürlich bekannt war. Der Rath Goethe benutzte sein verblödetes Mündel als Secretär, im Roman ist der Geistesranke Secretär bei Lottens Vater gewesen. Die romanhafte Zuthat ist die Angabe, dass der junge Mann eine Leidenschaft zu Lotte gefasst habe, die ihn rasend gemacht hatte, und deretwegen er aus dem Dienste geschickt worden war. Der Dichter macht sozusagen den Hebeephrenischen für seine Zwecke dadurch brauchbar, dass er ihn aus unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgeize krank sein und somit Werthers Spiegelbild sein lässt.

Werther trifft den Kranken auf einem Spaziergange am 30. November. Dieser sucht Blumen. „Was will er denn mit den Blumen? - Ein wunderbar zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. Wenn er mich nicht

²²⁸ Goethe liebte in der Realität Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania. Die Wetzlarer Lotte diente Goethe nur als Alibi, damit den Zeitgenossen nicht seine wirkliche Liebestragödie bekannt werden würde. Siehe Baus: >Goethes Musengöttin Urania<.

verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strass versprochen. – Das ist brav, sagte ich. – O! sagte er, sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. – Und doch hat sie seinen Strauss lieb, versetzte ich. – O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone. – Wie heißt sie denn? – Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja es war einmal eine Zeit, da es mir so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun – Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. – Er war also glücklich? fragte ich. – Ach! ich wollte ich wäre wieder so! sagte er. Da war es mir so wohl, so lustig, so leicht, wie ein Fisch im Wasser!“ Nun kommt die Mutter dazu, die ihren kranken Sohn sucht. „So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, dass er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen.“ Was das für eine glückliche Zeit gewesen sei. „Der thörichte Mensch, rief sie mit mitleidigem Lächeln; da meint er die Zeit, da er von sich selbst war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wusste.“ Der Kranke ist ein Mensch in einem grünen schlechten Rocke, mit einer „interessanten Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte“.

Inwieweit die einzelnen Züge der Schilderung Goethes der Natur entnommen sind, das läßt sich nicht feststellen.²²⁹ Die Geistesstörungen des jugendlichen Alters, die zur Verblödung führen, beginnen nicht selten mit lebhafter Erregung, es kann sehr wohl auf eine Periode des „Tiefsinns“ eine Zeit lebhafter Erregung folgen, die sich als hallucinatorische Verwirrtheit darstellt. Klingt die Erregung ab, so ist der Mensch eine Ruine geworden, er ist dauernd schwachsinnig, es können aber die in der Verwirrtheit entstandenen Wahnvorstellungen festgehalten werden, und der Kranke faselt dann von Schätzen und Fürstenthümern ohne seine Ruhe zu verlieren. Der Ausdruck „hitziges Fieber“ ist nicht zutreffend, man bezeichnete aber früher lebhaftere vervöste Erregungen sehr oft so. Alles in allem ist Goethes Bild vortrefflich getroffen, und auch dann, wenn man von dem Rechtscandidate Clauer nichts wüsste, würde man die Zeichnung nach der Natur erkennen. Nur ist, wie schon bemerkt, die Aetiologie verfehlt. Solche Zustände entstehen nicht aus unglücklicher Liebe, sondern sind der Ausdruck einer von vornherein mangelhaften Gehirnorganisation.

V. IPHIGENIE

Goethe hat sich selbst mit Orest verglichen. Am 17.8.1795 schreibt er an die Karsch, „die unsichtbare Geißel der Eumeniden“ werde ihn vielleicht wieder in die Ferne treiben. [...] Er war eben aus der Schweiz zurückgekommen, fühlte sich von dem gespannten Verhältnisse zu Lili belästigt und meinte, er werde wohl bald wieder verreisen. Indessen sieht man doch, daß ihm der Vergleich unwillkürlich in die Feder kam. Der Punkt der vergleichung ist wahrscheinlich das „schuldlos-schuldig“. Orest ist nicht eigentlich schuldig, denn er hat seine Pflicht gethan, und er wird doch gequält. Goethe hat Friederiken sitzen gelassen und geht dem Bruche mit Lili entgegen, das drückt ihn, er fühlt sich aber schuldlos, weil er sich keiner bösen Absicht bewusst ist. Er schädigte Andere, ohne anders zu können, das war seine Noth. [...] Ist Goethes Orest krank? Gewiss! Bei Goethe ist Leidenschaft von Krankheit nicht grundsätzlich verschieden: Ein gequälter Mensch wie Orest ist andauernd gemüthskrank, und die Anfälle sind nur Steigerung seines Leidens zu überwältigender Verzweiflung. Die Verzweiflung kann tatsächlich zu Einengung des Bewusstseins, zu hypnotischen Zuständen mit Sinnestäuschungen führen. Wenn also Goethe Orests Anfälle mit Bewusstlosigkeit und Hallucinationen einhergehen läßt, so verlässt er das Gebiet der Leidenschaften nicht; für ihn ist Orests Krankheit nur Leidenschaft und doch wirkliche Krankheit.

Wir dürfen demnach in dem wahnsinnigen Orest nicht das Bild eines wirklichen Geisteskranken suchen. Gewiss lag Goethe nichts ferner, als sich zu fragen, ob die Symptome und der Verlauf bei seinem Orest einer Krankheit im Sinne der Aerzte entsprechen möchten.

Goethe schildert den Orest als dauernd krankhaft verstimmt mit anfallartigen Steigerungen des Übels. In seinem gewöhnlichen Zustande ist er von seinen Schmerzen niedergedrückt, aber vollkommen besonnen und von ruhiger Haltung. Er sagt von sich, daß ihm eine Götterhand das Herz zusammendrücke, den Sinn betäube, daß er geheimen Schmerz und Tod im Busen trage, er wünscht, daß ein Gott von seiner schweren Stirn den Schwindel nehme. Er ist ruhelos: um der Blutschuld willen treibt die Furie gewaltig ihn umher. Die Eumeniden sind die immerwachen, d. h. sie lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Über die Entstehung des Übels erfahren wir von Orest selbst folgendes:

²²⁹ Da bin ich anderer Ansicht. Hier beschreibt Goethe Szenen aus seiner ersten Liebestragödie mit dem „schönen Gretchen“. Zugleich sind es die Symptome einer leichten Präparalyse. Goethe raste wegen des Unrechts des Stiefvaters, der höchstwahrscheinlich das „schöne Gretchen“ aus der Stadt Frankfurt verwiesen ließ. Möglicherweise nicht ganz zu Unrecht, denn Wolfgang Goethe hatte sich an ihr mit Syphilis infiziert.

Wie gährend stieg aus der Erschlagenen Blut
 Der Mutter Geist
 Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
 „Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
 Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!“
 Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
 Mit der Begier des Adlers um sich her.
 Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
 Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
 Der Zweifel und die Reue leis' herbei
 Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
 In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
 Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
 Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
 [...]

Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
 Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

Im heiligen Haine, wo die Schwester weilt, fühlt sich Orest erleichtert; er meint, die Furien dürften mit den „ehr'nen frechen Füßen“ des heil'gen Waldes Boden nicht betreten, er glaubt ihr gräßliches Gelächter nur aus der Ferne zu hören. Als er jedoch erfährt, daß die Priesterin, die ihn opfern soll, seine Schwester Iphigenie ist, glaubt er den Hohn der Götter zu erkennen, gerät in die heftigste Aufregung, ruft den Geist der Mutter und die Furien an und „sinkt in Ermattung“. Als er aus seiner Betäubung erwacht und sich aufrichtet, deliriert er, wie etwa ein Hysterischer im Anschluß an einen Krampfanfall es tun möchte. Er glaubt in der Unterwelt zu sein, seine grimmigen Vorfahren vereint und in friedlichem Verkehr zu erblicken, er bittet in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Als Pylades und Iphigenie dazu kommen, redet er sie zunächst im Sinne seines Deliriums an, orientiert sich aber rasch, er „rast nicht mehr in der Finsterniß des Wahnsinns“, wie sich Iphigenie ausdrückt, fühlt vielmehr sein Herz frei und froh, erkennt, daß er geheilt ist.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
 Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
 Zum Tartarus und schlagen hinter sich
 Die ehr'nen Thore fernabdonnernd zu.
 Die Erde dampft erquickenden Geruch
 Und ladet mich auf ihren Flächen ein
 Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Goethe will in dem von ihm geschilderten Anfall die eigentliche Krankheit Orests darstellen, denn dieser sagt nachher selbst, in Iphigeniens Armen habe das Übel mit allen seinen Klauen ihn zum letztenmal erfaßt und habe ihm das Mark entsetzlich zusammengeschüttelt. Dann sei es entflohen „wie eine Schlange zu der Höhle“. Indem Iphigeniens Berührung den heftigen Anfall auslöste, heilte sie den Kranken: „von dir berührt war ich geheilt“. Pylades meldet: „der Bruder ist geheilt“, er habe sich ungefährdet außerhalb des heiligen Haines bewegt, sei heiter und hoffnungsvoll geblieben.

Wenn auch Pylades den Orest als einen „Mann, der von dem Wahnsinn schwer belastet ist“, bezeichnet, so erscheint uns doch Orest bei Goethe nicht sowohl als ein Wahnsinniger, denn als ein Mann, den die Gewissensqual umhertreibt und zur Verzweiflung bringt. Goethe benutzt die Vorstellung von den Eumeniden und hat offenbar seine Freude an den Gestalten der antiken Phantasie, aber im Grunde sind sie ihm doch Symbole und es wäre ihm nicht möglich, sie auf die Bühne zu bringen, wie es Äschylos getan hat.²³⁰ Auch der Anfall, den Orest erleidet, hat bei Goethe nicht den Charakter eines epileptischen Zufalls, sondern es handelt sich eigentlich nur darum, daß ein Mensch in übergroßem Seelenschmerz die Besinnung verliert, ein Ereignis, das den Dichtern leicht zur Hand ist.

Bei der Vergeistigung, die die Fabel durch Goethe erfahren hat, muß die Art, wie Orest in Goethes Iphigenie< geheilt wird, einiges Bedenken erregen. Man versteht nicht recht, wie die Heilung zustande

²³⁰ Schiller schreibt am 22. 1. 1802 an Goethe: „Orest selbst ist das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand. Hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels.“

kommt. Daß die Berührung Iphigeniens durch einen einfachen Zauber heilt, wie früher die französischen Könige Kranke durch einfache Berührung heilten, das kann man nicht annehmen. Goethe sagt zwar: „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit“. Das mag sein und gewiß ist Iphigenie eine Vertreterin reiner Menschlichkeit, aber magisch kann diese auch nicht heilen. Die Einwirkung muß doch motiviert sein. Die Freude über die wiedergefundene Schwester kann das Motiv nicht sein, denn Orest freut sich gar nicht. Erst hält er Iphigenien für eine Betrügerin, dann faßt ihn das Entsetzen über den Gedanken, daß die Schwester als Priesterin den Bruder töten werde. Aus dem Entsetzen gerät er in die Bewußtlosigkeit, aus dieser erwacht er geheilt. Wenigstens drücken die ersten Worte schon, die er mit freiem Bewußtsein spricht, das Wissen der Heilung aus. Man müßte also annehmen, daß ihn während der Worte des Pylades, Schwester und Freund seien leibhaftig da, die Freude ergreife und heile. Aber diese Auffassung läßt sich mit dem Wort, die Berührung Iphigeniens habe Orest geheilt, nicht vereinigen. Eigentlich sollte man meinen, erst dann, wenn Orest den ganzen Zusammenhang durchschaut, wenn er einsieht, daß doch gütige Götter ihn leiten und einen glücklichen Abschluß vorbereiten, erst dann sollte die Erkenntnis der göttlichen Gnade ihn von der Angst befreien.

Einige Worte verdienen noch die Stellen, in denen vom erblichen Fluche der Tantaliden gesprochen wird. Im antiken Sinne, sowohl bei den Griechen als bei den Hebräern, hat der göttliche Fluch mit Vererbung in unserem Sinne gar nichts zu tun. Der Gott verflucht einen Menschen und sein Geschlecht. Der Sohn des Verfluchten erbt seinen Fluch, wie er sein Geld erbt; es ist reines Rechtsverhältnis, ein Akt despotischer Justiz. Bei dieser Auffassung ist es durchaus zulässig, daß bei diesem oder jenem Nachkommen oder an einer bestimmten Stelle der Geschlechterfolge der Fluch aufgehoben wird. Die göttliche Willkür hat den Fluch auf das Geschlecht gelegt, paßt es ihr, so läßt sie Gnade walten und zieht den Fluch zurück. Ein Reiner inmitten einer verworfenen Familie hat also für die antike Auffassung nichts Auffälliges.

Goethe übernimmt die alte Fabel, modernisiert sie aber, indem er sie im Sinne der biologischen Vererbung auslegt. Es heißt:

Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.

Das ist ganz im Sinne moderner Naturforscher gesprochen: Die vorteilhaften wie die nachteiligen Eigenschaften werden durch Vererbung gesteigert. Auf der ungünstigen Seite lehrt Goethe wie Morel la dégénérescence progressive. Vom Geschlecht des Tantalus wird gesagt:

Zwar die gewaltige Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.

Es handelt sich also um eine Verbrecher-Familie. Der gewalttätige Charakter, der Mangel an Gerechtigkeit und Liebe vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Zu der modernen Auffassung passen aber die alten Tatsachen nicht. Im antiken Sinne wird Klytämnestra, sobald sie in die Familie eintritt, Miterbin des Fluches, es ist daher begreiflich, daß sie wie ihre Verwandten Ehebruch und Mord auf sich lädt. Im modernen Sinne aber ist dies nicht begreiflich. Noch weniger wird die Erscheinung der Iphigenie verständlich. Goethe fühlt dies, denn er läßt den Thoas sagen: „Sage nun durch welches Wunder von diesem wilden Stamme du entsprangst.“ Die sittliche Hoheit Iphigeniens widerspricht ja gerade der Lehre, daß eine Reihe Böser das Entsetzen der Welt hervorbringe, sie wächst, um mich grob auszudrücken, wie die Blume aus Moder. Goethe gibt gar keine Erklärung für das „Wunder“; er wandte sich wohl ab, weil er nicht gern denken mochte, daß Antikes und Modernes nicht zusammenpassen.

VI. Tasso

In >Tasso< ist der Held geisteskrank. Ein Schauspiel mit einem irren Helden ist eigentlich eine ästhetische Unmöglichkeit, denn ein Unzurechnungsfähiger kann nicht nur nicht bestraft werden, sondern auch nicht tragisch wirken, da ihm die erste Voraussetzung, die normale Motivation fehlt. Wie war es möglich, daß Goethe sich einem solchen Vorwurf aussetzte? Wie besonders Kuno Fischer auseinandergesetzt hat, kannte Goethe, als er den Plan des Schauspiels entwarf, Koppens Übersetzung des >befreiten Jerusalem<, beziehungsweise dessen Vorrede und Mansos >Vita di Torquato Tasso<. Das 1785 erschienene Werk des

Abate Serassi lernte er erst auf der italienischen Reise kennen, er studierte es in Rom. Bekanntlich arbeitete Goethe das schon vor der Reise Niedergeschriebene ganz um und erst 1790 erschien >Tasso< in seiner jetzigen Form. Goethes Tasso ist nun insofern eine wunderliche Gestalt, als er tatsächlich die Symptome der Paranoia zeigt, aber doch nicht als Geisteskranker gilt. Mir scheint, daß man die Sache folgendermaßen auffassen muß. Als Goethe den Tasso entwarf, dachte er sich seinen Helden als einen höchst leidenschaftlichen, reizbaren, phantastischen, seinen Stimmungen unterworfenen Menschen. Goethe sagt zu Eckermann: „Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso“. Nach der italienischen Reise bestimmten die historischen Forschungen seinen „Wirklichkeitssinn“, im Bilde Tassos auch die ausgesprochen krankhaften Symptome des historischen Tasso zu zeichnen. Aus Serassi habe er, sagt Schröer, Einzelheiten entnommen, in denen Tassos hypochondrische Grillen in der Dichtung gezeichnet sind. Das ist aber viel zu mild ausgedrückt. Es handelt sich eben nicht um hypochondrische Grillen, sondern um ausgebildeten Verfolgungswahn und es ist unverkennbar, daß das Ästhetische durch das Historische geschädigt worden ist, wenn es auch nicht jeder bemerken mag.

Der historische Tasso scheint von seiner Mutter die Anlage zur Geisteskrankheit geerbt zu haben. Er war 1544 geboren und hatte von Jugend an ein unruhiges und bedrängtes Leben, da sein Vater wegen der Inquisition fliehen mußte und ihn mit sich führte. Seine Geisteskrankheit scheint um das 30. Lebensjahr begonnen zu haben. Er hatte ohne jeden Grund Furcht vor der Inquisition, war immer in Angst und ohne Ruhe. Dann traten Sinnestäuschungen auf, Tasso hörte Geräusche, als ob in seinem Ohre ein Uhrwerk wäre, dann Stimmen verschiedener Art, er glaubte in seinem Zimmer Katzen und Gespenster, Dämonen und Heilige zu finden. Auch zeigte sich bei ihm die bemerkenswerte Erscheinung der einander widersprechenden Halluzinationen; bald glaubte er sich von einem Teufelskobold geplagt, der ihm auflauerte und ihm die Sachen aus den Händen nahm, bald erschien ein guter Geist in leuchtender Jünglings-Gestalt, der tiefsinnige Gespräche führte. In Antonio Montecatino sah Tasso seinen Feind und Verderber, das Haupt seiner Verfolger. In einer Denkschrift an den Herzog von Urbino hat er 1578 seine Verfolgungen geschildert, diese Schilderung wollte er abschriftlich verbreiten lassen. Tasso war entschieden gemeingefährlich. Im Jahre 1577 glaubte er in einem Diener einen Spion der Inquisition zu erblicken und fiel ihn mit einem Dolche an. Damals bestrafte ihn der Herzog von Ferrara nur mit einigen Wochen Stubenarrest. Im Jahre 1579 aber sah sich der Herzog veranlaßt, Tasso in das Annenhospital bringen und dort sieben Jahre lang festhalten zu lassen. Nach seiner Entlassung zog Tasso ruhelos in Italien umher, hielt sich meist in Klöstern auf, erduldet Not und Armut, starb 1595 zu Rom.

Goethes Schilderung nun ist so geraten, daß man sagen könnte, hier wird mit großer Feinheit und mit Sachkenntnis ein Kranker, der an beginnender Paranoia leidet, beschrieben. Ein von vornherein wunderlicher Mensch zeigt sich mehr und mehr mit der Welt zerfallen zwar weiß er sich noch für gewöhnlich zu beherrschen, in Zuständen der Erregung aber wirft er den Schleier ab und entblößt sozusagen den im geheimen herangewachsenen Verfolgungswahn. Tasso wird von Goethe geschildert als ein Mann, der ganz in seinen Phantasien lebe, die Einsamkeit liebe. Er meide die Menschen und es sei zu fürchten, „daß sein Argwohn sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle“- „Begegnet ja, daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter aus seinem Dienst in einen andern geht, daß ein Papier aus seinen Händen kommt, gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.“ Er sei auch gegen den Fürsten mißtrauisch, obwohl ihn dieser mit großer Nachsicht und Geduld behandle, z. B. eine Untersuchung angeordnet habe, als Tasso glaubte, man habe sein Zimmer erbrochen. Sei er in Leidenschaft, so schmähe er auf alle, auch den Fürsten und die Prinzessin. Weiter sei er in mancher Hinsicht wunderlich. Er putze sich gerne, trage feine Stoffe, Stickereien, könne aber nicht für sich sorgen, verliere, was er habe; komme er von einer Reise zurück, so fehle ihm ein Drittel der Sachen. Antonio sagt:

Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was den Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzuheftig Wesen,
Und schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie thöricht hab ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn.
„Ich fühle dieses Übel“ sagt er bänglich,
Und voll Verdruß. „Was rühmt ihr eure Kunst?

Schafft mir Genesung!“ Gut, versetzt der Arzt,
 So meidet dies und das. – „Das kann ich nicht.“
 So nehmet diesen Trank. – „O nein, der schmeckt
 Abscheulich, er empört mir die Natur.“
 So trinkt denn Wasser. – „Wasser? Nimmermehr!
 Ich bin so wasserscheu als ein Gebissener.“
 So ist euch nicht zu helfen. – „Und warum?“
 Das Übel wird sich stets mit Übeln häufen
 Und wenn es euch nicht töten kann, nur mehr
 Und mehr mit jedem Tag euch quälen. – „Schön!
 Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Übel;
 Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
 Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
 Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.“

Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
 Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
 Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
 Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
 So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
 Erbroch'ne Schlösser, aufgefangene Briefe,
 Und Gift und Dolch! Was vor ihm alles schwebt!

Tasso selbst trägt in den ersten Aufzügen keine eigentlich krankhaften Züge. Im Streite mit Antonio zeigt er sich heftig, aber sein Zorn ist durchaus berechtigt. Erst als er sich vom Fürsten ungerecht behandelt glaubt, trägt seine Verzweiflung eine pathologische Färbung. Weil er im Palaste den Degen gezogen, bekommt er Zimmerarrest. Nun nennt er seine Stube einen Kerker und sagt:

Das häßliche zweideutige Geflügel,
 Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
 Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.
 Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
 Dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust,
 Dem Abgrund zu entgehen, der vor mir liegt?

Das Geflügel sind offenbar die Wahnvorstellungen.

Ich soll erkennen, daß mich niemand haßt,
 Daß niemand mich verfolgt, daß alle List
 Und alles feindliche Gewebe sich
 Allein in meinem Kopfe spinnt und webt.

Er beschließt „sich zu verstellen“, d. h. er dissimuliert, wie es tatsächlich die Paranoia-Kranken tun. Als dann der Prinzessin gegenüber seine Stimmung umgeschlagen hat, er die Fürstin im Überschwang geküßt hat, dann zurückgewiesen und gewissermaßen verbannt wird, da bricht er von neuem aus und enthüllt nun ganz sein pathologisches Wesen. Der Fürst ist ein Tyrann, Antonio sein Marterknecht, jenes Güte war Verstellung und alles ist böse Absicht.

So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
 Als Opferthier vor den Altar zu führen!
 So lockte man mir noch am letzten Tage
 Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
 Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
 Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
 Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
 Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
 Jetzt seh ich wohl, warum ich feiern soll.
 Es ist Verschwörung, und du [Antonio] bist das Haupt.
 Damit mein Lied nur nicht vollkommen werde,
 Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
 Daß meine Neider tausend Schwächen finden,

Daß man am Ende meiner ganz vergesse,
 Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
 Drum soll ich mich und meine Sinne schonen;
 O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
 Abscheulich dacht ich die Verschwörung mir,
 Die unsichtbar und rastlos mich umspann;
 Allein abscheulicher ist es geworden. -
 Und du Sirene [die Prinzessin]! die du mich so zart,
 So himmlisch angelockt, ich sehe dich auf einmal ...
 Wie lang verdeckte mir dein heilig Bild
 Die Buhlerin [die Gräfin], die kleine Künste treibt ...
 Euch alle kenn ich! Sey mir das genug!

Trotz dieses Ausbruches beruhigt sich Tasso nach einigen Minuten, besinnt sich darauf, daß ihm sein poetisches Talent geblieben sei, und klammert sich an den geschmähten Antonio an. Ereignete sich die Szene wirklich, so würde der Sachverständige an das Rohr im Winde nicht glauben, sondern mit Recht erneute Dissimulation vermuten.

Dadurch, daß Goethe mit dem dem Serassi entnommenen Satze: „es ist Verschwörung und du bist das Haupt“ den Tasso als Paranoia-Kranken charakterisiert, beging er zweifellos einen Fehler.²³¹ Jedoch darf man von Goethe nicht die Kenntnisse eines Irrenarztes verlangen. Er konnte nicht wissen, daß einer, der einmal so spricht, wie er den Tasso sprechen läßt, ein unheilbar Verrückter ist. Ihm konnte der Ausbruch des Verfolgungswahnes als eine „hypochochrische Grille“ erscheinen, die vorübergeht und trotz der Tasso ein zwar erregter, aber in der Hauptsache gesunder Mensch bleibt. Er wollte Tasso nicht als einen Unzurechnungsfähigen darstellen und er täuschte sich über die Bedeutung der von ihm verwerteten historischen Notizen. Ja, nicht nur vom Standpunkte des Laien aus, sondern auch von dem der Ärzte seiner Zeit aus, muß man Goethe entschuldigen. Wahrscheinlich würde manches Medizinal-Kollegium, dem man die Akten des Goethischen Tasso vorgelegt hätte, im Jahre 1790 den Inkulpaten für zurechnungsfähig gehalten haben. Auch ist mir nicht bekannt, daß jemand Goethe auf die Bedenklichkeit der Verfolgungsvorstellungen aufmerksam gemacht hätte. Heinroth freilich (im Jahre 1820) zählt Goethes Tasso zu den „Wahnsinnigen“ (irrtümlicherweise, nämlich im Sinne seines Systems), aber er macht keine weiteren Bemerkungen. Gerade die Form der Geisteskrankheit, an der Tasso litt, ist recht spät richtig beurteilt worden. Freilich bei der Schilderung Serassis konnte gegenüber der Fülle der Halluzinationen usw. wohl zu keiner Zeit ein Zweifel über die Geistesstörung bestehen, aber in den Fällen, in denen wie bei Goethes Tasso nur Verfolgungsvorstellungen geäußert werden, nahm man früher oft die Sache zu leicht. Daß Rousseau, an den Goethes Tasso erinnert, geisteskrank war, wußten die Einsichtigeren seiner Zeitgenossen, aber man verkannte doch damals und später die Schwere der Erkrankung, stellte sich etwa vor, es habe sich um einige „fixe Ideen“ gehandelt, die wie Unkraut auf einem sonst gesunden Beete aufwuchsen. Ähnlich mag es Goethe mit Tasso ergangen sein; es konnte seinem Scharfblicke nicht entgehen, daß sein Tasso eine „pathologische“ Figur war, aber er hielt dafür, man bewege sich da auf einem Grenzgebiete, auf dem ebenso wie im Reiche der Leidenschaften die normale Psychologie herrsche und das der poetischen Verwertung zugänglich sei.

Daß, wie Schöll will, Goethe den ausbrechenden Wahnsinn Tassos als Katastrophe betrachtet habe, kann ich durchaus nicht glauben. Es hieße das, Tasso sei durch die Aufregungen, die im Stück geschildert werden, verrückt geworden und gebe eben dadurch dem Stück einen tragischen Abschluß. Mir scheint das ganz und gar nicht dem Sinne Goethes zu entsprechen und durch die Schlußszene direkt widerlegt zu werden. Damit wird auch Schölls ästhetisches Bedenken erledigt: „Die lebendige Schönheitsentfaltung schlägt in diesen häßlichen, die empfindlichste Sympathie in diesen antipathischen Zustand nieder, und der Äther der Poesie breitet sich um uns als die drückende Luft der Krankenstube, welche die Welt für Tasso bleibt.“ Ich sollte meinen, mit solchen Worten widerlegt Schöll seine eigene Auffassung.

Daß die Paranoia nicht „ausbrechen“, sondern höchstens plötzlich offenbar werden kann, will ich nicht besonders betonen, denn diesen Unterschied hätte Goethe kaum machen können. Dagegen ist noch das gegen Schöll einzuwenden, daß nach Goethes Auffassung die „Katastrophe“ in der Zerstörung des Verhältnisses zwischen Tasso und dem fürstlichen Hause bestehen dürfte. Durch seine Aufregungen richtet Tasso das angenehmste Verhältnis zugrunde, nimmt sich den Boden, auf dem er zur schönsten Entwicklung gediehen war, macht sich freund- und heimatlos. Das ist doch für ein „Schauspiel“ Katastrophe genug. Was Goethe sich bei der Schlußszene gedacht hat, das weiß niemand. Ich glaube, daß er selbst den Leser im ungewissen

²³¹ Goethe wollte Tasso nicht als Paranoia-Kranken, sondern als einen Syphilis-Kranken darstellen. In der leichten Präparalyse ist es durchaus denkbar, daß ein Remittent wieder zur Vernunft gelangt.

lassen wollte. Er kannte den elenden Verlauf des wirklichen Lebens Tassos, er konnte deshalb und auch aus anderen Gründen dem unglücklichen Dichter nicht eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen. Andererseits war es seiner konzilianten Natur zuwider, mit einem Ausblick auf endlosen Jammer zu schließen. Er wählte daher die vorliegende Form, bei der jeder denken kann, was er will. Das aber scheint höchst wahrscheinlich, daß Goethe auch am Schluß den Tasso nicht als einen ausgesprochen Geisteskranken darstellen wollte.

X. Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen

[...] Es sei gestattet an dieser Stelle an anderweite Mittheilungen Goethes über das Wunderbare zu erinnern. Es trat ihm schon in der Kindheit entgegen. Sein Großvater Textor hatte „die Gabe der Weissagung“, besonders hatte er bedeutungsvolle Träume. So erzählt Goethe bekanntlich in >Wahrheit und Dichtung<. Er fügt hinzu, daß Personen ohne Ahnungsvermögen in Textors Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erhielten, ferne Krankheit oder Tod vorzuempfinden. Inwieweit Goethe früher auf solche Angaben Wert gelegt hat, wissen wir nicht. Als er seine Jugendgeschichte schrieb, führten ihn wohl Bettinas Mittheilungen auf jene Anekdoten. Nach Bettina hatte auch die Großmutter Textor telepathische Empfänglichkeit, wie die Todankündigung eines ihrer Freunde dartat. Sie hörte in einer Nacht Seufzen und Rauschen von Papier, fürchtete sich sehr. Am andern Morgen brachte man ihr ein zerknittertes Papier, auf das der sterbende Freund seine letzte Bitte hatte schreiben wollen. Sie nahm die Weise zu sich, so den unausgesprochenen Wunsch deutend. Goethe sagt, auf keines der Kinder und Enkel sei die Gabe des Großvaters übergegangen. Dem widersprechen aber seine eigenen Mittheilungen. Man erinnere sich an den bekannten Wachtraum, in dem Goethe sich im hechtgrauen Anzuge erblickt und den er selbst als fatidik, als Vorbild der Zukunft ansieht. Ferner sagte Goethe zu Eckermann: „Wir wandeln alle in Geheimnissen“, und erzählte dann von Ahnungen und Fernwirkungen der Seele, „wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte“. Er selbst habe durch den bloßen Willen die Gedanken anderer beeinflusst. Nun folgt eine Geschichte, nach der er einmal die Geliebte einzig durch seine Sehnsucht aus ihrem Zimmer auf die Straße gelockt habe. In den Briefen des Heinrich Voß wird berichtet, Goethe habe am letzten Neujahrsmorgen, den Schiller erlebte, ihm ein Gratulationbillett geschrieben. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, daß er unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, statt „erneute“, oder „wiedergekehrte“ oder dgl.; voll Schrecken zerriß er das Billett und begann ein neues. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, wieder vom „letzten“ Neujahrstage zu schreiben. „So drängte ihn die Ahnung!“ Am selben Tage erzählte Goethe der Frau von Stein den Zufall und sagte, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

In dem Aufsatz über Filippo Neri berichtet Goethe teilnehmend über die wunderbaren Ereignisse, die dieser Heilige eben so wie die anderen Heiligen erlebt hat: Ekstase, Levitation, Telepathie usw. Gelegentlich sagt er: „Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken.“

Wie schon erwähnt, hat B. Cellini Ahnungen und geheime Antriebe, als faßte ihn jemand und spräche zu ihm.

Goethe hat zwar zu Riemer gesagt: „Der Aberglaube ist den Dichtern zuträglich“, indessen ist es wohl sicher, daß wenigstens der alte Goethe in den Berichten über das Wunderbare nicht nur Aberglauben gesehen hat. Es entspricht vollständig seiner zarten und scheuen Art zu denken, daß er nicht alles ablehnte, was unserer alltäglichen Erfahrung zu widersprechen scheint. Er stand dem Unerkannten mit Ehrfurcht gegenüber und war nicht geneigt, mit den plumpen Geistern zu schreien: alles, was ich nicht begreife, ist Betrug. Er begnügte sich gern mit Andeutungen. Je älter er wurde, um so mehr liebte er eine geheimnisvolle Ausdrucksweise. Mit Vorliebe sprach er von „dem Dämonischen“. Trotz zahlreicher Äußerungen kann man nicht recht sagen, was er sich dabei gedacht hat. „Das Dämonische“, sagte er zu Eckermann, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“ Das Dämonische äußere sich in einer durchaus positiven Tatkraft. Napoleon und auch Carl August hatten das Dämonische, bei Mephistopheles dagegen ist es nicht vorhanden, es ist zu negativ. Dagegen lebte es in B. Cellini, in Filippo Neri. „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.“ Der Mensch muß wieder ruiniert werden; hat er seine Sendung erfüllt, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern. Auch in >Wahrheit und Dichtung< finden wir Auseinandersetzungen über das Dämonische. [...]

XI. Allgemeines und Einzelnes

Überblicken wir die Goetheschen Gestalten, so finden wir, daß, abgesehen von historischen Darstellungen, nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geisteszustände gegeben ist. Lila, Orest, der

Harfner, Mignon sind freierfundene, bzw. nachgebildete Gestalten der Phantasie. Darstellungen nach der Natur sind eigentlich nur der junge Wahnsinnige im Werther, in gewissem Sinne Werther selbst, der närrische Graf und, sozusagen wider den Willen des Dichters, Tasso.²³² Goethe würde demnach im psychiatrischen Examen nur mäßig gut bestehen, eine weniger gute Note als Shakespeare davontragen. Natürlich kommt es aber darauf gar nicht an. Das, was uns wichtig ist, liegt darin, daß Goethe ohne jede theoretische Schulung, von der Bedeutung des Pathologischen durchdrungen war, daß er öfter als ein anderer Dichter auf dieses hinweist, und ganz besonders daß er die Zwischenformen zwischen Gesundheit und Krankheit, die vorübergehenden pathologischen Trübungen mit scharfem Blicke verfolgt. Weil wir bei Goethe das dichterisch erfaßte Bild des wirklichen Lebens finden, deshalb sind seine Darstellungen so reich an pathologischen Zügen und an Hinweisen auf das Pathologische.

Die folgende Bemerkung über Schiller, bzw. deren von mir hervorgehobenen Worte hätte ich meiner Abhandlung geradezu als Leitspruch vorausstellen können. *„Die meisten Stellen [Schillers], an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Correspondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, auf's Deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsere Ästhetik immer enger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.“* Was Goethe mit dem Pathologischen bei Schiller meinte, zeigt eine Äußerung an Eckermann: *„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden.“*

Einzelne Bemerkungen Goethes über krankhafte Geisteszustände finden wir an vielen Stellen. Ich will hier noch einige zusammenstellen, beabsichtige aber nicht, Vollständigkeit zu erreichen. Bekannt sind die Erörterungen über Hamlet und Ophelia in >Wilhelm Meister<. Goethe faßt den Hamlet mit Recht nicht als Geisteskranken auf, sondern als einen Menschen, dessen Kraft nicht seiner Aufgabe entspricht, der überlegt statt zu handeln. Bei Ophelia betont er sehr nachdrücklich ihre unbewußte Sinnlichkeit und erklärt dadurch den Umstand, daß sie in der Verwirrtheit nicht „Fragmente aus melancholischen Balladen“, wie Aurelie es haben möchte, sondern Liebesliedchen singt. Heinroth billigt Goethes Beurteilung der Ophelia. Man muß jedoch bemerken, daß der Schluß von den Liebesliedchen auf besonders starke Sinnlichkeit nicht ohne weiteres richtig ist. Gerade die Vorstellungen, die in der Besonnenheit absichtlich zurückgedrängt werden, kommen bei Mangel der Besonnenheit zum Vorschein. Auch vollkommen züchtige Mädchen haben von den Angelegenheiten der Liebe mancherlei gehört und wissen, daß sie das wichtigste im weiblichen Leben sind; je reiner sie sein möchten, um so mehr haben sie sich bemüht, ihrer Phantasie die Beschäftigung mit dem Sinnlichen zu untersagen, und um so leichter wird im Delirium das Verbotene Gegenstand des Denkens sein. Diese Tatsache kann Shakespeare sehr wohl bekannt gewesen sein und es ist durchaus nicht nötig, daß er Ophelien für sinnlicher als ein anderes Mädchen hat ausgeben wollen.

Ebenso wie Ophelia durch Gemütsbewegungen krank wird, erscheint die Leidenschaft bei Goethe als Ursache geistiger Störungen überhaupt. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung kann man sich eine Steigerung vorstellen, wo die Leidenschaft in Wahnsinn umschlägt. So spricht Goethe von seinen eigenen Leidenschaften an verschiedenen Stellen. Werther sagt: „meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn“. Besonders deutlich tritt diese Auffassung in einer Äußerung Jarnos zutage. Dieser sagt (als Montan in den Wanderjahren), Wilhelm habe sich bisher mit der Heilung von Seelenleiden beschäftigt²³³, er solle lieber Chirurgie treiben, denn zu jener vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit alles. Nun hat sich bekanntlich Wilhelm durchaus nicht mit Psychiatrie beschäftigt, wenn man von seiner Teilnahme für den Harfner absieht, sondern sein Studium sind eben die Leidenschaften gewesen. Dächte der Dichter nicht Seelenschmerz und Seelenkrankheit in naher Beziehung, so könnte er die Antithese Jarnos nicht zulassen.

Über die Behandlung Geisteskranker spricht ausführlicher und weniger absprechend als Jarno der

²³² Ich bin anderer Meinung als Möbius. Tasso ist nicht wider den Willen des Autors – Goethe – ein Wahnsinniger. Goethe wußte um seine syphilitische Infektion und fürchtete die progressive Paralyse. Er fürchtete, wie Tasso in Wahnsinn zu versinken.

²³³ Wilhelm Meisters ist identisch mit Goethe. Er gesteht demnach in den >Wanderjahren<, daß er sich mit der Heilung von Seelenleiden, d. h. mit Seelenkrankheiten beschäftigt habe. Siehe dazu auch das Werk >Rhapsodien<.

Landgeistliche, zu dem der Harfner gebracht worden ist. Er betrachtet „die Methode, Wahnsinnige zu curiren“, als eine ihm zukommende Angelegenheit. „Außer dem Physischen“ sagt der Geistliche, „das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel, vom Wahnsinne zu heilen, sehr einfach. Es sind dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man erzeuge ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen vom Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden.“ Wahrscheinlich kam es zu Goethes Zeiten bei der Mangelhaftigkeit der öffentlichen Heilanstalten oft vor, daß Landgeistliche leidlich ruhige Geistesranke in Pflege nahmen. Goethe mag solche Leute kennengelernt und ähnliche Reden wie die hier wiedergegebenen von ihnen gehört haben. Doch ist es mir nicht gelungen, einen geschichtlichen Anhalt zu finden. Anzuerkennen ist bei dem Geistlichen die humane Auffassung, die von barbarischen Mitteln nichts weiß. Bekanntlich war zu Goethes Zeit die Behandlung der Geistesranke durch Zwang noch allgemein verbreitet. Man schnallte unruhige Ranke auf den Zwangsstuhl, suchte sie wohl gar durch die Drehmaschine mürbe zu machen, oder legte ihnen doch zum mindesten die Zwangsjacke an. Bei widersetzlichem Verhalten kamen Strafen zur Anwendung, kalte Begießungen und anderes mehr. Jedoch war auch der offiziellen Irren-Behandlung ein humaner Geist damals nicht abzuspochen. Man darf nicht vergessen, daß die uns jetzt erschreckenden Zwangsmaßregeln nur bei verhältnismäßig wenig Kranken und nur vorübergehend angewendet wurden. Die Art von Kranken, die ein Geistlicher in seinem Hause verpflegen konnte, fand auch in den meisten oder doch in vielen Anstalten eine milde Behandlung. Auch die Anschauung, daß man ruhigen Kranken durch solche Belehrungen nützen könne, wie sie der Geistliche empfiehlt, war damals weit verbreitet. Sogar unser modernstes Heilmittel, die Anregung der Kranken zu eigener Arbeit, wurde schon damals empfohlen, wie denn z. B. im Anfang des Jahrhunderts die Anstalt Sonnenstein bei Pirna, die 1811 eröffnet wurde, den Kranken verschiedenartige Gelegenheiten zur Tätigkeit darbot. Nach alledem ist eine besondere Weisheit in den Worten des Geistlichen nicht zu finden. Daß man weder den, der die Bedingungen des Irreseins in sich trägt, durch die Maßregeln des Geistlichen vor Erkrankung bewahren, noch die Erkrankten durch sie heilen kann, das weiß man jetzt nur allzugut.

Die einseitig psychologische Auffassung der krankhaften Geisteszustände tritt auch in folgender Äußerung zutage: „Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Überzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so *verfällt er in eine Geisteskrankheit*, ahnet hier Dinge aus einer anderen Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht mehr losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen“. Die Stelle klingt, als wäre sie in Verzweiflung über eine idealistische Philosophie geschrieben.²³⁴

Zu Riemer sagte der alte Goethe: „Der Grund von allem ist physiologisch. Es giebt ein *Physiologisch-Pathologisches*, z. B. in allen Übergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andere tritt. Dies ist wohl zu unterscheiden vom eigentlich *morbosen* Zustande. Wirkung des Äußeren bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reine von Metamorphosen das Wesen umbringen“. Bei dem Physiologisch-Pathologischen darf man wohl an die körperlichen und geistigen Störungen denken, die die Pubertät, den Eintritt in das Greisenalter und anderes begleiten können.

Den Schluß möge eine scherzhafte Szene aus Eckermanns Gesprächen machen. Einmal war Hegel zum Tee bei Goethe. Es wurde über Dialektik gesprochen und Goethe meinte, sie werde oft gemißbraucht, um das Falsche wahr, und das Wahre falsch zu machen. Da hatte Hegel die Dreistigkeit zu erwidern: Das geschehe nur von Leuten, die geistig krank sind. Statt mit Nathan zu sagen: Du bist der Mann, antwortete Goethe mit gutmütigem Spotte, „solche dialektisch Ranke könnten im Studium der Natur Heilung finden“.

Anhangsweise seien einige Äußerungen Goethes über Genie und Krankheit wiedergegeben. Es ist eigen, sagte Eckermann, daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Konstitution haben. - „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten“, erwiderte Goethe, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Conflict mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war

²³⁴ Wieder eine Invektive Goethes – des deutschen Voltaires – gegen den Theismus.

auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine 4 Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit, er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesunderer Lebensweise noch länger halten können.“ Weiterhin sagte Goethe: „Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar bucklig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“ Des Menschen Seele sei eine ewige Entelechie. „Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.

Ende des I. Halbbands

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 978-3-935288-30-9
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 978-3-935288-12-5
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb., ISBN 978-3-935288-20-0
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
broschiert, ca 124 Seiten, ISBN 978-3-935288-17-0
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 978-3-925101-58-8
Euro: 12,90
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg., 130 S., ISBN 978-3-925101-89-2
Euro: 14,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S., ISBN 978-3-935288-06-4
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 978-3-935288-16-3
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymer Briefroman Goethes, ca 200 S., ISBN 978-3-925101-92-2
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymer Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 978-3-925101-23-6
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 978-3-925101-78-6
Euro: 19,90
- >Diana von Montescclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 978-3-925101-20-5
Euro: 17,40
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 978-3-925101-95-3
Euro: 6,40

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

Verlags-Homepage: www.AsclepiosEdition.de

Emailadresse: lotharbaus@web.de